

Deutsche Dichtung

Karl Emil Franzos

Deutsche Dichtung.

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Einundzwanzigster Band.

October 1896 bis März 1897.

Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1897.

Druck von Wilhelm Baensch, Berlin SW.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXI. Bandes.

Inhalt des XXI. Bandes.

Parabeln, Sinngedichte und Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Essays und Mitteilungen.

Nekrologe und Gedenktage.

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Das Rätsel des Lebens.

Novelle von **Paul Heyse.**

Ich war noch nicht lange in München, meiner zweiten Heimat, angesiedelt, als mir im Theater ein Mann auffiel, immer auf demselben Platz, dem letzten der ersten Sitzreihe im Parkett dicht vor dem Orchester und immer in dem nämlichen sonderbaren Aufzug.

Obwohl es ein sommerlich warmer Herbst war, erschien der seltsame Herr stets in einem grauen Mäntelchen, das nach Art der altmodischen Kutschermäntel drei kleine, treppenförmig abgestufte Kragen über seine schmächtigen Schultern fallen ließ. Auf diesen saß ein ansehnlicher, viereckiger Kopf, das dichte, leicht angegraute Haar sträubte sich um eine hohe weiße Stirn, unter der ein dunkles Augenpaar, von buschigen schwarzen Brauen verschattet, mit einem eigenen Ausdruck schwermütigen Trotzes hervorblitzte. Das glattrasierte Gesicht war farblos, der feine Mund gewöhnlich fest zusammengekniffen. Erst wenn er seinen Platz eingenommen hatte, nahm er die graue Schirmmütze ab und behielt sie in den Händen, die er auf den Griff seines derben Krückstockes zusammengelegt hatte. Der Theaterdiener war angewiesen, Stöcke und Schirme abzufordern. Nur dieser Stammgast schien wie für seinen Mantel, den man sonst in der Garderobe abzugeben hatte, so auch für seinen Stock einen Freibrief zu haben.

Mehrmals hatte ich die wunderliche Figur aus der Ferne beobachtet und nie ein Zeichen irgend eines Anteils, weder des Beifalls noch der Unzufriedenheit, an ihm wahrgenommen. Er schien ganz unbeweglich dazusitzen, wie der steinerne Gast, so daß man glauben konnte, er genieße hier eines sanften Theaterschlafs. Ich erkundigte mich bei dem Thürhüter und erfuhr nichts anderes, als daß es ein Herr Arnoldi sei, ein alter Musiker, der vor Jahren einmal eine von ihm komponierte Oper der Intendanz eingereicht und eine Ablehnung erfahren habe, dafür aber die Vergünstigung des freien Eintritts bei allen Opernvorstellungen. In der That war er auch im Schauspiel nie zu erblicken.

Der Zufall brachte mich eines Abends auf einen Platz seitwärts hinter ihm, und ich sah nun, wie er, ohne sich sonst zu regen, die Vorstellung mit dem lebhaftesten Mienenspiel begleitete, bald die Brauen mißbilligend zusammenzog, die Nase rümpfte, den Mund zu einer höhnischen Grimasse verzog, dann wieder über das ganze Gesicht wie verklärt lächelte, wobei er ein leises Schnurren und Grunzen von sich gab, wie ein Kater, der behaglich in der Sonne sitzt. Nur manchmal, wenn er mit dem Tempo nicht einverstanden war, markierte er durch ungeduldiges, nicht ganz leises Aufstoßen des Stockes ein schneller! oder langsamer! ohne auf das unwillige Umschauen seiner Nachbarn zu achten, wie wenn das Orchester nur für ihn allein spielte und die Sänger und Sängerinnen sich mehr nach seinem Stock, als nach dem Stäbchen in der Hand des Kapellmeisters zu richten hätten.

Beim Hinausgehen nach dem Ende der Oper fügte es sich, daß ich im Gedränge dicht an seine Seite kam, und da er seine Mütze fallen ließ und sie nicht gleich wieder aufheben konnte, bückte ich mich rasch und fischte sie glücklich zwischen den Füßen der Hinauseilenden herauf. Er nickte mir ohne ein Wort zu sagen mit seiner gewöhnlichen mürrischen Miene zu, und wir erreichten nebeneinander den Ausgang.

Da uns aber der Heimweg durch dieselben Straßen führte, machte sich's von selbst, daß ich ihn nach einer Weile anredete, mit der Frage, wie er mit der Aufführung zufrieden gewesen sei. Ich hätte aus seinen Gebärden schließen müssen, daß er ein sachverständiges Urteil habe, wohl selbst Musiker sei.

Er sah mich erst mißtrauisch von der Seite an, schüttelte dann mit einem kurzen Achselzucken den Kopf und brummte: „Gewesener Musiker! Was sie heutzutage Musik nennen, ist meistenteils nur Katzenmusik. Obwohl, nein! ich will den Katzen nicht unrecht thun. Sie haben viel feinere Ohren, als die heutigen sogenannten musikalischen Genies. So zum Exempel, was wir soeben haben schlucken müssen — (ich muß einschalten, daß ich mich nicht entsinnen kann, welche Oper wir gehört hatten) — für einen Biergarten mag es hingehen. Aber daß da von wahrer Kunst nicht die Rede sein kann — überhaupt, was man so Oper zu nennen pflegt, der lächerliche Unsinn, gewöhnliche Menschen ihre Leiden und Freuden im Dreiviertel- oder Sechsachtel-Takt hinausschreien zu lassen — kein vernünftiger Mensch kann sich das gefallen lassen."

Ich merkte an der leidenschaftlichen Schärfe, mit der er diese Worte herausstieß, daß ich es mit einem hitzköpfigen Sonderling zu thun hatte, und hütete mich, ihn ernstlich zu bestreiten.

„Sie mögen sehr recht haben," sagt' ich. „Nur wundert es mich, daß Sie trotz dieser entschiedenen Abneigung gleichwohl die Oper so häufig besuchen, da ich Sie heute nicht zum erstenmal im Theater gesehen habe."

Er blieb stehen und stieß seinen Stock heftig gegen das Pflaster.

„Es ist auch eine Narrheit," sagte er, „und ich schäme mich jedesmal, wenn ich, sobald die Theaterzeit herankommt, doch wieder mich hinlocken lasse. Aber teils ist es die alte Gewohnheit — ich habe als grüner junger Mensch selbst einmal den Taktstock geschwungen, und wer jemals Orchesterluft geatmet hat, ist wie ein alter Militärgaul, der die Ohren spitzt, wenn draußen vor seinem Stall die Regimentsmusik vorbeizieht; dann aber, da ich sonst nicht viel aus meiner Höhle komme, brauch' ich den abendlichen Ärger und Ingrimm zu meiner Verdauung. Denn so ein Tenor, der, wenn er den Dolch in den Rippen oder das Gift im Leibe hat, noch eine Arie von vierzig Takten flötet und auf dem hohen C verendet, schüttelt mich durch und durch. Auch merk' ich auf der Stelle, wenn irgend einer der Herren Hofmusiker einen halben Ton zu hoch oder zu tief bläst oder geigt, und möchte mit einem Donnerwetter dreinfahren. Hernach wird mir aber in meiner stillen Stube um so wohler und ich genieße einen desto erquickenderen Schlaf."

„Sie sind also nicht der Meinung, daß wir an unserem Franz Lachner einen trefflichen Operndirigenten haben?" warf ich ein.

„Oh, der Lachner, der wäre der Schlimmste nicht! Er hat sein Teil gelernt und auch gute Suiten und sonstige Konzertstücke komponiert, obwohl seine Katharina Cornaro auch von der üblichen Opernsorte ist. Aber wenn er zehnmal talentvoller wäre und über den landläufigen Unsinn genau so dächte, wie ich, — gegen den Strom könnte auch er nicht schwimmen, schon weil er eben Kapellmeister am Theater ist. Sehen Sie sich doch das verehrliche Publikum einmal an" — (er sagte Pöblikum) —, „ist da von Tausenden nur ein Halber, der etwas anderes zu hören wünscht, als besten Falls ein bißchen bessere Musik als auf dem Tanzboden oder bei der Wachtparade, und dem nicht überhaupt das Hören Nebensache wäre, wenn er nur recht viel zu sehen bekommt? Von dem, wozu die Musik eigentlich in der Welt ist, von dem Symbolischen, was sie allein ausdrücken sollte, haben ja auch die Herren Ästhetiker nur selten eine entfernte Ahnung."

Er blieb wieder stehen, sah mich mit einem prüfenden Blick von der Seite an und sagte: „Sind Sie etwa auch Musiker?"

Ich erwiderte, daß meine Erziehung in diesem Punkte leider vernachlässigt worden sei, da ich mich nur einer laienhaften Liebe zur Musik rühmen könne. Meines Zeichens sei ich Schriftsteller.

„Sie machen auch Verse? sind wohl gar Dramatiker?"

„Ich kann es nicht leugnen, daß ich beides von Jugend an eifrig betrieben habe."

„Das ist mir ungemein lieb zu hören," sagte er und reichte mir mit einem plötzlich völlig verwandelten Ausdruck seine Hand — eine kleine, kühle Hand in einem Zwirnshandschuh. „Hören Sie, lieber Herr, am Ende ist's eine providentielle Fügung, daß mir heute die Mütze entfallen ist und Sie neben mir gingen und sie aufzuheben die Güte hatten. Vielleicht werden Sie im stande und geneigt sein, mir noch einen größeren Liebesdienst zu erweisen."

Ich gestehe, daß ich ein wenig erschrak. Ich wußte, wie eifrig alle Musiker auf einen gutmütigen Poeten fahnden, der ihnen einen Operntext zu liefern willens wäre. Und dieser Verächter alles gesungenen Reinmenschlichen und Verehrer des „Symbolischen" — wie sollte ich hoffen, daß wir zwei uns über ein gemeinsames Werk verständigen könnten!

Ich stellte mich aber ganz arglos und fragte, womit ich ihm etwa dienen könnte.

„Nein, nicht jetzt!“ sagte er. „Erst müssen wir uns näher kennen lernen. Geben Sie mir etwas von Ihren Sachen, und ich werde Ihnen, wenn es Ihnen recht ist, einen Einblick in meine innere Welt eröffnen. Mein Name ist Arnoldi, noch gänzlich unbekannt, und der Ihrige?“

Ich nannte mich. Er hatte nichts von mir gehört, als durch die Zeitung, daß ich vor Jahr und Tag nach München berufen worden war. „Entschuldigen Sie mich,“ sagte er. „Ich erfahre von der Welt um mich her so gut wie nichts und lese immer dieselben alten Bücher.“

„O,“ sagte ich lachend, „auch bei meinen besten Freunden bin ich nur erst ein hoffnungsvoller Anfänger. Und wenn Sie sich meiner musikalischen Bildung annehmen wollen, werde ich Ihnen aufrichtig dankbar sein.“

Wir plauderten dann von anderen Dingen, wobei er die drolligsten, weltfremdesten Ansichten vorbrachte, bis wir an meinem Hause angekommen waren.

Als wir uns schon zum Abschied die Hände geschüttelt und er mir seine Wohnung genannt hatte, sagte er plötzlich:

„Sie sind doch verheiratet? Nun, das ist gut. Also, wenn Sie mir die Freude Ihres Besuches gönnen wollen — ich bin zwar den ganzen Tag zu Hause, aber vormittags arbeite ich. Am besten ist's, Sie kommen gegen Abend, an Operntagen so zwischen Fünf und Sechs. Es war mir sehr angenehm —“.

Damit wandte er sich, die Mütze höflich lüftend, ab und ging, den Stock taktmäßig aufstoßend, die Straße hinab, dem äußeren Stadtteil zu, in welchem seine Wohnung gelegen war.

* * *

Ich versprach mir, ehrlich gesagt, nicht eben viel von einer Fortsetzung dieser Bekanntschaft. Doch konnte ich sie ja nach Belieben abbrechen, wenn sie mir lästig zu werden drohte, und jedenfalls war es der Mühe wert, diesen eigensinnigen Charakterkopf noch etwas gründlicher zu studieren.

Nach einigen Tagen also machte ich mich auf den Weg zu ihm. Die Hasenstraße, in der er wohnte, war damals noch nicht ausgebaut, und ihr gegenüber breitete sich das steinige Feld in trostloser Öde und Leere unabsehlich aus. Doch für einen Musiker mußte die tiefe Stille hier draußen, da keinerlei Wagen vorbeirollten oder geräuschvolle Gewerbe betrieben wurden, höchst erwünscht sein.

Ich stieg drei steile Treppen eines neugebauten alleinstehenden Hauses hinauf und klingelte an der Thür, an der ich auf einer Visitenkarte den Namen Heinrich Arnoldi las. Erst auf das zweite Klingeln erklang ein leichter Schritt von innen, und eine sanfte Frauenstimme fragte, wer draußen wäre.

Ich nannte meinen Namen, und sogleich wurde ein Riegel zurückgeschoben, und ich stand einer schlanken weiblichen Gestalt gegenüber, deren Gesichtszüge ich in der frühen Dämmerung nicht deutlich erkennen konnte. Doch hatte ich den sicheren Eindruck eines liebenswürdigen jungen Wesens, das seinem ganzen Betragen nach keine Dienerin zu sein schien.

Herr Arnoldi sei zu Hause, sagte die melodische Stimme, und sofort öffnete sich mir eine Thür, die dem Eingang gegenüber lag. Ich kam nicht dazu, erst anzuklopfen. Es schien, daß ich schon jeden Tag um diese Zeit erwartet worden war.

Das Zimmer, in das ich eintrat, war ziemlich groß, durch zwei Fenster mit weißen Vorhängen drang noch hinlängliches Abendlicht herein, um die einfache Einrichtung und sogar die wenigen Bilder an der Wand erkennen zu lassen. Zunächst fiel mir ein altes Tafelklavier ins Auge, über welchem die Köpfe von Gluck und Mozart in alten Kupferstichen mit verblichenen Goldrähmchen hingen. Gegenüber ein kleines Harmonium, von dessen Höhe die Bildnisse Bach's und Beethoven's herabsahen, alle diese vier musikalischen Hausgötter mit vergilbten, vertrockneten Lorbeerkränzen geziert.

Das Klavier war geschlossen und schien als Schreibpult zu dienen. Wenigstens stand ein Tintenfaß darauf, und beschriebenes Notenpapier lag daneben. An der einen Wand, zunächst der Thür, ein schmales, mit schwarzem Leder bezogenes Sofa, ein Tisch davor und ein paar Rohrstühle; an der Wand gegenüber ein altmodischer Glasschrank, der eine kleine Büchersammlung und Stöße von Musikalien enthielt. Am Fensterpfeiler eine Konsole, auf der unter einem Glassturz ein verschossenes Sammetkissen ruhte, darauf ein schmuckloser, etwas gebräunter Taktstock und ein Papierstreifen davor, mit der Inschrift, die ich erst bei einer späteren Gelegenheit entzifferte: „Requiescat in pace“.

Denn beim ersten Umblick nahm die Gestalt

„Nun, dem Fidelio werden Sie doch wohl das Recht seiner Existenz zugestehen, all Ihren bilderstürmenden Theorieen zum Trotz?“

Er blieb an dem Instrument stehen und heftete die Augen auf das Bild darüber. „Fidelio!“ sagte er vor sich hin. „Wenn ich vor diesem Einzigen meine Überzeugungen verleugnete, wär's auch nur wieder eine Ausnahme, die die Regel bestätigte. Aber ich thu' es nicht. Die Musik ist göttlich, das ist außer Frage. Ich sage nur, auf die Gefahr hin, als ein herzloser Barbar zu erscheinen, daß mich in ihrem Genuß die larmoyante Anekdote stört. Von dem ersten Akt vollends zu schweigen, wo das Liebesgetändel und die Verlobung der verkleideten Frau mit dem jungen Ding mir widrig ist. Aber auch der berühmte Kerkerakt — trauen Sie sich nicht zu, oder, wenn Sie für Ihre Person zu bescheiden sind, — trauen Sie einem Shakespeare nicht zu, die „namen-, namenlose Freude“ mit dem schlichten Wort ebenso gewaltig einem ins Herz zu schmettern, wie in dem famosen Duett, wo zum Überdruß dieselben Worte immer wieder herhalten müssen?“

Ich wollte allerlei einwenden, gerade hier die sonst unerreichbare Wirkung einer Vermählung von Wort und Ton zu verteidigen. Aber der seltsame Fanatiker schnitt mir die Entgegnung ab, indem er sich vor das offene Harmonium setzte und seine Finger über die Tasten gleiten ließ. Erst nur präludierend, dann aber ging er in eine Bach'sche Toccata über, die zufällig auch mir bekannt war, und nach dieser spielte er ein noch grandioseres Stück des großen Thomas-Kantors mit einer herrlichen Fuge und schloß endlich mit einem rührend machtvollen Choral. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden. Ich saß wie in der Verzauberung eines Traumes in meiner Sofaecke und hätte noch eine Stunde so sitzen und den wundersamen Klängen lauschen mögen.

Da wandte er sich nach mir um.

„Sehen Sie,“ sagte er, „das ist Musik nach dem Herzen Gottes und nach meinem Herzen. Aber da Sie sich selbst einen musikalischen Laien nennen, ist Ihnen der Sinn für Bach vielleicht noch nicht aufgegangen.“

„O,“ sagt' ich, „von früh an hat keiner mir's so angethan, obwohl ich mir nicht klar machen kann, was vom technischen Standpunkt aus an seiner Musik bewundernswert sein mag. Ich höre nie etwas von ihm, ohne daß mir zu Mut würde, als läge ich nackt am Meerstrande und die Wellen der Brandung rollten heran und überströmten mich mit einem Gefühl von Kraft und Frische, die mein Blut in eine wonnige Wallung bringt. Es ist eben ein elementarer Zauber, den ich sonst nur bei den herrlichsten symphonischen Sätzen Beethovens ähnlich in mir erlebe.“

„Nun,“ brummte er, indem er aufstand, „für einen Laien ist das ganz respektabel, wie Sie das zu schildern suchen, wenn man auch den Poeten erkennt, der immer ein Bild brauchen muß. Von da zu dem Aberwitz der Programmmusik ist der Weg nicht weit. Aber ich sehe, daß ich doch hoffen darf, von Ihnen verstanden zu werden, wenn ich Ihnen meine heimlichen Projekte enthülle. Sie müssen nämlich wissen —“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und das Mädchen erschien, ein schlichtes hölzernes Brett mit ausgespreizten Armen tragend, auf welchem eine kleine brennende Petroleumlampe mit grünem Schirm stand, ferner ein Teller mit einem großen Stück Käse, ein halber Laib Hausbrot und eine mit einem hellrötlichen sogenannten Schillerwein angefüllte Wasserflasche, dazu zwei Gläser.

Das alles stellte sie sacht mit behenden Bewegungen auf den Tisch vorm Sofa und glitt dann wieder geräuschlos, wie sie eingetreten war, aus der Thür.

Ich hatte aber doch Zeit gehabt, sie näher zu betrachten. Sie trug ein braunes, ganz dürftig zugeschnittenes Kattunklei[illegible] eine blende[illegible]

> einen guten Kropf [illegible]
> [illegible]ornach er schwere Tränke schlang.
> Ihr währt sein Wesen hier zu lang:
> Sie denckt, dem Jungen fehlt's im Hirne.
> Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirne.
> Drum sprach sie: „Jungherr, lasset mir
> Das Ringlein und die Spange hier
> Und hebt Euch fort! Denn kommt mein Mann
> [illegible]nd trifft Euch hier im Zelte an,
> [illegible]üßt Ihr Zorn erleiden,
> [illegible] möchtet meiden.“

r[illegible] da sie[illegible] Alles in [illegible] Jugend, wobei [illegible] müden, schwermütigen Stimmung [illegible] die feinen Schläfen und den festgeschlossenen Mund befremdlich war.

Der alte Herr hatte die Eintretende mit einem finsteren Blick empfangen und schien ein heftiges Wort auf der Zunge zu haben, das er aber doch zurückhielt, gleichsam entwaffnet durch die wehrlose, demütige Art, mit der sie ihr Geschäft verrichtete. Erst als sie gegangen war, knurrte er halblaut vor sich hin: „Hätte auch

Parzival und Jeschute.

Aus Wolfram von Eschenbachs „Parzival".

Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz**.*)

Es wandte sich der junge Fant
Hin nach dem Wald von Brecеliand.
Er kam an einen Bach geritten,
Den hätt' ein Hahn wohl überschritten.
Doch weil da Gras mit Blumen sproß,
So daß der Bach im Schatten floß,
Gedacht' er an der Mutter Wort
Und trabte diesseits an ihm fort
Unverdrossen bis zur Nacht;
Die ward, wie's eben ging, verbracht.
Am Morgen traf er eine Stelle,
Da rann das Wasser seicht und helle:
Hier ritt er durch und sah ein Feld,
Das schmückt' ein großes Prachtgezelt
Aus reichem Sammt, dreifarbig bunt,
Und alle Näthe in der Rund'
Deckt' feiner Borten Stickerei.
Die Lederhülse hing dabei,
Die, wenn es regnen wollte,
Man drüber ziehen sollte.
Des stolzen Herzogs von Kalander
Minnige Gemahlin fand er
Im Zelte, Frau Jeschute,
Die noch im Schlafe ruhte,
Zum Ritterslieb erschaffen:
Sie trug der Minne Waffen,
Einen Mund durchlauchtig rot,
Sehnenden Ritters Herzensnot.
Wie wonnig sie entschlummert war!
Halb offen stand ihr Lippenpaar;
Das glüht' von heißem Minnefeuer:
So lag das holde Abenteuer.
Schneeweiß erglänzt' in dichten Reih'n
Der kleinen Zähne Elfenbein.
Gern küßt' ich solchen süßen Mund,
Doch wurde mir das selten kund.
Auf weichem Lager hingestreckt
Hat sie den Zobel, der sie deckt,
Zurückgestreift bis an die Hüften,
Im schwülen Schlummer sich zu lüften,
Seit einsam lag das schöne Weib.
Gott selbst hat an den süßen Leib
Seine Meisterkunst gewandt.
Lang war ihr Arm und blank die Hand.
Doch als der wilde Knabe da
An ihrer Hand ein Ringlein sah,
Sprang er ans Bett, den Reif zu holen,
Wie's ihm die Mutter anbefohlen.
Das reine Weib in Scham erschrak,
Als ihr der Knab' im Arme lag.
Sie, der man keusche Zucht gelehrt,
Sprach: „Wer hat mein Gemach entehrt?
Jungherr, Ihr waget allzuviel,
Geht, suchet Euch ein andres Ziel!"
Doch er, wie laut die Schöne klagt,
Ihn kümmerts nicht, was sie auch sagt.
Er drückt' an sich die Herzogin,
Zwang ihren Mund an seinen hin
Und nahm den Ring. Auch brach der Range
Von ihrem Hemd die goldne Spange.
Sie wehrt' sich, doch mit Weibes Wehr;
Ihr war sein Arm ein ganzes Heer.
„Mich hungert," klagt er, „gieb mir Essen!"
Sie sprach: „Ihr wollt doch mich nicht fressen?
Wärt Ihr zu Nutzen weise,
Ihr nähmt Euch andre Speise.
Seht, dort beiseit steht Brot und Wein
Und zwei Rebhühnchen obendrein.
Das hat ein Mägdlein hergebracht,
Die's Euch doch wenig zugedacht."
Er ließ von ihr, indem er saß
Und einen guten Kropf sich aß,
Wornach er schwere Tränke schlang.
Ihr währt sein Wesen hier zu lang:
Sie deucht, dem Jungen fehlt's im Hirne.
Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirne.
Drum sprach sie: „Jungherr, lasset mir
Das Ringlein und die Spange hier
Und hebt Euch fort! Denn kommt mein Mann
Und trifft Euch hier im Zelte an,
So müßt Ihr Zorn erleiden,
Den Ihr gern möchtet meiden."
Er sprach mit trotzigem Gesicht:
„Er komme nur! Ich fürcht' ihn nicht.

*) Wir waren bereits einmal (Band XIX, Heft 7) in der Lage, den Lesern der „Deutschen Dichtung" eine Probe aus der Nachdichtung des „Parzival" zu geben, mit welcher Wilhelm Hertz, dem wir bereits die schöne Nachdichtung von „Tristan und Isolde", sowie das „Spielmannsbuch" verdanken, seit Jahren beschäftigt ist. Das Fragment, das wir mitteilten, hat unseren Lesern, wie vorauszusehen war, so viel Freude gemacht, daß wir in Erfüllung mehrerer uns ausgesprochener Wünsche den Dichter baten, uns noch einen Abschnitt zur ersten Veröffentlichung zu überlassen. Er hat diesem Wunsche freundlich entsprochen. Zur Erläuterung sei nur daran erinnert, daß „Parzival", der reine Thor, als er in lächerlich bäurischer Tracht in die Welt ausreitet, von seiner Mutter unter anderen Lehren auch die erhält: dunkle Furten zu meiden, alle Leute zu grüßen und, wo er etwa eines guten Weibes Ring erwerben könne, ihn zu nehmen, und die Schöne zu küssen. Mit holder Grazie erzählt nun die hier mitgeteilte Episode, wie der junge unschuldige Thor diese Lehren buchstäblich befolgt und dadurch über ein keusches Weib ungerechten Verdacht bringt. D. Red.

Doch schadet's Dir an Ehren,
Will ich von hinnen kehren."
Aufs Neu' kam er ans Bett gegangen;
Die Schöne küssend zu umfangen;
Ungerne litt's die Herzogin.
Dann ohne Abschied ritt er hin;
Doch sprach er noch: „Gott hüte Dein!
So lehrte mich's die Mutter mein." —
Wohl eine Weile trabte so
Der Knabe, seines Raubes froh;
Da kam Herr Orilus vom Feld,
Der Herzog, heim zu seinem Zelt.
Soeben war ein junger Degen
Seinem Lanzenstoß erlegen.
Seitdem er schied, er sah's am Tau,
War ein Besuch bei seiner Frau.
Er sieht's an den zertretnen Schnüren,
An Tritten, die zum Zelte führen.
Die Frau saß traurig und verlegen.
„Weh," rief ergrimmt er ihr entgegen,
„So ward mein Dienst an Euch verschwendet!
In Schmach hat aller Preis geendet,
Den ich mit Ritterschaft gewann:
Ihr liebet einen andern Mann!" —
Sie fleht umsonst, daß er sie höre,
Daß ihre Unschuld sie beschwöre.
Sie fleht mit nassem Angesicht,
Doch glaubt er ihren Worten nicht.
Sie sucht voll Angst ihn zu erbitten:
„Es kam ein Thor herzugeritten,
Ein schöner Bursch, ich muß gestehn,
Wie ich im Leben nichts gesehn.
Mit ungefügem Zwange
Nahm er mir Ring und Spange."
„Hei, wie sein Leib Euch wohlgefällt!
Drum habt Ihr Euch zu ihm gesellt."
„Verhüte Gott! Was sprecht Ihr da?
Sein Stiefel war mir doch zu nah,
Sein Wurfspieß. Wenn Ihr das gesehn,
Die Rede würdet Ihr verschmähn.
Die Fürstin soll sich schämen,
Die da will Minne nehmen."
Doch er fuhr fort in grimmem Wahn:
„Frau, ich hab' Euch nichts gethan,
Wenn Euch das Eine nicht verdrießt,
Daß Königin Ihr früher hießt
Und jetzt durch mich nur Herzogin.
Mir bringt der Tausch bloß Ungewinn.
Ich will Euch nicht von Zorne sagen,
Daß mancher schon sein Weib geschlagen
Um eine minder schwere Schuld.
Doch bot ich bisher Lieb und Huld
Und Dienst zu Euren Ehren,
Die sollt Ihr nun entbehren.
Ich will nicht mehr erwarmen
In Euren blanken Armen,
Da ich vordem in Minne lag
So manchen wonniglichen Tag,
Will Eures Mundes Rot ertöten;
Dafür soll Euer Aug' sich röten.
Zu Schanden werde Freud und Scherz,
Und seufzen lehr' ich Euer Herz."
Die Fürstin sah den Fürsten an
Mit Jammerblicken und begann:
„Wahrt Euren ritterlichen Preis!
Ihr seid ja doch gerecht und weis'.
In Eurer Macht habt Ihr mein Leben,
Mich allen Leiden preiszugeben.
Drum sollt Ihr allen Frau'n zu Ehren
Ein Gottesurteil mir gewähren.
Dann steh' ich ganz Euch zu Gebot.
Fänd' ich von andrer Hand den Tod,
So daß auf Euch kein Makel käme,
Wie gern ich alles auf mich nähme!
Mir wäre ja der Tod willkommen,
Da Eure Liebe mir genommen."
Er aber tobt im Zorne fort:
„Ihr führet noch das große Wort!
Ich lehr' Euch noch Bescheidenheit:
Getrennt sind wir auf alle Zeit
Beim Trinken und beim Essen;
Des Kosens wird vergessen.
Euch wird kein anderes Gewand
Als dies, worin ich hier Euch fand.
Euer Zügel wird ein Bast,
Euer Pferd des Hungers Gast,
Und Euer Sattel wohlgeziert
Der wird zerrissen und schimpfiert."
Er zerrt den Sammt vom Sattel nieder,
Zerschlug den Sitz und band ihn wieder
Mit Bastgeflecht zu beiden Seiten.
Dann sprach er: „Frau, nun auf! Wir reiten.
Den Ihr umfingt, käm' ich ihn an,
Ich zahlt' es ihm Mann gegen Mann,
Und bräche gleich aus seinem Rachen
Feuer wie beim wilden Drachen!"
So schied die jammerreiche Frau
Mit bittern Thränen von der Au.
Sie schmerzte nicht, was ihr geschah,
Nur daß sie ihn in Qualen sah.
Sein Trauern schuf ihr solche Not,
Daß sie viel lieber läge tot.
Nun sollt ihr treulich sie beklagen,
Sie muß noch großen Kummer tragen.
Und wären alle Frau'n mir feind,
Mich rührte, wie Jeschute weint.

Nach Königgrätz.

Mit ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

Den Auszügen aus dem Briefwechsel der beiden, in der Überschrift genannten Dichter, die unsere Zeitschrift in ihrem letzten Bande gebracht hat, schließen sich die folgenden an, welche die Stimmungen und Erlebnisse der Freunde im Jahre 1867 schildern. Einer besonderen Einführung bedürfen sie nicht, noch weniger einer Empfehlung. Für jene Leser, welche die bisher veröffentlichte Briefreihe nicht kennen, sei nur kurz bemerkt, daß die Ereignisse von 1866, der Zusammenbruch Oesterreichs und die Scheidung von Deutschland das Gemüt beider Freunde auf's tiefste aufgerührt hatte. Bei allem Patriotismus verhehlten sich beide nicht, daß das Schicksal Oesterreichs ein verdientes war, und die Sorge um die Zukunft der Deutsch-Oesterreicher vermochten ihnen die Erkenntnis nicht zu trüben, daß die Einheit Deutschlands, die auch sie wünschten, auf anderem Wege nicht zu erringen gewesen. Ein Nachhall dieser Stimmungen durchklingt auch die folgenden Briefe.

Zum Jahresschluß — Wien, 29. Dezember 1866 — schrieb Frankl an den Freund:

Verehrter Freund!

Ich möchte das alte an so schmerzlichen Ereignissen, Erfahrungen und Demüthigungen so reiche Jahr nicht scheiden lassen, ohne Ihnen einen Gruß zu senden.

Wie die Sachen liegen, ist wohl ein glücklicheres neues Jahr zu wünschen, wenn auch nicht zu hoffen. Der Koranspruch scheint sich für die fromme Christen- und Judenwelt in Oesterreich verwirklichen zu wollen: „Finsternis auf Finsternis in Finsternis!"

In so bedrängter Zeit flüchtet sich alle Hoffnung und alles Glück ins Familienleben. Möge das Ihnen eine freundlich gesinnte Macht walten, nicht allein im Jahre 1867, vielmehr immerdar, so lange es Ihnen gegönnt ist, des immerhin zweifelhaften Glückes des Lebens theilhaftig zu sein.

Ich zweifle nicht, daß es in Ihrem Schlosse Thurn am Hart irgendwo eine zufällig leergebliebene Nische giebt; für diese sende ich Ihnen meine Büste, die ein junger oesterreichischer Pensionär in Rom, Herr Schrödel, um bei mangelnder Bestellung in einiger Übung zu bleiben, angefertigt hat.

Nehmen Sie die große Büste als eine Erwiderung der Ihren so zierlich kleinen freundlich auf.

Wahr nimm der beiden Büsten mit Bedacht,
Und Du erkennst das Erdenloos:
Die Großen werden klein gemacht,
Die Kleinen machen selbst sich groß!

Hier Auerspergs Antwort:

Gratz, 2. Jänner 1867.

Verehrter Freund!

Und wieder sind Sie es, der mich zum Ausgange des alten so unheilvollen und zum Eingang des neuen wenig hoffnungsreichen Jahres mit einem Zeichen liebevoller Erinnerung erfreut, — ich kann, trotz der Überraschung in diesem Sinne nicht sagen: „überrascht!" Sie haben mich dazu durch Ihre nie ermüdende, sich immer erneuernde Freundlichkeit allzusehr verwöhnt! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die werthvolle Spende Ihrer mir sehr gelungen scheinenden Büste, welche ich keineswegs, wie Sie meinen, in das entfernte Thurn am Hart entfernen möchte, sondern lieber hier, wo ich am öftersten verweile, in meiner unmittelbaren Nähe behalte. Es hat sich in meinem hiesigen Wohnzimmer, nicht allzuferne von Hirschhänters Lenau-Statuette, ein recht passendes Plätzchen gefunden, wo die Büste auf einem zierlichen säulenartigen Sockel bereits ihren würdigen Standort nahm, umgeben von lieben Erinnerungen, selbst ein Mal und Symbol derselben.

Wäre ich in diesem Augenblicke poetisch gestimmt, so würde ich Ihren allzubescheidenen Versen, in welchen Sie sich selbst ungebürlich verkleinern, eine gereimte Widerlegung nicht geschenkt haben; aber die düsterste Prosa des Lebens belastet in diesen Tagen meine Seele.

Indem ich Ihre freundlichen Wünsche zum Jahreswechsel mit den herzlichsten Gegenwünschen erwidere und ganz in Ihrem Sinne alle Hoffnungen und alles Glück auf das innere Familienleben beziehe, fühle ich mit Schmerz eine Lücke, welche das abgewichene Unglücksjahr in mein Hauswesen gerissen hat, durch den Verlust nämlich zweier vieljährigen treuen Diener, welche mir binnen wenigen Wochen, der letzte gerade am Sylvestertage, durch den Tod entrissen wurden. Der letztgedachte war mein alter braver Gärtner, der, seit ich Thurn am Hart besitze, bei mir war, im Vereine mit mir und nach meinen Angaben die dortigen Gartenanlagen

schuf, im blühendsten Stande erhielt und gewissermaßen mit diesen zusammengewachsen war, so daß ich mir deren reizendes Bild ohne ihn hinfort nur wie von einem dunklen Schatten verhängt denken kann. Sie begreifen, solche Diener gehören doch auch im besten Sinne zum Familienleben und es knüpft uns an sie, trotz ungleicher Lebensstellung, doch ein innigeres Band wahrhaft freundschaftlicher Anhänglichkeit.

Meinen wärmsten Dank nochmals erneuernd, in alter bekannter Gesinnung, mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treuergebener Ant. Auersperg.

Der Brief ist zur Charakteristik Auerspergs nicht ohne Wichtigkeit. Wie oft ist von seinen Gegnern zu seinen Lebzeiten und namentlich nach seinem Tode der Vorwurf erhoben worden, daß er, der Liberale, seinen Untergebenen ein harter Herr gewesen! Die Gemütswärme, mit der er hier über den Tod zweier Diener spricht, legt ein Zeugnis dafür ab, was von diesen Anwürfen zu halten ist.

Die Briefe von 1867 setzen zunächst noch die Tonart des Vorjahrs fort. Am 1. März 1867 schreibt Frankl aus Wien:

Über mich ist eine wunderbare Beruhigung gekommen, seitdem ich von den energischen, die Intelligenz so sehr fördernden Armeereformen gelesen habe. „Es ist nicht genug, daß der Wachtposten auf- und abgehe, er muß auch denken und beobachten."

„Es ist mißliebig vermerkt worden, daß die Officiere Monokels tragen und die Haare vom Wirbel gegen die Stirne getheilt."

„Fortan dürfen die Officiere, nicht mehr wie bis jetzt nur bis zum Ohrläppchen, die Bärte wie die Marineoffiziere tragen, jedoch nicht so lang, daß man die Sterne am — Kragen übersehen könnte."

Ihr ewigen Sterne! Mußte erst Königgrätz und Chlum u. s. w. kommen, um die Führer zu solcher weisen Einsicht zu bringen? Mußten wir so geschlagen werden, damit endlich so lang ersehnte erleuchtende Funken hervorspringen.

Nicht minder gefreut hat mich, daß Benedeks Diagnose rücksichtlich des Blasenleidens eines seiner Unterfeldherrn so grundfalsch war. Wie anders muß es jetzt kommen, wenn Infanteriegeneräle die Marine zu leiten berufen werden.[1]

Dergleichen Thatsachen müssen die schlimmsten Pessimisten vor Freude und Zuversicht phosphoreszieren machen. Indifferente oder gar feindliche Herzen werden zu wärmstem Patriotismus umgestimmt. . . . .

Haben Sie schon den Pilgerzug nach Mekka von Maltzahn,[2] den ich Ihnen wegen seines kulturhistorischen Interesses empfahl, gelesen? Ich nenne Ihnen ein, auch besser geschriebenes, Buch noch: „Historische Landschaften" von Julius Braun,[3] kecke Studien, frappante Resultate, muthiges Zerreißen von manchem mehr als tausendjährigen Glauben.

Hörten Sie schon den Namen Ferdinand von Saar nennen? Er schrieb eine kleine Novelle „Innocenz"[4] und „Heinrich IV."[5] in zwei Theilen. Saar ist ein junger Mann, eben 32 Jahre alt und quittirte die Ober-Lieutnantscharge, um ganz der Literatur in seiner Vaterstadt, Wien, zu leben. Unterlassen Sie es nicht, diesen Dichter kennen zu lernen. Er läßt mich wieder auf die fast erloschen scheinende Produkzionskraft Oesterreichs in Hervorbringung von Dichtern vertrauen.

Neulich kamen mir Gedichte von einem Hauptmann v. Z. aus Gratz zur Beurtheilung zu.[6] Kennen Sie ihn? Wenn er ein junger Mann ist, so läßt sich, nach den vorliegenden schönen Proben, eine frische Zukunft hoffen.

Sie erinnern sich der schönen „Poetischen Fragmente", die etwa vor zwei Jahren uns anonym zukamen? Ihr Verfasser ist der kais. oesterr. Consul Schmidt in Rio Janeiro. Ich erhielt vor Kurzem ein Schreiben von ihm; er hofft nach Europa zu kommen, jedoch nur zum Besuche. Der Brief charakterisirt einen durch harte Erlebnisse gereiften, zweischneidig geschliffenen Mann . . .

Aus Grüns Antwort — Graz, 12. März 1867 — seien folgende Stellen mitgeteilt:

Maltzahns „Pilgerzug nach Mekka" habe ich leider in keiner der hiesigen Buchhandlungen vorgefunden und daher noch nicht kennen gelernt. Dagegen sind mir daselbst allerdings Brauns „Historische Landschaften" zu Gesichte gekommen, die ich auf Ihren sachkundigen Rath nun mehr gründlicher ins Auge zu fassen nicht säumen will.

v. Saars bedeutendes und vielversprechendes Talent ist auch mir nicht entgangen; ich kenne namentlich seinen „Hildebrand" (1te Abtheilung von „Heinrich IV."), welcher mich mit gesteigerter Erwartung der mittlerweile erschienenen zweiten Abtheilung entgegen sehen läßt. . . .

Hauptmann v. Z. in Gratz ist mir weder

---

[1]) Inspektor für die Marinetruppen und die Flotte war Erzherzog Leopold. Am 4. März 1868 wurde Admiral Tegetthoff sein Nachfolger.

[2]) „Meine Wallfahrt nach Mekka" von Heinrich von Maltzahn (Leipzig 1865.)

[3]) „Historische Landschaften." Von Julius Braun. Stuttgart 1867.

[4]) „Innocenz." Ein Lebensbild von Ferdinand von Saar. Heidelberg 1866.

[5]) „Kaiser Heinrich IV." Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen von Ferdinand von Saar. Erste Abteilung: Hildebrand. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite Abteilung: Heinrichs Tod. Trauerspiel in fünf Akten. (Heidelberg 1865. 1867.)

[6]) Auch im Briefe findet sich der Name nicht ausgeschrieben.

der Person noch seinen poetischen Leistungen nach bekannt geworden, was ich nach Ihren Andeutungen nur bedauern kann. Ich muß aber das Verschulden davon, daß hie und da eine bedeutendere Persönlichkeit oder ein namhafteres Werk meiner Aufmerksamkeit entgeht, nur mir selbst zur Last legen, da ich in meinem Familienleben fast ausschließlich und in solcher Abgeschiedenheit und Abgeschlossenheit von dem Verkehre mit der Außenwelt lebe, daß jenes Übersehen erklärbar wird. Entschuldbar aber wird diese Zurückgezogenheit gewiß wenigstens in den Augen derjenigen, die es mit mir fühlen, wie Einem, der so oft und so lange durch Reichsrathssessionen seinem traulichen Heimwesen entzogen wird, das auf kurze Zeit wiedergewonnene Bewußtsein des Daheimseins wohlthut. Es haftet unter solchen Umständen ein eigenthümlich beglückender und fesselnder Zauber an der heimatlichen Schwelle.

Und so steht denn die neue Reichsrathssession wieder als dunkle Wolke an meinem Horizonte. Wohl birgt sie manchen leuchtenden Blitz, manchen treffenden Wetterschlag in ihrem Schoße, aber, ich fürchte, ich fürchte, kaum jenen befruchtenden Regen, welcher die brutal zerstampften Saaten unserer patriotischen Hoffnungen wieder aufleben zu lassen vermöchte! Wollte ich nur dem, was ich ahne und vorauszusehen glaube, Folge leisten, ich bliebe daheim und ersparte mir erfolglose Mühen. Aber gerade in den desparatesten Lagen muß das echte Pflichtgefühl seine Proben bestehen. Und so sage ich denn: auf baldiges Wiedersehen!

Die Schlußsätze leiten wieder zu dem Politiker Auersperg zurück.

Trotz der Niederlage von Königgrätz, der Betrauung Beusts mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, der inneren Bewegungen hatte Graf Belcredi sich im Ministerium zu behaupten gewußt und sein Ziel weiter verfolgt, unter Ignorierung des Februarpatentes durch einen neuen außerordentlichen Reichsrat den slavisch-feudalen Elementen das Übergewicht zu beschaffen (Patent vom 2. Januar 1867). Dagegen erhoben sich die Deutschen und Verfassungstreuen, ebenso das Mißtrauen der Ungarn, was seinen Sturz herbei führte. Nachdem Belcredi am 7. Februar 1867 die erbetene Entlassung erhalten, griff man zur Februarverfassung, soweit sie durch den Ausgleich nicht berührt war, zurück. Am 11. Februar richtete der zum Ministerpräsidenten ernannte Graf Beust ein Rundschreiben an die Statthalter, das die Auffassung der Lage durch die Regierung darlegte und in der Versicherung gipfelte: „Ihr Bestreben ist ein nach allen Seiten versöhnliches, aber sie wird sich mit Festigkeit auf den gegebenen verfassungsmäßigen Boden stellen und nur auf diesem dem Gedanken der Versöhnung Folge geben.“ Also durchaus das Auerspergsche Programm. Daß er trotzdem am Ernste zweifelt, findet in den Erfahrungen der vergangenen Jahre seine Erklärung.

Die nun folgende Session brachte ihm angestrengteste Arbeit. Zunächst hatte er die Adresse an den Kaiser zu entwerfen, welche die Thronrede vom 22. Mai 1867 beantworten sollte, die in dem Wunsche gegipfelt hatte, die Völker Oesterreichs mögen „über eine nahe Vergangenheit den Schleier der Vergessenheit breiten“. Aus der Adresse sei die darauf bezügliche Stelle als Probe für die Tonart des Ganzen mitgeteilt:

> Gerne werfen die Völker Oesterreichs nach dem hochherzigen Worte Euer Majestät den Schleier des Vergessens über eine nahe Vergangenheit und stimmen jener Politik bei. Allein kein Schleier ist groß und dicht genug, um all die Schäden und Wunden, an denen der Staatskörper leidet und krankt, zu verhüllen — und er sollte es auch nicht — denn aus ihrem Anblick schöpfen wir die Lehre der Mittel, durch welche die dauernde Heilung der Leiden und frische Lebenskraft zu gewinnen ist. Gestatten Euer Majestät dem Herrenhause mit ehrfurchtsvollem Freimute seine Überzeugung auszusprechen, daß die verjüngende Wiedererstarkung des Reiches nur auf dem Wege eines weisen Anschlusses an die schöpferischen und zugleich erhaltenden Ideen der *Gegenwart*, durch eine einsichtsvolle Gewährung ihrer berechtigten *Forderungen* zu erreichen und zu sichern sei.
>
> Die erhöhte Pflege geistiger Kultur erweist sich auch in gesteigerter und materieller Wohlfahrt dankbar und die Werke und Werte der Friedensarbeit werden Oesterreichs Schwert, sollte es wieder zur Verteidigung gezogen werden müssen, neuerdings stählen und schärfen.[7])

Auch an den anderen Arbeiten des Hauses, namentlich dem Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit nahm Auersperg hervorragenden Anteil. Das Schwergewicht seiner Thätigkeit aber lag in der „politischen Kommission“, welche die wichtigsten Verfassungs-Gesetze (namentlich auch die Gesetze über das Vereins- und Versammlungsrecht) zu entwerfen hatte. Als sich das Haus im Sommer vertagte, durfte Auersperg Wien mit dem Bewußtsein verlassen, sich seine Ferien ehrlich verdient zu haben.

In diesen Sommer fällt der folgende, aus Gmunden, 26. August 1867 datierte Brief von Frankl über die Salzburger Entrevue:

Ich lebe seit einigen Wochen in der grünen See- und Bergidylle von Gmunden, die ich durch eine kurze Episode in dem völlig antinapoleonischen Salzburg unterbrochen habe. Sie haben die Zeitungen gelesen und wissen nur zu genau, wie er sich räuspert und spuckt.

Ich setze voraus, daß es Sie in Ihrer glücklichen Einsamkeit interessirt, Einiges zu hören was nicht in den Zeitungen zu lesen war.

Am Perron angelangt rief ein französischer Journalist: „Vive l'empereur!“ Vier oder sechs Stimmen von etwa 400 Anwesenden riefen ein Vivat nach. Es rief einen lächerlichen Eindruck hervor. Als die Majestäten im Theater erschienen, rührte sich keine Hand, war kein Ruf zu hören,

7) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Vierte Session. S. 77. ff.

und so überall. Als ich dem mir befreundeten Herrn v. Mertens, der als Bürgermeister auch die Polizei regiert, fragte, warum er das ihm „Vertraute"[8]) nicht zu lauten Begrüßungen kommandirt habe? erwiderte er mir: „So klug wären wir auch gewesen, wenn wir bei der abweisenden deutschen Gesinnung der Bevölkerung nicht hätten Gegendemonstrazionen befürchten müssen."

Es ist keineswegs zufällig, daß eine vom 17. d. M. datirte Ballade: „Max von Habsburg, Kaiser von Mexico", also am Vorabend des Napoleonischen Besuches in einer hiesigen Druckerei vervielfältigt, an allen Ecken und Enden um 3 Kr. feilgeboten wurde; ebenso, daß eine Medaille, auf deren einen Seite das Bild Maximilians, auf der andern sein antizipirtes Grabdenkmal geprägt ist, von Männern überall feilgeboten worden ist, von denen einige einen nicht oesterreichischen Akzent beim Ausrufen des frappant geringen Preises, der höchstens den Metallwerth repräsentiren mochte, vernehmen ließen. Daß eine Seelenmesse für den Kaiser von Mexico in der Wallfahrtkirche von Maria Plain bestellt wurde, ist eine Thatsache, und der Leiter des Preßbüreaus konnte mit gutem Gewissen die Journalisten versichern, daß die Messe nicht bestellt worden sei; natürlich nicht von der Regierung. Er bat, dem „dummen" Gerüchte zu widersprechen. Eine in Wien gedruckte Broschüre: „Napoleon III. in Salzburg", die demselben auch eben nicht sehr schmeichelhaft ist, war an allen Straßenecken angekündigt. Alle derlei Blätter sind anonym und weniger als talentlos, aber sie sind symptomatisch aufzufassen . . .

Ich fühlte mich verpflichtet, dem Fürsten Metternich, dessen Gast ich vor 4 Jahren in Königswart war, einen Besuch abzustatten Er sprach von der Demonstrazion in Augsburg, von dem feinen Gehöre und Gewissen des Kaisers Napoleon, wenn Stimmen aus dem Volke kommen „Es ist gut," äußerte er sich, „wenn er sich von der Stimmung in Deutschland überzeugt, er hat sich vielfach gegen dieselbe versündigt; vielleicht gelangt er zu einer anderen Meinung und Überzeugung."

Im Gegensatze zu diesem Ausspruche forderte eine andere nicht unbedeutende Persönlichkeit, der ich auf der Straße begegnete, mich geradezu auf, ein Begrüßungsgedicht an das französische Herrscherpaar zu richten, „es würde sehr gut aufgenommen werden." Ich konnte diplomatisch auf die Priorität eines Gedichtes von dem, wie er sich stets selbst nennt, „Dichterfürsten" Karl Hugo,[9]) der mit einem Begrüßungsgedichte hier hausierend bettelte, hinweisen. Und nur nebenbei erlaubte ich mir die Bemerkung, daß mein kleiner Name die Spitzruthen nicht aushielte, welche jeder Deutsche oder auch nur oesterreichisch Gesinnte ihm beibringen würde. Die Politik habe andere Gesetze, aber auch die Poesie, und ich traute mir das Recht nicht zu, die letzteren zu verletzen. Man bat mich schließlich, die Aufforderung als nicht gethan und nur als individuellen Einfall zu betrachten!!

Der Kaiser machte auf mich äußerlich den besten Eindruck. Er stellt sich wie ein stämmiger untersetzter Husarenoberst dar, der energische rasche Bewegungen zur Schau trägt. Der Kopf ist entschieden für die kurzbeinige Gestalt zu groß. Die Augen haben durch ihre Kleinheit den Ausdruck des Lauernden. Der ungarisch aufgewichste Schnurbart vollendet den Begriff des Husarenobersten. Nur Eines überraschte mich: einen blonden Mann zu sehen, den ich mir immer, wahrscheinlich durch die Photographien irre geleitet, schwarz dachte.

Ebenso stellte ich mir die Kaiserin immer hoch und schlank vor. Die Bilder täuschten; sie ist um Kopfeslänge kleiner als die Kaiserin von Oesterreich, volle Büste, etwas schlaff hängende Wangen, eine üppige Blondine mit kleinstem Fuße und feinsten Knöcheln; der kokett aufgeschürzte Rock begünstigt die Ansicht . . .

Der Zufall stellte mich am Perron neben den Fürsten Lothar Metternich und die Gräfin Pausty (?), mit der die Kaiserin und der Kaiser sprachen. Ich konnte genau beobachten. Unser Kaiser trug sichtbar mächtige Aufregung zur Schau. Er war bleich, legte häufig die Hand auf die Brust und athmete tief ein; das wiederholte sich, je näher der Moment der Begrüßung kam. Beide Männer sahen sich seit Villa Franca nicht . . .

Den Schluß des interessanten Berichts werden wir in unserem nächsten Hefte bringen.

(Schluß folgt.)

[8]) Ein Wortspiel, das für Leser außerhalb Oesterreichs der Erklärung bedarf. „Vertraute" hießen damals im Volksmunde die Geheimpolizisten.

[9]) Der Deutsch-Ungar Karl Hugo, ein nicht talentloser, aber moralisch brüchiger Mann, der sich in seinem, vielleicht wirklichen, vielleicht nur erheuchelten Größenwahn „Fürst der Poesie" nannte.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger**.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Gottlieb Schmeling, seit mehr als fünfzig Jahren der alleinige Inhaber der Firma Schmelings Handlung in dem betriebsamen Landstädtchen Gunthershausen, war im Alter von achtzig Jahren als Junggeselle gestorben. Seine Nichte, die ihm schon lange Zeit den Haushalt geführt hatte, Fräulein Käthe Schmeling, erließ darauf an sämtliche Verwandte folgende Todesanzeige:

„Es hat dem Herrn gefallen, meinen Oheim Gottlieb Schmeling aus seinem langen, rastlos thätigen Leben gestern abzuberufen. Die Beerdigung findet am 5. Mai, morgens 9 Uhr statt. Unmittelbar nachher wird der letzte Wille des Verstorbenen im Trauerhause eröffnet und verlesen werden."

Die Verwandten, so viele ihrer abkommen konnten, versäumten nicht, der Einladung nach Gunthershausen zu folgen. Von Osten, Norden und Westen fuhren sie herbei, in allen Wagenklassen mit Ausnahme der vierten. Denn dieser Oheim und Großoheim Gottlieb Schmeling galt in der ganzen Familie für ein knorriges, stachliges Gewächs, in dessen Nähe man sich am besten nicht wage, den man aber nach seinem Ableben unbedenklich beerben könne. Und daß der Knauser und Pfennigfuchser im Laufe seines langen Lebens ein ansehnliches Vermögen zusammengescharrt haben müsse, war unter den mutmaßlichen Erben ein feststehender Glaubensartikel.

Wenn die hoffnungsvollen Leidtragenden sich etwa unterwegs Sorge gemacht hatten, ob Gunthershausen imstande sei, ihnen anständige Unterkunft zu bieten, so wurden sie bei ihrem Eintreffen auf das angenehmste enttäuscht. Der Wirt des Gasthofes „Zum König von Preußen", von Käthe instruiert, fing sie Zug auf Zug am Bahnhofe ab und unterhielt sie auf dem Wege zu seinem rühmlichst bekannten Etablissement von den Tugenden ihres seligen Anverwandten, der noch am letzten Sonntag Abend, wie dies an Sonn- und Feiertagen seine Gewohnheit gewesen sei, einen Schoppen Moselwein bei ihm getrunken hätte. Bei Ankunft vor dem Gasthofe brach er dann mit dem Seufzer ab: „So rasch kann es kommen!" und lud die Herrschaften wohlwollend ein, unter seinem Dache vorlieb zu nehmen. Nur mit Mühe unterdrückte er dabei, als in diesem Augenblicke unpassend, die Mitteilung, daß er ein ganzes Reh und verschiedenes gemästetes Geflügel eingelegt habe, und daß sein Keller alte, köstliche Jahrgänge sowohl von Rheinweinen als Bordeauxweinen enthalte.

So sehr war die aus Gunthershausen stammende Familie Schmeling im Laufe der Zeit zerstreut worden, daß die meisten der Verwandten einander zum erstenmale im Leben erblickten. Da fiel es nun namentlich den Jüngeren schwer, sich zu orientieren, weil sie niemals angehalten worden waren, die Verzweigungen ihres Geschlechts zu studieren. Es dauerte geraume Zeit, bis die in Trauer gekleideten neun Gäste des „Königs von Preußen" unter sich Bekanntschaft gemacht hatten, und der zuletzt von Berlin eingetroffene Gerichtspräsident von Altrock ging sogar zu Bett mit dem Verdachte, daß einige unberechtigte Miterben aus reiner Neugierde nach Gunthershausen gekommen seien.

Mit einer Pünktlichkeit, die dem Verstorbenen Freude gemacht haben würde, begann die Be-

gräbnisfeierlichkeit. Das Trauergeleite, an dessen Spitze sämtliche Verwandte, männliche und weibliche, marschierten, war ein recht stattliches. Gottlieb Schmeling war so lange ein hervorragender Bürger des Städtchens gewesen, daß es als eine Anstandspflicht galt, seiner Leiche auf dem Wege zu ihrer letzten Ruhestätte ein ansehnliches Gefolge zu stellen. Allgemeine Achtung hatte er immer genossen, wenn er auch auf persönliche Beliebtheit hatte verzichten müssen, da er gegen die Schwächen seiner Stadtgenossen niemals Toleranz zeigte, und in allen Beziehungen des Lebens starr und unbeugsam den Weg ging, den er für den richtigen hielt.

Der Geistliche wies in seiner Grabrede ziemlich deutlich auf diesen Charakterzug des Heimgegangenen hin, und versuchte, die Entwicklung desselben aus seinem Lebensgange herzuleiten. „Wie konnte ein Mann, der niemals in sorgender Liebe um Weib und Kind des Herzens natürliche Selbstsucht gemildert, der mit dem Stolze einherging, aus eigener Kraft etwas geworden zu sein, — wie konnte er zur Duldsamkeit gegen menschliche Unvollkommenheit gelangen, die eine Frucht der Demut ist?" — so fragte der Geistliche. Und in seinem Gebete nach Einsenkung des Sarges bat er um die Gnade des Allgütigen auch für diesen Selbstgerechten, dem Er eine so lange Reihe von Erdentagen gewährt habe.

Dann hob sich der Bann, den die Erscheinung des Todes immer auf die Gemüter legt; mit gelösten Zungen strömte die Menge heimwärts auf verschiedenen Wegen, die der junge Mai mit seinem Grün geschmückt hatte.

Neben Frau Lottchen Schmeling, der hochbetagten Schwägerin des Verstorbenen und Mutter Käthes, ging der Präsident von Altrock.

„War Ihr Schwager wirklich so hart, wie er uns geschildert worden ist?" fragte er.

„Er stellte sich so dar," war die Antwort.

„Dann ist Ihre Tochter Käthe auch nicht auf Rosen gebettet gewesen?"

„Das wohl gerade nicht. Aber sie hat im Laufe der Zeit viel von ihm angenommen, und stand ihm schließlich näher als mir."

„Da wird er sie jedenfalls ausreichend versorgt haben?"

„Ich weiß von nichts. Ohne Zweifel kennt Käthe die letztwilligen Verfügungen ihres Oheims, aber sie versteht zu schweigen."

Ähnliches wurde zwischen dem nächsten Paare verhandelt, dem Pastor Wolfgang Olten und Käthe Schmeling.

„Herr Schmeling ist wohl in der letzten Zeit seines Lebens recht gebrechlich gewesen?" fragte Olten.

„Keineswegs," erwiderte Käthe. „Bis zu seinem Tode hat ihm nichts gefehlt. Gewesen ist er einen Tag wie den andern, so lange er lebte. Er ließ sich mit nichts hin; mitten aus der Thätigkeit ist er geschieden; im Nachmittagsschlaf ging er hinüber. Kein Mensch in Gunthershausen hat sich so in den Dienst der Pflicht gestellt wie er. Bis zuletzt. Aber dafür konnte soeben am Sarge der Pastor kein lobendes Wort finden. Statt dessen hat er seinem Unmut darüber Luft gemacht, daß Onkel Gottlieb als Gemeindeältester seiner Herrschsucht unbeugsam entgegengetreten ist, wenn es ihm notwendig erschien. Dafür hat er nun seine kleine Rache gehabt. So sind die Menschen, hier und überall. Nur wenige kommen über das Persönliche hinaus."

Olten hielt es nicht für ratsam, seinen geistlichen Bruder in Schutz zu nehmen.

„Das Geschäft von Schmelings Handlung war wohl ein sehr lebhaftes?" forschte er weiter.

Ausweichend versetzte Käthe: „Wer vielerlei feilhält, nur gute Ware führt und mit mäßigem Nutzen zufrieden ist, wird im Laufe der Zeit immer mannigfaltige Kundschaft erwerben."

„Unsereiner hat für dergleichen Handelsgeschäfte nur ein geringes Verständnis," bemerkte Olten. „Doch seh' ich sie in meiner Pfarre florieren, und nehme deshalb an, daß auch Schmelings Handlung der Segen nicht gefehlt hat."

„Die Leute hier im Orte behaupten sogar, der alte Schmeling sei ein schwerreicher Mann gewesen. Die müssen es wissen."

Käthe war offenbar nicht gewillt, zu plaudern.

Olten entschloß sich, mehr aus sich herauszugehen. „Ich will Ihnen nur gestehen, Cousine," sagte er mit schamhafter Verlegenheit, „daß ich mit der Hoffnung hieher gekommen bin, einen kleinen Zuwachs an irdischen Gütern zu erlangen. Nicht für mich selbst; mir wird durch Gottes Gnade beschert, was ich nötig habe. Aber Sie wissen vielleicht, Cousine, daß ich meine Zwillingssöhne die militärische Carriere habe einschlagen lassen. Jetzt sind sie beide Sekondelieutenants, und ich versichere Ihnen, der Kaiser hat keine strammeren Offiziere. Nur geht's leider mit dem Avancement so entsetzlich langsam.

Ohne Zuschuß werden sie sich noch lange nicht erhalten können. Deshalb, sehen Sie, Cousine, wäre mir eine Beihilfe äußerst willkommen."

„Kann ich mir denken, Herr Pastor," entgegnete Käthe trocken. „Erlauben Sie mir indessen die Bemerkung, daß es in irdischen Dingen immer die beste Politik ist, sich nach der Decke zu strecken."

Eine kleine Strecke weiter zurück folgten Erich Malchien und Gerdt von dem Busche, Männer im besten Alter, von kräftiger Gestalt und blühender Gesichtsfarbe.

„Mir ist's zuerst miserabel ergangen, als ich nach Amerika kam," erzählte Erich. „Gehungert und gefroren hab' ich, und mehr als einmal auf der Policestation übernachtet. Zum Glück vergißt sich so etwas bald, wenn's überstanden ist. Und tüchtig durch die Mühle müssen ja die meisten bei uns drüben, die von Deutschland kommen. Was dabei zu Grunde geht, wird nicht gerechnet. Well — ich hab' mich lange genug gequält, bis ich die ersten tausend Dollars beisammen hatte. Dann ging's rascher. Jetzt hab' ich Property in Chicago — ein schuldenfreies Haus, das mit jedem Jahr im Werte steigt. Und in meinem Laden wird's nie leer von Customers. Schon lange hab' ich mir das alte Vaterland mal wieder ansehen wollen, aber ich hab' warten müssen, bis mein Ältester das Busineß wahrnehmen konnt'. In diesem Frühjahr war's so weit. Ich hab' gedacht, den alten Onkel noch lebend anzutreffen; es hätte mir Vergnügen gemacht, ihn kennen zu lernen; er muß ein schlauer Geschäftsmann gewesen sein. Heut' morgen hab' ich den Wirt ausgepumpt. Schmelings Handlung bedeutet nicht viel, aber der alte Herr soll an Grund und Boden, was man ihm einigermaßen nachrechnen kann, einen Haufen Geld verdient haben. Als hier in der Gegend die Fabriken aufkamen, sind die guten Lagen alle in Schmelings Händen gewesen. Trotzdem aber, Mister Busche, müssen wir nicht vergessen, daß der Nachlaß zunächst in drei Teile geht und dann nach unten herab sich weiter dividiert. Dabei wird auch die größte Summe merkwürdig rasch klein. Ich fürchte, es wird hernach lange Gesichter geben. — Na, mir kann's egal sein. Ein Dollar, den ich selber verdiene, ist mir lieber, als hundert Mark, die mir in den Schoß fallen."

Gerdt erwiderte: „Ein eigenes Interesse an der Erbschaft habe ich nicht. Meine verstorbene erste Frau war die jüngste Tochter von Frau Lottchen Schmeling, die dort vor uns noch in voller Rüstigkeit einhergeht. Hilka ist unser einziges Kind. Was etwa für sie abfällt, soll ihre Aussteuer sein. Ich bin hauptsächlich deshalb hieher gereist, damit sie ihre Familie kennen lerne. Sie ist von meinem Gut nie herabgekommen, und hat sich von ihren städtischen Verwandten eine Vorstellung gemacht, als ob sie ganz andere Menschen wären als unsereiner. Wenn sie die erste Befangenheit überwunden hat, wird sie schon dahinterkommen, daß durch äußere Politur das Stroh nicht aus den Köpfen herausgebracht wird, wohl aber der Dünkel hinein."

Der Amerikaner lachte.

Hitzig fuhr Gerdt fort: „Sehen Sie sich nur einmal diesen Präsidenten von Altrock an! Daß er seinen Posten ausfüllt, will ich nicht bezweifeln; dazu gehört weniger, als die meisten Menschen denken. Wer in einem Labyrinth sich heimisch gemacht hat, bewegt sich darin mit erstaunlicher Sicherheit. Wie aber bläst er sich auf! Vor Hochmut sieht er uns gewöhnliches Volk nur wie verdächtige Gestalten, die unter ihm im Nebel durcheinander wimmeln. Hat er mich heute morgen nur gegrüßt? — Er glaubt wohl, ich wüßte nicht, daß er vor ein paar Jahren seine Köchin geheiratet hat!"

Erich Malchien bot dem entrüsteten Landmann seine harte Hand.

„By Jove, Sie gefallen mir, Vetter," sagte er. „Wir wollen zusammenhalten."

Die Jugend schloß den Zug, der sich zum Trauerhause zurück bewegte.

Albert Malchien hatte sich zu Hilka von dem Busche gesellt. „Mein Vater konnte nicht abkommen," erklärte er. „Er ist, wie Sie vielleicht wissen, Direktor einer Aktienbrauerei in Westerfelde. Gerade heute ist Rechnungsablage vor den Aktionären; da muß er am Platze sein, um Rede und Antwort zu stehen. Er wünschte, ich, als sein ältester Sohn, sollte ihn hier vertreten. Abschlagen konnte ich's ihm nicht gut, obgleich ich mich, offen gestanden, um Begräbnisse am liebsten wegdrücke. Man kommt dabei auf unangenehme Gedanken. Daß wir auch einmal — in einem halben Jahrhundert etwa — von dieser schönen Erde abmarschieren müssen, was braucht uns junge Leute das zu kümmern? Meinen Sie nicht auch?"

„Ich weiß nicht," sagte Hilka unsicher.

„Nun — das Schlimmste ist vorüber. Es

folgt nur noch die Verlesung des Testaments — es wird eine Geduldsprobe werden — aber mitgefangen, mitgehangen. Dann sind wir frei. Meine Schwester Klara und ich werden uns schleunigst aus dem Staube machen. Wir wollen noch eine kleine Vergnügungstour anhängen — nach Frankfurt und rheinabwärts zurück. Sie sollten Ihren Vater bereden, Hilka, daß er sich uns anschließt."

„Sie sind sehr freundlich, aber —"

„Soll ich mit ihm sprechen? — Wir möchten gerne länger mit Ihnen zusammen sein. Weiß man denn, wann man sich einmal wiedersieht?"

„Freilich . . . Und ich sähe so gerne ein bißchen mehr von der Welt! — Denken Sie nur: bis zu dieser Reise bin ich nur einige Meilen über Oldenholm — so heißt unser Gut — hinausgekommen. Nicht einmal in Pension hat mich mein Vater geben wollen!"

„In der That! — Wie kann Ihr Vater das nur verantworten? — Und Sie sind doch gewiß schon siebenzehn Jahre alt!"

„Achtzehn."

„Wirklich? — Da muß ich Ihrem Vater einmal ins Gewissen reden. Aber Sie müssen mich tapfer unterstützen, Hilka! Geben Sie mir die Hand darauf!"

Bereitwillig legte Hilka ihre Hand in diejenige des artigen Vetters. Ohne Arg ließ sie es sich gefallen, daß er sie mit sanftem, vielsagendem Drucke festhielt.

Das Paar hinter ihnen, Heinrich Kurz und Klara Malchien, sah den langen Händedruck.

Klara lächelte spöttisch: „Welch ein Don Juan ist er doch, dieser Bruder von mir! Auf dem Rückwege vom Friedhofe bethört er dieses Landgänschen!"

„Sie ist ein reizendes Geschöpf," sagte Heinrich enthusiastisch.

„Geschmackssache," war Klaras schnippische Anmerkung.

Der junge Postsekretär merkte, daß sein Lob verletzt hatte. Er lenkte ein: „Wie aus einer Dorfgeschichte — so frisch und blühend und natürlich!"

Klara wies ihn zurecht: „Wer holt denn noch seine Ideale aus Dorfgeschichten? — Das sind tempi passati, Herr Vetter. Dorfgeschichten — die sind längst aus der Mode."

„Was Sie sagen! — Und die Mode hat immer recht, nicht wahr?"

„Das nicht gerade — aber man muß doch der Strömung der Zeit folgen, wenn man als gebildet gelten will."

„Gelten will — bei wem? — Bei anderen Unselbständigen."

„Ach Gott! ich habe keine Zeit, mir eine eigene Meinung zu bilden. Und wozu auch? Man würde nur die Augen über mich aufreißen — vielleicht Schlimmeres. Ein Mädchen, Herr Vetter, thut immer am besten daran, zu denken wie ihre Umgebung."

„Das ist eine bequeme Lebensregel; dabei befinden Sie sich gewiß sehr wohl?"

„Auch nicht einmal, offen gestanden. Ich möchte in einem anderen Kreise geboren sein, in anderen Verhältnissen leben."

„Wohl mit eigener Equipage und Pferden?"

„Nein, das nicht. Aber manchmal kommt mir mein Horizont so entsetzlich beschränkt vor. Mein Vater, mein Bruder — sie sind ganz in ihren Geschäften befangen und kennen nur grobe Vergnügungen, wenn das Tagewerk gethan ist. Und ich bin das Aschenbrödel im Hause; ich muß den ganzen Tag nach ihrer Pfeife tanzen."

„Sie sind nicht die einzige, die mit ihrem Schicksal unzufrieden ist."

„Soll das ein Trost sein? — Ja, Sie haben gut reden; Sie sind ein Mann und obendrein auf ebener Bahn zu hohen Ämtern —"

„Und deshalb — so meinen Sie — müßt' ich Gott danken und mich glücklich preisen. Es liegt es nun doch nicht mit mir. Ich habe früher dem heißen Wunsche, studieren zu dürfen, entsagen müssen, und das nagt immer noch zuweilen an mir."

Die beiden Mißvergnügten hatten sich gefunden.

Sie vollendeten den Rest des Weges in angenehmer Unterhaltung, Klagen über das böse Schicksal austauschend, das mit ihnen so rücksichtslos verfahren sei. Dabei dachten sie wenigstens nicht an das Testament ihres Großoheims Gottlieb Schmeling.

Zweites Kapitel.

Mit den Verwandten zugleich trat der Notar Brünninghaus in das Schmelingsche Haus, ein hagerer alter Herr mit spärlichem grauem Haupthaar. Man sah ihm an, daß er der Mann dazu war, fremde Geheimnisse in seinem Innern zu verschließen und sie dort, wenn es sein mußte, bis zum jüngsten Tage aufzubewahren.

Man versammelte sich in dem Wohnzimmer des Verstorbenen, einem mäßig großen Gemach zu ebener Erde, mit altem, schwerfälligem Hausrat ausgestattet. Dort hatte bei geschlossenen Fenstern der Sarg gestanden, und die eben vorgenommene kurze Lüftung hatte nicht genügt, jenen fatalen Lackgeruch zu entfernen, der schwachen Personen so leicht auf die Nerven fällt.

Schmelings Erben, die aus der wonnig frischen Luft eines schönen Maitages kamen, unterlagen bald dem Einflusse der dumpfigen Atmosphäre. Die Gespräche wurden leiser und leiser weitergeführt und verstummten allmählich ganz. Unbehaglich saßen sie auf den hartgepolsterten Stühlen umher, die versammelten Leidtragenden, und an die Stelle der erwartungsvollen Weihnachtsstimmung, worin sie eingetreten waren, schlich sich ein banges Gefühl, als ob eine unliebsame Überraschung ihrer harre.

Endlich trat aus dem Nebenzimmer Käthe Schmeling ein, die Repräsentantin des Hauses, — Käthe, mit ihrem verkniffenen Gesicht, in tiefes Schwarz gekleidet, bis zu der phantastischen Haube hinauf, mit der sie ihr kleines Haupt geschmückt hatte. Da zuckten alle, mit Ausnahme des Notars, zusammen, als ob Knecht Ruprecht mit seinem geheimnisvollen Sack erschienen wäre, um ihnen, je nach Verdienst, seine Gaben auszuteilen: goldene und silberne Äpfel und Nüsse, aber auch leere Eierschalen und lange Birkenruten.

In die Stille tönte Käthes harte Stimme hinein: „Wir sind hier versammelt, um den letzten Willen unseres in Gott ruhenden Anverwandten, des weiland Herrn Gottlieb Schmeling, zu vernehmen. Der Herr Notar Brüninghaus ist gegenwärtig und wird die Güte haben, das Dokument zu verlesen. Nachdem dies geschehen ist, wollen die Anwesenden sich in das obere Stockwerk begeben, wo sie ein Frühstück bereit finden werden. Dies ist eine Anordnung des Verstorbenen, der diejenigen Verwandten, die ihm die letzte Ehre erwiesen haben, festlich zu bewirten wünschte."

Der tote Mann bot seinen Gästen in dem von ihm geräumten Hause einen Imbiß dar!

Diese Mitteilung wirkte auf die Mehrzahl der Zuhörer wie Unkengekrächz auf die Besucher eines verfallenen Schlosses, worin es spuken soll.

Der Notar holte hinten aus der Rocktasche ein großes Couvert hervor, legte es vor sich auf den Tisch nieder, und begann, bedächtig seine Brille zu putzen. Aller Augen waren auf das buntseidene Schnupftuch gerichtet, das er dazu benutzte, als auf einmal Erich Malchien, der Grocer aus Chicago, aufstand und nach kurzem Räuspern sich vernehmen ließ:

„Gestatten Sie mir eine Bemerkung zur Tagesordnung, Ladies und Gentlemen. Es heißt zwar: erst das Geschäft und dann das Vergnügen, und im allgemeinen ist das auch mein Grundsatz. Doch keine Regel ohne Ausnahme. Im vorliegenden Falle denke ich so: der Vortrag des Herrn Notars könnte einigen von uns den Appetit verderben. Wenn deshalb das Frühstück vorher genossen werden darf, so möchte ich vorschlagen, daß wir unsere verehrte Vizewirtin ersuchen, uns zunächst in das obere Stockwerk zu führen."

Erich setzte sich mit dem Bewußtsein nieder, vernünftiger Erwägung die Bahn eröffnet zu haben.

„Unterstützt," half ihm Gerdt von dem Busche.

Die übrigen schwiegen.

Ohne die mindeste Erregung versetzte Käthe Schmeling: „Ganz, wie es den Herrschaften beliebt, vorausgesetzt, daß der Herr Notar einverstanden ist."

Brüninghaus hatte nichts einzuwenden; gemächlich schob er Couvert und Brille wieder in seine Taschen.

„Dann ersuche ich die Gesellschaft, sich nach oben zu verfügen," sagte Käthe frostig.

Altrock, als Mann der Form, bot der ältesten anwesenden Dame, Frau Lottchen Schmeling, den Arm, und führte den Zug an, der nun, mit größerer Lebhaftigkeit, als ziemlich war, die schmale, ausgetretene Treppe erstieg und neugierig in den Saal drang, worin das Mahl bereitet stand.

Es war das Staatszimmer des Hauses, nach vorne gelegen, und erstreckte sich mit fünf Fenstern über die ganze Front. Die Ausstattung, weiß mit Gold, die Möbel im Barockstil, stammte augenscheinlich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Fenster standen offen; dennoch war ein schwaches, nicht unangenehmes Parfüm bemerkbar, das die älteren Leute an die Zeit ihrer Kindheit erinnerte, — an die vergangene Mode, Räucherpulver auf heißen Platten zu versengen, wenn Gesellschaft erwartet wurde.

In der Breite des Saales war die Tafel gedeckt; altertümliches, kostbares Geschirr prangte darauf. An kalten Speisen auserlesener Art war kein Mangel; Weinflaschen mit verschiedenen Etiketten standen in Fülle umher.

Der Bann, der unten auf der Gesellschaft gelegen, verschwand; die ernsten Falten verloren sich aus den Gesichtern.

„Ich bitte, nach Belieben Platz zu nehmen," sagte Käthe, ihre Stimme erhebend.

Nachdem dies geschehen war, zeigte sie an: „Ein stilles Tischgebet ist die Sitte des Hauses."

Zum drittenmale nahm sie das Wort: „Ich bitte, sich nach Gefallen zu bedienen. Das Vorhandene ist da, um genossen zu werden. Im Auftrage des Gastgebers wünsche ich allerseits einen guten Appetit."

Und Käthe versäumte nicht, den übrigen Gästen mit gutem Beispiel voranzugehen, indem sie eine Schüssel Hummer in Aspic, die vor ihr stand, in Angriff nahm.

Altrock kostete mißtrauisch den Markobrunner, den er bei seinem Gedeck vorfand.

„Aber das ist ja ein köstlicher Tropfen!" rief er aus, auf das angenehmste überrascht. „Herr Notar, erlauben Sie mir —."

Brüninghaus schob sein Glas hin.

„Wenn Sie so freundlich sein wollen. — Ja, die Sorte ist mir nicht unbekannt. Einmal im Jahre pflegte Herr Schmeling den Kirchenvorstand zu bewirten. Da ging's hoch her. Ihm selbst freilich fehlte der Geschmack für die Freuden der Tafel. Auch bei jener Gelegenheit trank er nur eine halbe Flasche gewöhnlichen Moselwein, nicht mehr noch weniger. Und was über Hausmannskost hinausging, rührte er nicht an. Dabei ist er gesund geblieben und alt geworden."

„Ohne Mäßigkeit in allen Dingen kein langes Leben," stimmte Pastor Olten ein. „Das führe ich meiner Gemeinde oft genug zu Gemüte. Leider hilft es nicht viel; der Saufteufel ist zu mächtig in der durstigen Kreatur, von anderen Teufeln ganz zu schweigen . . . Herr Präsident, dürfte ich Sie auch um ein Gläschen von der Gottesgabe bitten!"

Altrock wandte sich an Frau Lottchen Schmeling: „Warum mag Ihr Schwager nicht geheiratet haben?"

„Vermutlich, weil ihn keine mochte," erwiderte die alte Dame. „Er hatte an uns jungen Mädchen immer etwas auszusetzen. Deshalb wurde er von den Schüchternen gemieden, und die Dreisten trieben ihren Spott mit ihm. O, er war ein arger Pedant, schon in jungen Jahren! Als ich mich mit seinem Bruder Robert verlobt hatte, wie hat er uns mit seinen Bedenklichkeiten geängstigt! Namentlich mich. Wie wir an Heiraten denken könnten, wofür doch gar keine materielle Grundlage da sei! — Mein Gott! wir waren jung und rüstig, und, was die Hauptsache war, wir liebten uns. Dafür aber hatte mein Schwager kein Verständnis."

Käthe blickte von ihrem Teller auf: „Wie kannst Du das behaupten, Mutter?"

Gereizt entgegnete Frau Schmeling: „Weißt Du es etwa besser? Dann belehre mich doch!"

Sie empfing indessen keine Antwort; Käthe erbat sich von dem Notar, ihrem Nachbar zur Rechten, eine Schüssel mit farciertem Puter, die in seinem Bereich stand, und war fortan taub gegen alle in ihrer Nähe geführten Gespräche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amme.

I.

Du hast mein Kind gesäugt, mit dem Beding,
Zu Hause deins zu lassen bei den Alten,
Und betetest, Madonna möchte walten,
Daß rascher doch die Trennungszeit verging.

Sah ich dich weinen — immer doch empfing
Ich einen Stich in's Herz —, zogst du die Falten
Des Kleides vor's Gesicht; mir vorenthalten
Wollt'st du dein sündhaft Heimweh, armes Ding!

In blinder Selbstsucht für den eignen Sohn
Heischt' ich von dir den Nährquell der Natur,
Der trotz der Armut dir noch nicht geschwunden.

Zu lindern dacht' ich dir mit hohem Lohn
Dein Weh. Doch eine finst're Höhle nur
Schien dir mein Haus in trostlos trüben Stunden.

II.

Die reichen Bänder, die Korallenschnur
Womit ich liebevoll dich wollte schmücken,
Schlecht paßten sie zu deinen finstern Blicken,
Der Haut, gebräunt auf deiner Heimatflur.

Manchmal in all dem Putz — verstohlen nur —
Schlangst du dein grobes Tuch dir um den Rücken,
Besorgt, ich möchte dich darin erblicken,
Als ob ich dann, wie's um dich stand, erfuhr.

Dir möcht' ich die beglückteste Mutter scheinen,
Du ahntest nicht die eifersücht'ge Pein,
Die heimlich mir entpreßt so bitt're Zähren,

Wie dir die Sehnsucht nach dem fernen Kleinen.
Du ahntest nicht: hart kann das Schicksal sein
Dem Herrn, wie denen, die des Brots entbehren.

Aus dem Italienischen der **Rachele Botti-Binda** von **Paul Heyse**.

Am Comersee nach vierzig Jahren.

(Dezember 1895.)

Von Wilhelm Jensen.

Auch hier nun löschte Dezember
Die freudige Farbenglut;
Von den Felsen fallen die Wälder
Wie braune Wasserflut.

Der See wirft graue Wellen,
Drauf dicht der Nebel zieht;
Ich höre den Schlag eines Ruders,
Von dem der Blick nichts sieht.

Es klingt aus endloser Ferne
Und doch wie hastiges Nah'n,
Vorauf geht ein Rauschen des Wassers —
Wen bringst du, gespenstischer Kahn?

Ein Singen geht in den Lüften,
Als zögest du goldenbeglänzt
Heran über blauenden Spiegel,
Mit Myrten und Rosen umkränzt.

Du kommst von der Küste des Frühlings,
Und funkelnd im Sonnenstaub,
Den Frühling selber trägst du —
Kehr' um! Hier fällt das Laub.

Was willst du des Herbstes spotten?
Kehr' um, du junger Fant!
Bei letzten welken Rosen
Laß mich am Nebelstrand!

Duftend nickte mir die Myrte
Hier vom grünen Ufersaum,
Und das junge Herz umwirrte
Sie mit ahnungssüßem Traum.

Andre Zeit. An des Kamines
Höhlung bückt sich fast ein Greis;
Auf den Rost statt deutschen Kienes
Häuft er heut' sich Myrtenreis.

Und die dürren Reiser knistern,
Und die roten Funken sprüh'n,
Und die Flammen, sie verschwistern
Herbst und Frühling und verglüh'n.

Hinschreit' ich am sehnenden Wasser,
Das leise schwindet und schwillt;
Hier einst im Herzen und Auge
Trug einzig ich dein Bild.

Dort über den Bergen stand es,
Umfaßt vom Morgengold,
So hehr wie die leuchtende Sonne,
Wie der lächelnde Frühling so hold.

Früh ging dein Tag zum Ende,
Du sahest den Mittag nicht —
Und dort auf den Bergen nun scheidend
Liegt mir das Abendlicht.

Umfaßt von seinem Spätrot
Steht wieder mir dein Bild,
Im braunen Herbste leuchtend
Aus jungem Frühlingsgefild.

Nur meinen Augen entblüht es
Dort noch in Jugendpracht;
Mit ihnen es auszulöschen,
Naht leis die ewige Nacht.

In sachtem Gang den See entlang
Zieht meine Barke durch Wiegen und Schwellen
Der glimmernden Wellen.

Nur Zeile Geleite
Giebt weich und reich
Mir ein Sonnengelände;
An seinem von Schleiern umwobenen Ende
In duftiger Weite,
Die nicht ich bemesse,
Hebt einsam sich auf, einem Wegweiser gleich,
Eine dunkelhohe Cypresse.

Hindeutet nach ihr, aus der Stirn sich das Haar,
Rückwerfend, mein Barcajuole,
Und er fragt unter funkelndem Augenpaar
Mit lachendem Munde: Là vuole?

Ein junger Gesell, die Glieder geschwellt
Von blühendem, glühendem Leben,
Von sprühendem Glanze die Lider durchhellt;
Wie die Ruder sich senken und heben,
Hebt an er Gesang eines feurigen Lied's,
D'rin Flammen sich fassen und schüren.
Seine Liebste wohnt drüben; gar recht ihm geschieht's,
Dorthin mich an's Ufer zu führen.

Stumm lausch' ich dem Lied,
Und schneller bewegen das Ruder die Hände,

Und hurtiger zieht
Entgegen das schaukelnde Schifflein dem Ende.

Und wie auf den glimmernden Wellen es gleitet,
Die dunkle Cypresse wächst höher empor,
Dahinter mit grauem verhängendem Flor,
Dem Weiterblick wehrend, ein Nebel sich breitet.
Sie aber beugt einsam davor
Ihm zu aus den ragenden düstren Gezweigen
Sich streckenden Arm, einem Wegweiser gleich —
Wohin mag er zeigen?

In ein fremdes Reich?
Es dunkeln die Berge
Wie unter schattenden Riesenschwingen.
Was siehst du, dem blühenden Leben gleich,
So seltsam mich an, mein Barkenferge —
Wohin willst du mich bringen?

Preisen soll man seine Väter,
Ihrer Thaten Glockenläuter,
Doch mich faßt hier tiefer Grimm
Ueber unsre Bärenhäuter.

Bären selber waren sie;
Der Verwandtschaft ganz entsprechend,
Spaßig ihren zottigen Vettern
Mit der Faust die Rippen brechend.

Aber auf der Bärenhaut dann,
Satten Magens, faulgeschwätzig
Lagen sie beim Honigmeth,
Streckend, reckend wie der Petz sich.

Und so kam's, daß diesen langen
Gliederdehnern, faulen Gähnern
Abgeluchst dies Zauberland ward
Von den klugen Italienern.

Inging's ganz natürlich, daß
Zwischen Gähnen so und Gaffen
Uebertölpeln sich der Bär
Ließ von dem behenden Affen.

Zärtliche Gefühle wurden
Wach in seinem Bärenherzen,
Mit den schwarzgeäugten Schönen
Hub er drollig an zu scherzen.

Saß geduldig dann als Gatte
Und als Vater an der Wiege,
Seinen Sprößling schaukelnd, jagt er
Von der Nase ihm die Fliege.

Doch wie so die Sprossen wuchsen,
Schwatzten sie mit fremden Zungen,
Glimmerten mit schwarzen Augen,
Waren keine Bärenjungen.

Waren keine Bärenhäuter,
Ihren Müttern nachgeschlagen;
Gliederschmeidig, sprunggelenk
Huben sie jetzt an zu jagen.

Aus des Südlands Zauberthälern
Auf des Nordens Bärenhäute
Jagten sie die dummen Väter,
Und drauf liegen die noch heute.

Wie zu lückenlosem Ringe
An den Anfang schließt das Ende:
Mich umflattern Schmetterlinge
Um des Winters Sonnenwende.

An den sonnigen Geländen
Gaukeln sie mit freudigen Sinnen;
Sagt mir: Kommt ihr, um zu enden?
Oder wollt ihr neu beginnen?

Fragen, die nicht Antwort bringen;
Zwischen letzten Rosendüften
Wiegen sie die bunten Schwingen
Und entschwinden in den Lüften.

Und ich fühle leisen Schauer
Wunderlich mich überrennen —
Ob es Freude, ob es Trauer,
Ich vermag's nicht zu benennen.

Ein Wandern ist's; es führt des Lebens Gang
Mit Fremden und mit Freunden mich entlang.
Doch seltsam, wie so miteinander wir
Dahingehn, werden fremd die Freunde mir.
Lieb sind sie mir, sind meinem Herzen nah,
Und zwischen ihnen fremd doch steh' ich da.
Sie blicken nicht in eine Ewigkeit,
Gleich mir nur wandern sie durch irdische Zeit.
Doch scheidet uns, was ihnen wichtig ist,
Und mir wie Staub am Wegrand nichtig ist.
Geführt am Rosenband der Phantasie,
Den Dichter nennen einen Träumer sie.
Sie aber alle hängen Träumen nach
Im hellen Tageslicht, und ich bin wach.
Sie handeln so, als ob ihr flüchtiges Sein
Ein Bauen sei auf ewigem Felsgestein.
Ich aber sehe mich als einen Wahn
Auf einer Scholle Sand im Ocean.
Gleich einer Flocke Schaum warf er mich her,
Und um mich liegt das uferlose Meer.
Und wie es zwecklos mich an's Licht gebracht,
So schwemmt's zurück mich in die Meeresnacht.
In Ungezählten, die sein Flutengrab
Vor mir zurücknahm, zieht es mich hinab.
Und Neue wieder bringt es immerdar,
Zu folgen mir in ungezählter Schar.
Und keiner ist, wie keiner war vorher,
Nur Eines bleibt, das uferlose Meer.
Wie fremd, ihr Freunde, rührt eu'r Thun mich an
Auf dieser Scholle Sand im Ocean.

(Fortsetzung folgt.)

Glühwürmchen.

Eine Geschichte aus vier Berliner Wänden.

Von **Ernst von Wildenbruch**.*)

Unter den Briefen, die im Laufe der Zeit an Heidenstamm, den Dichter in Berlin, gelangt waren und über die er, wenn der Haufe zu hoch anschwoll, von Zeit zu Zeit mit der läuternden Flamme des Kaminfeuers dahinging, befand sich einer, den er nicht verbrannt hatte, weil der Brief ihn gerührt hatte, als er ihn empfing.

Peinlich kalligraphisch war die Adresse auf den Umschlag gemalt gewesen, einem jener entsetzlichen, stets durch sauberste Handschrift ausgezeichneten Briefe ähnlich, in denen um ein Autograph gebettelt wird; ziemlich mißmutig hatte der Empfänger ihn deshalb geöffnet.

Ein Bittgesuch enthielt das Schreiben denn freilich auch; aber nicht um ein Autograph.

Ein armer alter Volksschullehrer war es, aus einem entlegenen Orte im Spreewald, der sich an den Dichter wandte und ihn um die Übersendung eines seiner Werke bat.

Lange hätte er mit sich gekämpft — so ungefähr äußerte sich der Verfasser des Briefes — denn er hätte ja wohl die Dreistigkeit seines Ansinnens empfunden; aber es hätte ihm keine Ruhe gelassen, und endlich hätte er sich ein Herz gefaßt. In der Verlassenheit, in der er lebte, hätte er manchmal in den Zeitungen den Namen Heidenstamms gelesen, von seinen Dramen und seinen Erzählungen. Manchmal wären auch Stellen daraus in der Zeitung wiedergegeben gewesen, und immer wäre ihm dann gewesen, als wenn in weiter Ferne eine Glocke angeschlagen würde, und sein Verlangen, von diesen Werken eines wenigstens einmal kennen zu lernen, wäre gewachsen und gewachsen von Tage zu Tage. Jemals ins Theater zu kommen, um eins der Stücke zu sehen, dazu hätte er ja gar keine Aussicht; eins der Bücher zu kaufen, dazu wäre er zu arm, und somit, weil er gehört hätte, daß Heidenstamm ein Mensch wäre, der sich der Armen annähme, bäte er ihn, wenn er ein zerlesenes, bei Seite gelegtes Exemplar von einem seiner Werke übrig hätte, möchte er es ihm schenken. Das Buch, so versprach er, sollte in seinem Hause und in seiner Familie gehalten werden wie ein Heiligtum; er würde es den Seinigen vorlesen, und wenn er stürbe — und er wäre schon alt und gebrechlich — würde er es den Seinigen als teuerstes Vermächtnis hinterlassen. —

Nicht ohne Rührung hatte Heidenstamm damals diese Zeilen gelesen. Das große Format des Briefbogens, die Sauberkeit, mit der die alte Hand die Buchstaben gemalt hatte, die Peinlichkeit, mit der die Sätze und Perioden gedrechselt waren, alles hatte ihn das Herzklopfen nachfühlen lassen, mit dem sich der Bittsteller an das große Werk gemacht hatte, ihm, dem fernen, unbekannten Manne, sein Anliegen vorzutragen. Er hatte es sich ausgemalt, wie sich nun abends in der dürftigen Stube dahinten im Spreewald der alte Schulmeister mit Frau und Kindern um den viereckigen Tisch, um die trübe brennende Petroleumlampe versammeln, wie er zu lesen beginnen würde, wie sich große staunende Augen auf den Mund des Vaters richteten und wie dann eine Stille eintreten würde, ein tiefes, lautloses, andächtiges Schweigen.

Wie ihn das angemutet hatte, dieses Schweigen,

---

*) Die vorliegende Skizze ist, gleich mehreren anderen, die wir im letzten Bande gebracht haben, dem Manuskript des in einigen Wochen im Verlage der Concordia Deutschen Verlags-Anstalt in Berlin erscheinenden Buches: „Die Berlinerin", herausgegeben von Ulrich Frank, illustriert von Friedrich Stahl, entnommen. Wir glauben auf das Werk nicht wirksamer hinweisen zu können, als durch den Abdruck dieser Skizze und ein Verzeichnis der Aufsätze, die es enthält. Es sind deren einundzwanzig Karl Frenzel charakterisiert die Berlinerin im allgemeinen, Julius Rodenberg schildert „Die junge Berlinerin des alten Berlins", Ernst Wichert die „Frau Geheime Rätin"; Georg Ebers erzählt von „Unserer Auguste", Fritz Mauthner über „Schriftstellerei"; die „Berliner Künstlerin" charakterisiert Ludwig Pietsch, die „Aristokratin" Fedor von Zobeltitz, die „musikalische Berlinerin" Alexander Moszkowski, die „musterhafte Hausfrau" Ernst von Wolzogen, das „kleine Mädchen" Georg Engel, die „Arbeiterin" Max Kretzer, die „Marktfrau" J. Trojan. Die „Hochstaplerin" hat in Heinz Tovote, die „Möblierte" in Julius Stinde, die „Ballmutter" in Julius Stettenheim, die „Vereinsdame" in G. von Beaulieu, die „Schauspielerin" in Max Grube, die „höhere Tochter" in Ulrich Frank, die „Dame des Tiergarten-Viertels" in Karl Emil Franzos, die „Militär-Dame" in Alexander Baron von Roberts ihren Schilderer gefunden. Wie Ernst von Wildenbruch seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt hat, zeigt die vorliegende „Geschichte aus vier Berliner Wänden". Vor Nachdruck derselben sei hiermit im Auftrage des Verlags auch an dieser Stelle gewarnt. D. Red.

wie es ihn angeheimelt hatte, süß, traulich und beinah heilig, wenn er es mit dem Lärm verglich, der jedem seiner Werke, so oft eines erschien, aus dem tosenden Berlin entgegendröhnte! Wie er empfunden hatte, daß in solcher Umgebung erst und unter solchen Verhältnissen der Dichter zu dem eigentlich wurde, was er sein sollte, was er sich ersehnte, zum Freunde seines Volkes, zu seinem Berater, seinem Erlöser!

Ohne lange zu zögern, hatte er darum zusammengerafft, was er von seinen Sachen gerade zur Hand hatte; viel war es nicht gewesen, ein Drama, soviel er sich entsann, und eine kleinere Erzählung; er hatte beide Bücher in ein Paket gethan, ein paar freundliche Worte dazu geschrieben und das Paket an den alten Volksschullehrer abgeschickt.

Seitdem hatte er von der Sache nichts mehr gehört; Jahre waren in die Welt gegangen, und über anderen Dingen war die Sache in Vergessenheit geraten.

Im Laufe dieser Jahre hatte Heidenstamm sich verheiratet, und in seinem Hause war wieder einmal das periodisch wiederkehrende Ereignis eingetreten: Frau Margareta Heidenstamm brauchte ein neues Dienstmädchen.

Sie hatte bisher nicht viel Glück auf diesem Gebiete gehabt; ganze Schwärme von der Wandervogel-Art, die man Dienstmädchen nennt, waren bereits im Hause Heidenstamm eingefallen und nach längerem oder kürzerem Verweilen wieder davongeflogen. Jetzt beschloß Frau Margareta, die Sache mit größerer Vorsicht anzufassen. Nicht an das Vermietungs-Bureau, wie bisher, sondern an das Lette-Haus wollte sie sich wenden; vielleicht, daß ihr von dort etwas Brauchbares zugeführt wurde.

Früh am Vormittag machte sie sich auf den Weg; bald nach Mittag kehrte sie heim, zufrieden mit ihrem Tagewerk. Was sie suchte, hatte sie gefunden. Ein Mädchen war ihr empfohlen worden „noch ganz unverdorben von Berlin". Nicht in Berlin geboren, nicht in Berlin aufgewachsen, noch in keinem Dienste in Berlin gewesen.

Heidenstamm, der am Schreibtisch saß, als seine Frau zurückkehrte, hörte mit halbem Ohr zu, wie sie ihm von der Schwelle des Zimmers her Bericht erstattete.

Die Sache interessierte ihn nur mäßig; wenn seine Frau zufrieden war, so war er es auch; aus dem Vortrage, der ihm über die löblichen Eigenschaften des neuen Mädchens gehalten wurde, glaubte er etwas von „Spreewald" zu hören, von „guter Leute Kind", aber er verband keine weiteren Gedanken damit und versank wieder in seine Arbeit.

Am nächsten Tage sollte die neue Hausgenossin erscheinen, und pünktlich am nächsten Tage kam sie an.

Wieder, wie gestern, ertönte um die Mittagsstunde die Schwelle an Heidenstamms Zimmer unter Schritten.

„Hier ist die Anna gekommen."

Frau Margareta war es, die den Gatten bedeutete, aufzublicken und den Ankömmling zu begrüßen.

Er richtete das Haupt auf; ein mittelgroßes, blasses, beinah bleichsüchtiges Mädchen stand vor ihm. Hübsch war sie eigentlich nicht. Dennoch verweilte sein Blick auf ihrem Gesicht; in den Augen des Mädchens war ein besonderer Ausdruck, etwas wie eine Klage, etwas Schmachtendes, beinah Sehnendes. Und indem er den Blick zu ihr erhob, ging eine fliegende Röte über ihre Wangen, und es kam ihm vor, als richteten sich ihre Augen auf ihn mit einem so seltsamen Gemisch von Empfindungen, wie er es kaum je in Menschenaugen gesehen hatte, schüchtern, beinah angstvoll staunend, und doch so forschend, so an seine Züge gebannt, daß er unter der Eindringlichkeit des Blickes unwillkürlich lächeln mußte.

Er streckte ihr die Hand hin. „Anna heißen Sie?"

„Anna heißt sie," erwiderte Frau Margareta für die Gefragte, die in ihrer Verlegenheit keine Antwort fand. Mit zögernder Bewegung war sie seinem Gruß entgegengekommen; er fühlte eine ziemlich große, durch Arbeit hart gewordene Hand in der seinigen.

„Na, hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns, und wir werden gute Freunde werden," sagte er mit gutmütigem Kopfnicken. Er drückte ihr die Hand, dabei fühlte er, wie die Hand des Mädchens aufzuckte, beinah hysterisch, so daß er eine Empfindung bekam, als hielte er einen Vogel gefangen, der mit den Flügeln schlug.

„Ja — danke —" erwiderte sie; dann trat sie zurück. Ihre Stimme hatte einen dünnen, gebrochenen Klang. Frau Margareta nahm sie mit sich hinaus, um sie in die Obliegenheiten ihrer neuen Thätigkeit einzuweihen.

Im Verlauf des Nachmittags, als Heidenstamm den Zettel ausfüllte, worin er der Polizei den Eintritt des neuen Mädchens anmeldete, erfuhr er ihren Vatersnamen, und indem er ihn erfuhr, stutzte er: hatte er den Namen nicht schon irgendwo und irgendwann einmal im Leben gehört? Aber er konnte sich nicht erinnern; so viele Namen waren ja an ihm vorübergegangen.

Und am nächsten Morgen, als er aufgestanden war und sich in die vorderen Räume der Wohnung begeben hatte, fesselte ihn ein eigentümliches Bild: in seinem Arbeitszimmer, vor einem der Bücher-Regale stand das neue Dienstmädchen, die Anna. Der Teppich im Nebengemach mochte seinen Schritt gedämpft haben: sie hatte sein Kommen nicht gehört. Er blieb stehen und sah sie von der Seite an; nie im Leben glaubte er einen Menschen gesehen zu haben, der so starr krampfartig in wachen Traum versunken war. Der Staubwedel, den sie in den Händen gehalten hatte, war ihr herabgeglitten, ihr Mund stand halb geöffnet, ihre Augen hafteten, wie von einem Magneten gefesselt, an einer Reihe des Bücher-Repositoriums

Was war es denn, wonach sie blickte? Er kannte seine Bücher und die Art, in der sie aufgestellt waren — auf dem Brette standen in langer Reihe seine eigenen Werke.

War es denkbar —? Er fühlte eine Anwandlung, laut aufzulachen; dabei machte er eine Bewegung; die Träumerin wandte sich um, ein Schreck, der an Entsetzen grenzte, durchzuckte ihre Glieder; mit einem Griff war der Staubwedel vom Boden aufgerafft, und gesenkten Hauptes, das Gesicht in Glut getaucht, schoß sie an ihm vorüber, zur Thür hinaus.

Frau Margareta, die einige Zeit darauf zum Frühstück erschien, das die Gatten gemeinsam einnahmen, zeigte sich ein bißchen unzufrieden. Der Staub war in den vorderen Zimmern schlecht aufgewischt worden.

„Gleich am ersten Morgen unaufmerksam" — sie gab zu verstehen, daß ihr das nicht gefiel. Heidenstamm fühlte, wie sich die Lachlust wieder in ihm regte; er stand im Begriff, zu erzählen, was er vorhin mit angesehen hatte — und indem er den Mund aufthat, schluckte er plötzlich alles wieder hinunter und sagte nichts. Warum eigentlich? Er versuchte, sich Rechenschaft darüber zu geben und wurde sich selbst nicht recht klar. Aber, indem er von seinem Erlebnis zu erzählen hatte anfangen wollen, war ihm der Blick eingefallen, mit dem das Mädchen ihn gestreift hatte, als sie sich umwandte und an ihm vorüberschoß. Und so sonderbar war der Blick gewesen, ja — so sonderbar — er mußte daran denken, indem er stumm in seine Tasse lächelte.

Wenn er verriet, was er gesehen hatte, dann würde die Folge davon wahrscheinlich gewesen sein, daß statt der Anna die Köchin mit dem Abstauben in seinem Zimmer betraut worden wäre; dann würde er sie nie wieder vor dem Bücher-Regal haben stehen sehen — und wahrhaftig — das würde ihm leid gewesen sein.

Also wohl gar ein Geheimnis mit seinem eigenen Dienstmädchen? Es kam wirklich darauf hinaus, denn nachdem er das erste Mal geschwiegen, konnte er am zweiten oder dritten Tage doch erst recht nicht sprechen. Namentlich, weil er der Köchin dadurch zum Siege verholfen haben würde; denn die Köchin — das hatte er bald heraus — war dem neuen Mädchen aufsässig. Sie bewohnte ein und dasselbe Zimmer mit ihr, und schon nach wenigen Tagen beschwerte sie sich bei der Hausfrau, daß sie jetzt immer so spät zum Einschlafen käme, weil die Anna immer des Abends so lange aufsitzen bliebe an ihrem Tisch und immerfort Briefe schriebe.

„Briefe schrieb sie? An wen denn?"

„An ihren Bräutigam."

„An ihren Bräutigam? Ist sie denn schon verlobt?"

„Na freilich"; und das war es wohl hauptsächlich, was den Groll der Köchin erweckte. Sie selbst war nachgerade eine voll ausgereifte Jungfrau geworden und noch immer unverlobt — und solch ein junges Ding, „solch ein Kücken", hatte richtig schon seinen Bräutigam.

„Aber wie gesagt, wenn sie nach des Tages Arbeit und Mühe schlafen wollte, daß dann das Mädchen immer wie ein Leuchtkäfer an ihrem Tisch säße und sie am Einschlafen hinderte — nein — alles was recht ist — aber das könnte sie sich nicht gefallen lassen."

Und da Frau Margareta es nicht gern mit der Köchin verdarb, so mußte ein Ausweg gefunden werden. Die Wohnung war geräumig und enthielt noch ein leeres Zimmer; da hinein wurde Anna quartiert.

Die Freude, mit der sie die Anordnung entgegennahm, war so offenkundig, daß Frau Margareta sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

„Nun werden Sie ungestört Briefe schreiben können, nicht wahr?"

Das Mädchen senkte die Augen.

„Ist es denn wahr, daß Sie schon verlobt sind?"

Ein leises Kopfnicken bestätigte, daß es so war.

Warum sie denn davon nichts gesagt hätte?

Ach — sie wären schon so lange verlobt, schon von frühester Jugend her versprochen; aber es wäre noch gar keine Aussicht, daß sie sich heiraten könnten — er wäre bei der Eisenbahn und hätte noch keine so richtige Stellung — und darum — hätte sie lieber von der ganzen Sache noch gar nicht gesprochen.

Halb lachend, halb ärgerlich erzählte Frau Margareta am nächsten Tage ihrem Manne die Geschichte. Das Lette-Haus war ja gut und schön — dennoch wollte es ihr fraglich scheinen, ob man sich die Mädchen von dort holen sollte. Sie lernten so viel, worüber sie die simplen Aufgaben verlernten; zumal wenn sie aus einer sogenannten „gebildeten" Familie herkämen.

Heidenstamm wurde aufmerksam.

„Wer waren denn die Eltern?"

Die Eltern waren beide tot; der Vater war Volksschullehrer gewesen, irgendwo dahinten, in einem kleinen Orte im Spreewald.

„Volksschullehrer im Spreewald — so — so — so."

In ihrem neuen eigenen Zimmer aber saß nun die Anna, wie in einem Palast, und schrieb an ihrem Briefe, denn es war nur halb richtig, was die Köchin gesagt hatte, nicht Briefe waren es, die sie schrieb, sondern nur ein Brief, ein einziger, großer, langer Brief an den Bräutigam, ein so langer Brief, daß sie seit mehreren Abenden darüber saß und noch immer nicht fertig damit geworden war. —

„Lieber Otto!

Ach Gott, Otto, was ich Dir zu erzählen habe! Also, wie ich in das Lette-Haus gekommen bin, zu meiner Ausbildung, wie Du weißt, nament-

lich im praktischen Gebiet, das habe ich Dir in meinem letzten Briefe geschrieben, und das weißt Du ja. Aber nun stell' Dir vor, Otto, was mir da neulich passiert ist; nämlich ganz plötzlich hat mich die Vorsteherin rufen lassen, und es war eine Dame gekommen, die ein Dienstmädchen engagieren wollte. Eine wirklich feine Dame, und recht freundlich und hübsch, und man kann gradezu sagen vornehm. Und so sagte ich denn auch gleich ja, und darauf, wie ich nach dem Namen frage, so ist es eine Frau Heidenstamm. Und wie ich den Namen höre, so wird mir doch — und wie die Dame hinaus ist, sag' ich zu der Vorsteherin: „Ach Gott,“ sage ich, „Frau Vorsteherin —“. Und so lächelt die Vorsteherin und sagt: „Ja — haben Sie von dem Namen auch schon gehört?“ Und so sage ich: „Ist es denn dem seine Frau?“ Darauf sagt sie: „Ja, wenn Sie den meinen, der die schönen Stücke schreibt, und die Erzählungen und Gedichte, den Dichter, dessen Frau ist es eben gewesen.“ Und nun stell' Dir doch nur vor, Otto — erinnerst Du denn noch, wie vor vielen Jahren einmal Vater ein Buch geschickt bekommen hat, aus Berlin, von dem Herrn Heidenstamm? Ein Theaterstück ist es gewesen. Und wie Vater es uns vorgelesen hat? Jeden Abend einen Akt immer. Und Du hast ja dabei sein dürfen, weil Vater immer gesagt hat, Du wärst sein bester Schüler, und vielleicht auch, weil Vater schon damals gemerkt hat, daß wir uns gut waren, Du und ich, und gern wollte, daß etwas daraus würde. Und wie das schön war — erinnerst Du denn noch, Otto? Von einem englischen Prinzen ging es in dem Stück, in ganz alter Zeit, der nach Frankreich kam und eine Prinzessin lieb gewann. Und nachher aber wurde es nichts daraus, und sie mußten Abschied nehmen, und er mußte zurück über das Meer. Und dann aber, wie Vater das gelesen hat, erinnerst Du denn noch, wie wir geweint haben, Otto? Denn es war doch zu traurig. Und wie wir dann noch ganz lange zusammen auf- und abgegangen sind, am Graben, unter den Weiden. Und wie wir uns gesagt haben, daß es so mit uns nicht kommen solle, und wie wir uns geküßt haben — es ist eigentlich den Abend zum erstenmal gewesen, daß wir uns geküßt haben, und versprochen haben wir uns — ach Gott, Otto, erinnerst Du an alles denn noch? Und nun stell' Dir vor, eben bei dem Mann sollte ich nun in Dienst kommen! Und am nächsten Tag bin ich auch wirklich hingekommen. Und wie ich hereingekommen bin, da hat er grade an seinem Tische gesessen, und da hat eine Menge Papier darauf gelegen, und ich habe gleich gesehen, daß er schon wieder was schrieb. Und wie ich ihn so habe sitzen sehen, ist mir doch geworden — ach Gott, Otto, ich kann's Dir gar nicht beschreiben — ehrfürchtig geradezu — und dann aber hat er nach mir umgesehen und so freundlich hat er ausgesehen und sogar die Hand hat er mir gegeben und hat gesagt: „Na, hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns“ hat er gesagt, „und wir werden gute Freunde werden.“ Ach Gott, Otto, stell' Dir doch nur vor! Und wie er das gesagt hat und mich an der Hand gehalten hat, — als wenn ich in die Erde sinken sollte, so ist mir doch gewesen. Und wie ein Traum ist mir gewesen, daß ich gar nicht mehr weiß, wie ich zu dem Zimmer hinausgekommen bin. Und wie ein Traum so ist mir seitdem, daß ich nun in dem Hause bin, immerfort. Und ein eigenes Zimmer habe ich, und die Frau ist auch gut zu mir, und so schön ist es in dem Haus, und jeden Morgen staube ich in dem Zimmer von dem Herrn ab, und auf seinem Schreibtisch, und immer muß ich dabei denken: „Wenn das Vater wüßte! Wenn das Vater wüßte!“ Und in dem Zimmer von dem Herrn stehen ganz große Bücher-Schränke, und in einem von den Schränken ist eine ganze Reihe, und das sind lauter Bücher, die der Herr geschrieben hat; stell' Dir vor, Otto, alle er selbst. Und das Stück, das er damals Vatern geschickt hat, das ist auch darunter; ich habe es gleich ausgefunden. Aber daneben noch eine ganze Menge anderer. Und die muß ich nun alle lesen. Ja, Otto, ich kann nicht anders, und ob ich schon ein Gefühl habe, als wäre es eigentlich nicht recht, ich kann mir nicht helfen; ich muß. Und das sage ich aber bloß Dir, Otto, und Du mußt es keinem weiter sagen. Aber ich kann Dir ja gar nicht beschreiben, wie mir ist, und ich — und wenn ich dächte, daß ich hier einmal wieder weg käme und die Bücher nicht gelesen hätte — darum, siehst Du, Otto, kann es nicht anders sein.“ — —

Wann der Brief fertig wurde und wann er abging ist nicht festzustellen gewesen. Eine Wahrnehmung aber, die Heidenstamm an einem der nächsten Tage machte, war, daß in dem Bücher-Regal, auf dem bewußten Brett, ein Buch auf dem Kopf stand. Ein untrügliches Zeichen, daß Frauenhände sich mit den Büchern zu schaffen gemacht hatten. Und als er näher zusah, bemerkte er, daß die Bücher, die sich für gewöhnlich aneinander preßten, heut lockerer standen — und richtig — da war eine Lücke, und eins von seinen Werken war nicht da. Er sagte kein Wort, auch zu seiner Frau, als er beim Frühstück mit ihr zusammenkam, verriet er von seiner Entdeckung nichts. Nur als die Anna den Theekessel auf den Frühstückstisch setzte, hob er ein wenig den Blick — und indem er es that, wußte er Bescheid. Wie eine Armesünderin sah das Mädchen aus; die Augen hielt sie krampfhaft gesenkt; es schien ihm beinah, als zitterten ihr die Hände. Und daneben, während die Angst sie quälte, war in ihren Bewegungen ein so absichtliches Zögern, in jeder Handreichung eine solche Langsamkeit, daß man ihr anmerkte, wie schwer es ihr wurde hinauszugehen, als wenn sie das Verlangen fühlte,

nur ein wenig noch, ein ganz klein wenig noch im Zimmer zu bleiben, in dem Zimmer, wo — er war! Heidenstamm mußte wieder in die Tasse sehen, um ein Lächeln zu verstecken. Die Geschichte wurde ja immer besser. Als er jedoch wieder aufblickte, verging ihm das Lächeln — über den Kopf von Frau Margareta hinweg, die sich in die Zeitung vertieft hatte, kam von dem Mädchen ein Blick herübergeflattert — Als wenn sich etwas vor ihm niederwürfe, mit brechenden Knieen, mit ausgebreiteten Armen, stammelnden Lippen — etwas derartiges war in dem Blick, etwas Selbstvergessenes, Selbstverlorenes, Hingegebenes.

Unwillkürlich flammte ihm die Glut in das Gesicht und er mußte sich abwenden.

Und von nun an ward ein merkwürdiges Leben zwischen den drei Menschen.

Jeden Morgen, sobald Heidenstamm sein Arbeitszimmer betrat, galt sein erster Blick dem Bücher-Regal. War sein Publikum bei der Sache? Jetzt war es schon so weit gekommen, daß es ihm beinah fatal gewesen wäre, wenn sie in ihrem Eifer nachgelassen hätte. Aber er brauchte sich nicht zu sorgen, sein Publikum war eifrig und dabei. Das Buch, das gestern gefehlt hatte, heut stand es wieder da, und das nebenan befindliche war aus der Reihe heraus.

Jeden Abend, wenn er aus seinem Arbeitszimmer über den Flur nach seinem Schlafzimmer ging, kam er an der Thür vorüber, hinter der das Mädchen wohnte. Im oberen Teile der Thürfüllung war eine Glasscheibe, und immer, so oft er vorüberging, flimmerte durch die Glasscheibe von innen das Licht. Mitternacht war meistens schon vorbei — tief in der Nacht also saß sie und las — in seinen Werken.

Wie hatte die Köchin sie genannt? Einen Leuchtkäfer. Wahrhaftig — wenn man die erleuchtete Scheibe sah, die lautlos in die dunkle, schlafende Wohnung hinausflimmerte — das Bild traf zu.

Ein Leuchtkäfer — Glühwürmchen nennt man das ja wohl auch — ein Geschöpf, das in der Sommernacht umherfliegt und einen Schein von sich giebt, als hätte es eine Flamme eingesogen, die aus ihm hervorstrahlt. Kurzlebige Geschöpfe, die ihre Lebenskraft rasch verausgaben und den Sommer nicht überdauern. Natürlich — denn wer Feuer einsaugt, muß daran verbrennen.

Solche Gedanken kamen Heidenstamm, wenn er am Tage dem Mädchen begegnete und ihr Gesicht immer blasser, ihre Augen immer heißer werden sah.

Wäre er bloß eitel gewesen, so hätte er sich über seinen Erfolg freuen können, denn der Erfolg war handgreiflich da; wäre er bloß oberflächlich gewesen, so hätte er lachen können, denn komisch war es ja wirklich, wie er als stummer Vertrauter seines eigenen Dienstmädchens einherging, die Verzweiflung seiner armen Frau, die aus dem Mädchen gar nicht mehr klug wurde, gewissermaßen als Gradmesser seines dichterischen Erfolges benutzend.

Aber es war ihm nicht zum Lachen zu Mute. Wenn er das Mädchen an sich vorüberhuschen sah, gesenkten Hauptes, offenbar bestrebt, ihn nicht anzusehen, und doch außer stande, ihn nicht anzusehen, wenn er gewahrte, wie ihre Brust sich schwellend hob, um den Seufzer zurückzuhalten, der dennoch über ihre Lippen stieg und beinah zum Stöhnen wurde, dann fühlte er, daß hier etwas Ernsthaftes vorging, etwas ganz Ernsthaftes, daß Thür an Thür mit ihm ein brennender Mensch wohnte. Er hatte ja wohl manchmal in der Gesellschaft von Frauenlippen schmeichelhafte Worte über seine Werke gehört, die Worte waren manchmal sehr geistreich und die Lippen, von denen sie kamen, sehr schön gewesen — wie anders war das, was ihm hier entgegenkam. Zum erstenmal im Leben empfand er die elementare Gewalt, mit der sich die Seele des Volkes äußert. Da giebt es kein Abmessen und Wägen, kein halbes Anerkennen und halbes Verwerfen, sondern nur ungeteilte Zuwendung oder Abneigung, Liebe oder Haß. Die naive Seele des Volkes unterscheidet nicht zwischen dem Werke und der Persönlichkeit, die das Werk hervorgebracht hat; so wie das Werk, so nimmt es den Menschen auf, der dahinter steht; wenn es die Dichtung liebt, so liebt es den Dichter zugleich — und dieses Mädchen, dieses Kind aus dem Volk, darüber war kein Zweifel mehr für Heidenstamm, hatte sich in seinen Werken die Liebe zu ihm ins Herz getrunken.

Was sollte daraus werden? Ein Mann war er schließlich auch, das Blut in seinen Adern nicht kälter als bei anderen, vielleicht sogar noch etwas wärmer — und nun die gleichgültige Flamme spielen zu sollen, die der taumelnde Leuchtkäfer umflatterte, nun kalt bleiben zu sollen, während er sah, wie sich der heiße Stempel der Leidenschaft tiefer und tiefer in dieses Weibes Seele und Leib drückte, während er fühlte, wie sie danach verlangte, sich in seine Atmosphäre zu stürzen; allabendlich an ihrer Thür vorübergehen zu sollen und zu wissen, daß da drinnen jemand war, ein Weib, dessen Seele, wie vom Strome erfaßt, zu ihm hinüberschwamm, dessen Arme nicht die Kraft mehr gehabt haben würden, sich ihm zu verschließen, wenn er die Thür geöffnet hätte, wenn er gekommen wäre!

Und dann aber — wenn er so gethan, so die kindliche Hingebung mißbraucht, die keusche Seelenflamme in sinnliche Glut verwandelt und entwürdigt, seine Dichtung zur Kupplerin gemacht hätte, das arme Geschöpf zu erjagen — nein, nein, nein! Und es gab Augenblicke, wo er vom Schreibtische aufsprang, den Hut aufsetzte und hinauslief, um draußen auf der Straße zu überlegen, was endlich aus der tollen Geschichte werden sollte.

Und während es so in ihm stürmte und wogte, sah es in Frau Margareta nicht viel besser aus; nur daß in ihr kein Stürmen und Wogen, sondern eine kalte Verzweiflung herrschte. Eine Verzweiflung

über das Mädchen, das überhaupt gar kein Dienstmädchen war, das wie eine Träumerin, beinah wie eine Nachtwandlerin umherging und ihre Obliegenheiten erfüllte, als gingen sie sie eigentlich garnichts an.

Aus sanften Vermahnungen waren energische Scheltworte geworden, und den Scheltworten waren drohende Andeutungen von demnächstiger Entlassung gefolgt — alles vergeblich und umsonst. Wie im Traum ging das Mädchen umher, wie im Traum hörte sie alles mit an, was die zürnende Hausfrau ihr vorwarf, mit einem Ausdruck im Gesicht, als wäre sie weit, weit weg.

So hatte sich über dem für gewöhnlich so friedlichen Hause ein Gewitter zusammengezogen, das mit jähem Ausbruch drohte, und mitten in diese schwüle Stimmung schlug plötzlich ein energisches Läuten der Hausklingel — es war jemand gekommen. Dieser Jemand war ein junger Mann in der Uniform eines Eisenbahn-Beamten, dem die Uniform vortrefflich stand, mit wettergebräuntem Gesicht und mit einem Paar Augen in dem Gesicht, die wie eine lachende Herausforderung an das Leben mit seinen Rücken und Tücken aussahen.

Es war der Otto, der infolge tüchtiger Leistungen zu einer „richtigen Stellung“ gelangt war und der nun kurz entschlossen daherkam, sich in seine „richtige Stellung“ eine „richtige Frau“ zu holen und seiner Anna anzukündigen, daß es für sie beide Zeit sei.

Kein Wort hatte er vorher geschrieben; als besonderes Vergnügen hatte er es sich ausgedacht, seine Braut mit der großen Freudenbotschaft zu überraschen — und die Überraschung war ihm denn auch gelungen; in einem Maße sogar, daß er zunächst gar nicht daraus klug wurde.

In der Küche, in die er stürmenden Schrittes eingedrungen war, hatte es einen lauten Aufschrei gegeben; leichenblaß war die Anna vom Stuhle aufgefahren, als sie den Eintretenden erblickte, und „steif wie ein Plättbrett“ — so berichtete die Köchin der Hausfrau — war sie dem Bräutigam in die Arme gefallen. „Von Freude,“ so meinte die Köchin, „wäre nicht viel zu bemerken gewesen; kaum ein Wort überhaupt hätte sie herausgebracht, während der Bräutigam sich neben sie gesetzt hätte und so zärtlich gewesen wäre, so zärtlich“ — daß die Köchin es schließlich gar nicht mehr hatte mit ansehen können, sondern spornstreichs zur gnädigen Frau gelaufen war, ihr alles zu erzählen.

Frau Margareta begab sich in die Küche, und als Heidenstamm wenige Augenblicke darauf von seinen Papieren aufblickte, standen die beiden Menschen vor ihm.

Ein Wohlgefühl überströmte ihm die Seele, als er den jungen Mann, kernig und frisch wie das blühende Leben, neben dem blassen, verträumten Mädchen gewahrte, und sein Herz schlug in dem Gedanken auf: „Der kommt zur rechten Zeit!“

Er sprang vom Schreibtische auf und mit ausgestreckten Händen ging er auf das Mädchen zu. „Na, Anna, ich wünsche Ihnen Glück! Aber wirklich, von Herzen, und ich denke, hier wird's nicht fehlen!“

Beide Brautleute hatte er an der Hand erfaßt, und indem er jetzt, so von innerster Freude strahlend, vor ihnen stand, ließ das Mädchen den Blick, der noch immer am Fußboden gehaftet hatte, langsam an ihm emporgehen, bis zu seinem Gesicht, sah ihm einen Augenblick in die Augen, dann wandte sie sich, fiel dem Bräutigam mit beiden Armen um den Hals und brach in einen langen, wortlosen Strom von Thränen aus.

Alles stand verblüfft; der einzige, der da begriff, was in dem Mädchen vorging, war vielleicht Heidenstamm; und indem Frau Margareta sein unwillkürlich errötendes Gesicht sah und an den Blick dachte, mit dem Anna soeben an diesem Gesichte gehangen hatte, mochte auch ihr eine Ahnung vom Zusammenhange der Dinge und damit zugleich eine Erklärung für alles aufgehen, was ihr unerklärlich gewesen war. Ihre Gefühle, die nicht mehr die freundlichsten gewesen waren, besänftigten sich, sie trat hinzu und strich dem weinenden Mädchen über das Haar.

„Beruhigen Sie sich doch, Kind,“ sagte sie; „gehen Sie denn nicht gern mit Ihrem Bräutigam?“

Anna wandte sich um, ergriff beide Hände der Frau und beugte sich darüber, als wollte sie die Hände küssen.

„Sind Sie mir nicht böse, gnädige Frau,“ schluchzte sie, „sind Sie mir nur nicht böse! Ich bin gewiß nicht so in Ihrem Dienst gewesen, wie ich hätte sein sollen — aber — ich kann es Ihnen ja nicht so beschreiben“ — und ihr Blick senkte sich wieder auf den Fußboden — „und wenn ich dächte, wenn ich von hier fort bin, und Sie dächten schlecht von mir —“ in einem erneuten Überschwall kummervoller Leidenschaft stürzte sie sich abermals über den Bräutigam her und hing sich an seinen Hals.

„Kommen Sie doch zur Ruhe, Anna,“ sagte jetzt Heidenstamm kräftigen Tones; „niemand wird bei uns schlecht von Ihnen denken; freuen werden wir uns, wenn wir hören, daß es Ihnen gut geht an der Seite eines so braven, tüchtigen Mannes, wie es Ihr Bräutigam ist.“

Er hielt ihr die Hand hin. „Geben Sie mir die Hand, Anna; Sie gehen jetzt in ein neues Leben; wenn man in ein neues Leben eintritt, muß man den Kopf hoch nehmen und tapfer sein, und wenn es ein gutes neues Leben ist, muß man nicht weinen, sondern freudigen Herzens sein.“

Das Mädchen hatte, während er sprach, das Haupt aufgerichtet, lauschend, als sollte ihr keines von seinen Worten entgehen, als wollte sie jedes derselben in sich eingraben; ihre Thränen waren versiegt, langsam wandte sie sich jetzt zu ihm um, und zögernd,

wie am ersten Tage, kam ihre Hand seiner ausgestreckten Hand entgegen und schob sich hinein. Diesmal zuckte ihre Hand nicht, wie damals; Heidenstamm fühlte, wie ihre Finger sich um die seinigen schlangen, mit einem sanften, stärker und stärker werdenden Druck, so daß ihm war, als saugte ihre Hand sich an der seinen fest. Zu dem allen sprach sie kein Wort, ihr Mund war geschlossen, nur ihre Augen sahen ihn an, mit einem tiefen, klagenden, Abschied nehmenden Blick. Und indem er sie so hielt und ihr in das bleiche, vom mächtigen Seelen-Ausdruck wunderbar verschönte Antlitz schaute, war es, als wenn sich eine treibende Gewalt, eine unsichtbare Hand in ihren Rücken legte, die sie vorwärts drängte, ihren Oberleib vornüber beugte, auf ihn zu, auf Heidenstamm zu, immer stärker, immer unwiderstehlicher, immer näher, bis daß sie plötzlich, bevor er noch wußte, was sich begab, niedersank und knieend vor ihm lag.

„Aber Anna!" wollte er rufen — der Laut erstickte ihm in der Kehle. Mit beiden flachen Händen umfing er ihr Haupt und drückte die Lippen auf ihren blonden Scheitel. Und als sie seinen Kuß auf ihrem Haare fühlte, ging ein Zittern durch ihren Leib, als schauerte ihr das Mark, ihr Haupt sank hintenüber, ihre Augen schlossen sich und ihr Mund hob sich empor, zu Heidenstamms Munde, der über ihren Lippen war. So naturgewaltig war diese Bewegung, so gebieterisch dieses demütige Flehen, daß Heidenstamm, kaum wissend, was er that, sich niederbeugte und seine Lippen in einem tiefen, langen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Kaum war dies geschehen, als sie auf die Füße sprang, sich zu dem Bräutigam wandte, der sprachlos dem Vorgange zugesehen hatte, ihn an der Hand ergriff und über die Schwelle zog, um mit ihm hinauszugehen. An der Thür aber blieb sie noch einmal stehen; ihr Blick senkte sich; man sah ihr an, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte und sich nicht getraute, es auszusprechen.

„Wollen Sie mir noch etwas sagen?" fragte Heidenstamm. Sie gab keine Antwort, aber sie ließ die Hand des Bräutigams fahren und kam einen Schritt zurück.

Heidenstamm trat an sie heran. „Was ist es denn?" Sie kämpfte noch mit sich, dann erhob sie den Mund zu seinem Ohr:

„Grade das Buch," flüsterte sie, kaum vernehmlich, „auf das ich mich am allermeisten gefreut hatte, hab' ich nun doch nicht mehr lesen können."

Heidenstamm ließ den Blick zum Bücher-Regal hinübergehen. Am Ende der Reihe stand ein dickerer Band, ein Roman, den er geschrieben hatte; er entsann sich, daß dieser noch nicht aus der Reihe herausgenommen worden war.

Ein Lächeln ging über seine Züge. „Meinen Sie den Roman?" fragte er leise. Schweigend nickte sie „ja".

Heidenstamm überlegte einen Augenblick, dann trat er an das Regal. „Ich will Ihnen ein Andenken mitgeben," sagte er laut, „und es soll mein Hochzeitsgeschenk für Sie sein, Anna — nehmen Sie dies."

Er nahm das Buch vom Brett und hielt es ihr hin. Mit beiden Händen griff sie danach. „Das — darf ich behalten?"

„Das dürfen Sie behalten und mit sich nehmen," erwiderte er, „ich schenke es Ihnen."

Sie riß das Buch an sich, sie drückte es an die Brust, mit leidenschaftlicher Bewegung, beinah angstvoll, als könnte es ihr wieder genommen werden und verloren gehen, ihre Lippen zuckten, als wollte sie noch etwas sagen, aber sie brachte kein Wort mehr hervor; über ihr Gesicht war eine Röte ergossen, als wäre eine Flamme in ihrem Innern entzündet worden, die sie glühend durchstrahlte. Dann, mit hastigem Griff, faßte sie den Bräutigam unter den Arm. „Komm, komm, komm" — und sie waren hinaus.

Frau Margareta folgte ihnen, um die geschäftlichen Fragen der Entlassung und Entlohnung zu ordnen; Heidenstamm blieb allein.

Einige Zeit darauf hörte er Wagengerumpel vor dem Hause; Otto hatte eine Droschke geholt; vom Fenster aus sah Heidenstamm, wie er mit seiner Anna einstieg. Die Droschke setzte sich in Bewegung — das Glühwürmchen flog davon.

Vom Fenster, an dem er gestanden hatte, so lange er die Droschke mit den Augen verfolgen konnte, wandte er sich ab, im Zimmer ging er auf und nieder, dann blieb er vor dem Bücher-Regal stehen. Auf dem Brett, das seine Bücher trug, war eine Lücke. Dort hatte das Buch gestanden, das er ihr mitgegeben hatte auf den Weg. Seine Augen hafteten an der leeren Stelle; es war ihm, als fühlte er das Loch, das da entstanden war, als fühlte er es in sich selbst, als wäre etwas in seinem Leben gewesen, das nun nicht mehr da war, nie mehr da sein würde — in den Augen fühlte er ein Drängen und Quellen — eine stumme Thräne floß ihm langsam über die Wangen.

Morgen.

Noch ist der Lilien stolze Pracht
In Schatten tief gehüllt,
Sie haben durch die ganze Nacht
Den Hain mit Duft erfüllt:

Sie haben durch die Dunkelheit
Geglänzt wie Stern an Stern,
So keusch wie Du, so himmelweit
Von allem Niedern fern.

Hermann Lingg.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Neue Folge.

Meine erste Novelle.

Von Ernst von Wolzogen.

Ich bin noch nicht einmal gestorben, geschweige denn unsterblich — und soll dennoch glauben, daß es vielleicht einige Leute gebe, die für die Geschichte meines Erstlingswerkes etliche Teilnahme aufzubringen fähig wären? Nun, ich will die Frage beileibe nicht untersuchen; die Verantwortlichkeit der Redaktion genügt mir vollständig um mich in puncto der Bescheidenheit für salviert zu halten. Jeder Mensch schwätzt gern einmal ein bißl von sich selber — und nun gar ein Künstler!

Also mein litterarischer Erstling datiert aus dem Jahre 1861. Es war ein Trauerspiel in drei Aufzügen und in Prosa, mit dem schönen Titel „Der Hasenfuß". In diesem opus 1. begehrt eine Dame von ihrem Ritter als Probe seines Mutes, er solle in den eben in lebhafter Speithätigkeit begriffenen Krater des Vesuvs hineinspucken. Der feige Ritter jedoch begnügt sich damit, dem Vesuv auf den Fuß zu spucken, schwört jedoch der Dame nach dem Beding gespuckt zu haben, worauf diese Gute einwilligt, die Seine zu sein und ihm auf sein Geschloß zu folgen. Auf dem Wege dahin, in einem finsteren Walde, naht ein grimmer Bär und Ritter Hasenfuß klettert schleunigst auf den nächsten Baum, seine Dame dem Appetit der Bestie überlassend. Da naht ein anderer tapfererer Degen, erlegt den Bären und führt statt des Hasenfußes die Braut heim. Mit der ergreifenden Traurede des Schloßkaplans findet das erschütternde Drama ein fröhliches Ende. Da mir das Schreiben in jener ersten Periode meiner litterarischen Entwickelung — ich war damals sechs Jahre alt — noch erhebliche Schwierigkeiten bereitete, so diktierte ich den weitaus größeren Teil des Stückes meiner Mutter. Das Diktieren habe ich seither immer dem Selbstschreiben vorgezogen. Da ich indes für dieses Drama niemals einen Verleger gefunden habe — obschon es mehrfach aufgeführt wurde und zwar auf dem großen Puppentheater zu Breslau, Rosenthalerstraße Nr. 1, so dürfte es sich allerdings mit dem Begriff Erstlingswerk im Sinne Kürschners und der verehrlichen Redaktion nicht decken. Gedruckt wurde ich zuerst in der Schülerzeitschrift „Walhalla". Das war in den siebziger Jahren, als ich die Untersekunda des Gymnasiums zu Wittstock in der Priegnitz besuchte. Meine Beiträge waren, wenn ich mich recht erinnere, meist sehr ausgedehnte Gedichte in ottave rime. — In der Unterprima fertigte ich für die Reclam'sche Universalbibliothek eine Übersetzung und Bühnenbearbeitung von Sheridans Lustspiel „The Rivals" an. Ich bekam dafür als Honorar fünfzehn Mark baares Geld und einen großen Haufen Reclambändchen. Das Geld verwendete ich zum Ankauf eines goldenen Ringleins für meinen Schatz und die apfelsinenroten Bändchen verfutterte ich mit großer Geschwindigkeit in müßigen Stunden, deren ich mir stets eine reiche Fülle zu erübrigen wußte, indem mich die Schulwissenschaften, bis zum letzten Semester vor dem Maturitätsexamen, ungemein kalt ließen. Mit Eifer studierte ich damals überhaupt nur musikalische Theorie, denn ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, Komponist zu werden. Einige von den Stunden, die ich dadurch ersparte, daß ich den Cicero unpräpariert ließ, widmete ich während dieser letzten Gymnasialjahre stets der Schriftstellerei. Ich verbrach unter anderen eine scheußlich sentimentale längere Novelle, die mir glücklicherweise schon nach wenigen Wochen selbst zuwider war, ferner einen großen Cirkusroman, der jedoch nicht zu Ende kam, weil mir die Handlung zu verwickelt geworden war, und schließlich eine kleine Weihnachtsgeschichte „Um dreizehn Uhr

in der Christnacht", welche sehr stark den Einfluß meiner damals mit Begeisterung getriebenen Dickens-Lektüre merken ließ. Ich muß erwähnen, daß ich, als Engländer von Mutterseite, die englische Sprache durchaus beherrschte und darum auch für die Eigenart des Dickens'schen Humors, wie er sich sprachlich kundgiebt, volles Verständnis besaß. Ich hatte zudem vom Vater ein starkes schauspielerisches Talent ererbt, das sich ganz besonders in der Fähigkeit, Dialekte und überhaupt sprachliche Eigentümlichkeiten nachzuahmen, äußerte. Das humoristische Cachet, das ich meiner Weihnachtsgeschichte zu geben beflissen war, entstand denn auch dadurch, daß ich die mir vorschwebende englische Redeweise Dickens'schen Stiles ins Deutsche zu übertragen suchte. Ich schickte mein Manuskript zunächst an „Ueber Land und Meer"; aber da kam es für dieses Jahr (1875) zu spät. Bereits Anfang des nächsten Jahres schickte ich es wiederum hinaus, um wenigstens für das Weihnachtsfest 1876 zurecht zu kommen. Nun mußte ich den Schmerz aller jungen Schriftsteller auskosten: Das Manuskript genoß wiederholt auf Wochen und Monate die Gastfreundschaft einer Redaktionsstube und kehrte schließlich doch immer wieder zu mir nach Wittstock zurück, bis das Papier so gelb und die Ränder so eingerissen waren, daß ich anstandshalber eine neue Reinschrift anfertigen mußte. Nun aber klopfte ich nicht mehr bei den Redaktionen, sondern direkt bei den Buchverlegern an, denn ich meinte, das kleine Ding möchte sich am Ende in Sedez mit Goldschnitt ganz hübsch ausnehmen. Merkwürdigerweise hatte ich gleich beim ersten Versuch Glück. Herr Hartknoch in Leipzig besaß ein weiches Herz und wollte sich des harmlosen Geschichtchens annehmen; aber das Erscheinen wurde wieder auf ein Jahr hinausgeschoben. Inzwischen bezog ich die Universität und Herr Hartknoch gab sein Geschäft auf. In der Verzweiflung wäre ich fast dem etwas boshaften Rate meines stets zum scherzen aufgelegten Vaters gefolgt, mein Wandermanuskript nunmehr der berühmten Firma A. R. Schloch anzubieten, an welche ich naiver Weise so lange glaubte, bis mir einst im Traume das Titelblatt erschien! Natürlich schrieb ich meinem Vater einen entrüsteten Brief und es wurde mir schon damals klar, daß unsere Gesetzgebung dem unerhörten Mißbrauch der patria potestas viel zu wenig Beachtung schenkte. Übrigens fand jetzt endlich mein Langen und Bangen ganz ohne mein Zuthun ein Ende, indem Richard Eckstein in Leipzig, der den Hartknoch'schen Verlag übernommen hatte, auch mein Büchlein herauszubringen versprach. Es erschien endlich im Winter 1879, als ich bereits im dritten Semester studierte und selbstverständlich schon längst eine neue Periode angebrochen hatte. Das kleine Dingelchen — Sedez, Velinpapier mit rotem Rand, fein gebunden — wurde durchweg sehr freundlich besprochen, aber kein Rezensent hatte den neuen Vornamen Ernst beachtet, sondern alle hatten sie diese kindliche Geschichte entweder meinem Vater Alfred in Schwerin oder meinem Bruder Hans in Bayreuth auf Rechnung gesetzt. „Der feinsinnige Leiter des Schweriner Hoftheaters . . . ." oder „Der bekannte Wagnerapostel überrascht uns mit einer sinnigen Weihnachtsgabe . . . . .", so fingen alle Rezensionen an — der Musterschutz für Ernst von Wolzogen war noch nicht durchgesetzt. Das kränkte mich natürlich ein klein wenig; aber noch mehr kränkte es mich, als im Jahre 1881 die Abrechnung des Verlegers eintraf und mir bewies, daß von den zweitausend gedruckten Exemplaren nur wenige Hunderte verkauft und ich nach dem Vertrage verpflichtet war, noch gegen vierhundert Mark aus meiner Tasche zu den Kosten aufzulegen. Dafür gehörte mir allerdings der Rest der Auflage, den ich in großen Stößen hinter meinem Berliner Kachelofen aufspeicherte, bis ich einen freundlichen Ramschagenten fand, der mir das ganze G'lump für fünfundsechzig Mark abkaufte. Da mein mehrfach erwähnter Vater unter andern auch dem Grundsatz huldigte, keine Schulden für seinen Sohn zu bezahlen, so mußte ich Wechsel unterschreiben, die mir noch bis tief ins Jahr zweiundachtzig hinein mancherlei Entbehrungen auferlegten. In der Krausenstraße zu Berlin traf ich einst einen Droschkenkutscher zweiter Klasse, der auf dem Bocke „Um dreizehn Uhr in der Christnacht" las. Er hatte sich das Büchlein für zehn Pfennige gekauft. Um mich in dem Hochgefühl meiner Popularität zu wiegen, ließ ich mich eine doppelte Strecke weit in seinem Marterkasten rütteln, aber ich wagte nicht, den Mann um sein Urteil über mein Werk zu fragen, da ich bereits die Erfahrung gemacht hatte, wie lose jedem Berliner das Wort „Quatsch" auf der Zunge liegt. Nicht lange darauf, als Julius Stettenheim das „Humoristische Deutschland" gründete, schrieb ich die thüringische Pastoralgeschichte von der Gloria-

hose, und diese war es, die meinen Namen — und zwar inclusive Ernst, mit einem Schlage bekannt machte und mich endgültig aller Schwierigkeiten beim Unterbringen von Manuskripten überhob. Im Laufe weniger Wochen, nach dem Erscheinen der „Gloriahose“ im „Humoristischen Deutschland“, ersuchten mich die Redaktionen fast sämtlicher angesehenen belletristischen Blätter um meine Mitarbeiterschaft, und der Herausgeber einer Feuilletonzeitung überraschte mich sogar mit dem Vorschlag, meinen Erstling zum Nachdruck in Zeitungen weiter zu verwerten. Ich willigte ein mit dem Beding, daß unter den Titel in Klammern gesetzt werden müßte: verfaßt 1874. „Um dreizehn Uhr in der Christnacht,“ war dann alle diese Jahre über um die Weihnachtszeit im Feuilleton einiger Provinzblätter zu finden, bis endlich gar im vorigen Jahre der Nachfolger meines ersten Verlegers, Richard Eckfteins, auf den Gedanken kam, das Geschichtchen illustriert und auf's feinste ausgestattet nochmals herauszugeben. In dieser neuen Gestalt hat das Büchlein binnen kurzem vier weitere Auflagen erlebt, und in der Widmung an mein ältestes Töchterchen habe ich seine einfachen Schicksale erzählt und die Moral daraus gezogen, daß man besser thue, mit der Schriftstellerei erst gar nicht anzufangen, wenn anders man einige Gewähr dafür haben wolle, daß man nicht in die Lage komme, Wechsel unterschreiben zu müssen; denn die Wechselschriftstellerei däucht mich schlimmer noch als selbst — symbolistische Lyrik.

Die Matrone und die Aster.

Aster, die du freundlich aufgeblüht,
Einen späten Herbsttag mir zu schmücken,
Kalt wird heut' die Nacht, komm' laß Dich pflücken,
Trauter ist's am Herd, — sieh', wie er sprüht!

Hier, den Stiel im kühlen Wasserg'as
Nicht zu nah' der Wärme, nicht zu ferne,
Mach' es dir behaglich, — möchte gerne
Dir abbitten, Aster, dies und das.

Schau, daß ich's dir ehrlich nur gesteh',
Lieb gewesen bist du mir nicht immer,
Eine Zeit gab's, wo dein Spätroth-Schimmer
Winder wohl beinah mir that als weh.

Daß die Sonne, wenn dein Reich begann,
Ihre besten Pfeile schon verschossen,
Daß verstummt die muntern Sanggenossen,
Blume, dir mit rechnete ich's an.

Krank vor Sehnsucht nach der holden Zeit,
Wenn es duftet rings und blüht und schmettert
Und dazwischen leidenschaftlich wettert,
Sah ich rings nur Öde weit und breit.

Anders worden ist es allgemach,
Und du wardst zum Bild mir jener Güte,
Die dem allerseinsamen Gemüthe
Gern ein Labsal noch bescheeren mag.

Eine Mahnerin zur Dankbarkeit
Sei'st du meinen nachtumflorten Blicken,
Aster, die du trafst die rechte Zeit,
Einen späten Herbsttag mir zu schmücken.

Robert Waldmüller-Duboc.

Nacht.

Ward dir ein holder Tag geraubt
Durch finstrer Stürme Wüten,
So schüttle nicht im Groll das Haupt,
Die Nacht hat ihre Blüten.

Hab' acht! wie aus dem Dunkel bricht
Bald hier, bald da ein Leuchten,
Verkündend, daß nicht alles Licht
Die bösen Stürme scheuchten.

In neuen Wundern blüht die Welt,
Die an dem Tag verdarben,
Und manch' verachtet Leben stellt
Sich dar in neuen Farben.

Ein Bild des Herzens, das in Nacht
Den Weg der Schönheit schauet
Und Werke wundersamer Pracht
Aus tiefsten Schmerzen bauet.

Paul Driese.

Friede.

Nun legen sich die weichen Schleier
Der Dämmerung über Baum und Strauch,
Kein Ton stört mehr die Abendfeier,
Und kerzengrade steigt der Rauch.

Hoch in der Luft ein Zug von Schwänen
Zieht weit nach Süden über's Meer;
Mir ist, als ob nun all mein Sehnen
Und jeder Wunsch erfüllet wär.

Carl von Arnswaldt.

Eine Rundfrage.

Nun sind auch die deutschen Dichter und Denker danach gefragt worden, ob sie lieber verbrannt oder begraben sein wollen. Ein Abschluß der Rundfragen-Manie ist dies schwerlich, es sollte uns nicht wundern, wenn nun die nächste Rundfrage lauten sollte: „Welche Eltern hätten Sie sich gewünscht?!" Auch die Frage, ob die führenden Geister deutscher Nation zum Frühstück lieber Thee, Kaffee oder Chokolade trinken, harrt noch der Beantwortung, ebenso die, ob sie groß- oder kleinkarrierte Beinkleider vorziehen, wogegen die Frage, ob sie lieber Wein oder Bier trinken, lieber rauchen oder schnupfen bereits beantwortet ist. Indes steckt in der Rundfrage über die Feuerbestattung, wie sie die Redaktion des Wiener Fachblatts „Phönix" gestellt hat, doch insofern ein vernünftiger Kern, als es sich um eine Sache handelt, in der ein Vorurteil zu besiegen ist, was ja, wie wir Menschen nun einmal sind, auch durch das Beispiel von Leuten, die man kennt, gelingen kann.

Nur ist dabei weniger herausgekommen, als zu erwarten war. Zunächst sieht man sich in dem ganzen starken Hefte fast vergeblich nach Stimmen um, die gegen die „Cremation" Stellung nehmen würden; das macht nicht bloß die Lektüre eintönig, sondern weckt auch unwillkürlich den Gedanken, daß bei der Auswahl der zu Befragenden die Befürchtung, eine Verteidigung der üblichen Bestattungsweise zu erhalten, mitgewirkt hat. Und das wäre nicht eben klug gewesen.

Indes fehlt es, wie bemerkt, an solchen abweichenden Stimmen nicht ganz, und diese wenigen sind charakteristisch, freilich mehr für die Persönlichkeit, als für die Sache. Nichts kann z. B. für die Hyperromantik, die edle, aber unlogische und oberflächliche Art der unglücklichen Königin der Rumänen, Carmen Sylva, bezeichnender sein, als der Grund, warum sie lieber begraben sein will:

„Dann läuten die Bienen um mich herum,
Libellen und Mücken in leichtem Gesumm;
Dann zittern die Zweige wie trunken —
Und rascheln und flüstern geheimnisvoll:
Seht drunten, da drunten, dem ist's so wohl,
Dem Sänger, der traumversunken!"

— lautet die Schlußstrophe ihres Gedichts: „Der Wurzeln Bacchanal". Aber da ist nicht bloß der Reim falsch, sondern auch der Gedanke. „Ich finde das Verbrennen," sagt die Königin in einem Begleitschreiben, „sehr hygienisch, sehr vernünftig und sehr unpoetisch. Ich will ebensosehr ein Fortleben des Körpers wie der Seele, und Asche ist tot! Asche geht keine neuen Verbindungen mehr ein und wird nicht fruchtbringend!" Doch, Majestät! — mit Asche werden sogar Felder gedüngt, und wenn schon davon die Rede sein soll, ist animalische Asche besonders fruchtbringend, nur wissen Sie es eben nicht. Und nicht im Spott, der uns dieser „Märtyrerin ihrer Phantasie" gegenüber wahrlich sehr fern liegt, sondern in tiefem Mitgefühl wären wir versucht, fortzufahren: Wäre Carmen Sylva keine Königin, sie wüßte es vielleicht auch nicht, aber dann hätte sie gewiß jemand gefragt, der es weiß, ehe sie das Gegenteil drucken ließe. Sie wäre durch frühere Erfahrungen ähnlicher Art vorsichtiger geworden, sie hätte dann vermutlich auch schon die Machwerke einer Fälscherin nicht als altrumänische Volkslieder übersetzt und dergleichen mehr. Daß die Dichterin eine Königin war, ist beiden Eigenschaften in ihr zum Unheil geworden, und namentlich hat die Dichterin schwer gelitten, weil sie Lobeshymnen, die der Königin galten, für bare Münze nahm, und der Meinung war, was eine Königin schreibe, dürfe sie auch drucken lassen, denn es stehe über der Kritik. Wir schätzen damit ihr Talent höher ein, als jene kritischen Barden, die ihr früher huldigten und heute schweigen; als Bürgerliche wäre Carmen Sylva vermutlich eine bedeutende Dichterin geworden. . . .

Aber zurück zu unserem Thema. Außer Carmen Sylva nimmt nur noch ein Politiker gegen die „Cremation" Stellung; „sie obligatorisch zu machen, ist schon vom wirtschaftlichen Standpunkte aus zu verwerfen und daher von vornherein unzulässig." So der bayrische Abgeordnete Frickhinger; der Rede Sinn ist nicht eben klar. Viel verständlicher ist ein Standpunkt, auf dem sich zwei Dichter und ein Philosoph — Ferdinand von Saar, Peter Rosegger und Julius Duboc — zusammenfinden. „Gegen die Feuerbestattung," meint z. B. Rosegger, „kann prinzipiell kaum etwas eingewandt werden, doch habe ich mich in dieser Frage bisher nicht freizumachen vermocht von Einflüssen des Gemütes. Ich habe schon so viele liebe Menschen verloren, von denen nur nichts blieb, als ein Blumengärtlein auf ihrer Erde." Und völlig übereinstimmend schreibt Julius Duboc: „Unglücklicherweise steht nur mein Verstand, da man sich von sachverständiger Seite vorgebrachten Gründen fügen muß, auf Ihrer Seite. Mein Herz hängt an den alten moosumsponnenen Hügelreihen der Friedhöfe, und ich fühle mich nicht mehr jung genug, einen Wechsel in mir vollziehen zu können." Das spricht sicherlich die Empfindung von Millionen aus, und es ist daher eine der sachlich wichtigsten und verständigsten Bemerkungen für die Sache, die das Heft enthält, wenn der Bruder des Philosophen, der Dichter Robert Waldmüller-Duboc äußert: „Friedhöfe sind und bleiben in Deutschland das Volkstümliche. Eingehegte Plätzchen im Freien, wo die Asche lieber Abgeschiedener geborgen ist, werden am sichersten mit der Feuerbestattung befreunden". In die Reihe dieser Unentschiedenen gehört wohl auch Heinrich Bulthaupt: „Die Menschen wünschen nichts sehnlicher, als ihr Dasein über den Tod hinaus zu verlängern. . . Das Feuer arbeitet ihnen zu rasch. Daher der Widerstand so vieler gegen die Leichenverbrennung, wider die sie mit Gründen kaum etwas vermöchten".

Können diese Männer ehrlicherweise nicht ihre Stellung präcisieren, eben weil sie in sich nicht einig werden können, so fehlt es natürlich auch diesmal an solchen nicht, die deshalb nicht „Ja!" oder „Nein!" sagen, damit man ihnen nicht nachrede, sie hätten „Ja!" oder „Nein!" gesagt. Diese Erfahrung kehrt bei jeder Rundfrage wieder; wollte einmal jemand erfahren, ob dem Befragten der Himmel blau oder grün erscheint, es würden sich sicherlich einige nicht trauen, mit „blau!" zu antworten und es vorziehen, einige Sätze zu spenden, an denen auch die Anhänger eines grünen Himmels keinen Anstoß nehmen könnten. Die Namen seien nicht genannt; die meisten haben übrigens keinen Namen.

Anders wieder eine Gruppe, der auch bedeutende Dichter angehören: sie geben kein Votum ab, weil ihnen die Frage zu unwesentlich erscheint, um Stellung zu ihr zu nehmen. So Paul Heyse:

„Ob in Flammen mag verlodern,
Ob im Schoß der Erde modern
Dieser Leib — mich kümmert's nicht,
Wenn, was wahrhaft ich gewesen,
Trotz Verglühen und Verwesen
Weiter wirkt am Sonnenlicht."

Ähnlich, aber ohne jeden Gedanken an geistige Fortdauer äußert Ernst Wichert:

„Hab ich zu fühlen und zu denken
Einst aufgehört,
Läßt mich schon jetzt die Sorge unbeschwert:
Ob man den Leib ins kühle Grab wird senken,
Ob Feuer ihn verzehrt."

Und ganz ebenso denkt Johannes Trojan:

„Ob ich verbrannt sein will, ob begraben?
Ich weiß es selbst nicht, muß ich gesteh'n.
Noch lange möcht' ich am Licht mich laben,
Und wenn meine Tag' ein Ende haben,
Dann mag mit mir, was da will, gescheh'n."

Der Gedanke kehrt noch ein Dutzend Male oder drüber wieder — allzuweit liegt er ja auch nicht.

Die anderen Befragten sind sämtlich für die Feuerbestattung, doch auch sie mit Unterschieden. Da sind zunächst jene, die dafür sind, ohne die Frage eben für die — brennendste zu halten, so Richard Andree, Victor Blüthgen, Julius Rodenberg und Karl Emil Franzos, der meint: „Wie man gegen die Leichenverbrennung Stellung nehmen kann, ist mir unverständlich. So haben denn die Bestrebungen des „Phönix" meine Sympathie. Aber ich möchte nicht verschweigen

haben, daß sie mir nicht eben als das Wichtigste erscheinen. Die Miasmen, die uns heute zu ersticken drohen, entsteigen allerdings auch Gräbern, aber da modern nicht Menschenleiber sondern Ideen, die unsere glücklicheren Väter für immer spurlos begraben glaubten."

Sind diese abwägenden Gutachten meist in nüchterner Prosa abgefaßt, so greifen die eifrigeren und bedingungslosen Verfechter der Idee fast ausschließlich zu Versen. Die meisten sind für ihre Verfasser überaus charakteristisch. So dichtet Hermann Lingg:

„Düster brennt und trüb die Flamme,
Schwarzer Rauch erfüllt die Luft,
Doch das Holz von edlem Stamme,
Giebt dem Rauche Rosenduft;
Mächtig sprüh'n empor die Funken,
Denn der Tote, der da ruht,
Brannte licht- und liebetrunken
Lebend schon in heil'ger Glut!"

Auch Hieronymus Lorm bleibt streng in seiner Tonart:

„O Feuergrab, — o schöner Brauch!
Des Lebens Weh verlangt Genesung,
Denkt sich's die Schauer der Verwesung
Erspart nach seinem letzten Hauch."

Ebenso Martin Greif, der sich bei dieser Gelegenheit rasch sein eigenes Monument errichtet:

„So mal' ich mir mein Grabmal aus:
In einem Hain ein Säulenhaus.
Durch das der Duft von Blumen zieht,
Drin dämmrig traut ein Lämpchen glüht;
Und einsam dort im Hintergrund
Des Aschenkrugs geweihtes Rund,
Zu stiller Ruhe an die Wand
Gelehnt von einer lieben Hand."

Hingegen schreibt Ludwig Fulda kurz, kühl und elegant sein Sprüchlein:

„Im Leben freut mich alles Rasche;
Drum sei auch flink des Todes Raub:
Ich werde lieber hurtig Asche
Als langsam Staub."

Eine dritte Gruppe sind die Fanatiker der „Cremation": ihnen ist jeder, der dagegen ist, ein Dummkopf oder Heuchler. Hoffentlich schaden diese Äußerungen der Sache, der sie dienen wollen, nicht allzusehr; ja sie scheint uns stark genug, um selbst manche „Gedichte" zu überstehen, die ihr hier gewidmet wurden. Aus dem schönsten dieser Gedichte möge an dieser Stelle eine Strophe folgen, womit aber nicht gesagt sein soll, daß die andern minder schön sind:

„Nur die Hülle lassen wir verwesen,
Ein Gerippe birgt der Erde Schoß;
Das in uns geregt sich — auserlesen
Wird es, um zu deuten Menschenlos."

Der Name des begnadeten Poeten sei barmherzig verschwiegen. An gleichwertigen Poesien ist übrigens in dem Hefte kein Mangel. Diese Redaktion hat offenbar weder einen Papierkorb, noch kennt sie, trotz ihrer Tendenz, das schöne Wort: „Wohlthätig ist des Feuers Macht."

Litterarische Notizen.

— Die „Lyrischen Gedichte" von Albert Kahle (Dresden, Verlag von Alexander Beyer) gehören zu jener Legion deutscher Gedichtsammlungen, an denen im Grunde niemand seine Freude haben kann, als der Buchdrucker. Der Leser wenigstens gewiß nicht. Man urtheile selbst:

Lebenswechsel.

Als noch die Lerchen sangen,
Lagst Du an meiner Brust,
Ich küßt' Dir Mund und Wangen
Und weinte still vor Lust.
Jetzt flattern frierend Raben
Im Schneegewölk umher.
Und Dich — hat man begraben, —
Du herzst mich nimmermehr!

Wie oft ist schon derselbe Gedanke zum mindesten in guter Form dagewesen! Aber das eben ist ja das Bezeichnende an dem Schaffen dieser bedauernswerthen Opfer der Selbsttäuschung; es fällt ihnen nichts, aber rein gar nichts Neues ein; das Alte, das sie bringen, ist schon zehntausendmal besser gesagt worden; das hält sie nicht ab, es zum zehntausend und ersten Male in verschlimmerter Form zu sagen. Mit Herrn Kahle sei insofern nicht allzu streng ins Gericht gegangen, als er zum mindesten, wenn auch sehr gegen seinen Willen, humoristische Wirkungen erzielt, z. B.:

Die Macht des Todes.

Ungleich verteilt auf uns'rer Erde
Ist Dürftigkeit und Überfluß,
Der eine schwelgt und trabt zu Pferde,
Der and're darbt und geht zu Fuß.
Der Reiche prangt in Sammt und Seide,
Schlürft Austern, trinkt Malagawein,
Der Arme friert im Bettlerkleide,
Nennt keinen roten Heller sein.
Der Tod erst löst die Gegensätze,
Die das Geschick dem Leben gab,
Geburt und Titel, Macht und Schätze
Verlassen treulos uns am Grab.
Der Fürst aus adligem Geschlecht,
Der hoheitsvoll auf Thronen tagt,
Wird einstens, wie der ärmste Knecht,
Vom Wurm im morschen Sarg benagt.
Und Prinzen, Bettler, Arme, Reiche
Verbrüdert bald des Todes Hand,
Denn tot ist tot und Leiche Leiche,
Ob Prunk, ob Lumpen ihr Gewand.

Und dabei ist Herr Kahle vielleicht im Leben ein ganz ernst zu nehmender Mann! Ja, die deutsche Dichteritis!

— „Einführung in die Musik." Von Adolph Prochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Das Büchlein faßt kurz und praktisch das Notwendigste aus dem Gebiet, das es behandelt, zusammen. Es kann jenen, die dessen bedürfen und sich an einer naturgemäß nicht eingehenden Stoffbehandlung genügen lassen, empfohlen werden.

— Von der neuen Ausgabe von „Schillers Werken", die Ludwig Bellermann im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig herausgiebt, liegen uns drei weitere Bände, der 5., 6. und 7. Band vor. Sie enthalten den Schlußband der Dramen, die Erzählungen und die beiden größeren historischen Werke Schillers. Ueber die Grundsätze der Auswahl, die Ausstattung u. s. w. haben wir uns bereits geäußert.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Ernst, Otto. Karthäusergeschichten. Novellen und Skizzen. Hamburg, Konrad Kloß. 1896.

Kassan, A. Andreas Hofer. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Wittenberg, P. Wunschmann's Verlag. 1896.

Frankfort Moore, F. Der Verkauf einer Seele. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Gréville, Henri. Eva. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Robert Prölß. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Das Rätsel des Lebens.

Novelle von **Paul Heyse**.

(Fortsetzung.)

Zu Hause angelangt, musterte ich meinen kleinen Vorrat an Gedrucktem und Ungedrucktem, da mir jungem Poeten doch daran lag, vor dem musikalischen Einsiedler, so schrullenhaft er war, in möglichst günstigem Licht zu erscheinen.

Nun fand ich freilich nichts, was als „symbolisch" in seinem mir noch unklaren Sinne, oder gar als „Poesie nach dem Herzen Gottes" hätte gelten können. Doch war vor kurzem eine kleine mythologische Tragödie „Meleager" von mir in die Welt gegangen — nicht eben einen weiten Weg und jedenfalls „den Bühnen gegenüber Makulatur" —, aber der eigenartige Stil und vor allem die märchenhafte Fabel selbst ließen mich hoffen, der kuriose Fanatiker des Übersinnlichen und Elementaren werde einiges Gefallen daran finden. Ein antikes Puppenspiel in Knittelversen, das die nachdenkliche Geschichte von Perseus und der Meduse behandelte, hatte selbst meinen Freunden mehr Kopfschütteln als Beifall abgewonnen, so daß ich diesen meinen heimlichen Liebling mit einem Seufzer zurückbehielt.

Ich packte also besagten Meleager mit einer handvoll lyrischer Gedichte in Gottes Namen ein und schickte ihn in die Hasenstraße.

Schon am nächsten Tage brachte mir die Stadtpost einen Brief, der in einer wie mit dem Stiel der Feder hingestampften Handschrift ungefähr so lautete (ich habe ihn leider nur in der Erinnerung aufbewahrt):

„Hoch- und Höchstverehrter!

Tausend Dank! Habe gelesen! Sie sind ein Dichter. Weiß nun, daß Sie mich verstehen werden. Würde selbst kommen, wäre meine Toilette salonfähig. Ersuche Sie, sich baldigst zu mir zu bemühen. Habe Ihnen eine Überraschung zugedacht. Ganz ergebenst

Heinrich Arnoldi."

Ich wußte nun, weshalb der verkannte Meister auch im Theater seinen Kutschermantel nicht ablegte. Sein Drillichanzug war unzweifelhaft Alles, was er an sommerlicher Garderobe besaß.

So wenig ich mir nun auch auf seine „Hoch- und Höchstverehrung" etwas einbildete, da ich deutlich merken konnte, mit diesen devoten Komplimenten sei es nur auf den zu liefernden Operntext abgesehen, war ich doch neugierig genug, was unter der verheißenen „Überraschung" verborgen sein mochte. So ging ich denn schon am dritten Tage in der Dämmerstunde wieder in die Hasenstraße.

Auf dem dunklen Treppenabsatz vor seiner Wohnung fand ich diesmal die Thüre offen. Das dienstbare Mädchen stand an der Schwelle in leiser Unterhaltung mit einem jungen Manne, die durch mein Auftauchen im Flur, unliebsam, wie es schien, unterbrochen wurde. Der Mann grüßte mich höflich und eilte an mir vorbei die Stiege hinab. Das Gesicht des Mädchens, so viel das Küchenlämpchen erkennen ließ, war gerötet und die sanften Augen ein wenig feucht. Sie ließ mich, ohne ein Wort zu sagen, eintreten, und ich hörte schon durch die Thür ein lebhaftes Klavierspiel, das auch noch eine Weile fortging, nachdem ich sacht die Thür zu dem Zimmer des Musikers geöffnet hatte und eingetreten war.

Nun ward er doch endlich meiner Gegenwart inne, schloß mit einer rauschenden Passage und stand auf, mich zu begrüßen.

„Da haben Sie schon die Überraschung weg, wertester Herr Hofrat," sagte er. „Wissen Sie, was ich gespielt habe? Die Ouvertüre zu Ihrem Meleager, die in der letzten Nacht entstanden ist, einstweilen nur in meinem Kopfe. Warten Sie! Setzen Sie sich dorthin. Ich habe den alten Klimperkasten eigens neu stimmen lassen — der Klavierbändiger geht eben von mir — um

Ihnen das Stück in möglichst reinlicher Gestalt vorzufingern. Es ist nicht das Schlechteste, was ich gemacht habe."

Auch mir schien es so, obwohl ich zweifelhaft bin, ob mich nicht die ungewohnte Ehre einer Ouvertüre, die eigens zu einem meiner Dramen komponiert worden war, bestach. Und er spielte meisterhaft, und das Halbdunkel im Zimmer trug dazu bei, mich in eine träumerisch-mystische Stimmung zu lullen.

Als er geendet hatte und ich ihm meine Bewunderung aussprach, nur bedauernd, daß er seine Kunst an eine Dichtung verschwendet habe, die nie das Licht der Lampen erblicken würde, sagte er:

„Seien Sie unbesorgt. Unsere Zeit wird kommen. Zunächst vielleicht nur im Konzert, wo dann die Kunstphilister sich den Kopf darüber zerbrechen werden, welche Takte den Lauf der Atalante, welche anderen die Eberjagd oder gar das Holzscheit bedeuten sollen, das die grimmige alte Mutter in ihrer tötlichen Eifersucht auf die Liebe des Sohnes in das Herdfeuer stößt, um sein Leben lieber sich verzehren zu sehen, als sein Herz einer Andern zugewendet. Solch ein Tollhäuslerspuk! Als ob Musik bestimmte Vorstellungen erwecken und ein Geschichtchen erzählen könnte! Nein, Ihr Drama besorgt das alles selbst, und ein musikalischer Leser kann hernach höchstens die Stimmung ganz im allgemeinen, in die ihn das Gedicht versetzt hat, auf Noten bringen. Mich hat es besonders gepackt, daß sich's in der alten Fabel nicht um eine ordinäre moderne Liebschaft handelt, sondern um die Urmächte des Menschenlebens in einer furchtbaren Symbolik. (Wieder sein Lieblingsausdruck.) Und nun halte ich Sie auch für reif, trotz Ihrer Jugend, in das Allerheiligste meines Schaffens einen Einblick zu gewinnen."

Er ging nach der Kommode und zog aus dem obersten Schubfach ein Heft hervor, das er mit einer großen Geberde auf den Tisch warf. „Da sehen Sie," sagte er, „das ist meine Oper — notabene, die erst noch gedichtet oder doch ausgedichtet werden soll, denn ich bin nur ein stümperhafter Reimschmied. Ich will Ihnen nur den Titel sagen, dann werden Sie schon merken, daß sich's um keine der schnöden Ritter- und Räubergeschichten, keine Schlittschuhläufer, Freikugelngießer oder singende Barbiere handelt: „Das Rätsel des Lebens!" Ha, wie anders wirkt dies Zeichen auf Sie ein? Merken Sie nun, daß ich von dieser Höhe mit einiger Berechtigung auf die heutigen Zöllner und Sünder herabschauen darf, da ich die Erlösung von allem Kunstjammer in der Tasche trage?"

Seine schwarzen Augen sprühten ordentlich Funken, während er diese Worte hervordonnerte. Ich fühlte ein gewisses Grauen, als ob ich einen Irrsinnigen vor mir hätte.

„Das Rätsel des Lebens!" wiederholte ich mit unsicherer Stimme. „Ein merkwürdiger Titel, gewiß, nur gesteh' ich, daß er mich über den eigentlichen Inhalt Ihres Werkes völlig im Dunkeln läßt."

„Sehr natürlich und verzeihlich," versetzte er mit einem heiseren Lachen, „das ist es eben, was ihn von allen anderen unterscheidet und schon an sich die richtige musikalische Stimmung vorbereitet. Nur eine einzige Oper nähert sich dem, was mir als das Wahre vorschwebt: die Zauberflöte. Auch da ist das Meiste symbolisch und man wird nicht recht klug daraus und nimmt allerlei Fragezeichen mit hinweg. Daß ich als Musiker mich nicht erfreche, dem göttlichen Meister nahe zu kommen, der dies Wunderwerk geschaffen, brauche ich nicht erst zu versichern. Was aber den Text anbetrifft, glaube ich ihn doch zu übertreffen."

„Und Sie haben wirklich für das Rätsel des Lebens eine Lösung gefunden?"

Er sah mich mit einem mitleidigen Lächeln an.

„So dumm bin ich nicht," sagte er. „Wenn es eine Lösung gäbe, wäre es eben kein unendliches Problem und somit prosaisch und für die wahre Musik nicht besser geeignet, als irgend ein anderes Histörchen, dessen Helden am Schlusse sich kriegen oder eines melodischen Todes sterben. Nein, das Rätsel wird bei mir von einer richtigen Sphinx aufgegeben, die am Ende, da niemand es lösen kann, sich selbst in den Abgrund alles Seins stürzt. Ich weiß wohl, die Sphinxe sind eigentlich männlichen Geschlechts gewesen, wenigstens die in Ägypten. Aber die Neugier, von den Menschen zu hören, was sie vom Leben denken, schien mir am passendsten für ein Frauenzimmer. Schon im Leben haben die Männer gewöhnlich mit ihren alltäglichen Geschäften so viel zu thun, daß sie auf die Rätselfrage gar nicht verfallen. Und ferner — ich brauche für meine Sphinx einen hohen Sopran, einmal, weil die Frage immer schriller und schneidender werden muß, je öfter sie gestellt wird, und dann im Gegensatz gegen die anderen Figuren."

„Also haben Sie doch auch eine menschliche Handlung? Oder sind auch die übrigen Personen lauter mythologische Ungeheuer?“

„Behüte! Eine solche Menagerie würde eine mißtönende Partitur in lauter Naturlauten geben, da nur die Sphinxe als Halbmenschen Sprache haben. Aber was man so Handlung nennt — ein Geschichtchen, das Anfang, Mitte und Ende hat — damit befasse ich mich freilich nicht. Meine Personen sind alle nur symbolischen Charakters, nämlich Vertreter der verschiedenen Klassen und Stände der Menschheit, die nach einander auftreten und beschämt wieder abziehen, nachdem sie die Frage der Sphinx nur auf eine einfältige Art beantwortet haben.

Zuerst kommt ein Monolog dieser interessanten Neugierigen, die auf einem Felsen vor einer tiefen Kluft hingelagert ist, ihre Löwentatzen in der Sonne reckt und sich den Kopf darüber zerbricht, wozu sie selbst auf der Welt ist, da sie ebenso gern ihr berufs- und freudenloses Dasein aufgäbe. Und nun sieht sie einzelne Wanderer daherkommen, und wie ein Gensdarm reisenden Handwerksburschen den Paß abfordert, hält sie Jeden an und stellt Jedem die nämliche Frage. Die habe ich schon in einen Vers gebracht, der mir ganz leidlich scheint, nämlich:

Mensch, du fühlst, dich drückt der Schuh,
Dennoch ohne Rast und Ruh
Tag' und Jahre wanderst du.
Sag' o sag: wohin? wozu?

Für einen poetischen Dilettanten ganz hübsch, nicht wahr? Auch die Melodie dazu, die bei jeder Wiederholung in anderer Tonart erscheint, ist schon fertig. Aber das Weitere — man fordert zwar jetzt, daß der Komponist auch Dichter sein soll, aber eine Kunst allein ist schon schwer genug, ich wenigstens verzichte auf diesen Doppellorbeer. — Ich habe ruhig — nein, auf die Länge doch ziemlich unruhig gewartet, bis mir einmal ein gelernter Dichter begegnen würde, der meine Ideen ausführen könnte. Und da Sie überdies zu Sr. Majestät, unserm allverehrten Könige Zutritt haben, lebe ich der Hoffnung, daß mein Traum eines Tages zur Erfüllung kommen wird, wenn Sie sich erst für das Libretto selbst, dann für die Annahme beim Hoftheater interessieren.“

Nun wußte ich also, warum der stolze Meister mir mit so ausgesuchter Artigkeit entgegengekommen war.

„Verehrter Herr,“ sagt' ich, „noch immer weiß ich nicht, wie Sie sich den Inhalt Ihres Textes zurechtgelegt haben. Einstweilen scheint mir Ihre Idee mehr für ein Konzertstück als für ein Drama, das aufführbar wäre, geeignet.“

„O,“ sagte er, „dafür soll schon Rat geschafft werden. Gleich die Hauptperson, die Sphinx, in einer phantastischen Landschaft, wird sich in wechselnder Beleuchtung vorzüglich ausnehmen. Und nun die einzelnen Wanderer, erst ein Bauer, der die Frage, wozu er lebe, damit beantwortet, um Brot für die Menschen zu schaffen. Damit schaffe er aber nur das **Mittel** zum Leben und könne nicht sagen, warum dies Mittel überhaupt nötig sei, ein Dasein zu verlängern, dessen Zweck man nicht einsehn könne. Der Bauer zieht dann ab, und ein Kaufmann kommt, der auch nicht bessere Auskunft darüber geben kann, weshalb er den Austausch der Produkte und Waaren besorgt, so wenig wie der Gelehrte, was das Wissen für einen Sinn habe, der Soldat, warum er sich fürs Tödten vorbereite, wenn das Leben einen Wert hätte, der Geistliche, der von vornherein an der Lösung des Rätsels verzweifeln muß, da er sie erst von einem zweiten, jenseitigen Leben erwartet. Der Musiker vollends gesteht von vornherein seine Ratlosigkeit ein, indem er auf einer Geige nur ein elementares Echo dunkler Gefühle und Leidenschaften hören läßt, so daß endlich sämtliche Examinanden sich zu einem Chor vereinigen, der beklagt, daß sie durchgefallen sind. Wie sie sich dann dazu verhalten, daß die Sphinx an der richtigen Antwort verzweifelt und in die bodenlose Tiefe versinkt, ist mir noch nicht ganz klar geworden, und eben dazu, wie auch zur Ausführung der einzelnen Scenen habe ich mich mit einem Poeten assoziieren müssen und bin glücklich, verehrtester Herr Hofrat, daß Sie so freundlich auf meine Ideen einzugehen scheinen.“

* * *

Er hatte mit solchem Feuer gesprochen und streckte mir jetzt so kindlich zutraulich über den Tisch weg seine beiden Hände entgegen, daß ich's nicht übers Herz brachte, ihn aus all seinen Himmeln zu stürzen, indem ich ihm erklärte, sein vermeintlicher Opernstoff sei nicht viel hoffnungsvoller, als wenn er sich damit trüge, das erste Buch Mosis in Musik zu setzen.

Ich sagte daher, die Idee sei ungeheuer originell, scheine sich freilich auf den ersten Blick mehr zu einem Oratorium zu eignen, doch lasse sich vielleicht etwas erfinden, um für das Nebeneinander der vorüberziehenden Figuren, das an einen antiken Fries erinnere, einen Mittelpunkt zu gewinnen und dadurch so viel Handlung in

die Sache zu bringen, wie doch nun einmal für alles, was sich auf den Brettern präsentiere, unumgänglich nötig sei.

Gleich nach dieser kecken Vertröstung, die ihn sehr zu beglücken schien, beeilte ich mich unter irgend einem Vorwand aufzubrechen, so hastig, daß ich nicht einmal danach fragte, ob er auch meine Gedichte gelesen habe. Ich war nämlich mit der stillen Hoffnung gekommen, die „Überraschung“ bestehe darin, daß er eines oder das andere von den Liedern komponiert habe, worauf ein junger Lyriker stets begierig ist. Er hatte ihrer mit keinem Wort erwähnt, sie wohl gar nicht einmal gelesen, da sie ihm nicht „symbolisch“ genug vorkommen mochten.

Diesmal leuchtete er mir nicht die Treppe hinunter. Er war zu sehr in sein großes Zukunftswerk versunken. Das blasse junge Mädchen öffnete mir die Thür, blieb aber mit dem Küchenlämpchen auf dem obersten Treppenabsatz stehen, da ich ihre Begleitung verbat. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben, das sie mir sagen wollte, öffnete auch schon die kindlich zarten Lippen, brachte dann aber doch nur einen schüchternen „Guten Abend“ hervor.

So tastete ich mich nachdenklich die Treppe hinab, nur von einem rötlichen Lichtstreifen aus dem Lämpchen oben geleitet, und zerbrach mir den Kopf, wie es anzufangen wäre, ihn aus der Schlinge zu ziehen, ohne den harmlosen alten Herrn, der auf meinen Beistand hoffte, zu kränken. Ich war schon unten angelangt, als sich die Thür der Parterrewohnung öffnete und eine dicke Frau in einer weißen Nachtjacke, wie die guten Bürgerinnen der mittleren Stände sie damals zu ihrer häuslichen Bequemlichkeit zu tragen pflegten, in dem dunklen Hausflur auf mich zutrat.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie einen Augenblick aufhalte, mein Herr,“ hörte ich sie mit halblauter Stimme sagen. „Ich möcht' mir nur zu fragen erlauben: nicht wahr, Sie sind ein Freund von Herrn Arnoldi?“

„Nur ein guter Bekannter,“ erwiderte ich. „Erlauben Sie mir zu fragen, Madame, warum Sie das wissen möchten?“

„Ich hab' die Ehr', mich Ihnen vorzustellen, ich bin die Hausbesitzerin“ — sie nannte nun ihren Namen, den ich vergessen habe — „und der Herr Arnoldi wohnt seit sieben Jahren bei uns. Auf zehn Jahre hat er Kontrakt gemacht, aber wenn die übrigen drei Jahre herum sind, könnt' er mir die doppelte Miete zahlen, ich würd' ihn nicht länger in meinem Hause wohnen lassen. Nicht, daß ich mich sonst über ihn zu beklagen hätt'. 's ist so weit ein stiller Mietsherr, bis auf das bischen Musik, das mich ja nicht stört, weil's hoch oben gemacht wird, und er zahlt auch pünktlich den Zins. Aber das mit dem guten Mädel, nein, Herr, alles was recht ist, aber das kann ein Christenmensch nicht mit ansehn, ohne daß es ihm das Herz abdrückt.“

„Was ist's mit dem Mädchen?“ fragt' ich. „Hält er sie nicht gut?“

„No, was das betrifft, es wird Manche schlechter gehalten. Er ist zwar sehr genau, gönnt sich selbst nichts Guts, und auch ihr Essen und Trinken könnt' wohl reichlicher sein. Was sie an Kleidern und Wäsche braucht — Sie haben sie ja gesehen, seidene Roben tragt sie grad nicht und ist doch immer sauber bei einander, weil sie geschickt ist mit der Nadel und sich alles selbst macht. Aber sonst — so ein junges Ding will doch auch sein bischen Unterhaltung haben und was anderes von der Welt sehen, als ihre vier Wänd' und so ein altes brummiges Gesicht darin. Er aber, wie ein bissiger Hund bewacht er sie und läßt sie die Sonne nur von ihrem Kammerfenster aus sehen. An keinem Sonntag hat sie ihren Ausgang, die drei Jahr, daß er sie bei sich hat, ist sie nur 'mal an die Luft gekommen, wenn er selbst spät Abends spazieren geht, außen um die Stadt herum, ich bitt' Sie, was kann ihr das für Freud' machen? Und wenn er selbst ins Theater geht, anstatt sie mitzunehmen, schließt er sie ein. Ein Mannsbild, wenn es nicht ein Verheirateter ist, kommt nie über seine Schwelle. Stellen's Ihnen vor: damit sie nicht Mittags und Abends das Bier holen muß, trinkt er lieber keins und hat sich ein Fassl schlechten Wein eingelegt. Und sie, das arme Hascherl, erträgt alles geduldig, ohne mit einem Wörtl sich zu beklagen, nicht einmal gegen mich, die so viel Mitleiden mit ihr hat. Man war doch auch einmal jung und kann sich vorstellen, wie einem zu Mut gewesen wär', wenn man sich von so einem Drachen hätt' müssen bewachen lassen. Zum Fenster wär' ich 'nausgesprungen und hätt' lieber das Genick gebrochen, als so um mein bischen Jugend zu kommen.“

„Wenn sie nun aber sich's gefallen läßt, was kann man dazu thun?“

„O, lieber Herr,“ fuhr die dicke Dame eifrig fort, „ist's denn nicht Christenpflicht, sich seines

Nebenmenschen zu derbarmen? Wenn sie nun so ein gutes dummes Ding ist, daß sie sich ohne aufzubegehren wie eine Gschlavin behandeln läßt, muß man sich nicht drum annehmen und ihr die Augen öffnen? Sie hat ja vielleicht keine Ahnung, wie sie sich um Ehr' und Reputation bringt, und wenn er stirbt und ein anständiger Mann sich dann nicht für sie findet, weil Jeder sich besinnt, Eine zu heiraten, die Jahre lang die Geliebte eines alten Sünders gewesen ist —"

„Die Geliebte? Ist das Ihre wirkliche Meinung?"

Sie sah mich groß an und schüttelte leise den Kopf, daß ich so naiv sein könne, nur einen Augenblick daran zu zweifeln.

„Gehn's weiter!" sagte sie. „Das haben Sie doch selber längst sehen müssen. Wozu würd' er das Babettl sonst unter Schloß und Riegel halten, wenn er nicht so eifersüchtig wär' wie ein Türk? Und warum würd' sie sonst nicht sich zur Wehr' setzen und mehr Freiheit verlangen, wenn sie nicht dächt': 's ist doch Alles verloren, ich muß die Schand' halt weiter tragen —? Na, mich geht's weiters nicht an. Wenn er ihr hernach sein bisserl Vermögen vermacht, hat sie wenigstens zu leben. Aber da Sie sein Freund sind — Sie könnten ein gutes Werk thun, Herr, wenn Sie ihm ins Gewissen reden wollten, daß er ihr gönnt', sich ein bissel mehr zu rühren, eh' sie ganz abmagert, statt sie wie ein gestohlenes Gut in einen Kasten zu sperren. Gelt, Sie denken dran, wenn sich einmal die Gelegenheit giebt; aber beileibe kein Wort davon, daß ich's Ihnen gesteckt hab'! Der rabbiate alte Herr wär' im Stand' und steckt' mir das Haus überm Kopf an. Pfüat Gott, Herr, und nichts für ungut!"

Damit schlüpfte sie in ihre Thür zurück und ließ mich in einer sehr widerwärtigen Stimmung aus dem dunklen Hausflur den Ausgang suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Jan Hinnerk.

Er ist ein armer Kajütenjung',
Und sein Schiff heißt „De Segen von Baven",
Mit Reis ist's befrachtet, von Java kommt's,
Und bestimmt ist's für Hamburgs Hafen.
Und der Bootsmann sagt: „Just ein Jahr ist herum!
Hm, das könnt' uns passen, das wär' nicht dumm,
Wenn als unverhoffte Gäste
Nach Hause wir kämen zum Feste."

Jan Hinnerk schwänzt um den Kapitän:
„Auf mich wird die Mutter wohl hoffen;
Sie sagte: „„Zu Weihnacht bist Du zurück,
Will's Gott, ist die Elbe dann offen!""
Und ich weiß, sie backt mein Lieblingsgericht,
Doch nicht wahr, Kapitän, das geht doch wohl nicht,
Daß ich bei Glückstadt schon lande?
Sie wohnt ganz nah am Strande."

Der Kapitän ist ein Kinderfreund,
Hat selber ein Dutzend zu Hause.
Er schüttelt den Kopf, und brummt in den Bart,
Doch es lacht ihm das Herz unterm Flause.
Er denkt an die Seinen, wie sollt' er nicht!
Und Jan Hinnerk hofft, denn er kennt das Gesicht;
Und so wird die Nordsee durchfahren,
Bis Cuxhavens Turm sie gewahren.

An Bord kommt der Lotse: „Noch gab's kein Eis." —
„Stromauf denn, grade wird's passen.
Der Wind steht aus Nord, und die Flut hilft nach,
Und wir brauchen kein Segel zu brassen.
Und den Jung' dort, den setzt wir bei Glückstadt ans Land,
Hab' selbst als Kind einst das Heimweh gekannt;
Weil's heiliger Abend eben,
Will ich ihm Urlaub geben."

O je! Jan Hinnerk, wird das ein Fest!
Im Nu ist sein Bündel geknotet;
Dann holt er das Lotblei — „man nu kehn Havrei!"
Und lotet und lotet und lotet.
Und da ist ja Glückstadt! „Adjüs oh, Kaptein!"
— „Adjüs, Jan Hinnerk!" — Und so geht's hinein
In die Jolle. Mit günstigem Winde
Trägt die ans Land ihn geschwinde.

Da steht er, und schwenkt den Südwester und johlt,
Und Antwort johlen sie wieder,
Dann schwindet dahin in die Ferne das Schiff,
Und es senkt der Abend sich nieder.
Und Jan Hinnerk, der immer noch schwenkt und ruft,
Merkt's jetzt erst an der eisigen Luft —
Und seine Kniee erbeben —
Er ist ja von Wasser umgeben!

Hilf Himmel! Hat er den Weg denn verfehlt?
O nein, die Spur dort im Sande,
Wenn's Ebbe ist, was wüßt' er's denn nicht!
Da führt sie hinauf bis zum Strande.
Doch jetzt ist Flut! — Und während er steht,
Und zähneklappernd um sich späht,
Wird's um ihn enger und enger,
Und rasch kommt heran sein Bedränger.

Und mit dem Bedränger kommt die Nacht,
Und mit der Nacht kommt das Zagen;
Die kleine Stimme erhebt er zum Schrei'n —
Will keiner ans Land ihn tragen?
Er ist ja nicht schwer, noch ging' es vielleicht!
O weh, jetzt wird's in den Schuhen ihm feucht!
Und jetzt, jetzt will's ihn gar heben —
O Gott, es geht ihm ans Leben!

So weint er und wimmert, und betet und fleht,
Die Stimme erstickt fast vor Schluchzen,
Und keine Antwort als pfeifender Nord,
Und der wachsenden Welle Glucksen;
Und plötzlich wirbelt's ihn um und um —
Nun gnad' ihm Gott! — O, du Weidenbaum krumm,
Mit deinen weitgreifenden Armen,
Willst du dich nicht seiner erbarmen?

Tief selber im Wasser schon steht der Baum,
Kaum hält er den Schopf noch oben,
Doch sieh', es wird fürwahr der Knirps
Ihn dennoch als Anker erproben,
Vom mahlenden Strom ins Gezweige geschwemmt,
Ins Struppige, hängt er schon fest dort, und stemmt
Sich ins Astwerk mit allen Vieren,
Er will noch nicht kapitulieren.

Der Nordwind pfeift, und die Möve kreischt,
Jan Hinnerk graust's, doch er klammert
Sich fest an den Baum, und er schämt sich daß,
Daß so zag' er geweint und gejammert;
Und fehlt ihm zum Mann auch der Bart im Gesicht,
Ein Mädchen wenigstens ist er nicht,
Und mag's hier sein Leben gelten,
Eine Memme soll keiner ihn schelten!

„Und es gilt nicht mein Leben — der Mutter Wort
Wird ja doch zu Schanden nicht werden!
„„Zu Weihnacht““, so sprach sie, „„kommst Du zurück
Das stärk' Dich in Not und Beschwerden.““
Und gab der liebe Gott ihr ein
Den Tag, wo ich richtig heim würd' sein,
— Und bis jetzt wollt' alles ja passen —
Wie sollt' er denn hier mich verlassen!“

Der Nordwind pfeift, und die Möve kreischt,
Und die Nacht sinkt tiefer und tiefer,
Und fern von dem Unglückskinde klirrt
Und klappert am Kirchturm der Schiefer;
Zu End' ist das fröhliche Weihnachtsgeläut',
Zu End' in den Hütten die Kinderfreud', —
Das Dorf will zur Ruh' sich begeben —
Jan Hinnerk, es geht dir ans Leben!

Nur eine Wittfrau im Hüttchen am Strand
Mag nichts noch von Ruhe wissen;
Sie hatte ein Tannenbäumchen geschmückt,
Mit Äpfeln und Kuchen und Nüssen;
Sie hatte genäht ein Paar bunte Schuh',
Und hatte gestrickt ein Paar Strümpfe dazu
Und hatte mit thörichtem Hoffen
Geharrt, — der Fluß war ja offen.

Der Fluß war ja offen! Und konnt's denn nicht sein?
Ihr war's doch so eigen gewesen;
Und die Katz' hat den ganzen Tag sich geputzt,
Und vom Stiel war gezogen der Besen,
Und dort in der Diele stak noch ja die Scher' —
O, wenn es nun doch noch möglich wär' —
Und sie lächelt trotz all' ihrem Leide,
Herr Gott, die Freude, die Freude!

Sie öffnet das Fenster und lauscht hinaus
Zum zehnten, zum zwanzigsten Male,
Sie schilt sich Närrin, und seufzt: „Wer weiß,
Ob das Schiff nur schon im Kanale!
Ob's nicht noch weit hinten im Ocean!“ —
Und das Fenster wird wieder zugethan,
Und traurig geht sie schlafen
„Ach, wär' doch mein Kind erst im Hafen!“

Da führt sie der Traumgott mit sanfter Hand
Hinaus. Hell klingt's in den Lüften;
Und vor ihr dehnt sich ein blühendes Thal,
Erfüllt von balsamischen Düften;
Und mitten im Thal steht ein alt-alter Baum,
D'ran hängt ein Pfirsich mit rosigem Flaum,
Der winkt ihr: ‚O lös' mich vom Zweige,
Sonst geht es mit mir auf die Neige.‘

Darob erwacht sie, verstrickt noch im Traum,
Und beherrscht von dem dunklen Drange,
Dem Ruf zu gehorchen: Doch wo? doch wie?
Sie stützt mit der Hand die Wange;
Und so im Traum erhebt sie stumm
Vom Bett sich, hängt den Mantel um,
Und achtlos, ob's regne, ob's schneie,
Tappt sie hinaus ins Freie.

Der Wächter singt eben sein Mitternachtslied,
Da kommt sie mit hastigen Schritten
Heran: — „O, wo ist der alt-alte Baum?
Mich hat's nicht im Bette gelitten.
Ein Unglück geschieht! Was ist's an der Zeit?
Ich weiß nicht, was mir der Traum prophezeit,
Doch ich sah, es hing im Gezweige,
Und es rief: „O, es geht auf die Neige!““

Da entsinkt dem Wächter Laterne und Spieß,
Denn längst schon hat er vernommen
Ein Stimmchen, und hat nur dem Ohr nicht getraut —
Jetzt weiß er, wo's hergekommen.
In der alt-alten Weide, wie's oft schon gescheh'n,
Da wird es wohl einem ans Leben geh'n —
Heraus aus den Betten, Ihr Leute!
Und sein Kuhhorn schmettert ins Weite.

Jetzt stärke dir Gott die versagende Kraft,
Jan Hinnerk, daß über dem Wasser
Die blauen Lippen noch oben du hältst,
Du kläglich Verstummter, du Blasser!
Nur fest noch gehalten, sie kommen wohl schon
O, da ist ja der Kahn, und da ruft's ja: „Mein Sohn!“
Und Jan Hinnerk ruht in den Armen
Der Mutter, den treuen, den warmen!

Der Nordwind pfeift — ei, mag er doch!
Jan Hinnerk geborgen! geborgen!
In trocknen Kleidern sitzt er am Herd,
Und die Mutter wird für ihn sorgen;
Und er ist eine echte Seemanns-Natur,
Denn seht doch den Schelm, ja, seht ihn nur,
— Es muß wohl der Glühwein machen —
Er kann schon wieder lachen!

Robert Waldmüller-Duboc.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Gerdt und Erich hatten nebeneinander Platz genommen. Beide ließen den aufgesetzten Delikatessen volle Gerechtigkeit widerfahren, und tranken die verschiedenen Weinsorten, weiße und rote, durcheinander, wie es gerade kam.

Die Jungen saßen an einer Ecke des Tisches beisammen. Albert führte das Wort.

„Das ist ja ganz nett geworden,“ sagte er. Und Hilka ansehend, intonierte er leise: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb.“

„Albert!“ warnte ihn Klara mit einem strafenden Blick. „Du hast wieder zu rasch getrunken! — Halten Sie ihn etwas im Zaume, Hilka, damit er sich nicht blamiert!“

Albert lachte. „Kehren Sie sich nicht an die Jungfer Naseweis, Fräulein Hilka! Das ist so ihre Art, an jedermann herumzumörgeln und sich als Autorität aufzuspielen. — Auf Ihr Specielles!“

Die Gläser gaben einen lauteren Ton als beabsichtigt war.

Pastor Olten runzelte die Stirne. „Die jungen Leute geben sich einer sehr unziemlichen Lustigkeit hin,“ rügte er. „Man sollte sie ernstlich zur Ruhe ermahnen.“

Käthe indessen wehrte ihm. „Warum?“ meinte sie grimmig. „Die Herrschaft ist auf die Lebenden übergegangen.“

Wieder schallte Gläserklang aus der jungen Ecke. Diesmal fiel er schon weniger auf. Ungehöriges braucht nur dreist wiederholt zu werden und der Widerstand dagegen stumpft sich ab, bis es schließlich als etwas Selbstverständliches hingenommen wird.

Wieder war Albert Malchien der Attentäter gewesen. Er hatte, mit einem Blick in Hilkas Augen, sein Glas erhoben: „Auf bessere Bekanntschaft!“

Heinrich Kurz fing die Worte auf.

„Da müssen wir mit anstoßen,“ wandte er sich an Klara.

Und die Gläser der vier jungen Leute berührten sich.

Dann fuhr Albert lebhaft fort: „Da das Eis jetzt gebrochen ist, wär' es an der Zeit, daß wir zu dem verwandtschaftlichen Du übergingen.“

„Aber nicht küssen!“ bedang Klara aus.

Albert blinzelte Heinrich Kurz zu. „Bewahre! Hier nicht!“

Er umfaßte Hilka leicht. „Du mußt Dich uns auf unserer Tour anschließen, sonst ist mir der ganze Spaß versalzen. Der Alte muß es zugeben; er braucht ja nicht mit dabei zu sein, wenn's ihm nicht paßt. Denk' nur: im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen springen — Donnerwetter, Hilka, das kann hübsch werden!“

„Nicht so laut!“ warnte Klara.

„Ach — was gehen uns die Toten an! Sie haben ihre Zeit gehabt; nutzen wir die unsrige. Mögen die Alten brummen; sie haben bald genug an etwas anderes zu denken. Was kümmert uns die Erbschaft? Und ob wir lachen oder weinen, dabei bleibt das Testament in der Rocktasche des Notars doch, wie es ist.“

Und er fing an, leise zu singen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin?“

Inzwischen war Erich der Wein zu Kopf gestiegen. Die Idee bemächtigte sich seiner, daß für die Bewirtung ein Dank ausgesprochen werden müßte. Gerdt bestärkte ihn darin.

Als der Amerikaner mit dem Messer an das Glas schlug, und, seine Serviette über die

linke Schulter hängend, sich erhob, entstand eine ängstliche Stille. Käthe befürchtete einen neuen Eingriff in die Tagesordnung — dieser transatlantische Vetter mit der cyklopischen goldenen Uhrkette und der Ringsammlung auf den roten Fingern schien ja zu allem fähig — und rückte unbehaglich auf ihrem Stuhle.

„Meine Damen und Herren!“ begann Erich, mit einer Stimme, als ob er den Gürzenichsaal in Köln ausfüllen müßte.

„Leiser!“ raunte Gerdt ihm zu. „Die Fenster sind offen.“

Erich richtete einen fragenden Blick auf den wohlmeinenden Nachbar. Er war aus dem Concept gekommen.

„Weiter!“ mahnte Gerdt.

„Meine Damen und Herren!“ wiederholte Erich.

Halblaut sagte Albert: „Bravo!“

„Ruhe!“ rief Olten unwillig.

Erich hatte den Faden wiedergefunden. Er fuhr fort: „Es handelt sich darum, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Wir sind hier aufgenommen worden, wie wir nur wünschen konnten. Ich glaube versichern zu dürfen, daß uns Gunthershausen in angenehmer Erinnerung bleiben wird, und schlage vor, daß wir dem Spender dieses Frühstücks, dem Onkel Gottlieb —“

Hier zupfte Gerdt den Redner energisch am Rock.

Entrüstet wandte Erich sich zu ihm: „Was wollen Sie eigentlich? — Ich verbitte mir diese Störungen. Zum Kuckuck! ich habe schon vor ganz anderen Leuten gesprochen . . .“

Der Landwirt aus Holstein ließ sich indessen nicht einschüchtern. Mit kräftigem Griff zog er den taktlosen Vetter auf den Stuhl nieder und raunte ihm gemütlich zu: „Halten Sie lieber den Schnabel; Sie schwatzen doch nur Blech.“

Mit rühmlicher Geistesgegenwart griff Pastor Olten ein.

„Friede sei mit dem Entschlafenen!“ erhob er seine Stimme. „Dank aber gebührt seiner langjährigen treuen Gefährtin, Fräulein Käthe Schmeling. Auf ihr Wohlergehen leere ich still mein Glas.“

Ringsumher folgte man seinem Beispiel.

„Ich danke, Herr Pastor,“ sagte Käthe, ohne eine Miene zu verziehen. „Obgleich ich keinen Dank verdiene. Die Speisen hat der „König von Preußen“ geliefert; meine Mühe bei der Affaire ist nicht der Rede wert. Lieb aber wäre mir's, wenn Sie sich jetzt entschließen wollten, den Herrn Notar ruhig anzuhören. Wenn die Herren zu rauchen wünschen — dort auf dem Spiegeltischchen stehen Cigarren.“

Sie schloß die Fenster und setzte sich dann, steif wie eine Kerze, auf ihrem Platze zurecht. Noch einmal flog ihr Eulenblick über die wunderliche Gesellschaft, die der Tod in diesem Raume zusammengeführt hatte; dann, die schmalen Lippen aufeinander pressend, richtete sie die Augen auf ihren Teller.

Cigarrenrauch wirbelte empor und verhüllte die feinen Stuckarabesken an der Decke. Dann verschwand auch das farbenblasse Mittelbild, Schäferinnen, mit Amoretten einen Reigen tanzend; es verschwanden die zierlichen Eckmedaillons, spielende Kinder in der Tracht Ludwig XV. darstellend. Über die hellen Flächen des Trumeaux legte sich ein leichter Schleier, nur die Krystallprismen der Girandolen, von schräg einfallenden Sonnenstrahlen getroffen, streuten bunte Lichter umher.

Die alte Zeit! — sie bot ihren höfischen Prunk, ihre abgezirkelten Formen, ihre ceremoniellen Maskeraden einem Geschlechte, das sie nicht verstand, das ihrer nur noch als einer Periode tyrannischer Unnatur gedachte. Gottlieb Schmeling, der jetzt draußen auf dem Friedhof lag — er hatte noch unter ihrem Bann gestanden, als er jung war, und sie dann langsam abziehen sehen. Ihm war das Staatszimmer, das die Eltern, ihre Mittel überschreitend, hatten einrichten lassen, ein Ort, den er niemals ohne ehrfurchtsvolle Scheu betrat, selbst nicht im hohen Greisenalter. Von den bekränzten, lächelnden Schäferinnen oben an der Decke hatte er geträumt, als sich die erste dunkle Empfindung für das Weibliche in ihm regte. Eine von ihnen, in einem blaßblauen Kleide, mit einer Schärpe von hellen Rosen, fiel ihm damals besonders auf, weil sie, wie er sich einbildete, Lottchen Hey ähnlich sah. — O wie lange war das schon her!

Jetzt saß in dem Saal, den er für immer verlassen, sein alter Freund Brüninghaus inmitten seiner Erben, die er nicht kannte, und Lottchen Hey —

Er hatte die Brille geputzt und die großen Bogen vor sich ausgebreitet, der Herr Notar. Nun räusperte er sich und sah ringsumher, Aufmerksamkeit fordernd.

Gottlieb Schmeling hatte das Wort.

Drittes Kapitel.

„Gestern habe ich mein fünfundsiebenzigstes Lebensjahr vollendet. Obgleich ich niemals krank war und bis zu dieser Stunde auch von den Gebrechen des Alters verschont geblieben bin, wofür ich Gott von ganzem Herzen danke, so ist mir doch vollständig bewußt, daß mein Leben auf die Neige geht und die Zeit gekommen ist, wo ich als guter Haushalter meine weltlichen Angelegenheiten im Hinblick auf mein demnächstiges Abscheiden zu ordnen habe. Dies wird mir um so leichter, als ich dem unvermeidlichen Tode mit geziemender Ruhe entgegensehe und in der Ewigkeit vor einen gnädigen Richter zu treten hoffe. Und ferner bin ich schon lange mit mir darüber im reinen, in welcher Weise das Vermögen, das Gott mich hat erwerben lassen, nach meinem Ableben Verwendung finden soll.

Ehe ich indessen dazu schreite, meinen letzten Willen in dieser Schrift niederzulegen, ist es mir Bedürfnis, den Nachkommen meiner Geschwister, denen ich fast allen persönlich fremd geblieben bin, einen kurzen Abriß meines Lebens zu geben. Ich weiß recht gut, daß ich nichts zu erzählen habe, was im Sinne der jetzigen Zeit interessant genannt werden könnte; aber es liegt mir daran, wenigstens im Gedächtnis meiner Verwandten, wenn auch nur kurze Zeit, so fortzuleben, wie ich war, und nicht, wie ich den Menschen erschien. Deshalb habe ich angeordnet, daß zur Verlesung dieses meines Testaments am Tage meiner Beerdigung meine sämtlichen Verwandten, soweit sie das Alter von achtzehn Jahren erreicht haben, eingeladen werden sollen. Und ich habe ferner angeordnet, daß den Erschienenen, als meinen Gästen, ein Imbiß vorgesetzt werden soll, so gut und reichlich er zu beschaffen ist.

Ich bin im Jahre 1808 geboren. Nach mir folgten noch drei Geschwister: Friederike, Robert und Johanne. Schmelings Handlung, von unserm Vater gegründet, war in unserer Kinderzeit ein Kramladen, worin mehr Kupfer als Silber einging. Dennoch erinnere ich mich nicht, daß wir jemals Mangel gelitten hätten. Der kleine deutsche Bürger machte dazumal äußerst geringe Ansprüche an das Leben. Auch höhere Bildung war noch ein Privilegium der verhältnismäßig wenigen wohlhabenden Familien; die übrigen entbehrten sie nicht. Wir vier Schmelings Kinder besuchten die Schule des Orts, worin Bibel und Gesangbuch die Hauptrolle spielten und der Stock fleißig gebraucht wurde. Auch im Hause war die Erziehung eine strenge, unsere Behandlung seitens der Eltern hart. Überall wurde von uns Kindern blinder, sklavischer Gehorsam gefordert; nur die bescheidensten Freuden gestattete man uns. Da wir keine Magd hielten, war unsere Mutter von ihren häuslichen Pflichten dermaßen in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit fand, unseren Herzen in Liebe näher zu treten. Ich erinnere mich nicht, daß sie jemals an einem der Spiele Anteil genommen hat, die wir unter uns trieben, — daß sie uns jemals um sich versammelte, um uns eine Geschichte zu erzählen, — daß sie jemals unseren Klagen mit Freundlichkeit begegnete. Noch fremder blieb uns unser Vater, den wir nur fürchteten, dem wir aus den Augen wichen, so viel wir konnten.

So war unsere Jugend. Glücklicherweise wußten wir nicht, was wir entbehrten. In den Häusern, wohin wir kamen, sah es nicht viel anders aus, als bei uns. Überall ein ängstlich kleinlicher Sinn, ein wichtiges Mühen um das tägliche Brot, — und überall ein banges Zittern vor Hölle und Teufel und dabei ein schablonenhaftes Ringen nach der ewigen Seligkeit, deren Erlangung beständig zweifelhaft schien. Sünde war das schrecklichste Wort, und als Sünde galt schon die Vergeudung des kleinsten Stückchens Brot. Mit Androhung der ewigen Pein ging man bei uns jüngeren Personen sehr verschwenderisch um; es brauchte eins von uns sich nur einmal einer kleinen Unart schuldig gemacht zu haben und es wurde ihm gleich der Ort in Aussicht gestellt, wo die Verdammten von Beelzebub und seinen Gehülfen in Heulen und Zähneklappern erhalten werden. Und fast kein Tag verging, wo wir nicht an das jüngste Gericht gemahnt wurden, als an den unausweichlichen Termin, der alle unsere Übelthaten, große und kleine, bis herab zu dem bloßen Gelüst nach dem Apfelkuchen im Fenster des Bäckers, an die Öffentlichkeit bringen würde.

Der ganze Vorstellungskreis, in den man uns gebannt hielt, ließ keine rechte Lebenslust in uns aufkommen. Was mich wenigstens betraf, so hatte ich kaum einen frohen Augenblick, da ich immer fürchtete, jedes Lachen im höllischen Feuer büßen zu müssen. Qualen habe ich als Kind und noch als Jüngling erlitten, von denen ich keinem Menschen etwas sagen mochte, weil sie mir verdient schienen. Denn ich kam mit dem besten Willen niemals aus dem Sündenbegehen heraus,

und wenn ich zu Bett gegangen war und im Dunkeln lag, tribulierte mich das von mir für Gottes Stimme gehaltene Gewissen mit schonungsloser Grausamkeit und brachte mir jeden Abend aufs neue die Überzeugung bei, daß ich einer der ärgsten Verbrecher auf dem Erdboden sei.

Solcher Art waren die Eindrücke, unter denen ich heranwuchs. Sie haben während meines ganzen Lebens nachgewirkt und meinem Denken die Richtung gegeben. Das grausame Christentum, das mir meine Jugend verdarb, habe ich niemals gänzlich überwinden können. Beeinflußt hat es mich vielfach im Leben, ohne daß ich es merkte. Es hat mich den Menschen entfremdet zu einer Zeit, wo mir der Anschluß sehr not that, und mich zum anmaßenden Richter über Dinge gemacht, die ich nicht verstand. Irgend etwas Gutes ist mir aus der Lehre der Furcht und des Schreckens nicht erwachsen. Für die einfache Regel: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" brauchte der ungeheure Apparat einer übersinnlichen Welt nicht erfunden zu werden.

Mein jüngerer Bruder Robert war anders organisiert als ich. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, ein dickeres Fell. Oder, richtiger ausgedrückt, einen stumpferen Kopf, der das Gehörte nicht mit sinnlicher Lebhaftigkeit auffaßte. Noch stand ich, als junger Mensch im Anfange der zwanzig, ganz im Banne der finstersten Orthodoxie, als er, obgleich fünf Jahre jünger, schon über die „dreisten Erfindungen der Pfaffen" heimlich spottete. Und da er seine freie Denkart mit wachsender Keckheit im Leben bethätigte, — da er weltlicher Lust nachging und über die Sphäre hinausstrebte, in die er hineingeboren war, so galt er bald als einer, über dessen Seele der Teufel Macht gewonnen habe und der einst ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Auch ich teilte diese Ansicht und konnte den Entschluß meines Vaters nur billigen, der den vermeintlichen Höllenkandidaten zu einem auswärtigen Buchdrucker in die Lehre sandte, einem Manne, der als Verleger pietistischer Traktätlein für eine Säule im Reiche Gottes galt. Von ihm, wenn von irgend einem, wurde erwartet, daß er Robert auf den Weg zur ewigen Seligkeit zurückführen würde.

Meine Schwestern, Friederike und Johanne, waren gute, fügsame Mädchen, die sich ohne sonderliche Anstrengung ihrer Umgebung anpaßten, solange sie unter elterlicher Gewalt standen. Als indessen unsere Eltern kurz nacheinander gestorben waren, zuerst die Mutter, dann der Vater, und ich die Handlung übernahm, in der ich seit meiner Konfirmation als gehorsamer Knecht meines Vaters thätig gewesen war, da traten auch an ihnen specifische Charakterzüge hervor. Friederike entwickelte sich in kurzer Zeit zur vollendeten Klatschbase und Neuigkeitskrämerin, die mit nie ermattendem Eifer Heimlichkeiten auskundschaftete und in den Häusern umhertrug, natürlich immer mit der Miene tiefster Entrüstung über die Schlechtigkeit der Welt und dem frommen Wunsche, daß der liebe Gott die Herzen zum Guten wenden möge. Dabei war sie in dem Hauswesen, dem ich nun vorstand, wenig nütze, so viel Aufhebens sie auch immer von jeder Arbeit machte, die sie verrichtete. Da sie durchaus nicht hübsch war und die Erbteilung nur eine geringe Summe für jedes Kind ergeben hatte, die außerdem noch als unkündbares Darlehen in der Handlung steckte, so lag mir der Gedanke ganz fern, daß sich ein Freier für sie finden könnte. Dennoch verliebte sich ein ältlicher Kaufmann in sie, der in einem einspännigen Wägelchen im Lande umherreiste und für eine Tuchfabrik Geschäfte zu machen sich bemühte.

Friedrich Wilhelm Malchien machte mir den Eindruck eines durchaus soliden, vertrauenswürdigen Menschen, und da er außerdem ein zur Gründung einer Familie hinreichendes Einkommen nachweisen konnte, lag für mich kein Grund vor, mich gegen die Verbindung aufzulehnen, die dann auch nach der üblichen Frist stattfand. Inzwischen hatte sich, hauptsächlich wohl infolge der Anlage eines Netzes von Kreisstraßen, worin Gunthershausen einen Knotenpunkt bildete, der Verkehr im Orte sehr gehoben, und Schmelings Handlung begann emporzublühen. Schon war ich genötigt gewesen, den Laden zu erweitern und einen sachkundigen Gehülfen anzustellen; jetzt schritt ich auch dazu, mir eine Menge neuer Artikel zuzulegen. Ich verhehlte nicht, daß Gottes Segen auf meiner Arbeit ruhte und ich die Erwartung hegte, bei Andauer der günstigen Verhältnisse im Laufe der Zeit zu Wohlstand zu gelangen. Die ungeahnte Folge dieser, in meines Herzens Freude gethanen Äußerungen war, daß Friedrich Wilhelm Malchien, sobald er mit seiner Frau zu Hause anlangte, mir in seiner beneidenswert schönen Handschrift und in einem musterhaften Stil einen unverschämten Brief schrieb, worin er mich beschuldigte, meine Geschwister bei der Erbteilung gröblich

übervorteilt zu haben, indem die mir berechnete Kaufsumme für Haus und Geschäft viel zu niedrig gegriffen sei, wofür er als Beweis meine eigenen Aussagen anführte. Und dann forderte er im Namen meiner Schwester Friederike eine ziemlich ansehnliche Entschädigungssumme, gleichzeitig versprechend, falls ich ihm dieselbe gewährte, gegen Robert und Johanne über die Angelegenheit Stillschweigen beobachten zu wollen.

Es versteht sich von selbst, daß ich den habsüchtigen Schuft gehörig abwies. Einen zweiten Brief, der mir mit den Gerichten drohte, ließ ich ohne Antwort. Darauf hatte ich Ruhe vor ihm. Seine schöne Handschrift habe ich nicht wiedergesehen. Dreizehn Jahre später erschien eines Tages Friederike in tiefer Trauer. Sie hatte ihren Mann verloren und wollte nun ihren Frieden mit mir machen, oder vielmehr, wie sie es ausdrückte, mir die Hand zum Frieden bieten. Ich erwiderte ihr sehr gelassen, daß ich ihr keine Schuld an dem Erpressungsversuche ihres Mannes beimesse und also die Notwendigkeit einer Versöhnung gar nicht vorläge. Sie stellte sich zunächst sehr erfreut, und hielt ihr eigentliches Anliegen zurück, um sich ein paar gute Tage mit ihren alten Freundinnen zu machen, die ich ihr natürlich von Herzen gerne gönnte. Ich hatte vergessen, daß sie die Schwachheit besaß, ihre Zunge nicht im Zaume halten zu können. Am dritten Tage ihres Besuchs wurde mir von einem Bekannten, den ich an die Rückzahlung eines längst verfallenen Darlehens mahnte, die hämische Frage zurückgegeben, ob ich etwa die Abfindungssumme für Frau Malchien nicht auftreiben könnte? Da merkte ich denn, wovon Friederike die geliebten Kaffeeschwestern unterhalten hatte.

Obgleich ich von ihr als Spitzbube dargestellt worden war, warf ich sie dennoch nicht aus dem Hause. Ich that etwas Klügeres. Am Sonntag nach der Kirche, als die Mitglieder des Kirchenvorstandes in meinem Hause zu einer kleinen Sitzung versammelt waren, lud ich Friederike zur Begrüßung der Herren in den Saal. Und als ich sie darin hatte, schloß ich die Thüre und forderte sie auf, ihre Beschwerden gegen mich vorzubringen, indem ich zugleich erklärte, daß ich bereit sei, ihr nach dem Spruche der anwesenden Herren gerecht zu werden. Da kam sie denn sehr kleinlaut mit der alten Geschichte heraus und mußte sich von den Schiedsrichtern sagen lassen, was sie sicher längst schon wußte, daß nämlich ihre Ansprüche ganz und gar in der Luft schwebten. Durch diese Verhandlung, die natürlich nach wenigen Stunden im ganzen Orte bekannt war, stellte ich meinen arg gefährdeten guten Ruf wieder her. Er ist seitdem von keiner Seite wieder angetastet worden; nur meine leibliche Schwester hat sich den traurigen Ruhm erworben, aus dem Hinterhalt meinen guten Namen beschmutzt zu haben.

Es kam dann heraus, daß Friederike der Unterstützung benötigt war, bis ihre drei Kinder, wenigstens die beiden ältesten Knaben, auf eigenen Füßen ständen. Sie war jetzt geschmeidig wie ein Aal und versah es nur darin, daß sie im Gesangbuchtone ein Langes und Breites über des reichen Bruders Christenpflicht, einer armen Schwester zu helfen, vorbrachte. Denn ich kannte schon zur Genüge die nichtswürdige Manier superkluger Bittsteller, mit denjenigen Argumenten ihre Sache zu unterstützen, die ihr Opfer an der schwachen Seite fassen. Da ich für einen frommen Mann galt, so wurde mir bei den meisten Anliegen, die an mich kamen, die Pflicht der christlichen Barmherzigkeit zudringlich ins Gewissen geschoben, und zwar namentlich von solchen, die sie selbst weder jemals geübt hatten noch überhaupt sich an die Gebote der Schrift kehrten. Diese schmarotzenden Zungenchristen mit ihrer salbungsvollen Suade waren mir eine besonders widerwärtige Gesellschaft, gegen die sich mir das Herz nur zu leicht verhärtete. So geschah mir auch, als meine Schwester Friederike versuchte, mich mit moralischem Zwange zu vergewaltigen. Ich konnte mich nicht überwinden, ihr sofort zuzugestehen, was sie begehrte, weil ich ihr nicht die triumphierende Empfindung bereiten wollte, daß sie mit billigen Redensarten einen Gimpel gefangen habe. Ohne mich zu irgend etwas zu verpflichten, ließ ich sie wieder ziehen, und ertrug es gelassen, daß sie mir beim Abschied eine Menge Bibelsprüche an den Kopf warf, die von dem schrecklichen Lose der Geizigen in der zukünftigen Welt handelten.

Noch an demselben Tage ließ ich ihr durch meinen Freund, den Herrn Notar Brüninghaus, brieflich anzeigen, daß er von mir beauftragt sei, ihr während der nächsten fünf Jahre an jedem Quartalstage eine bestimmte Summe zu übermitteln. Gleichzeitig teilte er ihr mit, daß künftighin der Verkehr zwischen ihr und mir nur durch ihn als Mittelsperson stattzufinden habe. Die letztere Anordnung traf ich, um mich vor

Briefen zu schützen, die ich nach den gemachten Erfahrungen nicht ohne Ärger hätte lesen können.

Friederike fügte sich ohne ein Wort des Protestes. Sie ließ mich fernerhin gänzlich unbehelligt. Desto redseliger wurde sie mit der Zeit gegen meinen Freund Brüninghaus. Sie kam nicht aus; ihre beiden Knaben lagen ihr immer schwerer auf der Tasche. Ich half von Fall zu Fall; für den jüngeren, der sich unnütz machte, bezahlte ich die Überfahrt nach Amerika; den älteren erhielt ich während seines Dienstjahres. Als ich auch noch zur Aussteuer der Tochter einen Beitrag geleistet hatte, bekamen wir, Brüninghaus und ich, endlich Ruhe von dieser Seite.

Wiedergesehen habe ich Friederike nicht. Einige Zeit nach ihrem Tode hat mich ihr ältester Sohn Fritz einmal besucht. Aus seinen Erzählungen entnahm ich, daß sie ihre Kinder in Unkenntnis darüber gelassen hat, woher ihre Einkünfte geflossen waren. Fritz war der Ansicht, sie müsse allmählich ihr Kapital bis auf einen kleinen Rest, den sie dann hinterließ, aufgezehrt haben. Ich ließ ihn dabei, ich hatte nicht das Bedürfnis, mich meiner Gaben zu rühmen.

Solcher Art waren meine Erfahrungen mit Friederike. Es wird ihre Nachkommen nicht wundern, daß ich nicht imstande war, ihr ein liebendes Andenken zu bewahren."

Hier unterbrach Erich den Notar.

„Nach dieser Verunglimpfung meiner Mutter," sagte er mit rotem Kopfe, „würde ich auf Anhörung des übrigen verzichten, wenn ich nicht die Ahnung hätte, daß auch von den beiden anderen Schmelings Kindern nicht viel Rühmliches zu Tage kommen wird. Es wird eine allgemeine Kopfwäsche. Meinetwegen. Ich meinerseits habe nie geleugnet, daß ich als Junge ein Strick war."

Niemand antwortete ihm. Er zündete sich die zweite Cigarre an, lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück, kreuzte die Arme und blickte voll schadenfroher Erwartung umher.

Der Notar fuhr in seiner Vorlesung fort.

(Fortsetzung folgt.)

Altersverteidigung.

Alt oder jung, das ist mir nicht die Frage,
Gut oder schlecht, darüber schwebt die Wage;
Wenn ich als Alter etwas Gutes mache,
So gelt' das mehr als Jüng'rer schlechte Sache!
So lang ich frei noch kann die Arme regen,
Was sollt ich sie in eine Schlinge legen?
Bei Kannibalen schlägt man tot die Greise,
Das ist nun freilich die bequemste Weise,
Doch will sie noch bei uns nicht recht gelingen.
Wenn Jemand kann noch spät was Neues bringen,
So frägt man ihn nicht erst nach seinen Jahren,
Man hört auch einen Mann mit weißen Haaren.
Die Sonne übergoldet ihre Höh'n,
Am Abend auch noch wie am Morgen schön.

Hermann Lingg.

Auf dem Teiche.

Heut hab' ich die Hand nach dem Grün gestreckt,
Das stumpf des Teiches Glanz bedeckt.

Als einst der Kuß unsern Bund besiegelt,
Hat er leuchtend dein Bild gespiegelt.

Es muß noch ruh'n unter dunklem Grün,
Die Blumen der Wangen, sie müssen noch blüh'n.

Streck' ich die Hand, dann bist du da,
Mein Aug' umfaßt dich, wie einst es sah –
Den Mund so keusch, die Stirn so weiß,
Dich, meiner Liebe Siegespreis.

Dich, meiner Jugend verschollenes Glück –
Warum zuckt doch die Hand zurück?

Warum? – Mein Herz, du bist im Hafen,
Laß deine Toten, laß sie schlafen!

Wilhelm Arminius.

Jugend.

O Jugend, Jugend! Hingewelkt die Blüte,
Die einst so reichlich meine Stirn umgeben!
Nun beugt den Nacken mir das rauhe Leben,
An dessen Last ich früher nie mich mühte.

Doch in der Seele wächst und reift die Güte,
Die edle Demut und das treue Streben.
Ich lerne, zu versteh'n und zu vergeben;
Verwundet, weiß zu dulden mein Gemüte.

Und du versinkst in letzter Abendschöne,
O Jugend! Friedlich ruh'n des Stromes Grenzen,
Seitdem des Wirbels Donnerhall verschwunden.

Nun herrscht ein neues Licht und neue Töne:
Die Thränen meiner Brüder seh' ich glänzen.
Der Brüder Herzschlag hat mein Ohr gefunden.

Aus dem Italienischen des **Gabriele d'Annunzio**
von **Robert F. Arnold.**

Am Comersee nach vierzig Jahren.

(Dezember 1895.)

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Wie des Nordens Wolkenwände
Schwarz sich heut' herübertürmen,
Wie die Nebel niederstürmen
Auf die sonnigen Seegelände!

Doch die Schrecken der Entdecker
Jener Nordwelt sind's, die alten
Wildkimmerischen Gestalten,
Früher Phantasie Erwecker.

Wachsen dort ein Ungeheuer,
Gleichend dreibeköpftem Hunde,
Seh ich; aus dem Rachenschlunde,
Knurrend, fletschend, speit es Feuer.

Doch Apoll, zu Windeseile
Nun die Flammenrosse regt er,
Auf des Bogens Sehne legt er
Blitzend seine goldenen Pfeile.

Und das Scheusal, gut getroffen,
Von des lachenden Gestades
Leben flieht's zurück zum Hades
Hinter düstren Alpenschroffen.

Im leichten Wellengeschwanke
Hinschaukeln laß ich den Kahn,
Es zieht um mich die schlanke
Seeschwalbe kreisende Bahn.

Sie wiegt das weiße Gefieder
Beharrlich mir zur Seit' —
So find' ich hier dich wieder,
Genossin aus Kinderzeit?

Wir wetteten guter Dinge
Oftmals im jagenden Flug,
Ob hurtiger dich die Schwingen,
Ob mich mein Segel trug.

Wir lachten und ließen uns baden
Vom weißen Wogengekrust
Und warfen als Kameraden
Entgegen ihm jauchzende Brust.

Gedenkst du daran? Und entgegen
Poseidons düstrem Gespann!
Wie klopfte mit strotzenden Schlägen
Das Herz — gedenkst du daran? —

Da grüßt mich ein spöttisches Lachen
Von dem leichten Gefieder, und fern
Vom leise schaukelnden Nachen
Jagt's hin wie ein schießender Stern.

Schön ist's droben in der Tremezzina,
Auf zum Hochland leicht noch, sonder Schwäche
Als ein Jüngling stieg' ich die scalina,
Und als Greis dann schlendr' ich auf der Fläche.

Linder Spätherbst, Blüten am Gelände,
Leisen Duft's; des Bergsee's blaue Breite,
Wachtvoll steigend hehre Felsenwände;
Sonnenzauber, Stille, lichte Weite.

Und ich fühle wie in sanftem Schweben:
Schön noch ist es, ohne Altersschwäche,
Sonnenwarm vom Herbstestag umgeben,
Auf des Lebens stiller Hochlandsfläche.

Wenn Dämm'rung nun die Grigna grau umwebt,
Die Nacht auf dunklem Flügel niederschwebt,

Da funkeln über'm See, nun da, nun dort,
Die Lichter auf und deuten Ort um Ort.

Am hellsten brüstet sich Bellagio,
Bescheiden südhin glimmert Lezzeno.

Das Ufer säumt's wie goldner Blütenglanz,
Durchflechtend düsteren Cypressenkranz.

Doch mit dem Gang der Stunden, Haus um Haus,
Allmählich löschen alle Lichter aus.

Nur eins allnächtlich folgt den andern nicht,
An gleicher Stelle immer bleibt ein Licht.

Gleichwie vom Himmel, wolkenschwarz und schwer,
Ein einziger Stern, so flimmert's zu mir her.

Und immer bleibt es; aus dem Schlaf erwacht,
Doch manchmal seh' ich's so nach Mitternacht.

Von keiner Ortschaft kommt's am Ufersaum;
Mit seinem Rätsel folgt's mir in den Traum.

Ein einsam Haus drin seh' ich, draus des Lichts
Geflimmer blinkt; doch weiter seh' ich nichts.

Umspielt es in dem dunklen Uferkranz
Mit seinem Scheine gold'ner Blüte Glanz?

Hält's einsam in der schweigend tiefen Nacht
Still unter schauernden Cypressen Wacht?

Nicht weiß ich's, und kein Traum thut mir es kund,
Nur seltsam wandelt's sich zur Morgenstund'.

Dann scheint's emporgerückt, und himmelfern,
Zu mir herüber flammt's als Morgenstern.

Sind dies denn stygische Fluten,
Ist drüben Elysiums Gefild?
Was eint, ihr Schönen und Guten,
Mir dort euch zu leuchtendem Bild?

Ich weiß doch, geschieden durch Weiten
Waret einst ihr im sonnigen Licht,
Und konntet zusammen nicht schreiten,
Und kanntet da droben euch nicht.

Ihr edlen, ihr lieben Gestalten,
Was führt' euch hier zu einand'?
Geschwisterlich seh' ich euch halten
Einander an traulicher Hand.

Wie fandet ihr hier euch, da keine
Dort oben die andere sah?
Nur mir von euch allen alleine
War jede dem Herzen ja nah.

Still halten die jungen Gestalten
Da drüben sich Hand an Hand,
Und lächeln und nicken dem Allen
Herüber zum irdischen Strand.

Ja, hier war ich — zwanzig Jahre
Gingen stets, ich hielt's genau —
Mit dem Knabentraum im Herzen,
Hier mit meiner jungen Frau.

Zwanzig Jahre wieder — Asche
Streuten auf den Kopf sie mir —
Und, wie träumend, nochmals, bin ich
Heut' bei meinem Kinde hier.

Nehmen Abschied nun für immer
Diesmal wir, mein Lebenssee?
Oder bring' ich dir zur Schau noch
Meines Scheitels Winterschnee?

Halt' noch einmal den Termin ich,
Daß an deinem Sonnenstrand
Schwankend mich noch wieder führe
Eines Kindeskindes Hand?

Ein Gekrabbel an den Felsen,
Hellgeäugt und flachsbehaart,
Nasen aufgestülpt; germanisch
Treu bewahrte Väterart.

Nebelfrostig beim Concert von
Froschgequack und Balggequick,
An der faulen langen Barde
Saßen sie zu Bardowik.

Doch ein Vogel kam geflogen,
Stimmte wundersamen Sang,
Sang von blauen Himmelslüften,
Sonnengold und Rebenhang.

Und den faulen Longobarden
Triefend wässerte das Maul,
Packten Weiber, Kind und Kegel
Auf den wulstbemähnten Gaul.

Wer sie halten wollt', dem brachen
Sie den Schädel weh und wund,
Brachen selbst sich auch die Hälse,
Kollernd in den Alpenschlund.

Doch zum Schlusse richtig kamen
Sie herab ins Sonnenland,
Löschten schleunig an den Spunden
Ungeheuren Kohlenbrand.

Zechten täglich, zeugten nächtlich,
Und so krabbelt's mit Geschrei
Um mich wasseräugig hier von
Flachshaar in der Lombardei.

Nebel fällt heut' ein; nichts sehend,
Hör' aus ihm ich das Gequick
Und Gequack, als stünd' vor tausend
Jahren ich in Bardowik.

(Schluß folgt.)

Nach Königgrätz.

Mit ungedruckten Briefen **Anastasius Grüns** und **Ludwig August Frankls.**

(Schluß.)

Wir lassen nun den Schluß der Schilderung folgen, die Frankl dem Freunde von der Salzburger Entrevue entwarf:

Wie gefiel Ihnen das Kunstprogramm in Salzburg? Da wird seit Jahren der Fürst H. als der feinste Kunstmäzen verleumdet, jetzt steht ihm zur Seite Halm, dem freilich ein Reitergefecht[10]) höher steht als das bedeutendste Gedicht, und dieses Programm!! So sehr „Wildfeuer" für die Begabung des Dichters spricht, weil sie uns die krasse Unwahrheit durch raffinierte Sinnlichkeit (da ist die nackte „schöne Helena" weitaus ehrlicher und keuscher als dieses bekleidete Wildfeuer) vergessen macht. Als Napoleon I. die Fürsten in Erfurt um sich versammelte und seine Schauspieler aus Paris kommen ließ, da führten sie Szenen von Racine, Corneille, Voltaire und Molière auf und nur Szenen von diesen. Ich will nicht sprechen, daß man gerade Göthe, Lessing, Schiller hätte aufführen sollen; man wollte oesterreichisch sein. Da war ein Akt aus Grillparzers „Sappho" ein 1 aktiges Lustspiel von Bauernfeld und nicht „Eglantine"[11]) zu geben, die ausdrücklich nur gewählt wurde, weil Frl. Wolter fünfmal frappante Roben zu wechseln hat. Wie das der Kaiserin Eugenie neu und imposant gewesen sein muß! Wo aber blieb die Musik? Da die Kaiserin nicht ein Wort Deutsch versteht? Musik in der Stadt Mozarts! Hätte man nicht Scenen aus Don Juan vorführen sollen, der ein Landsmann der Kaiserin und wie man sagt ihr Ahnherr gewesen ist, dessen Geburtshaus in Sevilla noch heute zu Tage ihr Eigenthum. Als man sich besann, daß doch nur Musik der Kaiserin einen Kunstgenuß bereiten könne, da telegraphirte man den Wiener Männergesang-Verein herbei und postirte, während die Majestäten aßen und tranken, die Sänger, die man doch nicht bezahlen kann, weil sie keine Kunsthandwerker sind, auf eine Tribüne, wo sie ihre Arbeit verrichten mußten. . . .

Laube sagte, als Halm wegen eines Gesichtsausschlages abreisen mußte: „Seltsam! als er zum Erstenmale bei Hofe fungiren sollte, bekommt er die Schafblattern!" Ist das Weglassen des Bischofs von Bamberg bei dem vor einigen Tagen aufgeführten Götz von Berlichingen schon sein Werk?

Ich erschrecke über die Ihnen vorliegenden 12 Seiten, leider gäbe es noch Stoff zu weiteren 12 Seiten, zu einer Broschüre.

Es war mir jedenfalls interessant den modernen Cäsar, den Schicksals-Menschen zu sehen, auf den Göthes Worte mir am Besten zu passen scheinen:

„Er ist die Kraft,
Die stets das Böse will und doch das Gute schafft!"

Aus Auerspergs Antwort — Thurn am Hart, 29. August 1867 — seien hier folgende Stellen mitgeteilt:

Obschon ich die Salzburger Zusammenkunft an der Hand der mir hier sehr regelmäßig und schnell zukommenden Zeitungen mit Aufmerksamkeit begleitet habe und obschon ich in diesen auch zwischen den Zeilen zu lesen verstehe, so hat mir doch Ihre Erzählung als Augenzeuge viel des Neuen gebracht. Ihre Schilderung des modernen fränkischen Cäsars und Eugenies stimmen so ziemlich mit dem Bilde überein, das ich noch von meiner letzten Pariser Reise her lebendig vor mir sehe, natürlich eine kleine durch die Zeit bewirkte Nachdunklung des Kolorits abgerechnet.

Aber lassen Sie uns ganz absehen von den agirenden Persönlichkeiten; der ganze Schauplatz

---

[10]) Eine Anspielung auf ein Redeturnier zwischen Münch-Bellinghausen und Auersperg. Münch war der Verfasser der Adresse des Herrenhauses an den Kaiser in der dritten Session. Den Entwurf verlas er als Berichterstatter in der 3. Sitzung vom 22. November 1864 (Protokolle des Herrenhauses. Dritte Session 1864—1865. SS. 17—21). Auersperg erwiderte in einer glänzenden Rede, in welcher er das Verhältnis Oesterreichs zu Preußen prophetisch beleuchtete und am Schluß gegen den dreizehnten Absatz des Entwurfes opponierte, in welchem gesagt war, daß das Herrenhaus nicht hoffen dürfe, „auf dem friedlichen Felde legislatorischer Thätigkeit ebenso glänzende Erfolge zu erreichen, wie das Heer auf dem Felde der Ehre." Münch replizierte (ebenda S. 26) in nichts weniger als glücklicher Weise, er sei überzeugt „daß die vortrefflichste Rede Sr. Excellenz des Grafen Auersperg, das wichtigste Gesetz, das in diesen Räumen beraten wird, den Völkern nicht so zu Herzen dringen wird, als ein siegreicher Reiterangriff, ein glückliches Seegefecht." Der siegreiche Reiterangriff des Dichters Halm ging als dankenswerter Stoff in die Witzblätter über. —

[11]) „Eglantine," Schauspiel von Eduard Mautner, seit dem 28. Januar 1863 Repertoirstück des Burgtheaters.

und der Anblick dessen, was darauf vorgeht, ist ein tief trauriger. Die Geschichte ist in unaufhaltsamem Rollen bergab! Nie war der Staat gedemüthigt, wie eben jetzt und so zerschmetternd auch der Schlag von Königgrätz war, viel niederdrückender noch ist was seither geschah oder nicht geschah. Selbst die momentanen, scheinbar liberalen Velleitäten können mich nicht bestechen und meine Hoffnungslosigkeit nicht beseitigen; ich glaube nicht an den Ernst. Ein Theil von dem, was man jetzt mit vollen Händen bieten zu wollen scheint, hätte, zu rechter Zeit mit Grazie gegeben, besser und nachhaltiger gewirkt, wenigstens als Abschlagzahlung. Diese ganze Systemwandlung kommt mir noch immer vor, wie die Besserung eines ungerathenen Schuljungen, dem man den H . . . . . . recht tüchtig ausgeklopft hat. Wenn die Gehirnthätigkeit nur durch die Erschütterung der Aktion ad posteriora angeregt und geweckt wird, dann hat sie für mich nichts Erbauliches und Vertrauenswerthes! Doch ich breche dieses Thema ab, denn nichts Bitteres und Verbitternderes gibt es, als der begründete Übergang von Optimismus zum Pessimismus."

Trotzdem nahm Auersperg, als das Herrenhaus im Spätherbst wieder zusammentrat, an seinen Arbeiten mit größtem Eifer, wohl auch mit steigendem Vertrauen teil. Begannen doch damals die glänzendsten Zeiten des Liberalismus in Oesterreich! Nach einander wurden die Gesetze über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, die richterliche Gewalt, das Reichsgericht u. s. w. auch vom Herrenhause angenommen, schließlich auch das Delegations-Gesetz, das dem Ausgleich mit Ungarn die Form gab.

Der volle Sieg der liberalen Idee drückte sich aber am 30. Dezember 1867 in der Ernennung des Bürgerministeriums aus, welches der Berufung Beusts zum Reichskanzler folgte. An der Spitze stand Fürst Karlos Auersperg, „der erste Kavalier von Oesterreich," wie er genannt wurde, der andere bedeutende Politiker aus dem an hervorragenden Männern so reichen Geschlechte der Auersperge. Um ihn Plener, Hasner, Graf Potocki, Brestel, Berger, Herbst, Giskra, endlich der politisch damals noch unbekannte Taaffe. Der große Kampf gegen das Konkordat sollte nun endlich auch aufgenommen werden.

Am selben Tage (30. Dezember 1867) widmete Frankl dem Freunde folgenden Glückwunsch:

> Möge Ihnen das neue Jahr vollauf erfüllen, was sich Ihr Herz tiefinnerst wünscht, Ihr Geist anstrebt. Lassen Sie es nicht vorübergehen, wie leider schon einige Jahre, ohne als Poet wieder die Welt zu begrüßen und zu erfreuen!
>
> Was ist ein lebenslänglicher Reichsrat gegen einen ewigen Poeten! Auch soll das Leben in Wallhalla viel schöner sein, als das Begrabenwerden in den Akten eines Reichsarchives, selbst wenn das letztere ein cisleithanisches ist!
>
> Und daß ich es Ihnen geradezu sage: wie undankbar sind Sie! Während Ihnen die Poesie vollauf Freuden brachte all Ihr Leben lang und der Reichsrath vielen Kummer, Sorgen, Sie nicht erquickende Arbeiten; so schenken Sie ihm so viele, der Poesie so wenig Zeit.
>
> Ich weiß, wer jetzt nicht von der Bühne — die wohl auch zuweilen zur Schandbühne wird — herab zum Volke redet, der wird kaum vernommen. Selbst die Frauen, zu denen sich die poetische Rede gerne flüchtet, reden jetzt mehr von Politik und von einem Gedichte gar nicht Ich weiß das!
>
> Auf I h r Wort hört die Welt aber, wenn es ertönt. Sie haben sich das glorreiche Recht erworben, daß Alle lauschen müssen, wenn Sie zu reden anheben.
>
> Ich wünsche und gewiß das deutsche Volk mit mir, daß ich mit Schluß des Jahres 1868 keinen gleich dringenden Aufruf an Sie ergehen lassen muß:
>
> „Frisch auf, mein Feldherr, und führe den Streich!"

Grüns Antwort beginnt mit herzlichen Dankes- und Glückwunschworten und fährt dann fort:

> Sie berühren aber noch einen Punkt, den ich nicht unerwähnt lassen kann. Die Freundeshand traf da auf eine sehr schmerzhafte Stelle meines Gemüthes, indem sie mich aus dem trockenen und mitunter wenig fruchtbaren Bereiche reichsräthlicher Politik in das immerblühende Land der Poesie zurückführen will. Ja, diese Richtung verfolgt ja auch mein eigenes Gefühl, dorthin treibt und drängt mich das Heimweh mit täglich sich steigernder Sehnsucht; ja, ich weiß es, noch manches ruht in mir, das an jenem Lichte befruchtet zu Tage treten möchte. Um so schmerzlicher ist es mir, keinen Ausweg zu wissen, auf welchem dem Bannkreise, in welchem das Pflichtgefühl mich fest gefangen hält, mit Ehren zu entrinnen wäre. Hier reibt sich das bischen Kraft mit ihrer Natur widerstrebenden Arbeiten erfolg- und danklos auf, während sie dort mit Freudigkeit schaffen und in der Arbeit selbst wieder neue gesunde Kraft schöpfen würde! — Ach, es war nicht meine Wahl! —
>
> Und so seien Sie mir in Wehmuth aber in alter Treue aufs herzlichste gegrüßt.

Am 6. Januar 1868 war Auersperg das Großkreuz des Eisernen Kronenordens verliehen worden. In seinem Schreiben vom 11. Januar 1868 sprach Frankl seine Freude darüber aus, weil diese Thatsache „ein Symptom der Zeit und zwar einer besseren zu sein scheint", und fuhr fort:

> Es ist ein Princip, das durch diese Ordensverleihung nunmehr zur Anerkennung gelangt ist und dessen muß man sich freuen und Sie mit . . .
>
> Sie haben sich das große Verdienst erworben im Herrenhause einen frischen freieren Hauch wachgerufen zu haben, der freilich vielen empfindlichen Organismen als fataler Luftzug vorgekommen ist.

Sie ermuthigten Manchen, der sonst schweigend zugestimmt hätte, seine Meinung zu sagen; Sie zwangen Manchen zu Bekenntnissen, weil er sich Ihnen gegenüber schämen mußte, entgegengesetzte zu äußern. Sie durften Gedanken sagen, die im Munde jedes Anderen verdächtigt worden wären; Sie schützte Ihr bekannter und anerkannter Charakter davor. Sie brachten aber auch Geist und edle Form, die unseren oesterreichischen Herren nicht sehr geläufig sind, in die staatsmännische Behandlung der Gegenstände, und derselben kam der Poet sehr zu statten. Ihr in dieser Richtung hin wahrhaft civilisatorisches Wirken wird der Anerkennung nicht entgehn.

Ich verweile heute, bei dem gegebenen Anlasse, gerne bei Ihrer reichsräthlichen Wirksamkeit, der ich, wie ich noch letzthin aussprach, gewissermaßen gram bin, weil sie Ihre poetische Thatkraft beeinträchtigt. Gewiß ist Ihr Leben in der Politik ein zweites Blühen Ihres Geistes. Wer weiß, ob es Ihnen gegönnt wäre, die erste herrliche Blüte Ihrer Jugend noch zu überbieten.

Mögen Sie diese rhapsodisch hingesprochenen Gedanken in Ihrer Wehmuth, die sich in Ihrem letzten Schreiben so elegisch vernehmen läßt, ein wenig aufrichten.

Wenn ich ein Wort von mir sagen darf, so bin ich seit Monaten durch ein neues Gemeindestatut, Neuwahlen, Geschäftsordnungen u. s. w. derart in Anspruch genommen, daß ich kaum aufathmen kann. Eigenes Unwohlsein und eine schwere, nun glücklich vorübergegangene Lungenentzündung meines jüngeren Knaben beugten mich tief.

Sie erinnern sich gewiß der sogenannten „Kraftmesser“ in den Prater-Buden, wo man an einem Ringe zieht, um sich zu überzeugen, wie viel Gewicht man überwinden kann.

In meiner mannigfachen Bedrängnis versuchte ich das anliegende Gedicht: „Kaiser Maximilians Heimfahrt“.

Grüns Antwort (Graz, 13. Januar 1868) findet das Gedicht Frankls „trefflich und besonders die in die Schlußstrophen zusammengedrängte Charakteristik in ihren poetischen Schlaglichtern gelungen und ergreifend“. Über den ihm verliehenen Orden sagt er:

Auch ich sehe die höhere Bedeutung dieses Actes in dem Principe, welches er involvirt, und demzufolge Überzeugungen und Ideen, welche mich von jeher erwärmten und erfüllten, hinfort auch in dem Staatsleben unseres Heimatreiches zur Geltung und Verwirklichung gelangen sollen. Ich habe nun an der Neige meiner Lebenstage die wohlthuende Beruhigung, auch in jener Richtung keineswegs einem Irrglauben gehuldigt zu haben. Ich habe mich in diesem Sinne auch in dem Dankschreiben ausgesprochen, mit welchem ich eine in überaus verbindlichen Ausdrücken abgefaßte Mittheilung des Reichskanzlers zu beantworten hatte . . . .

Sie wenden Ihre alten mich verhätschelnden und verwöhnenden Sympathien und Ihre oft erprobte nachsichtsvolle Beurtheilung diesmal auch meinem reichsräthlichen Wirken zu, und ich danke Ihnen herzlich dafür, weil ich daraus für eine Lage und Stellung, die ich kaum zu ändern vermag, einigen Trost, einige Ermuthigung schöpfe. Aber die Wehmuth, die aus meinem letzten Briefe sprach und sonst nur in meinem Innern verschlossen ruht, konnten Sie mit den freundlichen Worten doch nicht bannen. Ein tiefer Zug des Heimwehs drängt mich nach andern Regionen eines geistigen Heimatlandes und stellt meiner Sehnsucht dort ganz andere Ziele und Aufgaben. . . .

Das Pflichtgefühl war stärker, als dieser „Zug des Heimwehs“; die nächste Zeit sollte ihm die schwersten Kämpfe, aber auch die schönsten Siege seiner politischen Laufbahn bringen.

Daneben war beiden Freunden das Glück gemeinsamer Arbeit im Dienste ihrer Ideale beschieden. Wir meinen ihre Thätigkeit für die Errichtung eines Schiller-Denkmals in Wien.

Der Gedanke eines solchen Denkmals war bereits bei der Schillerfeier von 1859 aufgetaucht, die entscheidende Anregung, ihn endlich zu verwirklichen, ging im Januar 1868 von Frankl aus.[11] Rasch war ein Komitee gebildet, Auersperg zum Präsidenten, Frankl zum Vice-Präsidenten gewählt. Schon am 7. März konnte die erste Versammlung stattfinden. Auersperg konnte ihr nicht beiwohnen; ein Brief an Frankl vom 6. März 1868 entschuldigt sein Fernbleiben mit dem Übermaß parlamentarischer Arbeit, das auf ihm laste.

Es war wahrlich kein Vorwand. Hatte er schon in den letzten Monaten des Vorjahrs kaum aufzuatmen vermocht, so bedurfte es nun der Aufbietung all seiner Kraft und seines Pflichtgefühls. Die reichsratliche Delegation, die erste, die seit dem Ausgleich mit Ungarn in Aktion trat, hatte ihn einstimmig zu ihrem Vorsitzenden gewählt: eine neue, aus Mitgliedern des Abgeordneten- und Herrenhauses zusammengesetzte Körperschaft, welche neue, ungewöhnliche Aufgaben zu lösen hatte — wahrlich, es war kein leichtes Amt! Als Auersperg am 19. Januar 1868 seine Antrittsrede hielt, betonte er, wie viel guten Willens es hier von den Vertretern der beiden Hälften des Reichs bedürfe, vor allem aber der Einheit im eigenen Lager: „Die Einmütigkeit und Geschlossenheit wird uns Kraft geben, wo es, wie ich nicht hoffe, Widerstand zu leisten gilt!“ Aber einmütig waren nur die Ungarn, namentlich in ihrem Bestreben, die Bedeutung der oesterreichischen Delegation herabzudrücken; diese aber schied sich in Deutsche und Slaven, Feudale und Liberale; Auersperg mußte

11) Das Schiller-Denkmal in Wien. Bericht des Komitees Wien 1876. S. 3 ff.

all seinen Einfluß üben, die Gegensätze zu versöhnen. Erfreulicher, aber nicht minder angestrengt war seine Thätigkeit als Mitglied jener, bereits (S. 11) erwähnten Kommissionen des Herrenhauses, welche u. A. auch die Geltung des Konkordats in einigen wichtigen Punkten beseitigen sollten. Wohl stand das am 30. Dezember 1867 ernannte „Bürgerministerium“ für die Vorlagen ein, aber in und außer dem Hause galt es den Widerstand der Klerikalen zu besiegen. Auersperg war rastlos dafür thätig; nicht bloß als Mitglied der Kommission, auch als Parteimann, der die Agitation in Inneroesterreich anfachte. Wie man seine Thätigkeit in der Bevölkerung auffaßte, mag der Umstand beweisen, daß er immer wieder um die Vorlage bezüglicher Petitionen aus allen Teilen des Reichs ersucht wurde.

Mußte Auersperg unter diesen Umständen auf die Teilnahme an den Beratungen des Denkmal-Komitees zunächst verzichten, so ließ er sich doch die Mitarbeit nicht nehmen. Der Aufruf, mit dem das Komitee vor die Öffentlichkeit trat, war von ihm verfaßt. Die wichtigsten Stellen seien hier wiedergegeben:

> Ein Jahrzehn! fast ist seit jenem ewig denkwürdigen Tage verrauscht, an welchem diese Kaiserstadt eines ihrer herrlichsten und erhebendsten Feste beging, die Säkularfeier des Geburtstages Friedrich Schillers. Schwere Unglücksfälle hatten das Reich betroffen, ihre Nachwehen lasteten auf jedem Herzen, doch dem Zauber jenes geheiligten Namens schien der drückende Bann zu weichen, die Gemüter, von dem edelsten und reinsten Aufschwunge erfaßt, ermannten sich wieder, und das freiere Wort belebte zugleich mit dem lauten Preise des großen Dichters auch wieder jene schlummernden patriotischen Hoffnungen, deren Erfüllung späteren Tagen vorbehalten blieb.
>
> Mag auch eine folgenschwere Katastrophe seither die alten Marken des Vaterlandes verrückt haben, jener Gedanke doch blieb fest und tief im Bewußtsein des Volkes eingewurzelt und zwar um so tiefer und fester, je inniger es überzeugt ist und bleibt, daß vermorschende Grenzpfähle jenem geistigen Zusammenhange, welchem es sein Bestes, Edelstes und Heiligstes dankt, keinen Abbruch thun können und sollen!
>
> Und so bleibe denn die begründete Hoffnung nicht unausgesprochen, daß es durch vereintes Zusammenwirken in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, den gemeinsamen Sympathieen für Wahrheit und Schönheit, für Recht und Gesittung, für Bildung und Freiheit einen dauernden und sichtbaren Ausdruck zu geben und diesen im Herzen der Monarchie durch ein erhebendes Symbol zu verkörpern, durch ein auch künstlerisch würdiges Standbild Friedrich Schillers![13]

Ein Zufall fügte es, daß der Tag, an dem Auersperg diesen Aufruf dem Komitee vorzulegen gedachte, der denkwürdigste in der Geschichte Oesterreichs von 1866 bis heute und zugleich der stolzeste seines politischen Lebens werden sollte. Es war der 21. März 1868. Am 19. März hatte die „Entscheidungsschlacht“, die General-Debatte über das Ehegesetz im Herrenhause begonnen; obwohl nur die Hauptredner beider Parteien sprachen, währte sie doch drei Tage. Am letzten, eben dem 21. März, kam Auersperg zu Worte; es ist, wenn nicht seine bedeutendste, so doch seine berühmteste Rede. Nach einer Einleitung, die daran erinnerte, wie auf die Bach'sche Reaktion Solferino und Magenta, auf die Belcredi'sche Sistierungs-Politik Königgrätz gefolgt, fuhr er fort:

> Man sieht aus den angeführten Beispielen, daß jeder Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des oesterreichischen Volkes sich in furchtbarer Steigerung gerächt hat. Sollte dieses parlamentarische und konstitutionelle Leben wieder eine neue Unterbrechung erfahren, sollte ein neuer Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der oesterreichischen Völker erfolgen, sollten Staatsmänner, die in den früheren Unglücksperioden das Staatsruder führten, nochmals den Mut haben, das Wagnis zu bestehen, und nochmals in diese Rechte hemmend und beschränkend einzugreifen, dann würde der Abschluß dieser Periode voraussichtlich wohl einen Namen haben, den auszusprechen mein Herz schaudert.
>
> Man wird fragen: Ja, droht denn diese Gefahr und woher? Ja, sie droht, sie droht wahrnehmbar und vernehmlich in dem ungeschmälerten Fortbestande des Konkordates, dessen übereifrige Anhänger es vor nicht langer Zeit als das Bollwerk gegen die Kulturbestrebungen des Jahrhunderts, gegen unser geistiges Leben und dessen Entwicklung demaskiert haben, die von jenen Wällen absolutistische Mächte zu Hilfe gerufen haben gegen die Bestrebungen der neuen Zeit und der konstitutionellen Gesetzgebung; die trotz der ihnen gewordenen hochsinnigen Zurückweisung doch unermüdlich ihre Anstrengungen fortsetzen und selbst den Minenkrieg nicht scheuen. .

Von den weiteren Ausführungen sei jener Satz citiert, dessen Schlagwort noch heute in Oesterreich ein geflügeltes Wort ist:

> Ist das oesterreichische Staatsbürgertum gehoben und gekräftigt worden [durch das Konkordat]? Ich kann nur sagen, was ich an mir selbst erlebt habe. Als ich diesen Vortrag bald nach seinem Inslebentreten las, besonders jene Stellen, in welchen aus päpstlicher Gnade unserem Landesherrn Rechte zugestanden und Handlungen gestattet wurden, die er von seinen Ahnen ererbt und überhaupt längst ausgeübt hatte, da empörte sich denn doch mein patriotisches Gefühl, und mir kam es vor wie ein **gedrucktes Canossa**, in welchem das Oesterreich des 19. Jahrhunderts für den Josephinismus des 18. Jahrhunderts in Sack und Asche zu büßen habe ...

Die Rede schloß:

> .... Die Kirche ist groß geworden in ihrem Ursprunge nicht mit, sondern gegen die Staatsgewalt. Auf den Boden, wo sie ihre große apostolische Mission allein vollführen kann, auf den stelle sie sich. Das Leben ist ernst und voll dunkler Seiten, so daß es Hilfe zu spenden, Trost zu geben, mit Beispiel und mit der Lehre voranzuleuchten, die Fallenden zu erheben und aufzurichten und auf ein besseres Jenseits hinzuwirken, Anlässe genug giebt. Wirke sie auf diesem Boden aus ihrer vollen Überzeugung mit ihrer eignen Kraft, und sie wird dann wirklich von der Liebe der Gläubigen umgeben sein und das werden und bleiben, was sie nach Montalamberts Worte sein soll: eine Mutter!
>
> Dazu braucht sie aber nicht Vorrechte und Privilegien, die uns irrtümlicherweise als ihre Freiheit geschildert worden sind. Die Freiheit für den Staat, gesunde Freiheit für alle Kirchen im Staat, dann wird es für Staat und Kirche von der Freiheit heißen: In hoc signo vinces![14]

Der Saal widerhallte vom Jubel, der sein Echo in den Straßen der „Inneren Stadt“ fand, wo eine dichtgekeilte Menge in größter Erregung der Abstimmung entgegenharrte. Am späten Nachmittag, als es endlich dazu kommen sollte, holte Anastasius Grün „seinen unsterblichen Sangesgenossen“ Franz Grillparzer, der wegen seiner Gebrechlichkeit

[13]) Ebenda S. 4 ff.

[14]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats Vierte Session. 1867—1868. Seite 564 ff.

namentlich aber wegen seiner Schwerhörigkeit, die Sitzungen des Herrenhauses nicht mehr besuchte, im Wagen zu der historisch denkwürdigen Verhandlung ab. Er mußte die Treppe emporgetragen werden. Sein Erscheinen wurde mit lautem Jubel begrüßt[15]. Nun begann in atemloser Spannung die Abstimmung. Mit einer Mehrheit von 20 Stimmen wurde die Vertagung, mit einer solchen von 35 Stimmen der Übergang zur Tagesordnung verworfen. Die Scenen des Jubels, der Begeisterung, die sich nun in den plötzlich illuminierten Straßen bis tief in die Nacht hinein abspielten, lassen sich kaum schildern; niemals seit 20 Jahren, seit dem 13. März 1848, hatte Wien eine ähnliche Volksbewegung erlebt, wie in dieser Nacht.

Während sich dies im Hauptsaale des niederoesterreichischen Ständehauses in der Herrengasse begab, der dem Herrenhause eingeräumt war, beriet in einem der Nebensäle das Denkmal-Komitee in Abwesenheit des Verfassers den Entwurf Auerspergs und genehmigte ihn. Als die Herren in später Abendstunde aufbrachen, schallten ihnen auf der Straße die Hochrufe auf die Hauptkämpfer des Tages, darunter auf Auersperg, tausendstimmig entgegen.

Damals war Auersperg wohl der populärste Mann in Oesterreich, und mit einigem Grunde durfte Frankl seinen Brief vom 6. April 1868, in welchem er dem Freunde die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins Concordia meldete, mit den Worten schließen:

> Sie genießen nun im Kreise Ihrer Familie einer von den edelsten Erfolgen verklärten Ruhe, zu der ich Ihnen aus warmem Herzen Glück wünsche. Wenn Christus, Ihr Herr, nach seinen berühmt gewordenen „Fünf Ostern“ wieder einmal auf Erden erscheinen wollte, so müßte er auch an den Pforten Ihres Hauses Sie ansprechen und Ihnen sein erlösendes Bravo! zurufen. Schade, daß bei diesem Anlasse gerade Sie aus höchstbescheidenen Gründen ihm nicht die passendsten Worte auf die unsterblichen Lippen legen können! Er muß eine wahre Freude an seinem Sohn Anastasios haben!.....

Ein nächster Brief Frankls — Wien, 22. April 1868 — berichtet, daß die Genehmigung von Geldsammlungen für das Schillerdenkmal erfolgt sei, ebenso habe Minister Giskra versprochen, dem Kaiser ein Bittschreiben des Komitees „warm befürwortet“ nach Ofen nachzusenden. Dann fährt der Brief fort:

Der Kaiser soll in Ofen sich sehr langweilen und mehr als sonst je die Wiener Journale lesen und — besorgt sein. „Ich meine bis an die äußersten Gränzen des zu Koncessionirenden gegangen zu sein und doch sehe ich, daß man nicht zufrieden ist“. Er soll einen ausführlichen Bericht verlangt haben. Mir fielen, als mir dies aus Ministermund mitgetheilt wurde, die alten Worte ein: „Ferdinande, non subscribes?“

Von den Ministern ist dem Kaiser Brestel wegen seiner treuherzigen Einfachheit und redlichen Verdrießlichkeit in seinem ganzen Wesen der angenehmste. Dem folgt in der Gunst Berger, den man sich als eine Art demokratischen Fürsten-Hagen dachte. Giskra ist der dritte erst in Gnaden, dem wieder erst Herbst folgt, weil er immer wieder den faktischen Staatsbankerott officiell erklärt haben will.

Lesen Sie doch die kleine eben von Arneth herausgegebene Schrift: „Beaumarchais und Sonnenfels.“[16] Neue, interessante, freilich schwer verurtheilende Enthüllungen über den Ersteren. Sahen Sie das „Freiligrat-Album“? Es enthält weder im Guten, noch im Mittelmäßigen Ausgezeichnetes. Dagegen hat sich Laube mit seinen „Böse Zungen“[17] blamirt, so weit die gute deutsche Zunge reicht! Es ist unbegreiflich, wie Halm dieses Stück nicht auf den Grund hin der ästhetisch entschiedensten Nichtswürdigkeit ablehnen mochte, statt sich die Blöße persönlicher Abneigung zu geben, nachdem ihm die Zensur, hinter die er sich gesteckt hatte, den Gefallen eines Verbotes nicht erweisen konnte oder mochte. Nicht Ein psychologisch interessanter Zug, nicht Ein wirklicher Charakter, nicht Eine neue Situazion kommen in der Comödie vor. Phrasen, wie sie die Witzblätter bereits persifliren, vollauf! Es ist unbegreiflich, wie ein so geistvoller Schriftsteller dergleichen bieten mochte. Da ist wahrhaftig Ebersbergs „Pfarrersköchin“, die ich gestern im Karltheater sah, ein klassisch Werk dagegen, wenigstens ein amüsantes.[18] Von Poesie ist freilich eben so wenig zu merken, aber auch nichts von Prätension, Etwas geleistet zu haben. Freilich hat Laube keine Schauspielerin, wie die Gallmeyer, diesen weiblichen Nestroy!! Es ist ein geniales Weibsbild mit lasterhaft funkelnden Augen. Sie sang auch ein Couplet auf Sie, das Haus bebte vor Beifall, als sie in Anspielung auf Ihren Namen

[15]) Als die Erzherzogin Sophie hiervon hörte, äußerte sie: „Der alte Mann hätte auch gut zu Hause bleiben können und bedenken sollen, daß er bald Gott Rechenschaft abzulegen haben wird.“ (Frankl „Zur Biographie Grillparzers.“ Wien 1883. S. 59). Über die politische Gesinnung Grillparzers sagt Frankl in dem citierten Büchlein: „Wie radikal der Redner (in einer privaten Zusammenkunft bei Doblhoff) auch sprach, den Patrioten ließ er nicht verkennen, der sein Vaterland schmäht, während er es liebt, es geißelt, um die ihm innewohnende Kraft aufzustacheln.“ Das charakterisiert Männer, wie Grün und Frankl — die alt-oesterreichischen Patrioten — ebenfalls.

[16]) „Beaumarchais und Sonnenfels“. Von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1868, Braumüller.

[17]) Laubes Schauspiel „Böse Zungen“ wurde am 16. April 1868 zum ersten Male in Wien im Theater a. d. Wien aufgeführt. Äußerlich war der Erfolg ein großer, da man in dem Stücke bekannte politische Persönlichkeiten und Verhältnisse fand. Für und gegen das Schauspiel wurde in den Wiener Blättern ein lebhafter Federnkrieg geführt. Doch erhielt sich unseres Wissens das Stück auf keiner deutschen Bühne.

[18]) „Die Pfarrersköchin“, Posse von O. F. Berg, zum ersten Mal im Karltheater aufgeführt am 20. April 1868, erschien auch im Druck (Leipzig 1871).

ein grünes Band aus ihren hypertrofischen Weiblichkeiten hervorzog. Ich war der Nachbar Rokitansky's. Es war wirklich Gefahr für ihn, daß er vor Lachkrämpfen sterbe. Das ganze ist rohe Zimmermannsarbeit, aber mit lustigen „Puschen" und Fähnchen und salbungsvollen Sprüchen wie ein fertiges Giebeldach aufgeputzt. Es ist grausam lustig und „gspaßig". Das müssen Sie ansehen, aber in Wien, wo der weibliche Kobold lebt.

In den Schaufenstern ist hier überall Ihr gut getroffenes Porträt in Folio mit magyarischer Unterschrift zu sehen. Besitzen Sie es?

Kanonenschläge![19] Es geht mir wie jenem Wiener, der sich verzählend nur 19 hörte und betrübt ausrief: „Uje, jetzt is nit a mal e Madel!"

Als ich in Jerusalem war, wurde einem christlichen Herrn ein Töchterchen geboren. Mit mir, der ich hinging, ihm zu gratuliren, kamen auch einige Effendi's, um ihm — Trost zu sprechen: „Mache Dir nichts draus, Bruder! Das Nächstemal wird es schon ein Knabe sein!" ....

Unser Aufruf für das Schillerdenkmal wird innerhalb 8 Tagen in aller Welt Händen sein, hoffentlich die letzteren in aller Welt Taschen. Wir werden 40—50 000 fl. benöthigen. Wird viel und nachhältiges „Schmorren" brauchen.

Diese Voraussicht sollte sich reichlicher erfüllen, als den Freunden lieb war. Die Geschichte des Wiener Schiller-Denkmals ist ein Stück Kulturgeschichte Oesterreichs.

[19] Am 22. April 1868 wurde die Prinzessin Valerie in Ofen geboren.

Triest.

„Zum neuen Hafen!" Wir steigen ein.
Die Adria liegt im Morgenschein,
Die kleinen Wellen hüpfen und springen,
Uns den ersten Gruß des Meeres zu bringen.

Du tauchst den Finger hinein in die Flut
Und kostest sorglich und sagst: „es ist gut,"
Denn ohne das Salz zu schmecken wäre
Man eigentlich gar nicht auf dem Meere.

Und schweigend schauen wir beide vereint,
Wie der Himmel die See zu umfangen scheint,
Und fühlen, indes uns die Lüfte umkosen,
Den Schauer vor dem Uferlosen.

Und jetzt im Hafen! Farbenbunt
Giebt sich das Leben des Südens kund,
Maste und Segeltücher und Schlote,
Und dazwischen behende Boote.

Und wir können nicht staunen genug,
Nahe einem Schiff mit gewaltigem Bug,
Da — ist es Täuschung, was ich merke? —
Stocken die Leute mitten im Werke.

Und auf uns nur blicken sie alle her,
Und lächeln und lachen und immer mehr —
Ja, wissen sie denn und auf welche Weise,
Daß wir ein Paar auf der Hochzeitsreise?

Und alle lachen, soweit wir seh'n,
Schiffsjunge, Matrose und Kapitän,
Es blinzelt selbst der Alte im Nachen —
Und wir alleine sollten nicht lachen?

Ist doch das leuchtende Meer nur ein Stück
Von unserem ungemessenen Glück,
Weil wir in diesen seligen Tagen
Die Welt und die Sonne im Herzen tragen.

Friedrich Adler.

Die Elfenkönigin.

Und wie vom Elfenschwarme
Den Knaben sah die Königin,
Flog, kreuzend ihre Arme,
Sie leisen Flugs zum Waldrand hin.

Im Nebelmond-Geflimmer
Ihr nach die Elfen, nah und fern;
Fünfstrahlig floß ein Schimmer
Von ihrer Stirne Demantstern.

Und wie ihn rings umschlungen
Der sel'gen Frauen Zauberkreis,
Da sank er, wahnbezwungen,
Zu Füßen ihr, aufstöhnend leis.

Und wie nach ihm die Arme
Sie traumhaft hob von ihrer Brust,
Da haucht' er leis: Erbarme
Dich mein! Ich sterb vor Liebeslust!

Mit lichter Lilienkerze
Schlug an sein Herz die Elfenhand.
Da brach sein junges Herze.
Der Mond erlosch. Der Schwarm entschwand.

Georg Bachmann.

Die Berliner höhere Tochter.

Von Ulrich Frank.*)

Es giebt etwas wundervoll Klugäugiges, Eigenartiges in Berlin, das trotzdem starken Vorurteilen begegnet: Die höhere Tochter. Welches Mißverstehen, welches Verkennen dieses interessanten Typus der Berlinerinnen, wie sie in junger Herbe dem Leben entgegen reifen! Knospen noch und darum in rauher, festgeschlossener Schale, den frischen Erdgeruch in allen Fasern, aber gesunde, schöne Blüte verheißend. Man muß mit ihren kleinen Schwächen rechnen, um ihre großen Vorzüge zu begreifen. Ich kannte eine ganze Schaar. Prächtiges Studienmaterial! Blonde, braune und schwarze. Alle „geschworene“, „allerbeste“, „ewige“ Freundinnen Claras. Die überlebensgroßen Worte lieben diese kleinen Fräuleins. Aber das steht ihnen gut und um ihre Superlative könnten sie die schwunghaftesten Lyriker beneiden. Was nicht „zauberisch“, „wonnesam“, „himmlisch“ oder „hinreißend“ ist, gilt nicht. Weshalb aber soll man Uebertreibung schelten, was doch viel eher jugendlicher Enthusiasmus ist? In diese erhabenen Redensarten mischen sie allerdings mit Vorliebe derbes Urberlinisch, und — studentische Ausdrücke. Ich habe kaum jemals kräftigere Worte gehört, als von diesen süßen Lippen. Und wenn ich einmal „so en Bischen mang die Mächens“ war, so wurde mir „janz plümerant“ vor ihrer Küchenjettediktion und ich staunte, wie sie „mit Jemiet und Jrazie“ Alles „blamierten“, was sich ihres Beifalls nicht erfreute, Menschen und Dinge. Auch besaßen sie „Schneid“ und wußten mit den Commersregeln Bescheid wie der Bruder Studio, dem sie ganz nach dem Comment „einen Ganzen kamen“. Daß man dies aber „schnoddrig“ finden müsse und burschikos sehe ich nicht ein und ich würde die guten, höheren Töchter dann lieber übermütig nennen und lustig. Was für köstliche Mädchen trotzalledem und alledem! Wie viel Güte und Treue und Zuverlässigkeit in den reinen Seelen. Und dann etwas Trotz und Stolz und Widerspruchsgeist, wie er so leicht in denen sich regt, die überflüssig scheinen und sich als berechtigt fühlen. Die unbewußt das Bewußtsein des Werdens haben, der sich andrängenden Kraft, des Zukünftigen und doch im Augenblick so ganz außer Betracht kommen, übersehen werden. Es ist etwas ganz Eigenartiges um die Psychologie einer solchen Mädchenseele. Wesen, die nicht mehr jung genug sind, um als Kinder behandelt zu werden und noch nicht alt genug, um als Erwachsene zu gelten. In ihrem geistigen Leben die kräftig entwickelten Keime baldiger Reife, ein Ahnen, ein intuitives Erfassen der großen, geweiteten Ziele der Menschheit, und eine ängstliche Begrenzung, ein Zurückdrängen dieser Triebe, um der Frühreife vorzubeugen und allzu rascher Blüte, die leicht abwelkt. Aus diesen natürlichen Kämpfen zwischen der nachwachsenden, anstürmenden Schaar und denen die gedankenlos und ungerecht sie nicht anerkennen wollen, ergiebt sich der Zwiespalt im Wesen der höheren Tochter.

Was giebt es grausameres und schmerzlicheres als sich zurückgesetzt zu fühlen, bei Seite geschoben zu sehen, und mit dem übervollen Herzen, dem kecken Mut und dem Bewußtsein tüchtigen Strebens eine klägliche Figur zu spielen? Überall im Wege zu sein! Da neigt das übervolle Herz zur Empfindelei, falscher Sentimentalität und phantastischem Gefühlsüberschwang, da wird der kecke Mut zur Überhebung, da wandelt tüchtiges Streben sich zur Aufdringlichkeit und vorlautem Geschwätz. Thränen in den schimmernden Augen und lose Reden auf der Zunge sind in diesem Stadium bezeichnend für die höhere Tochter. Sie leidet und — rächt sich. Unverständige sehen dann nur die Schatten und denken nicht daran, wie viel helles Licht dort sein muß, wo es tiefe Schatten giebt. Die innigen, schwärmerischen Mädchenfreundschaften sind auch auf diesen Zwiespalt im Sein und Scheinen der verkannten Geschöpfe zurückzuführen. Sie schließen sich eng aneinander, Leidensgefährten gewissermaßen, instinktiv eine Phalanx zu bilden gegen die Pfeile, die Thorheit und Spottlust gegen sie schleudern. In diesem heimlichen Widerstreit, in diesem Kleinkrieg, den man sie zu führen zwingt, entwickeln sich manche unangenehme Eigenschaften stärker und schroffer. Und ohne daß sie es wußten und vielleicht auch nur wollten wurden sie zur Kaste zusammengedrängt, zu einer Sonderart geprägt: Die höhere Tochter! Bemerkenswert ist, daß dieser Typus nur auf dem Berliner Boden gedeiht. Weder in

*) Aus dem Manuskript des demnächst im Verlage der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt“ in Berlin erscheinenden Buches „Die Berlinerin“, herausgegeben von Ulrich Frank, illustriert von Friedrich Stahl. D. Red.

Wien noch Paris oder gar in London und Amerika hat das junge Mädchen zwischen 14—17 Jahren diese eigentümliche Halbheitsstellung zwischen Kind und Dame. In Wien wird das Mädchen schon in der letzten Schulklasse für voll angesehen, in Paris bewahrt es das Kloster bis zur Ehe oder in neuerer Zeit bis es als demi-vierge eine Rolle spielt. Amerikanerinnen und Engländerinnen werden von frühester Jugend an zu größter Selbständigkeit und starkem Selbstgefühl erzogen. Die falsche Bescheidenheit, die süße Weiblichkeit kennt man dort nicht. Das prägt sich besonders einem Alter auf, in dem das deutsche, vorzüglich das Berliner Mädchen mit dem Vorurteil zu kämpfen hat, das ihm zwischen Wollen und Dürfen, eine von conventionellen Formen eng-begrenzte, unklare Lebenshaltung aufzwingt. Niemand weiß, was man von ihnen will, sie selbst am wenigsten. Mit halbem Ohre hören, mit gesenkten Lidern sehen, mit schwächlichen Gefühlen leben, mit überlieferten Anschauungen urteilen, sich fein manierlich bewegen, unfrei ganz und gar — das alles ist Berliner höhere Töchtermoral! Man möchte das liebe, stürmische Menschenkind nur als einen Begriff gelten lassen, das Symbol einer Idee! Aber es ist schwer nach diesen Regeln zu leben in der Zeit der stärksten Impulse, des heißesten Lebensdranges und des Sehnens und Begehrens aus den engumfriedeten Schranken verallgemeinernder Grundsätze hinaus. Wenn sich die jungen Geschöpfe dann dagegen wehren, nennt man sie unliebenswürdig, wenn sie sich fester anstemmen gegen diese Ungerechtigkeit, unweiblich, emanzipiert, unleidlich! Die eigenen Angehörigen verkennen sie und seufzen über die Unausstehlichkeit ihrer Töchter in diesen Jahren, die Gesellschaft verspottet sie.

Mütter, o Mütter!

Wo sollen die ganzen Menschen herkommen, kraftvolle Individualitäten, tüchtige, harmonisch ausgebildete Frauen, wie die moderne Zeit sie erfordert, wenn ihr eure Töchter einschüchtert und falsch behandelt in dem Alter, in dem alle Entwickelungskeime am sorgsamsten zu hegen sind? Wenn man die scharfen Konturen übermalt und überfirnißt, in denen man das Weib erkennen soll, wird vielleicht ein nettes Bildchen daraus, wohl gar ein Modebild, aber kein echter Mensch. Ein zierlich Püppchen, das am Gesellschaftsseil hübsch artig seine Knixe und Verbeugungen macht, wie es sich für eine wohlerzogene höhere Tochter ziemt. Das giebt sich dann auch in ihrer äußeren Erscheinung zu erkennen. Sie wendet die kleinen Mittel der Gefallsucht an, um Beachtung zu finden und trippelt dabei ganz allerliebst aber komisch in den noch nicht ausgetretenen Kinderschuhen einher. Sie kleidet sich gern modisch und damenhaft, aber der dicke, hübsche Backfischzopf hängt verräterisch hinten herab. Süße, liebe, dumme Mädels — pardon, höhere Töchter! Wenn ihr ahntet, wie tapfer und brav und rührend ihr erscheint in diesem unfreiwilligen Kampfe und wie viel die für euch übrig haben, die euch durchschauen!

Von Einigen sei hier erzählt.

Anna hatte kastanienbraune Haare, etwas widerborstig wie sie selbst, die gar keine Eitelkeit besaß, und war immer empfindlich, eigentlich, was man brummig nennt. Clara mit den hellen blauen Augen und Tilli mit der schwarzen Mähne hatten die leicht beleidigte „ewige Freundin" stets zu besänftigen. Manchmal aber ließen sie sie auch „bocken", wie der technische Ausdruck lautet. Das empfand Clärchen sehr schmerzlich, mit heimlichen Thränen, während Tilli die Sache philosophisch aufnahm: „Na, denn nich'!" Zu sagen, zu klagen, zu tuscheln gab's immer was und mit einer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit, mit einem Nachdruck und einer Hast, als hinge das Heil der Welt an diesen Kinder . . . nein, Höherntöchtereien! Wer sie so beobachtete, hätte nie für möglich gehalten, daß da Verstand hineinkomme, das war aber auch nicht nötig, denn er steckte schon drinn. Neben diesen Überflüssigkeiten in ihren Lebensäußerungen und Daseinsbedingungen, die Voltaire Notwendigkeiten nennt, welche Summe von Fleiß und Energie, von Ehrgeiz und Wissensdrang, endlich von zielbewußtem Streben! Und das ist typisch für die meisten. Was in Berlin in der Luft liegt, was herumfliegt an geistigen Bewegungen, an modernen Anschauungen, das setzt bei ihnen an, was an sozialen Strömungen, an künstlerischen Anregungen die Weltstadt durchflutet, wirft seine Wellen bis an die Ufer ihres Daseins, das man zu isolieren strebt im brandenden Ozean des Lebens. Keine Höhe und keine Tiefe, vor der ihr suchender Blick zurückschreckt, nichts, was dem Kreis ihrer Betrachtungen sich entzieht. Auch das Geheimnisvolle, das Häßliche, das Grauenhafte, das die Millionenstadt birgt und aufwühlt, zieht dämonisch den unschuldsvollen Blick auf sich, giebt gesunden Naturen sichere Instinkte, bringt den schwachen vielleicht Gefahren, im Ganzen aber trübt es selten nachhaltig die Naivität ihrer Empfindungen, den heiteren Sinn ihrer Jugend. Nachdenklich suchen sie wohl zu durchdringen, was der Beobachtung, dem Interesse sich andrängt, sie bilden sich eigene, oft sehr schroffe und abfällige Ansichten über die Dinge, und verteidigen sehr leidenschaftlich ihre Meinungen, und wenn ich von einer etwas „grünen Weltanschauung" zu sprechen wage, die sie haben, so ist es nur, weil diese grüne Weltanschauung mir jung erscheint, frühlingshaft, voll blanken Sonnenscheins und flatternder Mädchenträume! So lange die tiefsten Lebensrätsel bei Chocolade und Schlagsahne gelöst werden und man von den Schauern des Welteleuds bei süßem Studentenfutter sich erholt, wird die Verderbnis, die die Pessimisten den höheren Töchtern nachklagen, keine neue Sündflut heraufbeschwören.

Wie oft kamen Anna oder Tilli mit erregten

Mienen und hastenden Geberden ins Zimmer gestürzt, um „Clara“ etwas „Hochwichtiges“ oder gar „Fürchterliches“ zu sagen. Und: „Weißt Du schon?“ „Was sagst Du zu der Falschheit?“ „Denke Dir nur wie gräßlich!“ kam es atemlos von bebenden Lippen. Dann ein Wispern und Schwätzen und Wichtigthun, Staunen, Empörung, Zweifel, Angriffe, Vertheidigung, Beschwichtigen — alles in überstiegenen Aeußerungen. Blitzende Augen, gerötete Wangen, eisernde, gefährliche Gestikulationen — alles in temperamentvoller Fünfzehnjährigkeit, man hätte wirklich das Schlimmste erwarten können und mußte lächeln, wenn das „Ereignis“ sich als eine harmlose Schulangelegenheit oder ein Gesellschaftsklatsch auswickelte. Schon nach einer Viertelstunde schien die Sonne wieder; die Gemüter hatten sich beruhigt, ein heiterer Friede blüte ringsum. Es gab Kaffee und Streuselkuchen und bei Geburtstags- oder Weihnachtsstickereien plauderten sie von ihren Tanzstundenerlebnissen oder — von dem ersten Anbeter!

Nicht böse sein, daß ich auch dies verrate!

Solche zarte, schüchterne Triebe, zeigen sich früh schon in jungen Herzen. Nicht indiskret will ich daran rühren, auch nicht rauh und hastig, aber ganz verschweigen darf ich es nicht bei einer Charakteristik der höheren Tochter.

„Er ist von ihrem Gruß beglückt“ in der Löwenallee des Tiergartens oder auf der Eisbahn am Neuen See, oft auch wenn sie etwas abgespannt aus der obersten Klasse der Schule kommt, Lehrerinnenexamenpläne im klugen Kopfe. Dort steht er an der Ecke. Und diese Anbetung und Verehrung gilt — ihr! Sie kann ihm solche Gefühle und „süße Regungen“ nachfühlen . . . sie weiß was „unglückliche Liebe“ bedeutet! Empfindet sie die ganze Klasse doch jetzt eben für Doktor . . ., den Lehrer der Litteraturgeschichte.

Ein Opfer solcher Schwärmerei muß jede höhere Tochter einmal werden, dazu ist sie gewissermaßen amtlich verpflichtet. Es ist eine Phase ihres Daseins, der sie sich nicht entziehen kann. Aus diesen schwärmenden Gefühlen entwickelt sich später oft eine treue dankbare Zuneigung für den Ahnungslosen, dem diese reinen Neigungen galten. Während der Schulzeit ist sein Einfluß auf die jungen Geschöpfe von höchster Bedeutung. Sie lernen mit Liebe aus Liebe! Seine Gedanken, seine Anregungen strömen auf empfängliche Seelen über und ein geistiges Fluidum stellt zwischen dem Lehrenden und den Lernenden eine innige Zusammengehörigkeit her, die oft weit ins Leben hinausreicht, wenn die Zeiten holder Jugendfreuden längst dem Daseinsernste gewichen sind. Ich kenne einen Lehrer aus einer der höheren Töchterschulen des Westens, der mit einem Teil seiner Schülerinnen, von denen mehrere schon verheiratet sind, andere, verschiedene selbständige Lebenswege eingeschlagen haben, in steter Beziehung ist. Er hat von diesen ehemaligen Schülerinnen Bilder von ihren Hochzeitsreisen erhalten, wie sie mit ihren Gatten auf den Pyramiden oder am Nordkap sich photographieren ließen, während andere, ihm von Capri, Venedig oder Rom Abbildungen übersandten. Auch sonstige Erinnerungszeichen dauernder Anhänglichkeit bewahrt der treffliche Mann. Wehe aber dem, der diese Gunst nicht zu gewinnen weiß. Gegen einen Lehrer, den die höheren Töchter nicht mögen, sind sie von unerbittlicher Grausamkeit. Was so ein böses, verstimmtes Köpfchen an Bosheit und Quälereien aushecken kann, ist fürchterlich. Die sonst Zahme, Milde, leicht zu Gewinnende, verwandelt sich in ein wildes, hartes, trotziges Wesen, dem kein Mittel unerlaubt scheint, den Verhaßten zu peinigen. In den Annalen der höheren Töchterschulen finden sich dunkle Kapitel über geheime Wühlereien, schreckliche Verschwörungen, Klassenrevolten gegen unbeliebte Lehrer. Die Stillsten und Harmlosesten werden dann zu lauten Rufern im Streit, zu überklugen Ränkespinnerinnen. Was habe ich in solchen Zeiten manchmal belauscht, wenn Clärchens sanfte Augen Flammen sprühten, während sie mit den Freundinnen den Angriffsplan entwarf, um dem unglücklichen Opfer ihres Mißvergnügens einen „Schabernack“ zu spielen. Eine dieser „Colleginnen“, damals ein graziöses Mädchen mit dem entzückendsten tizianischen Rotblond-Haar erzählte heute, als junge Frau, noch mit Schrecken von den verübten Untaten . . . . Da werden höhere Töchter zu . . . . nicht doch! Jungen Menschen steht auch der Mutwille nicht ganz schlecht zu Gesichte und Jugendstreiche gehören zu einer gesunden, glücklichen Schulzeit, die voll starker Eindrücke sein soll, voll Ernst und — Thorheit! In diesen Gegensätzen bereitet die Schule am sichersten für das Leben vor, und aus den schwankenden Neigungen, aus den rasch wechselnden Empfindungen, aus den gegensätzlichen Eigenschaften löst die Totalität sich aus, bildet sich der einheitliche Charakter. Die Schlacken fallen ab, Zweifel und Unklarheit weichen guter Erkenntnis, man sucht aus dem Zwiespalt der Natur zu der in sich beruhenden, gefesteten Freiheit zu gelangen. Was im verborgenen Herzen ruhte und schlummerte, strebt empor zur Sonne! — Die Seele bekommt Schwingen und schwebt edlen Lebenszielen zu. Starker sittlicher Ernst und schöner Mut durchdringen das blühende, heranreifende junge Geschöpf.

All' das habe ich an höheren Töchtern beobachtet. Augenfälliger oder nachdrücklicher trat es heraus, wie bei Knaben, deren Entwicklung ich verfolgte. Auch aus scheinbar thörichten Mädchen, sah ich ernste, starke Menschen werden. Nichts schien ihrem Eifer zu schwer, ihrem Wissensdrang unerreichbar. Eifrig besuchten diese „höheren Töchter“ die Vortragsstunden der Akademie und wissenschaftlichen Vereine. Begeisterte, aufmerksame Zuhörerinnen, mit scharfer Auffassung und klarem Verstande des Wissens Schätze in sich aufnehmend. Da wurde keine Mühe gescheut, keine Anstrengung gefürchtet und auch das Aufgeben

gesellschaftlicher Zerstreuungen macht ihnen kein Herzweh. Begierig erfassen sie Alles, was sie vorwärts bringen könnte, ihnen einen „Standpunkt“ verleihen in dieser bösen Welt, die ihnen so wenig Raum gewährt, ihre Eigenart nicht gelten lassen will. Da ist die Arbeit ihr Vergnügen! Lernen, Sichbethätigen!

Daß es auch andere giebt?!

Gewiß, und viele! Nervös, reizbar, in überfeinerter Lebenshaltung verderbt .... Viele Blätter fallen ab vom Baume des Lebens, auch Früchte wurmstichig und angefault.

Um so herzerquickender, was in Gesundheit sich ausreift!

Annas widerspenstiges Braunhaar liegt in glatten Scheiteln um die reine, kluge Stirn und sie imponiert als Lehrerin ihren „höhern Töchter“ ganz gehörig. Sie verkörpert ganz und gar das gesunde, kräftige, bürgerliche Prinzip jener Kreise, die der Umwertung der altbewährten, überlieferten Moral sich breit und machtvoll entgegensetzen. Die „Bockigkeit“ von damals ist zu starkem Selbstgefühl und sicherer Willenskraft gewandelt und die den Äußerlichkeiten weiblicher Prunksucht etwas Abgeneigte hat sich doch zwei köstliche Perlen angeschafft: Pflichtgefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein. Die brummige, eckige Anna hat eine Seele voll innerer Harmonie und blickt verwundert auf die Thorheiten der Welt, die nicht die ihre ist, in die aber Claras helle, blaue Augen tief und klug hineingeblickt haben. Und was sie dort sah, in dem künstlerischen, schöngeistigen, geselligen Berlin hat sie nicht mit fortgerissen, verwirrt und betäubt, sondern merkwürdig klar hat sie aus dieser Unrast und Genußsucht, den Wert stiller, einfacher Freuden abgeleitet. Eine feine, scheue Natur ist sie in dieser Weltlichkeit geworden, vornehm im Denken und Fühlen, aristokratisch in ihren Neigungen, mit einer leichten Schreckhaftigkeit vor allen lauten, vordringlichen Kundgebungen des gesellschaftlichen Lebens. Nur der in dieser Welt des äußern Scheines befruchtete Schönheitssinn hat sich stark bei ihr entwickelt und den Hang zu etwas Eitelkeit Sie ist eine dicke, kleine Person und legt Gewicht auf gute Toilette, das aber hindert sie nicht, verständig und mutig den Sorgen und Kämpfen des Daseins ins Antlitz zu schauen und ihre blauen, hellen Augen waren in trüben Tagen und bangen Nächten leuchtende Sterne, an denen Mut und Hoffnung sich neu belebten. Tilli endlich, mit dem vollen, schwarzen Haar um das schmale, lebhafte Gesicht, lernt alles, kann alles, will alles — und alles mit gleichem Geschick. Rüstig und unentwegt schreitet sie aus, in zielbewußter Energie. Eine Ganzmoderne! Die nicht sieht und nicht sehen will, was hindernd ihr den Pfad sperren könnte und nur dem innersten Gesetze einer aufstrebenden Natur folgt: Die Engnis fataler oder bedrückender Daseinsbedingnisse zu sprengen und sich und anderen das Glück zu erobern! Das waren bis vor ganz kurzer Zeit noch höhere Töchter mit allen echtberlinischen Eigentümlichkeiten und — Unarten der Gattung.

Sind auch andere so anziehend gewandelt?

Gewiß, und viele. Viele!

Litterarische Notizen.

— Herbstreigen. Drei Novellen von Ferdinand von Saar. (Heidelberg. G. Weiß 1897.) So oft ein neuer Band von Ferdinand von Saar erscheint, und eigentlich viel öfter noch, sollte man dem lieben deutschen Publikum, diesem Publikum mit schwer aufflammender Begeisterung und kurzem Gedächtnis, von Saars erster Novelle, dem „Innocens“ sprechen. Den Zauber echtester Poesie, der über diesem Idyll auf dem Hradschin schwebt, hat er später nicht wieder erreicht. Vielleicht wachsen manche der anderen Novellen, wie z. B. „Die Steinklopfer“ und namentlich „Lieutenant Burda“ an Kraft und Lebenswahrheit über diesen seinen Erstling hinaus, so unmittelbar aus einem Dichterherzen gequollen ist keine mehr. Das gilt auch von dem eben erschienenen Bande. Was diese Novellen enthalten sind trefflich geschilderte, mit reifer Lebenswahrheit beobachtete Menschenporträts — ihre Schicksale sind ganz Nebensache, die Darstellung ihrer Persönlichkeit ist Alles. Selbst im zweiten Stück „Nmon“, wo die Hauptperson durch einen vielfach bewegten Lebenslauf geführt wird — einen Lebenslauf, der sich in all seiner Mannigfaltigkeit allerdings nicht über die verschiedenen dunklen Schichten der Gesellschaft emporringt. Ganz vorzüglich, ein Kabinetsstück in seiner Art ist der „Fridolin“ in der ersten Novelle „Fridolin und sein Glück“, die Darstellung seines äußeren und inneren Wesens ist abgerundet und so vollendet, daß die eigentliche Geschichte, das Geschehnis „sein Glück“, nämlich, fast wie ein überflüssiges Anhängsel erscheinen will. Zwei Dinge haben alle drei Novellen gemeinsam, daß der Autor selbst, in zweien direkt in der Ichform, uns aus ihnen anblickt und als Zweites: alle drei schildern ein tief verderbtes Frauenzimmer. Diese Frauen aber mit dem Zauber des Körpers und der faulen Seele sind so glaubhaft gemacht, so lebenswahr geschildert, daß es sich vielleicht bedauern läßt, daß Saar aus seiner reichen Erfahrung nicht andere Charaktere bietet, als eben diese, eine künstlerische Einwendung gegen sie läßt sich aber nicht erheben Hingegen erscheint der Musiker im „Requiem der Liebe“ als ein hinfälliges Phantasiestück — dieser alternder Mann und große Komponist, der sich beim Wiedersehen einer vor zwanzig Jahren aus der Ferne angebeteten Frau nicht nur benimmt wie ein täppischer Gymnasiast, sondern auch so empfindet. Ferdinand von Saar ist kein Vielschreiber, was er bietet ist stets die Frucht ehrlicher Arbeit, reichen Könnens; einzelne Schwächen können den guten Gesamteindruck nicht trüben. Diese fünfte Sammlung Novellen schließt sich den früheren nicht unwürdig an — hoffentlich ist die Reihe lange noch nicht abgeschlossen. o.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baenſch in Berlin.

Das Rätsel des Lebens.

Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Daß diese Eröffnungen meine Unlust, mich weiter mit dem Alten einzulassen, nur steigern konnten, wird niemand wundern. Ich suchte nur nach einem scheinbaren Vorwand, den Verkehr abzubrechen; denn ich mußte mir sagen, daß ich weder dem verrannten Tonkünstler in seinen künstlerischen Schrullen behülflich sein, noch der armen jungen Gefangenen aus ihrem Kerker heraushelfen konnte. So jung ich war, hatte ich doch schon gelernt, daß man sich durch unberufene Ritterdienste wenig Dank zu verdienen pflegt.

Doch seltsam genug — ein geheimer Zug, der mehr als Neugier war, lockte mich nach einigen Tagen doch wieder in das Haus, das ich nicht wieder hatte betreten wollen. Freilich war ich anfangs geneigt gewesen, dem Bericht der Hausfrau vollen Glauben zu schenken, — nach und nach aber fing ich an zu zweifeln, ob der sonderbare Idealist, als der er sich in seiner Kunst gezeigt, wirklich im stande wäre, an einem unschuldigen jungen Leben sich so gewissenlos zu versündigen.

Die Begierde, das Rätsel dieses Lebens zu durchschauen, wurde endlich so mächtig in mir, daß ich eines Abends doch wieder die steile Treppe in der Hasenstraße hinaufstieg.

Ich hatte, um nicht mit ganz leeren Händen zu kommen, die ersten Scenen des Librettos skizziert, die Unterredung der Sphinx mit dem Bauern und dem Kaufmann. Der Maëstro war davon entzückt. Er bat sich die Blätter aus, um gleich andern Tags an die Komposition zu gehen. Daß ich die Verse der Sphinx in ihrem ganzen Wortlaute hatte bestehen lassen, schmeichelte ihm besonders. Er ging, sich beständig die Hände reibend, im Zimmer auf und ab, summte die Melodie des Sphinxspruches vor sich hin und war unerschöpflich, mich seiner Dankbarkeit zu versichern.

Da es darüber völlig Nacht geworden war, trug das Babettl die Lampe herein, stellte sie geräuschlos auf den Tisch und entfernte sich wieder.

Nie war mir das liebe, hübsche Gesicht rührender erschienen, und da ich ihren Zwingherrn in so günstiger Stimmung mir gegenüber sah, glaubte ich einen Versuch wagen zu können, etwas mehr Licht in das geheimnisvolle Dunkel dieses Verhältnisses zu bringen.

„Sie haben da eine sehr anmutige Dienerin," sagt' ich. „Sie scheint ein wahres Muster an Fleiß und Anspruchslosigkeit zu sein. Finden Sie aber nicht, daß sie bedenklich zart aussieht, ein wenig hektisch, will mir fast scheinen? Sie sollten sie vielleicht mehr ins Freie schicken."

Er wandte sich hastig nach mir um und warf mir einen stechenden Blick zu. Alle Freudigkeit war plötzlich aus seinem Gesicht geschwunden.

„Hat sie sich bei Ihnen über mich beklagt?" stieß er murrend hervor.

Ich entgegnete, daß ich noch nicht vier Worte von ihren Lippen gehört hätte. Es sei nur so eine Vermutung, ihrem bleichsüchtigen Aussehen nach.

„Sie wäre auch das undankbarste Geschöpf von der Welt, wenn sie mich verklagt hätte!" fuhr er, ingrimmig die Stirne furchend, auf. „Wenn Sie wüßten, was ich alles für sie gethan habe! Ich will mich nicht selbst rühmen, aber vorm Verhungern und Verkommen habe ich ganz allein sie bewahrt!"

Und nun fing er an, mir seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen, immer mit großen Schritten das Zimmer durchschreitend und heftig gestikulierend.

Viele Einzelheiten sind mir entfallen, so gespannt ich ihm zuhörte, da er die grellen Farben nicht schonte und manche Schilderungen seiner

bunten Erlebnisse ein romanhaftes Interesse boten. Auch zeichnete ich hernach zu Hause einiges davon auf. Die Blätter sind aber verloren gegangen.

Ich erinnere mich nur noch, daß er als ein Bauernsohn in einem kleinen Nest des bayerischen Waldes zur Welt kam, als Knabe Ziegen und später Kühe hüten mußte, bis der Schullehrer seine hübsche Stimme und sein gutes Gehör entdeckte.

Da wurde er von dem Pfarrer, der selbst ein eifriger Musiker war, seiner besonderen Gunst gewürdigt und im Orgelspiel und den Elementen der Harmonielehre unterrichtet. Als den Eltern dann eine kleine Erbschaft zufiel, bewog sie der Geistliche, den talentvollen Buben in ein Priesterseminar zu schicken. Er sollte geistlich werden, hielt es aber, nachdem er zur Universität vorbereitet worden, in dem langen schwarzen Rock nicht aus, da er sehr weltliche Triebe verspürte, sondern warf die Soutane in die Nesseln und desertierte zu einer herumziehenden Sängergesellschaft, von der er die ergötzlichsten Abenteuer zu berichten wußte. Wie er's dann nach etlichen Jahren zu einem richtigen Kapellmeister an einem kleinen Stadttheater brachte, dort nur ein Jahr seßhaft blieb und nach Wien flüchtete und hier die Gunst eines musikliebenden hohen Herrn gewann, war eines der merkwürdigsten Kapitel seines Vagabundenromans.

Plötzlich aber überkam ihn ein Heimweh nach seinem Geburtsort, wo nur die alte Mutter noch lebte. Er scheint dort in der Einsamkeit über dem Lesen gewisser mystischer Bücher den Grund zu seiner späteren „symbolischen" Kunstanschauung gelegt, auch sonst allerlei Denkwürdiges erlebt zu haben, über das er mit ein paar Andeutungen hinweghuschte. Dann starb die Mutter, und es zeigte sich, daß sie einen für ihre Verhältnisse ansehnlichen Schatz in Wertpapieren und harten Kronenthalern aufgespeichert hatte. Der Sohn verkaufte sofort das Gütchen und wandte sich nach Norden, um in Leipzig am Konservatorium ein paar Jahre gründlich zu studieren, immer sehr einsam unter seinen Kameraden, da er mit seinen eigensinnigen Maximen und Doktrinen gegen den herrschenden Geschmack sich heftig auflehnte. Dazu lebte er in einer cynischen Bedürfnislosigkeit, die für Geiz verschrieen wurde.

„Die Narren," rief er, „die meinen, es gehöre zum Genie, mit bezahlten Weibern Sekt zu trinken und dem teuersten Schneider das Geld für ihren geckenhaften Anzug schuldig zubleiben! Darüber kommen sie eben so weit, daß sie hernach zum gehorsamen Diener des lieben Pöblikums werden und Operetten schmieren müssen. Als ob eine unabhängige Gesinnung nicht ein stolzerer Schmuck wäre, als eine brillantene Krawattennadel!

„Ich brachte es mit meiner „Knauserei" und schäbigen Garderobe wenigstens so weit, daß ich mir einmal den Luxus einer sogenannten Gutthat gönnen konnte. Vor acht Jahren war's — ich hatte wieder einmal das einfältige Gelüst verspürt, die Wiesen und Hügel wiederzusehen, auf denen ich barfuß hinter meiner Herde hergelaufen war. Da fand ich das Babettl, ein mageres Ding von dreizehn Jahren; die Mutter, ein lediges Frauenzimmer, starb an der Schwindsucht, ganz ohne Freunde und Verwandten, das Mädel fiel der Gemeinde zur Last. Da es eine hübsche Stimme hatte — so einer konnte ich nie widerstehen — und auch sonst trotz aller Armseligkeit ein sauberes und gutartiges Ding geblieben war, nahm ich ihre fernere Erziehung auf mich und gab sie zu guten Leuten in Pension, in Landshut, wo sie auch noch Unterricht bekam, besonders im Singen und Klavierspiel und ein bischen Französisch. Sie hielt sich auch ordentlich, über ihre Aufführung war keine Klage, aber sie hatte nun einmal keinen anschlägigen Kopf und ungeschickte Finger. Wie sie dann achtzehn Jahre geworden war und ich einsah, zur Sängerin wird sie's niemals bringen, nahm ich sie zu mir nach München, um zunächst zu sehen, wofür sie etwa Talent haben möchte.

„Ich hatte hier schon eine gute Weile gelebt, meine erste Oper komponiert, die mir die hohe Intendanz mit einem höflichen Schreiben als leider unbrauchbar zurückschickte. Sie hatte ganz Recht gehabt, es war so ein halbschlächtiges Unding, da ich der Meyerbeererei Konzessionen gemacht hatte, ohne doch aus meiner Haut herauszukönnen. Ich würde mir jetzt die Augen aus dem Kopf schämen, wenn dieser „Gottfried von Bouillon" jemals das Licht der Lampen erblickt hätte, statt meinen Ofen eine Viertelstunde lang zu wärmen.

„Jede Halbheit rächt sich. Alles oder Nichts' muß das Motto jedes genialen Künstlerlebens sein.

„Um nun aber auf das Mädel, die Babette,

zurückzukommen: worüber kann sie sich beklagen? Es ist wahr, ich lasse sie nicht auf der Gasse herumlaufen. Sie soll mir nicht vor die Hunde gehen, wie Tausende, die man sich selbst, das heißt dem Teufel überlassen hat, der in so jungem Blute spukt. Ich war lange genug in Wien, um zu wissen, was das für ein Ende nimmt, und hier in München wird's nicht viel besser getrieben.

„Ich weiß, sie hat davon die blutarme Duldermiene und mag im stillen mich für einen tyrannischen Kerkermeister halten. Später wird sie mir's danken. Wie? Ich sollte all das für sie gethan haben, um sie mir vom ersten besten Laffen, der Süßholz zu raspeln versteht, abspenstig machen zu lassen? Und wenn's einer selbst ehrlich meinte und seine Frau aus ihr machen wollte, was wäre das für ein großmächtiges Glück? Ein paar leidliche Jahre, hernach die liebe Not mit Kindern und Schulden, denn ein Reicher wird sich nicht finden, der ein so wenig gescheites, unbedeutendes Geschöpf bloß wegen ihrer hübschen Augen heimführen möchte. Ist sie nicht hundertmal besser daran, wenn sie geduldig wartet, bis ich an mein irdisches Finale gelangt bin, wo sie dann — das hab' ich ihr zum Trost mitgeteilt — als meine Universalerbin zurückbleibt und dann auf ihre eigene Hand so viel Dummheiten machen kann, wie ihr beliebt?"

Er trat vor mich hin und sah mich mit einem herausfordernd überlegenen Blick seiner feurigen Augen an.

Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, zu erwidern:

„Sie sind ein rüstiger Mann in den besten Jahren. Wenn das bewußte Finale noch dreißig Jahre auf sich warten läßt, glauben Sie, daß es sich für das gute Mädchen dann noch sonderlich lohnen möchte, einige vergnügliche Dummheiten zu begehen?"

Er zuckte die Achseln.

„Das müssen wir abwarten," sagte er. „Jeder sorgt zunächst für sich. Ich habe so gut ein Recht, wie die Babette, mir das Leben nach meinem Geschmack und Bedürfnis einzurichten, ja mehr als so ein beschränktes junges Ding, da ich's nicht auf liederliche, vergängliche Freuden abgesehen habe, sondern der Welt ein hohes, ideales Kunstwerk bescheren will. Heute freilich ist mir durch diese unsere Unterhaltung die Stimmung verdorben, weiter davon zu sprechen Ich möchte Sie daher freundlichst ersuchen, wertester Herr Hofrath, dies Thema nicht wieder zu berühren. Es regt mich zu sehr auf, und ich habe dann eine unruhige Nacht. Zum Schaffen aber braucht man gesunde, ausgeruhte Nerven."

* * *

Ich verließ den bösartigen Einsiedler in heller Empörung.

Nun zweifelte ich nicht länger, daß der Verdacht seiner Hauswirtin in betreff seines Verhältnisses zu dem armen Mädchen, das er seiner unbedenklichen Selbstsucht opferte, gegründet sei. Diese vom Größenwahn befallenen Egoisten besinnen sich ja keinen Augenblick, alle Schwächeren, die ihnen in den Wurf kommen, ihren Launen und Lüsten zu opfern. Und mit einem solchen Menschen sollte ich noch ferner verkehren, aus Schonung für seinen Irrsinn ihm meine Zeit opfern? bei jedem neuen Besuch durch den Anblick des guten Wesens, dessen Gegenwart und Zukunft er zerstörte, mir das Herz bedrücken lassen?

Am folgenden Tage schrieb ich ihm ein kurzes Billet: eine größere Arbeit, die mich auf Monate hinaus in Anspruch nehmen würde, mache es mir unmöglich, an seinem Libretto mich ferner zu beteiligen. Auch zweifelte ich, ob wir uns wirklich verständigen könnten, da unsere künstlerischen und *sittlichen* Grundsätze — unterstrichen! — doch zu weit auseinandergingen.

Ich erhielt keine Antwort auf diese Absage. Um so besser! dacht' ich. Mag er doch gemerkt haben, wie ich über sein Verbrechen an dem unschuldigen Mädchen denke! Ich wenigstens habe keine Neigung, an dem Rätsel *dieses* Lebens mitschuldig zu werden.

So vergingen fünf bis sechs Wochen, der Sommer lag hinter uns, die ersten rauhen Nächte brachten einen Frühreif, der den Winter ankündigte.

Mir war über anderen Erlebnissen der Mann in der Hasenstraße ziemlich aus dem Gedächtnis entschwunden, zumal von all meinen Bekannten kein Einziger ihm je begegnet war. Da traf es sich eines Abends, daß ich auf dem Theaterplatz von fern seiner ansichtig wurde. Er ging in seinem gewöhnlichen Aufzug, dem dünnen grauen Mäntelchen und der leinenen Schirmmütze, auf dem Trottoir vor dem Postgebäude

eilig dahin, wohl um sich zu wärmen, da ich sah, daß er die Falten seines Mantels fest um die Schultern zog und den obersten der drei Kragen über den Kopf, zum Schutz gegen den rauhen Novemberwind, der ihm in den Nacken blies.

Ich fühlte nun doch trotz aller sittlichen Entrüstung eine Art Mitleid mit dem fröstelnden Alten und behielt ihn im Auge, wie er die Rampe vor dem Theater hinaufeilte, mitten zwischen den Equipagen und Droschken. Zu meinem Erstaunen aber, da ich eben meinen Weg fortsetzen wollte, sah ich ihn vor dem Portal umkehren und langsam die breite Freitreppe hinabsteigen, den Kopf gesenkt, mit der Haltung eines Menschen, der eine Enttäuschung erfahren hat.

Ebenso langsam kreuzte er den damals nur unsicher erleuchteten Platz und schlich wie ein Kranker, der seine Glieder nur mühsam fortbewegt, an den Häusern hin, jetzt nicht mehr vom Winde getrieben. Er erschien mir um zehn Jahre gealtert, wie er so gebückt, das Kinn auf die Brust gesenkt, von den Begegnenden, denen er nicht auswich, gestoßen, seinen Weg fast wie ein Schlafwandler fortsetzte. Ich konnte es endlich nicht übers Herz bringen, ihn mir aus den Augen entschwinden zu lassen, ohne ihn anzureden.

Als ich mit einem Guten Abend! seinen Namen rief, blieb er stehen, wie vom Blitz gerührt, und wandte sich zitternd nach mir um. Sein Gesicht war, so viel ich in dem Laternenlicht sehen konnte, völlig fahl und zwei Furchen am Munde tief eingegraben, die ich früher kaum wahrgenommen hatte.

„Sie sind es!“ kam ihm heiser von den Lippen. „Giebt es wirklich noch einen Menschen, der sich herabläßt, mich zu kennen, und sogar auf offener Straße mir nicht ausweicht? Ich danke Ihnen ganz ergebenst, aber bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Hofrat. Es ist doch alles umsonst.“

Ich sagte ihm, ich hätte ihn ins Theater gehen, doch vor der Thür wieder umkehren sehen. Ob ihm plötzlich zu unwohl geworden sei, um der Vorstellung beizuwohnen?

„Unwohl — ja freilich, wenn Sie's so nehmen wollen. Der Orpheus von Gluck war angekündigt, eine der wenigen Opern, die ich noch mit vollem Genuß sehen und hören kann, wenn auch die symbolische Idee durch den abgeschmackten heiteren Schluß verhunzt wird. Ich soll aber kein Glück mehr haben! Wie ich zufällig den Theaterzettel noch einmal ansehe — „wegen Unpäßlichkeit des Fräulein Soundso statt des angekündigten Gluckschen Meisterwerks Flotows Martha!“ Da hab' ich rechtsum Kehrt gemacht und will nun schnell in meine Höhle zurück.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie eine Strecke begleite?“ sagt' ich. „Ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt —“

Er lachte bitter auf. „Vergnügen? Ich wüßte nicht, daß es irgend jemand Vergnügen machen könnte, mit einem Menschen umzugehen, gegen den sein eigen Fleisch und Blut — aber ganz nach Belieben, wertester Herr, ganz nach Belieben!“

Sein Betragen war so wunderlich, er setzte den Weg plötzlich mit so hastigen, fast laufenden Schritten fort, daß ich merkte, wie wenig erwünscht ihm meine Gesellschaft war.

„Ich bedaure,“ sagt' ich, „daß ich bisher durch meine Arbeit abgehalten worden bin — ich dachte in diesen Tagen —“

„Oh, bemühen Sie sich ja nicht!“ fiel er mir ins Wort. „Es ist ja doch alles umsonst, und die Sphinx thäte klug daran, sich lieber gleich von vornherein in den Abgrund zu stürzen, statt das alberne Fragespiel fortzusetzen. Ich allein weiß jetzt, wozu der Mensch lebt, das aber wird dem neugierigen Untier niemand verraten. Es wird alles mit schönen Worten verkleistert und verschleiert — Heuchlerpack, die ganze Menschenbande!“

„Sie scheinen inzwischen unerfreuliche Dinge erlebt zu haben,“ bemerkte ich etwas schüchtern.

Er blieb stehen und sah sich forschend um, ob keine Horcher in der Nähe wären. Wir waren ganz allein auf dem windigen, dunklen Promenadeplatz.

„Natürlich!“ stieß er knurrend hervor. „Alte Leute sind zu nichts anderm da, als daß die jungen auf ihre Kosten vergnügt sind. Was kann mir überhaupt noch Erfreuliches begegnen? Nicht einmal eine gute Oper soll ich hören, um ein paar Stunden lang meinen Grimm und Kummer zu vergessen. Und wenn ich jetzt nach Hause komme — was find' ich? Eine kalte Stube, keine Seele, mir auch nur meinen Abendtrunk aus dem Keller zu holen, und wenn's vollends Abend und endlich Nacht in meinem Leben wird, keine Hand, mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen und die Augen zuzudrücken. Und dazu fünfundfünfzig Jahre sich täglich an- und ausgezogen — so viel Arbeit

um ein Leichentuch! Es könnt' eine Sphinx erbarmen!"

Er stieß seinen Stock heftig gegen die Erde und fing wieder an zu laufen.

„Wie?" rief ich, indem ich Mühe hatte, ihm nachzukommen, „das Mädchen hat Sie verlassen? Sie sind nun völlig allein? Erzählen Sie mir doch —"

Er schwieg eine ganze Weile, immer nur in sich hinein wütend. Endlich blieb er erschöpft wieder stehen.

(Schluß folgt.)

Am Comersee nach vierzig Jahren.

(Dezember 1896.)

Von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Ach weh, ihr Palmen, ach weh,
Wie bückt ihr euch unter dem Schnee!
Leicht tanzt auf die Blätter in spielender Hast
Die tückisch sich häufend erdrückende Last —
Komm eilig und hilf, o Wind,
Dem hülflosen südlichen Kind!

Ich rief ihn — da kommt er im Nu,
Von Norden her fährt er herzu.
Zwar sanft nicht; gar ungeschlacht packt mit der Faust
Die zarte Gestalt er und rüttelt und zaust;
Doch schüttelt den Schnee er zuhauf.
Nun richtet sie freudig sich auf.

Du, höre! Du bist einmal hier!
Komm her doch! Es schneite auch mir
Auf Kopf und Gesicht solch' ein Flockengebraus,
Komm, rüttel' auch mich wieder drunter heraus!
So plump wie du willst! Ohne Zank
Will freundlich ich sagen: Hab' Dank!

Mein liebes Stübchen hier, so scheiden wir.
Wohl manchmal noch faßt Sehnsucht mich nach dir.

Dann liegst du fern mir, wie aus einem Traum;
Noch einmal dich zu sehen, hoff' ich kaum.

Doch heut', ob wir auch nicht uns lang geschaut,
Mit allem bist du mir wie altvertraut.

Wir lebten gut uns mit einander ein;
Du liegst vor mir in stetem Sonnenschein.

Mir bleibt's, wie um dich schatten hoch empor
Magnolien, Cypressen, Bambusrohr.

Der dunkle Lorbeer, weiß einmal vom Schnee;
Und dort vor jenem Fenster blau't der See.

Von Glanz umspielt; des Dampfschiffs Ruderschlag;
Die Welle schwillt; hell blinkt der Sonnentag.

Die mächtigen Wände leuchten; vor mir weit
Dort liegt die eigene Vergangenheit.

Da drüben winkt herüber sie am See,
Doch nun, mein Stübchen, scheiden wir. Ade!

Hab' Dank für unberechtigt gute Rast!
In deinem Raum war ich ein fremder Gast.

Hinfort nun wieder, wie's dir sonst geschehn,
Statt meiner wirst du Kronenträger sehn.

Wohl kaum noch hast du, seit dein Bau gefügt,
Dich so bescheiden, wie mit mir, begnügt.

Und doch ist's heut' dem kronenlosen Gast,
Als hätten wir zusammen gut gepaßt.

Ade! Ja oft gedenk' ich noch an dich.
Vielleicht gedenkst einmal du auch an mich.

So ist's mein letzter Blick, der auf dir ruht,
Und goldene Säule steigt aus deiner Flut.

So that sie's einst, als ich zuerst dich sah,
Und wann ich kam, so immer stand sie da.

Und immer gleich so stehn wird sie nachher,
Ob ich noch seh'n sie könnt', und ob nicht mehr.

Ein Spiegel ewigen Sonnenangesichts,
Bist du mir vollstes Maß des ‚freudigen Lichts'.

So wahr' in seines Reichtums Fülle gut,
Was ich dir lasse in der goldenen Hut!

Nicht wird gleich dir ihm Unvergänglichkeit,
Doch sei mit ihm in seiner flüchtigen Zeit!

Daß es von dir, wenn seine Frist verstrich,
Mit Dank und Wehmut scheidet, so wie ich.

Nun wend' ich dir den Blick zum letztenmal,
Und nur der Traum noch bringt mir deinen Strahl.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

„Ich gehe in meiner Erzählung wieder zurück. Robert hatte sich gegen alles Erwarten mit dem Traktatenverleger aufs schönste vertragen. Dem Manne war nämlich Geldverdienen die Hauptsache, und lediglich im Geschäftsinteresse erschien er vor dem löblichen Publiko in der Tendenz seines Verlages gefärbt. Dies hatte Robert, der keineswegs auf den Kopf gefallen war, bald heraus. Darum aber verachtete er den heuchlerischen Prinzipal nicht, sondern entnahm seinem Verhalten die Lehre, daß jemand, der es zu etwas bringen will, im Erwerbsleben den Mantel nach dem Winde hängen muß. Und er that seinerseits desgleichen. Bald witterte er aus, was dem Geschmack des breiten christlichen Lesepublikums am gemäßesten war, und gewann die Gunst seines Prinzipals durch praktische Vorschläge, wie ein vermehrter Absatz zu erzielen sei. Ihm, dem Freigeist, gewährte es, wie er mir später einmal freimütig gestand, ein spitzbübisches Vergnügen, bei der Ausbeutung desjenigen mitzuwirken, was er die Dummheit der Menschen nannte. Wenn er nur Beharrlichkeit gehabt hätte, konnte er sich mit der Zeit in dem Betriebe unentbehrlich machen und eine solide materielle Grundlage für seine Existenz gewinnen, wenn auch unter einem Bekenntnisse, das so ziemlich das gerade Gegenteil seiner Ansichten war. Letzteres hätte er wohl ohne sonderliche Mühe fertig gebracht, da er die sittliche Forderung des öffentlichen Einstehens für die eigene Überzeugung als eine Thorheit erklärte in einer Welt, die ganz und gar von Vorurteilen beherrscht wäre. Aber Robert war veränderungssüchtig. Die Traktatenfabrik wurde ihm langweilig; er sehnte sich nach einem Wechsel des Ortes und der Beschäftigung. Einige Jahre trieb er sich in Deutschland umher, ohne Schwierigkeit Arbeit findend, da er sein Fach verstand. Dann wandelte ihn einmal die Lust an, seinen Geburtsort sich wieder anzusehen, und er fiel mir eines Tages ins Haus, mit der lachenden Ankündigung, daß er vier Wochen lang als Freiherr bei mir zu leben gedenke.

Daß er mir gerade sehr willkommen gewesen wäre, kann ich nicht behaupten. Ich beschäftigte mich nämlich damals mit dem Gedanken, mich zu verheiraten. Die Tochter des hiesigen Apothekers, Lottchen Hey, hatte mir's angethan. Sie war in jeder Beziehung eine passende Partie für mich; von dem Übermaß an Lebhaftigkeit, das mich zuweilen an ihr störte, durfte ich erwarten, daß es sich verlieren würde. Nun war ich von jeher ein ungeselliger Mensch und hatte namentlich den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht gemieden, so viel ich konnte. Als ich dann den Entschluß faßte, um Lottchen zu werben und aus meiner Zurückgezogenheit heraustrat, bemerkte ich zu meinem Verdruß, daß mein Wesen auf die Mädchen, Lottchen eingeschlossen, abstoßend wirkte. Verstellen konnte ich mich nicht und lügen noch weniger; wenn mir etwas mißfiel, sagte ich's geradezu, ohne auf die Folgen Rücksicht zu nehmen. So kam es, daß ich mit meinen Annäherungsversuchen schlechterdings nicht zurecht kommen konnte; gleichgültig, ja feindselig, wies Lottchen mich zurück. Doch an Beharrlichkeit hat es mir nie gefehlt, und meine Neigung war stark; deshalb ließ ich mich auch nicht irre machen, sondern setzte geduldig meine Bemühungen fort.

Zu dieser Zeit traf Robert ein. Seine Anwesenheit nötigte mich, in der Verfolgung

meiner Pläne zu pausieren. Vor ihm, der ein flotter, weltgewandter junger Mann war, und mit den Weibern vortrefflich umzuspringen wußte, wollte ich keine komische Figur machen. Ich ließ ihn deshalb die geselligen Vergnügungen, die sich darboten, allein genießen. Er fand darin nichts Auffallendes; er hielt mich für einen ascetischen Menschen, der auf weltliche Freuden mit Verachtung herabsähe, und nebenbei für einen trockenen, pedantischen Geschäftsmann, zur Arbeit vorherbestimmt. Ich glaube, daß ihm niemals der Gedanke gekommen ist, ich sei der Liebe fähig. „Alter Gottlieb" nannte er mich mit Vorliebe. Und ich war damals noch keine dreißig Jahre alt!

Robert, der einige Ersparnisse gemacht hatte, beschäftigte sich angelegentlichst damit, dieselben durchzubringen. „Wenn mein Geld alle ist, wirst Du mich wieder los," erklärte er mir offen. Es hielt länger vor, als ich erwartete. Aus den vier Wochen, von denen er gesprochen, wurden fünf, wurden sechs. Ich bemerkte, daß er sich einschränkte, daß er zu knausern anfing, was ganz gegen seine Natur war. Auch wurde er stiller; wenn er morgens aufstand, ließ er nicht mehr sofort seine Baritonstimme durch das Haus schallen wie eine Ankündigung, nun könne das Vergnügen wieder seinen Anfang nehmen. Was ihm im Kopfe spukte, behielt er für sich. Ich wäre auch wohl der letzte gewesen, dem er sich offenbart hätte. Mir ist in meinem ganzen Leben niemals jemand mit herzlichem Vertrauen entgegengekommen; nur wer mich nötig hatte, zwang sich zu Bekenntnissen. Und damals bedurfte Robert meiner noch nicht.

Es war in der siebenten Woche seines Besuchs, als ich abends nach Ladenschluß einen Spaziergang machte, wie ich dies häufiger that, um frische Luft zu schöpfen. In der lauen, dämmerigen Sommernacht ziellos umherschlendernd, dachte ich mit einem bittern Gefühl darüber nach, wie bisher alles in meinem Leben dahin gewirkt hatte, mich in eine vereinsamte Stellung zu drängen, innere Eindrücke sowohl als äußere Ereignisse. Man achtete mich, aber einen Freund besaß ich nicht. Mein Geschäft blühte — für wen? Öde war es in meinem Hause; eine Magd that brummig ihre Schuldigkeit; die Gehülfen sättigten sich schweigend an meinem Tische. Mein Dasein war einer vernünftigen Kreatur unwürdig. Eine Sehnsucht nach Anschluß, nach Mitgefühl ergriff mich, wie nie zuvor. Es konnte nicht bleiben, wie es war. Auf Lottchen Hey richteten sich alle meine Gedanken; von ihr erwartete ich alles, was ich so schmerzlich entbehrte. Meiner Gewohnheit treu, alles Gute von Gott zu erflehen, trat ich hinter die Hecke des Feldwegs, auf dem ich mich befand, ließ mich auf die Kniee nieder und sandte ein heißes Gebet zu dem Lenker aller Dinge empor, er möge Lottchens Herz mir geneigt machen.

Da, während die Hoffnung in mich zurückströmte, daß mir Erhörung beschieden sei, hörte ich Stimmen, die sich meinem Versteck näherten. Zuerst unterschied ich diejenige Roberts. Ich spähte aus auf den Weg: ein Frauenzimmer ging neben ihm. Es wurde mir klar, daß der leichtsinnige Mensch ein Verhältnis angeknüpft hatte, und daß dieses Mädchen, das der Ehrbarkeit so weit vergaß, allein am späten Abende mit ihm durch die Felder zu schweifen, schuld an der Veränderung sei, die mit ihm vorgegangen. Wer die Tadelnswerte war, entdeckte ich erst, als das Paar unmittelbar vor mir, nur durch die Hecke von mir getrennt, stillstand.

Sie waren einig, Lottchen Hey und er. Ich hörte Schwüre von Liebe und ewiger Treue; ich sah Umarmungen und Küsse. Eng sich umschlungen haltend, gingen sie weiter.

Als ich eine Stunde später in meinem Hause anlangte, hatte ich meine Hoffnungen allesamt an den Fluß getragen und hinein versenkt. Es mußte alles bleiben, wie es war. Gott wollte es so und ich fügte mich. Nicht mehr mit jener Ergebenheit früherer Jahre, die auch dem Leid geduldig stillhält und von den Disteln noch Trauben zu pflücken erwartet. Nein, nur mit Wut und Zähneknirschen. Aber es ging vorüber. Wenn ich indessen von jener Nacht an mich nur noch entschiedener auf mich selbst zurückzog, wenn ich, auf den niemand mehr Rücksicht nahm, als er mußte, neue Stacheln nach außen kehrte — wer will mir daraus einen Vorwurf machen?

Am nächsten Morgen teilte Robert mir ziemlich kleinlaut mit, daß er abzureisen gedenke. Ich sah ihn scharf an und fragte ihn, ob er am Orte auch alles erledigt habe, wozu Ehre und Pflicht ihn verbände. Noch versuchte er, mir zu entschlüpfen. Patzig erwiderte er, daß er zwar kein Mucker wäre, deshalb aber doch ein ehrlicher Kerl. Schulden hinterließe er keine, wenn ich das meinte. Ich brauchte nicht hinterher für ihn in den Geldbeutel zu greifen.

Da richtete ich die Frage an ihn, ob er nicht als der ehrliche Kerl, für den er sich halte, das

Bedüfnis fühle, vor seiner Abreise dem Apotheker Hey einen Besuch abzustatten.

Er war wie vom Donner gerührt, starrte mir ins Gesicht und wußte keine Antwort zu geben.

Ich erklärte ihm kurz und bündig, für eine bloße Liebelei zum Zeitvertreib in schönen Sommertagen sei Lottchen Hey zu gut. Habe er aber ernsthafte Absichten, dann müsse er auch den Mut haben, diese Absichten am gehörigen Orte zu bekennen. Nach einem heimlichen Eheversprechen in die weite Welt gehen, das sei das Verfahren eines Feiglings, nicht aber dasjenige eines Mannes, der in allen Fällen für die Folgen seiner Handlungen vor aller Welt eintreten müsse.

Robert schämte sich, ich sah es ihm an. Doch konnte er sich noch nicht zu dem notwendigen Schritt entschließen. „Soll ich mir von dem alten Hey die Thüre weisen lassen?“ rief er heftig aus. „Bin ich in der Lage, vor einen Vater hintreten zu können und ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten?“

Ich antwortete ihm: „Das hättest Du bedenken müssen, ehe Du Dich mit dem Mädchen verständigtest.“

Er ließ den Kopf hängen. Nicht alle seien so fischblütig, so leidenschaftslos wie ich, sagte er zu seiner Entschuldigung. Er hielt mich für eine Rechenmaschine — er! Es war zum Lachen.

„Zwingen kann ich Dich nicht, das Rechte zu thun,“ erklärte ich. „Gehst Du aber davon, ohne die Eltern Lottchens von dem Vorgefallenen unterrichtet zu haben, so sind wir beide geschiedene Leute. Und, um nicht in den Verdacht zu geraten, als ob ich Dein verstecktes Treiben begünstigte, werde ich dann dem Apotheker Hey erzählen, daß ich Euch beide gestern abend zu sehr später Stunde draußen in den Feldern habe lustwandeln sehen und Dich daraufhin vergeblich angehalten, Euer Einverständnis zu legitimieren.“

Damit begab ich mich in den Laden, und Robert drückte sich noch eine Weile im Hause herum. Dann entfernte er sich, ohne mir ein Wort über sein Vorhaben zu gönnen.

Er ging wirklich geradewegs zur Apotheke. Später erzählte mir Hey, der junge Mann habe sich so brav und wacker geäußert, daß er über die Keckheit seines Verlangens nicht habe ernstlich böse werden können. Und als ich näher nachfragte, was von Robert vorgebracht worden sei, fand ich, daß der Diplomat meine Grundsätze als seine eigenen vorgetragen hatte, und zwar größtenteils in meinen Worten!

Als Robert von der Apotheke zurückkehrte, pfiff er eine lustige Melodie, wahrscheinlich, um mich merken zu lassen, daß er, als ein verteufelter Kerl, sich nur hätte zu zeigen brauchen und sofort von der Familie in die Arme genommen sei. Er wartete darauf, von mir nach dem Vorgefallenen gefragt zu werden; ich aber that ihm diesen Gefallen nicht. Da mußte er sich endlich bequemen, mir von seinem Erfolge Kunde zu geben. Er that es in charakteristischer Art. Der alte Hey sei ein Mann, der seine Leute richtig zu taxieren wisse, rühmte er. Der verstände zu erkennen, was einer in sich habe. Der gebe mehr auf Charakter und redliches Streben, als auf lumpige Glücksgüter, die über Nacht vergehen könnten.

Er nahm den Mund recht voll, der flotte Robert. Was er erreicht hatte, war indessen nur ein Probejahr, während dessen er von Gunthershausen fern bleiben mußte. Gestattet war ihm der schriftliche Verkehr mit Lottchen und ein Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden. Er durfte jedoch Lottchen nur im Hause ihrer Eltern und im Beisein ihrer Mutter sehen.

So knapp bemessen die ihm gemachten Zugeständnisse auch waren, so sah Robert doch den Himmel voller Geigen hängen. Bei dem Selbstvertrauen, das ihm eigen war, schien ihm nichts gewisser, als daß er sich nach Ablauf eines Jahres auf dem sichern Wege zu einer guten bürgerlichen Stellung befinden würde. Ja, er konnte sich bereits in dem Gedanken an die angenehmen Verhältnisse, in die er Lottchen, das liebe Mädchen, dereinst versetzen wollte, — natürlich in einer Großstadt, wo man auch von seinem Leben etwas haben könne. So sehr obenauf war er, daß er auf mich mit einem gewissen Mitleid herabsah, und mir den Rat erteilte, ich möchte ihm doch bald nachfolgen; ein sauberes Mädchen im Arm zu haben, sei doch die höchste Lust auf Erden. Das sagte er mir! — Aber kein Wort des Dankes, daß ich ihn zu seinem Glück gezwungen hatte!

Nach Roberts Abreise ergab es sich aus den Verhältnissen, daß ich in nähere Beziehung zum Hey'schen Hause trat. Ich sah Lottchen häufig, — häufiger, als mir lieb war. Sie selbst machte mir freilich das Zusammensein mit ihr nicht schwer, da sie sich nicht einmal zu dem Versuche zwingen konnte, sich verwandtschaftlich an mich anzuschließen. Ich war ihr unsympathisch, und

sie zeigte es mir so rücksichtslos wie dies nur ein verwöhntes junges Mädchen, das nicht viel nachdenkt, thun kann. Und ich war nur zu froh, den Ton eines krittelnden, schwer zu befriedigenden alten Sonderlings gegen sie anschlagen zu dürfen, der mich stark machte. Am schlimmsten ward mir, wenn sie zuweilen, gereizt durch eine Bemerkung über kopflose Verlobungen, wie Hey sie anzubringen liebte, in eine überschwängliche Verherrlichung Roberts ausbrach und dadurch, wenn auch nicht ihre Einsicht, so doch ihre Liebeskraft in ein glänzendes Licht stellte. Was hätte ich damals darum gegeben, von diesen frischen, roten Lippen so in den Himmel erhoben zu werden wie der glückliche Bruder, der, nach seinen Briefen, die von ihm übernommene Verpflichtung auf die leichte Schulter nahm und in Leipzig sich nichts abgehen ließ! — Aber auch das ging vorüber.

Nach einem Jahre war Robert nicht viel weiter. Er bat um Verlängerung der Frist in einer so gewundenen Art und Weise, daß Hey ihm am liebsten sofort den Stuhl vor die Thüre gesetzt haben würde. Dagegen lehnte Lottchen sich mit Bitten und Thränen auf. Und ich nahm ihre Partei; ich wollte das Mädchen nicht unter meinen Augen verblühen sehen. Von da an war sie etwas freundlicher gegen mich, doch einen herzlichen Ton fand sie nicht.

Ein zweites Jahr verstrich. Robert schrieb zwar noch immer an Lottchen, wenn auch nicht eben häufig, aber von seinen Verhältnissen erwähnte er nichts. Sein Stillschweigen sagte genug; es war klar, daß er sich gehen ließ und nur für die Gegenwart lebte. In dem Hey'schen Hause kam es zu heftigen Auftritten. Der Vater verlangte, daß Lottchen sich von einem Manne lossage, der keine Thatkraft besitze; dagegen erklärte das Mädchen, sie würde ihm bis zum Tode die Treue halten. Ich war nicht so blind für sie eingenommen, um nicht zu bemerken, daß dieser heldenmütige Entschluß zum Teil auf Eigensinn und Trotz beruhte; die Sache blieb aber deshalb dieselbe und der Zustand im Kreise der Beteiligten nicht weniger unerquicklich. Auf irgend eine Weise mußte Wandel geschaffen werden. Ich suchte Hey auf und schlug ihm unter vier Augen vor, daß wir gemeinschaftlich Robert ein Kapital zum Ankauf oder zur Einrichtung einer kleinen Druckerei gäben und ihn dann heiraten ließen. Sobald ihm die Pflicht aufläge, für eine Familie sorgen zu müssen, würde er fleißig und stetig sein, und bei seiner unzweifelhaften geschäftlichen Begabung könne es ihm dann nicht fehlen. So argumentierte ich. Zuerst ohne Erfolg; Hey war einer von jenen Menschen, die nur schwer eine Schwenkung machen können, wenn einmal etwas anders kommt, als sie sich's vorher vorgestellt haben. Endlich aber meinte er, noch immer im hellen Ärger, was ich für einen Bruder thun wollte, könnte er doch für eine Tochter thun. Und darin hatte er allerdings recht.

Im Einverständnis mit Hey lud ich Robert zu mir ein, um zunächst das Geschäftliche mit ihm zu beraten. Er lehnte mißtrauisch ab, wahrscheinlich weil er fürchtete, von mir ins Gebet genommen zu werden. Ich mußte ihn erst von unserem Vorhaben als von einer Möglichkeit unterrichten, ehe er sich dazu herbeiließ, den Wohnort seiner Braut zu betreten. Dann freilich war er liebenswürdig genug und rühmte meine Großmut, obgleich ihm auch einmal das Wort entwischte, daß ich meinen überflüssigen Mammon gar nicht besser anwenden könnte, als damit einem andern auf die Beine zu helfen, der einen gesunden Begriff vom Leben hätte und gesonnen sei, den Namen Schmeling nicht aussterben zu lassen. Aber derartige gelegentliche Ausfälle lagen nun einmal in seiner Art.

Nach Ermittlung der erforderlichen Summe beriet ich mit Hey und nachdem dieser sich einverstanden erklärt hatte, holte ich Robert. Es war für Lottchen eine vollständige Überraschung. Zuerst gab sie sich ganz und voll der Freude des Wiedersehens hin, bald aber machte sie sich aus Roberts Armen frei und wandte sich an ihren Vater, der schmunzelnd dabeistand, jetzt ganz für die neue Wendung der Dinge gewonnen.

Was das zu bedeuten habe, fragte sie.

„Ihr sollt Euch heiraten,“ erwiderte Hey und rieb sich vergnügt die Hände.

Lottchen flog auf ihn zu, er aber wehrte sie von sich ab. „Zuerst bedanke Dich bei Gottlieb,“ sagte er. „Er ist derjenige, der mich überredet hat, zusammen mit ihm alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen.“

Einen Augenblick zögerte Lottchen, dann, in der Freude ihres Herzens, eilte sie auf mich zu und umarmte und küßte mich.

„Dies werde ich Dir nie vergessen, lieber Gottlieb!“ sagte sie gerührt und auch wohl ein wenig beschämt.

Dieser Kuß raubte mir vollständig die

Fassung. Ich stotterte, ich weiß nicht was, und als das Brautpaar nun bei Lottchens Eltern seinen Dank abstattete, stahl ich mich davon und flüchtete zur Arbeit, um meiner selbst wieder mächtig zu werden.

Noch ein zweitesmal bot Lottchen mir die Lippen — nach ihrer Trauung. Da aber blieb ich fest und die Hochzeitsgesellschaft hatte nicht das Schauspiel, Gottlieb Schmeling aus seinem Charakter fallen zu sehen.

Nachdem der Festbraten verzehrt und der Festwein getrunken war und das Paar sich auf dem Wege nach Leipzig befand, fiel mir der Gedanke schwer aufs Herz, daß ich, der diese Heirat durchgesetzt hatte, nun auch die Verantwortlichkeit dafür trüge, daß die Ehe eine glückliche sei. In dieser Hinsicht fühlte ich mich keineswegs sicher. Es war mir inzwischen klar geworden, daß Robert nur durch die Darbietung der zu seiner Etablierung erforderlichen Mittel bewogen worden war, an seinem Worte festzuhalten. Ja, mehr noch: wenn ich im Anfange mich nicht eingemischt hätte, dann würde durch Roberts natürliche Unbeständigkeit das Verhältnis schwerlich länger als einige Monate bestanden haben. Durch mein Rechtlichkeitsgefühl, durch mein Mitleid mit Lottchen war ich dazu getrieben worden, die Erfüllung meiner eigenen Wünsche unmöglich zu machen!

Was ich befürchtet hatte, geschah schon nach einigen Jahren. Robert, der sich nur kümmerlich durchzubringen vermochte, und dabei viel angestrengter arbeiten mußte als ihm angenehm war, warf mir vor, daß ich ihm dieses Sklavenleben bereitet hätte, und verfluchte den Zufall, der mich zum Zeugen seiner Jugendeselei gemacht hatte. Und Lottchen, als sie einmal nach Gunthershausen zum Besuch kam, verhehlte mir nicht, daß sie in Robert bei näherer Bekanntschaft eine Legion von Mängeln und Fehlern entdeckt hätte, und deutete an, daß es eigentlich meine Pflicht gewesen wäre, sie, das unerfahrene Mädchen, über den mir doch jedenfalls wohlbekannten Charakter meines Bruders aufzuklären. Von dem Gelde, das ich hergegeben, war weiter nicht die Rede.

So war der Dank beschaffen, den ich erntete!

Dann hörte und sah ich jahrelang nichts von den beiden. Erst nach Heys Tode stellte Robert sich ein, um seinen Schwiegervater begraben zu helfen und nach seinem Nachlaß zu sehen. Wir waren uns fremd geworden und er bemühte sich nicht, mir wieder näher zu kommen. Aus unseren flüchtigen Begegnungen gewann ich den Eindruck, daß er jedes festen innern Haltes entbehrte und nur noch danach trachtete, für sich gutes Essen und Trinken zu gewinnen, ohne große Mühe aufwenden zu müssen. Was mir indessen am entschiedensten an ihm mißfiel, war der freche Spott, den er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit über höhere Dinge ausgoß. Als er mir wieder aus den Augen war, strich ich ihn in meinem Herzen aus. Er ist dann gestorben, ohne daß ich ihn wiedergesehen habe.

Als ich vor zehn Jahren eine neue Vorsteherin für mein Hauswesen nötig hatte, bat ich meine Schwägerin, mir ihre noch unverheiratete Tochter Katharine zur Aushülfe zu senden, bis ich eine passende Persönlichkeit ermittelt haben würde. Sie konnte sich nicht wohl weigern, doch schilderte sie mich Käthe als einen Menschen, in dessen Gesellschaft niemand warm werden könnte, und prophezeite dem armen Mädchen ein paar freudelose Wochen bei dem vertrockneten Junggesellen, der immer einen alten Kopf auf den Schultern gehabt habe. Zum Glück sah Käthe bald ein, daß ihre Mutter mich nie gekannt hatte. Es hat mir eine schmerzliche Genugthuung bereitet, von Lottchens Tochter verstanden und geliebt zu werden. Sie ist bei mir geblieben und wird mich nicht mehr verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus fremden Zungen.

Ferien.

Von Frieden hier und Anmut nur umgeben,
Da nicht hieher der Lärm des Lebens dringt,
Der Tag nicht hastig sich vorüberschwingt,
Kann ich in fruchtbar stiller Muße leben.

Kein muntres Lüftchen auch will sich erheben,
Kein frisches Rauschen aus dem Wipfel klingt
Der düstren Fichte. Nur ein Bauer singt
Und durch die Wiesen fern die Töne schweben.

Doch ich, auf einer Garbe sitzend, gern
Betracht' ich dann die winzigen Insekten,
Die stumm geschäftigen. Und meiner hellen

Jugend gedenk' ich dann, die ach, so fern,
Und schwelg' in muntern Bildern, die mir weckten
Ameisen, Schmetterlinge und Libellen.

Aus dem Italienischen der **Rachele Botti-Binda**
von **Paul Heyse.**

Das Ehrwürdige.

Ein Walfisch, alt und sehr herabgekommen,
Der alle Zähne schon verloren hatte
Und dessen Augenlicht fast ganz verglommen —
Zog durch die Meere: langsam kam die matte
Und träge Masse durch die Flut geschwommen.

Er, der dem Stoß des besten Harpunisten
Gewandt entwichen war in bessern Fristen!
Heut, da die Sehnen all gelähmt von Schwäche,
Vermied er ängstlich stets des Meeres Fläche,
Den Fischer fürchtend und des Schlimmen Listen.

Und doch, wie fing er Fische noch zum Leben?
Ganz einfach! War auch alle Kraft entflohn,
Antrieb ihm der Respekt die Fische schon:
Sie ließen fressen fromm sich und ergeben
Aus Ehrfurcht vor der alten Tradition.

Nach dem Spanischen des **Joaquin Maria Bartrina**
von **Friedrich Adler.**

Ring und Tuch.

Rumänisches Volkslied.

Ist einmal ein Prinz gewesen,
Jung, an Schönheit auserlesen,
Schlank, wie auf Gebirgesgipfel
Stolzer Tannen höchster Wipfel.
Dorten, wo er selbst geboren,
Hat er sich ein Lieb erkoren,
Aus Rumänen-Stamm und Blut.
Wer sie sah, verblieb ihr gut;
Lieblich war sie, zart und licht
Von Gestalt und Angesicht,
Anzuseh'n wie in der Aue
Eine Blüt' im Morgentaue. —
Doch der Jüngling darf nicht bleiben;
Denn der Feldherr schickt ein Schreiben,
Ihn zum Aufbruch anzutreiben.
In des Herzens herbem Leid
Spricht er so zu seiner Maid:
„Diesen Ring, o Süße, Reine,
Nimm von meiner Hand an Deine,
Freue dich an seinem Scheine.
Aber färbt der Reif sich rot,
Dann, vernimm' es, lieg ich tot."
— „Fährst du streitend in die Lande,
Nimm dies Tuch zum Liebespfande,
Seiden, goldgestickt am Rande.
Wenn das Gold ze schmilzt, verbleichet,
Hat mich, Freund, der Tod erreichet."

Und sie eilen zu den Rossen,
Er und seine Streitgenossen,
Reiten in die Nacht hinein,
Lagern dann beim Feuerschein
Tief im Hochwald, an der Stelle,
Der entspringt die Rabenquelle.
Nach dem Tüchlein greift der Knabe,
Daß er dran sein Aug' erlabe —
Weh, es schmilzt die goldne Gabe!
„Hört mich, Brüder, hört mich, Krieger,
Drachenmutige Besieger!
Bleibet ruhig hier beim Schmaus,
Ruht euch dann im Schatten aus.
Möget ruhen, möget essen,
Heimwärts reit' ich unterdessen,
Hab' den Säbel gar vergessen
Auf dem Tisch, d'ran ich gesessen."
Rückwärts jagt er alsodann,
Stößt auf einen jungen Mann,
Jungen Mann auf kleinem Pferd:
„— Gutes Glück, mein Recke wert!
Weißt du neues zu erzählen?"
„Möcht' es, Herr, dir gern verhehlen:
Gut mag's steh'n um andre Leute,
Dich trifft bittrer Kummer heute!
Als du schiedest, zornentbrannt
Zog dein Vater durch das Land,
Bis er deine Liebste fand;
Und er stieß in wilder Wut
Sie hinab in Sees Flut."
„— Nun, mein junger Recke wert,
Führ zum Vater du mein Pferd.
Wenn er dann nach mir begehrt,
Meld' ihm, daß ich voll Verlangen
Hin zum Ufer sei gegangen,
Um bei meiner toten Maid
Auszuruh'n in Ewigkeit."

Kommt der Vater gleich dem Winde,
Leitet ab den See geschwinde,
Findet sie mit seinem Kinde
Durch Umarmung fest verkettet,
Weich auf gelben Kies gebettet,
Heit'rer Glanz in ihren Mienen,
Daß sie fast lebendig schienen.
Reuig läßt der Fürst nun beide
Hüllen ein in blanke Seide,
Stellt sie drauf im Gotteshaus
In Reliquienschreinen aus,
Kaiserprächtig anzusehn,
Drauf latein'sche Lettern stehn;
Mauert dann des Sohnes Schrein
Östlich beim Altare ein,
Gegen West das Mägdelein.
Doch aus seinem Leichenstein
Wächst ein Tannenbaum hervor
An der Kirche hoch empor;
Und aus ihrem Grabe heben
Blühend sich verschlungne Reben,
Welche täglich höher streben
Bis sie sich trotz kalten Steinen
Oben mit dem Baum vereinen.

Nach dem Texte des **Vasile Alecsandri** deutsch im
Versmaß des Originals von **Robert F. Arnold.**

Das Wiener Schiller-Denkmal.

Aus ungedruckten Briefen **Anastasius Grüns** und **Ludwig August Frankls**.

Wir schlossen unsere letzten Mitteilungen aus dem Briefwechsel beider Freunde mit der Bemerkung, die Geschichte des Wiener Schiller-Denkmals sei ein Stück Kulturgeschichte Oesterreichs. Die folgenden Briefe werden dies erweisen.

Am 13. Oktober 1868 berichtet Frankl von seinen Bemühungen, zu Gunsten des Schiller-Denkmals eine Tell-Vorstellung zu veranstalten und bringt dann u. a. folgende Mitteilungen:

> Haben Sie schon Becks „Täubchen im Nest"[1]) zu Gesicht bekommen? Ich höre, der Dichter sei nicht wieder zu erkennen, auch physisch nicht. Der Arme siecht tuberkulös dem Grabe entgegen....
>
> Ein Gang durch die Stadt führte mich 7, sage sieben pensionirten Ministern entgegen; ich wurde lebhaft an meinen Aufenthalt in Aussee gemahnt, wo eine ganze Flotte abgetakelter Schiffe täglich ankerte, um zu diniren: die beiden Botschafter Bach und Hübner, Krauß, Henikstein-Königgrätz, Sekzionschef Baron Kriegsau; fehlte nur, daß Schmerling von Ischl herüber gekommen wäre, um den Kongreß ziemlich vollständig zu machen, und selbst der ebenfalls pensionirte General-Direktor der Posten und Telegrafen war anwesend: Max Löwenthal, der die Depeschen gleich hätte befördern können.[2])
>
> Ich habe manche Anschauungen von den Bewohnern des Hochgebirges rücksichtlich ihrer politischen und religiösen Unreife gewonnen und von einer Renitenz, die unsern Ministern durch ihre Organe kaum zur Kenntnis kommt. Sie sollten politische Missionsprediger zur Aufklärung in die Provinzen schicken, Politikreisende! Die Journale thun das Möglichste, aber der Bauer liest nicht, würde auch die Sprache nicht verstehen. Zeitungen fürs Landvolk, wo nicht noch besser im Dialekte, wären gewiß von guter Wirkung.....
>
> Sie werden auch hier Verstimmung finden.. Wir sind ins Rollen gekommen, und wohin, und wo hinab?....

Die Schlußsätze deuten auf die schwierige Lage hin, in die das Bürgerministerium damals bereits nach kurzer Glanzzeit durch den Ansturm der Föderalisten und Klerikalen in der Landtags-Campagne vom Herbst 1868 geraten war. In Prag, wo Excesse an Excesse sich reihten, waren am 10. Oktober die Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes betreffend das Vereins- und Versammlungsrecht, dann die Preßfreiheit außer Wirksamkeit gesetzt, und der Militär-Kommandant, F. M. L. Koller zeitweilig mit der Leitung der Statthalterei betraut worden.

Das Antwortschreiben Grüns — Thurn am Hart, 15. Oktober 1868 — begleitet einen Beitrag für das Mühlfeld-Denkmal und spricht „die innigste Teilnahme" für Beck aus:

> Ich habe Beck zwar nur flüchtig kennen gelernt, aber er machte mir bei kurzem Zusammensein doch den Eindruck einer liebenswürdigen und mir sympathischen Persönlichkeit. Für seine Poesie dagegen, Einzelnes abgerechnet, habe ich mich nie recht erwärmen können und so ist es, lebte ich auch hier nicht in solcher Abgeschiedenheit von dem literarischen Markte, an sich erklärbar, daß ich sein neuestes Werk noch nicht zur Hand bekam.

Am 26. Oktober 1868 berichtet Frankl, daß statt des Tell der Hebbel'sche „Gyges" für die vom Komitee veranstaltete Vorstellung gewählt sei. Über seine Konferenzen mit dem damaligen General-Intendanten Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), schreibt er:

> Ich hatte ihm den 2. Teil von Hebbels „Nibelungen" vorgeschlagen. „Sind jetzt zu besetzen unmöglich". Derselbe Fall wäre es mit dem „Demetrius", selbst wenn eine bessere Bearbeitung der letzten Szenen vorläge, als die von Ludwig Goldhann versuchte. Die „Maria Magdalena", die bereits die Feuerprobe der Darstellung glänzend bestanden und sogar den Schimmer des Märtyrthums — sie wurde durch klerikalen Einfluß seiner Zeit verschwinden gemacht — für sich hat, lehnte Münch kurzweg ab. Ich schlug denn schließlich vor, den „Ring des Gyges" zu geben, weil im Falle des Mißlingens der Burgtheater-Direktion keine Ver-

---

1) „Täubchen im Nest". Elegien. Wien 1868. Die Frankl zugekommene Nachricht war übertrieben; Beck ist 1879 gestorben.

2) Alexander Freiherr von Bach, Minister von 1848 bis 1859, dann Gesandter in Rom; Josef Alexander Freiherr von Hübner, Botschafter in Paris, dann in Rom, bekannt durch den Neujahrsempfang Napoleon III. im Jahre 1859; Karl Freiherr von Krauß, Justizminister 1851–1857; Alfred Freiherr von Henikstein, Generalstabschef Benedeks im Jahre 1866; Freiherr von Kriegsau, später im Ministerium Taaffe Finanzminister; Max Ritter von Löwenthal, der Gatte der durch Lenau berühmt gewordenen Sophie.

antwortlichkeit zufällt, in entgegengesetzter Richtung ein bedeutender Vortheil, ein Repertoirestück gewonnen zu haben. Niemals würde die Direktion mit dieser Tragödie die Inziative ergreifen, hieß es, und rechne ich es mir als ein literarisches Verdienst an, das fast bedenkliche Experiment angeregt zu haben.

Es ist mir leider überlassen vorzusorgen, die Schauspieler einzuladen. Die Sache nimmt mir mehr Zeit als sich mit meinen sonstigen Pflichten verträgt. Ich könnte fast mit mir zürnen, daß ich das Denkmal angeregt habe. Gott — Schiller verzeihe mir diese Sünde! ....

Frankl teilt dann mit, daß die Platzfrage für das Denkmal durch die Verbauung des Exerzierplatzes in eine neue Phase getreten, erbittet Grüns Ansicht, welcher Platz anzustreben sei und schließt:

Die politische Stimmung ist hier eine sehr gedrückte. Ein Minister, den ich diese Woche sprach, sagte mir: „Nun, bis Weihnachten dürften wir noch aushalten!“ Er lud mich „wenn er erst weggejagt sein werde“ zu Tische.[3])

Gegen Ungarn herrscht geradezu Empörung.

Sie werden keine frohen Tage hier leben. Genießen Sie vollauf, was Ihnen, verehrtester Freund! noch die Herbsttage bieten können, und doch wünsche ich egoistisch, daß Sie schon bald wieder in Wien wären! Wann denn?

Grün antwortete aus Thurn am Hart, 25. November 1868 u. a.:

.... Sie wünschen meine Ansicht über den Platz für die Statue zu vernehmen. Ich dächte, die geistige Bedeutung des Monumentes gerade für Oesterreich und speciell für Wien brächte es mit sich, daß dasselbe mitten ins Volksleben und zwar an einen jener vielbesuchten Orte, wo das Volk seine Ruhestunden und heitern Feste feiert, oder an eine jener Stellen gesetzt werde, wo sich sein Kulturleben entfaltet und die Quellen seiner Bildung fließen. In ersterer Beziehung dachte ich schon früher an den Stadtpark; dieser aber wird bereits von Schubert vollauf erfüllt; ferner aber wäre selbst der Prater ins Auge zu fassen, wenn es gelänge, einen geeigneten Mittel- und zugleich Vermittlungspunkt zwischen Wurstel- und Nobelprater ausfindig zu machen (z. B. am rückwärtigen Verbindungswege zwischen beiden oder noch besser am Praterstern). Dieser Vorschlag gälte aber nur für eine Marmorstatue, da Bronce-Monumente ins Grüne nicht wohl taugen. — In der zweiten der obgedachten Beziehungen wäre an den alten Universitätsplatz, an den Platz vor dem neuen Gymnasium (der auch bereits vorgeschlagen wurde), am entsprechendsten aber an den neuen respective künftigen Universitätsplatz (nach Ihrem Vorschlage) zu denken. Während gegen die beiden erstgenannten Manches einzuwenden wäre, hätte man bei dem letzteren noch freie künstlerisch ordnende Hand, vorausgesetzt daß das schöne freie Terrain nicht vielleicht noch zweckentsprechender für den Bau einer Kaserne befunden werden sollte; aber selbst in diesem Falle würde Schiller noch dahin passen, da er doch als militärischer Feldscheer, als geistiger Chirurgus, den Stoff zum Amputiren und Trepaniren fände. — Mit Ihrem früheren Mehlmarktprojekte war ich weniger einverstanden; denn erstens waltet dabei eine nicht so bald realisirbare Voraussetzung statt, nämlich die der Errichtung einer zweiten analogen Statue für Göthe auf der zweiten Hälfte des Platzes; — wir wissen ja wie lang es noch bis zur Vollendung der Schiller-Statue brauchen wird; und zweitens ist die Prosa des materiellen Marktverkehres doch in allzugrellem Kontraste mit den Stimmungen, welche das Standbild des Dichters der Ideale umgeben sollen.

Ihre freundliche Annahme, daß wir uns alle wohl befinden, trifft glücklicher Weise für Frau und Kind zu, aber leider nicht auch für mich. Wäre ich schon ganz genesen, so befände ich mich nicht hier, sondern in Pest, wohin mich weder Sympathie noch Sehnsucht ruft, aber die Erfüllung einer Pflicht, in welcher ich, je unangenehmer sie für mich ist, um so mehr einen politischen Ehrenpunkt sehe, den man nicht außer Acht lassen darf. Leider kann ich nicht wie ich wollte.

Einem Schreiben von Frankl, Wien, 12. Dezember 1868, seien die folgenden Stellen entnommen:

... Eben kommt mir das Gedicht: „Der König von Zion“[4]) zu, dessen Verfasser Ihnen so nahe wohnt, und „Ghaselen“ von Rollet.[5]) Das eigenartig Kühnste aber sind die „Lieder einer Verlorenen“ von Ada Christen.[6]) Eine Persönlichkeit auf die Göthes Wort paßt: „Aus Dreck und Feuer.“ Ich hätte nicht geglaubt, daß ein geistig und gewiß auch

---

[3]) Schon durch den Austritt des Fürsten Carlos Auersperg, welcher am 22. Juni 1868 wegen direkter Verhandlungen Beusts mit den Czechen seine Entlassung gab, war das innerlich nicht einheitliche Bürgerministerium lahm gelegt worden; die schwierige Finanzlage, der Kampf gegen die Verfassung in Galizien, die Unruhen in Böhmen, schließlich die Einbringung des die Bevölkerung sehr schwer belastenden Wehrgesetzentwurfes drohten das Ministerium zum Fall zu bringen. Doch gestand das Abgeordnetenhaus schließlich nach Stellung der Kabinettsfrage durch die Regierung das Wehrgesez zu und erklärte mit einer immerhin noch großen Mehrheit „die Ausnahmeverfügungen in Prag für gerechtfertigt“ Die Empörung gegen die Ungarn richtete sich gegen das Horvath-Kerkapoly'sche Elaborat eines Nationalitätengesetzes, welches alle nichtmagyarischen Nationalitäten zu unterdrücken bestimmt war und namentlich von den Sachsen in Siebenbürgen mit Entrüstung aufgenommen wurde.

[144]) „Der König von Sion“. Epische Dichtung von Robert Hamerling Hamburg 1869.

[145]) „Offenbarungen“. Ghaselen von Hermann Rollett. Wien 1869. Gerold.

[146]) „Lieder einer Verlorenen“ von Ada Christen Hamburg 1868.

poetisch begabtes Weib den Muth gewinnen könnte, sein . . . . . Leben zu besingen und — drucken zu lassen. Die mir unbekannte Verfasserin sendet mir ihr Buch „mit Verehrung" zu und weil denn diese Briefsendung just an Sie abgeht, lege ich es bei. Dergleichen wagte selbst Heine nicht, dessen Jüngerin mir Ada Christen zu sein scheint. Es ist ein Strahl des Lichtes, der sich in einer Pfütze spiegelt: aber doch ein Strahl . . .

Schon am nächsten Tage schickte Auersperg „das in unerfreulichster Weise interessante Liederbüchlein Ada Christens" zurück. „Es ist", fügte er bei, „Geist und Talent in diesem traurigsten Spiegelbilde unserer sittlichen Zustände; — ein verirrter Lichtstrahl, der ein unheimliches Dunkel erst recht sichtbar macht! Jedenfalls — und zwar sowohl quoique als parceque — bin ich Ihnen dankbar für diese pikante literarische Bekanntschaft . . . ."

Am 28. Dezember 1868 berichtet Frankl von der endlich am 22. Dezember erfolgten Aufführung eines Dramas von Hebbel zu Gunsten des Denkmalfonds. Obwohl statt „Gyges und sein Ring" schließlich „Agnes Bernauer" gewählt worden war, wurde auch diese Vorstellung erst nach schweren Kämpfen durchgesetzt.

Sechs Tage vor der Vorstellung, nachdem alle Rollen studirt, alle technischen Vorbereitungen getroffen waren, mutete man uns zu, das Stück fallen zu lassen, weil es sicher durchfallen, wegen der großen Comparserie-Auslagen nichts eintragen werde; viel besser, die Räuber zu wählen! Ich erklärte aufs Bestimmteste, bei der so weit gediehenen Arbeit zu bleiben, selbst wenn kein Kreuzer für das Denkmal abfiele, indem ich den Schauspielern nicht zumuthen darf, umsonst studirt zu haben, noch weniger aber dulden könne, daß dem verehrten Dichter im Grabe die Schmach widerfahre. Nun haben wir einen doppelten Erfolg, den geistigen für den edlen Hingeschiedenen und den materiellen für unser Unternehmen. Trotzdem die Theaterdirektion 700 fl. als Tageseinnahme für sich nahm und die Auslagen 600 fl. betrugen, blieben uns noch 1684 fl !! freilich 300 fl. dabei, die der glückliche Einfall brachte, Se. Majestät einzuladen. . . . Wir haben immerhin mit unserem Resultate Grund zur Zufriedenheit, indem wir die 8 Monate unseres Wirkens mit nahezu 21 000 fl. abschließen. „Für die schlechten Zeiten," wie der Kaiser bemerkte, „ein sehr günstiges Resultat."

Aus einem Briefe Frankls vom 8. Januar 1869 sei folgende Stelle mitgeteilt:

. . . Ich komme eben vom Bilde Makart's „Die Pest in Florenz". Das ist ein geniales übergreifendes Werk einer jugendlich kühnen schwelgenden Fantasie; für den Maler, was die Räuber für Schiller waren. Als ich heute gegen Alex. Julius Schindler äußerte, daß ich auf die Werke des Künstlers begierig sei, die er nach 10 Jahren schaffen wird, erhielt ich einen traurigen Bescheid: „Makart ist ein Salzburger, ich kenne ihn, er wird in 10, in 5 Jahren nichts mehr malen, denn er ist lungenkrank und hat dazu jetzt geheiratet".[7]) Sie müssen das Bild sehen; es ist, als wäre es während des Unterganges des byzantinischen Reichs gemalt. Das Grauen, die Wollust des Unterganges, der Schrei und die Apathie aller Laster reden aus diesen 3 Bildern. Es wird manches begreiflich, wenn man den pathologischen Zustand des Künstlers weiß. . . . .

Kurz darauf ging Frankl nach Prag, um dort ein Lokal-Komitee für das Schiller-Denkmal zu organisieren; seinem Bericht an Grün vom 28. Januar 1869 entnehmen wir folgende Stelle:

Über meine bei Frost von 19° vollbrachte Thätigkeit in Prag haben die Zeitungen berichtet, und so kann ich mich hier auf das beschränken, was nicht gedruckt erschien, aber zur Karakterisirung der Verhältnisse in Böhmen genug bemerkenswerth erscheint.

Vor Allem wäre schwerlich in Prag ein Comité ins Leben getreten, weil Niemand der nazionalen Agitazion gegenüber den Muth der Inizіative hatte. Der Landmarschall-Stellvertreter Graf Sigmund Thun, dem ich durch die Grafen Kinsky vorgestellt wurde, erklärte es für geradezu unmöglich, dem Comité beitreten zu können, weil dies seinerseits Partei ergreifen hieße. — Ein Mann, dessen Ahnherr von Schiller unsterblich gedichtet wurde, äußerte: „Für einen Dichter, der den Vers niederschrieb, ‚Geben Sie Gedankenfreiheit', für den thue ich nichts." Sie erlassen mir wohl, Ihnen den Vornamen des Mannes zu nennen.

Die schroffe Scheidung der aristokratischen und bürgerlichen Kreise, wiewohl in Wien ebensogut vorhanden, wird bei uns wenigstens theilweise gesellig abgemildert; in Prag tritt sie fast beleidigend auf, auch von bürgerlicher Seite. Den Männern des Comités fiel es auch nicht ein, einen Herrn aus aristokratischen Kreisen zu wählen; ich weiß nicht, ob aus Stolz, ob im Bewußtsein einer sichern Ablehnung. Ein Damencomité zu bilden war, trotz des lebhaftesten Interesse der Gräfin K. dafür, nicht möglich. Die Damen L., C. W. u. s. w. fanden das Unternehmen nicht czechisch, schützten eine Vorstellung für den Ausbau des Domes als wichtiger vor, was ein sehr plausibler Grund wäre, wenn nicht vielmehr die Furcht vorherrschte, für den guten Willen, für Arbeit und Opfer von den czechischen Journalen geschmäht, ja beschimpft zu werden. Hätten die Damen mich selbst gefragt, ich müßte ihnen des letzten Motives wegen vollauf Recht geben. Aber schlimm ist es, daß die Sachen so stehen!

[7]) Makart starb im Jahre 1884.

Ich habe die bittersten Eindrücke empfangen, Jeder klagt, Jeder wünscht sich fort (Meißner übersiedelt nach Dresden), Jeder verzweifelt. Am Frappantesten waren mir die ganz offenen Äußerungen des Baron F. M. L. Koller[8]) gegen mich, den ihm eigentlich fremden Mann: „Nur die eiserne Faust des Belagerungsmeisters hält die Agitazion nieder. Wie die Zügel schlaffer werden, ist die stürmischeste Bewegung wieder los, und ewig kann man denn doch nicht belagern! Es ist schlimm, wenn die Minister nichts erfinden sollten, was beruhigte Zustände hervorzubringen geeignet wäre. Der Czeche glaubt sich nicht weniger vergewaltigt, als der Deutsche, und der Letztere haßt eben so ingrimmig, wie der Czeche, nur ist er gesitteter und läßt sich nicht zu Thätlichkeiten herbei.“ Ich könnte viele Blätter füllen mit all den Äußerungen von Zorn, von Schmerz, von Sorge, die ich vernommen habe. Ich verkehrte nur mit Deutschen.

Ebert erzählte mir einen Zug, der es verdient, daß ich Ihnen denselben wiedererzähle. Als die 100jährige Feier Schiller's in Prag stattfand, hatte er als Präses bei dem Festmale vorzusitzen. Ein czechischer Schriftsteller brachte einen Toast auf Schiller aus, der „so ziemlich anerkennend“ klang: „Er war ein großer Dichter und die Verehrung der Czechen, die sich ihn in ihrer Sprache angeeignet haben, ist eine ganz natürliche, freilich war damals die Königinhofer Handschrift noch nicht aufgefunden!“

Im Ganzen kann ich mit dem Erfolge einer übrigens unsäglichen Arbeit zufrieden sein. Das Comité wird einen Aufruf an die Deutschen in Böhmen erlassen, den Meißner verfaßt. Es dürfte so eine Stimmung, wohl auch ein materieller Erfolg erzielt werden. . . .[9])

Am 30. Januar war Auersperg in Wien und las Frankl den Prolog vor, den er für eine „deklamatorisch-musikalische Akademie“ zu Gunsten des Denkmal-Fonds geschrieben hatte. Als Frankl die Dichtung, wohl Grüns wirkungsvollstes Gelegenheitsgedicht,[10]) rühmte, aber sein Bedauern aussprach, daß der Reim fehle, erwiderte Grün: „Ja, ich habe mir's leichter machen wollen. Nie wieder, ich that einen heiligen Eidschwur, werde ich auf Bestellung arbeiten. Ich wollte schon wieder absagen, da fiel mir plötzlich ein Gedanke ein.“ Der Prolog fand (21. Februar 1869) begeisterte Aufnahme, worüber Frankl dem Freunde am selben Tage berichtete:

Lewinsky sprach mit vollendeter Meisterschaft. Wie schade, daß Sie ihn nicht gehört haben! und mehr noch: die tiefe Erregung nicht beobachten konnten, welche die poetisch ernste Gewalt Ihrer Worte wachgerufen hat. Er wurde unter stürmischem Jubel gerufen, der Prolog nämlich. . . . Es ist 1/24 Uhr. Wurzbach, Saar, Zimmermann, Baronin Ebner sind unsere jubelnden Gäste.

Dieselbe begeisterte Aufnahme fand eine andere Gabe dieser „Akademie“: die dramatische Szene: „Hannibal und Scipio“ aus dem Trauerspiel-Fragment Grillparzers, und eine sehr freundliche das anonym aufgeführte Dramolett „Doktor Ritter“. Frankl berichtet darüber am nächsten Tage an Grün:

Heute darf ich mittheilen, daß das Dramolet „Dr. Ritter“ das Komité-Mitglied Baronin Ebner v. Eschenbach zum Verfasser hat, weil es gar so männlich ernst ist. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt, daß die Dame bereits zwei Trauerspiele: „Maria Stuart in Schottland“ und „Maria Roland“ drucken und ein reizendes Lustspiel in 1 Akte „Die Veilchen“ unter Beifall im Burgtheater aufführen ließ. Einem neuen größeren Lustspiele „Waldfräulein“ verweigerte Baron Münch die Aufnahme, weil es die gesellschaftlichen Verhältnisse des Adels zu scharf angreift.

Heute besuchte ich nach 2 Jahren wieder Grillparzer, um ihm über den außerordentlichen Erfolg seiner Szene „Hannibal und Scipio“ zu sprechen. Er erzählte mir, daß er niemals an eine Tragödie gedacht habe; er habe eben nur diese Szene, nach Lesung des Plutarch, entworfen. Er sieht sehr gebeugt aus, sprach aber lebhaft und voll Geist. Über sein immer mehr verschwindendes Gehör klagte er sehr betrübt, namentlich, weil er keine Musik hören könne. „Und Musik halte ich höher als Poesie.“ Ich war von diesem Ausspruche frappirt . . .

[8]) Alexander Freiherr von Koller war damals zum erstenmale zum Statthalter Böhmens ernannt worden, als die Hochfluten der national-tschechischen Bewegung durch eine „feste Hand“ eingedämmt werden sollten (vergl. oben S. 68).

[9]) Diese Hoffnung sollte trügen; das Prager Komitee lieferte 426 Gulden ab, erheblich weniger als Graz, Brünn, Troppau, Klagenfurt und Czernowitz! Vergl. „Das Schiller-Denkmal“.

[10]) „Das Schiller-Denkmal.“ S. 11 ff. In Grüns „Gesammelten Werken“ II. S. 89 ff.

(Schluß folgt.)

„Habe lieb die Mutter Erde . . .“

Habe lieb die Mutter Erde!
Ja ihr Dunkel rastlos leuchte,
Daß sie lichte Heimat werde
Denen auch, die Elend beugte.

Nimmer denke: keine Gabe
Hab' ich, weil mir Schätze fehlen;
Liebe ist die höchste Labe
Für verlassne, müde Seelen.

Jede Hand kann Wunden heilen,
Wenn sie Kraft der Liebe spüret,
Mit dem Bruder Manna teilen
Jeder, der zum Licht ihn führet.

Ja, des Geistes Schätze schütte
Allen aus, recht ein Verschwender,
Manchem dann auch in der Hütte
Wirst Du Arzt und Segenspender;

Wirst der Unrast arge Qualen
Selber dir im Busen dämpfen
Und im Felde froher Thaten
Stillen Frieden dir erkämpfen.

Um sich vor der Welt zu retten,
Weiß ich Bessres nicht zu künden,
Als durch tausend Liebesketten
Mit der Welt sich zu verbünden.

Paul Briese.

Kindersinn.

Am Fenster auf der Mutter-Schoße spielt
Mein siebzehn Monde alter Bub; mit hellen,
Neugier'gen Augen schaut er auf zum Himmel,
Von dem der volle Mond den Silberstrahl
Zur Erde schickt. Des sanften Schimmers freut
Das Herz des Knaben sich, der seine Ärmchen
Aufs neue jauchzend stets entgegenstreckt
Dem bleichen Wandrer hoch am Firmamente.
Doch plötzlich sieh! hüllt eine große Wolke
Den Mond in ihren schwarzen Schatten ein,
Und ganz verstört darob mir wendet zu
Das liebe kleine Kinderantlitz sich,
Und hilfeheischend spricht der rote Mund
In seiner Sprache süßen Stammellauten:
Papa, steck an den Mond!
Weil manches mich
Das Kind verrichten sah, was seinen Kräften
Unmöglich ist, erscheinet ohne Schranken
Ihm meine Kraft; und seinem Sinn bin ich's,
Der Monde und Gestirne lenket, ihm
Allmächtig bin ich, allgewaltig — Gott.
Noch bin ich Gott dir und allmächtig, noch . . .
Doch wie du größer wirst, mein süßer Knabe,
Und stets verständiger, entschwindet langsam
Der Gott dir. Stück um Stück fällt ab von der
Gottgleichheit und Gottähnlichkeit und endlich
Erkennst du, daß auch ich ein schwankes Rohr
Im Winde nur, ein Sandkorn, das der Sturm
Verweht, ein schwacher Kahn auf Meeresfluten,
Ein Hauch, der in der Luft zerfließt — ein Mensch.

Karl August Hückinghaus.

Ein Gedicht.

Die Föhren rieben aus den Augen sich
Den schweren Schlaf und sahen, wie den Steig,
Den sonst nur reichgeputzte Leute wandeln,
In schlichtem Rock ein Handwerksmann erklomm,
Der nicht zu schwer an seinem Ranzen trug.
Da schwoll verwundert Flüstern in den Wipfeln
Wie fernes Rauschen eines Wasserfalls.
Schon wand die Sonne Bänder um die Stämme
Und stickte in den Sammt des Mooses Gold,
Und drüber schwebte satter Duft, als tröffe
Aus jeder Fichtennadel Balsam nieder . . .
Heut ist ein Tag, froh durch die Welt zu schweifen!
Allein dem Wand'rer ist nicht wohl zu Mut.
Nicht, weil ein Haase jetzt den Weg ihm kreuzte,
Sowie ein Schatten huscht durch Sonnenschein —
Der mochte selber denken: Schlimmer Tag,
Da mir so zeitlich schon ein Mensch begegnet! —
Nein, Sorge kauert tief in seiner Seele.
Enttäuscht läßt er den Badeort zurück,
Wo er um Brot und Arbeit bat vergebens. —
Jetzt weiter! — Doch je steiler klimmt die Bahn,
Je lauter heischt der strenge Mahner Hunger.
Er fühlt, wie treulos ihn die Kraft verläßt,
Und schleppt sich mühsam zu dem Türmchen nur,
Das weit ins reiche Land die Blicke leitet.
Und auf der Bank, da bricht er schwer zusammen.
Mit mattem Aug' folgt er dem Wiesenstrom,
Der sich durch waldbedeckte Hügel zwängt
Und draußen sich zum grünen See erweitert,
Aus dem gleich lichten Inseln Dörfer ragen,
Und alles ist vom Sonnenglanz verschönt —
Ein träumend Mädchenantlitz, wenn es lächelt —.
— Und nach den Wänden sieht er, Bleistiftzeichen
Spinnbeinig laufen kreuz und quer durchs Weiß;
Und er enträtselt kecke Verse, Namen,
Die Menschen, lichtes Glück im Herzen, schrieben . .
Da hebt ihn wehmutsvolle Ironie
Hoch über all die frohen Menschenkinder,
Da faßt es ihn, wie es den Dichter faßt,
Wenn er heraushört aus dem wirren Chor
Ein eigen Lied.
Er schreibt mit steifer Hand:
„Hier ist Franz Pfau, ein armer Handwerksmann,
Vor Hunger umgesunken." — — —

Josef Adolf Bondy.

Nahende Nacht.

Es ist so stumm die Weile,
So endlos, einsam, tot;
Ein weißer Reiher gleitet
Ins letzte Abendrot.

Blaugrau im Schattenmantel
Aus Osten naht die Nacht;
In totenstillen Fernen
Allein das Schweigen wacht.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Die Ballmutter.

Von Julius Stettenheim.*)

Wer das Wort „Ballmutter“, unter uns gesagt, ein nach Sinn und Bauart ganz abscheuliches Wort, laut werden läßt, darf sicher sein, selbst in den ernstesten Momenten seinen Hörern das in der Gesellschaft so ungemein beliebte Lächeln zu entlocken. Es soll mit diesem Wort etwas Komisches bezeichnet werden, es soll in burlesken Konturen eine Figur zeichnen, welche auf dem Parkett des Ballsaals etwa die Rolle eines weiblichen Komikers spielt und unbedingt mit einem „Lacherfolg“ aufzutreten pflegt. „Lacherfolg.“ Auch so ein neues mißratenes Wort, welches sich bei uns eingenistet hat und an das uns täglich die Waschzettel der reklamebedürftigen Theaterbureaus erinnern. Alle die Sorgen, die eine Mutter um ihr geliebtes Kind im Herzen trägt und sie nicht schlafen lassen, all das Streben einer Mutter nach einer glücklichen Zukunft ihrer Töchter, verkörpert in einer rührenden Gestalt unseres gesellschaftlichen Lebens, rufen nichts hervor als ein Lächeln, oder dürfen eines Lacherfolges sicher sein. Es ist dies eine der charakteristischsten Geschmacklosigkeiten unserer sogenannten Salons.

Man treibt mit dem Wort Mutter überhaupt einen argen Unfug, vor dem es bewahrt sein sollte, weil es etwas Heiliges, das Beste, das unserm Leben gegeben ist, bezeichnet. Man vergißt oft, daß man es ehren und achten und nicht „unnütz“ aussprechen soll, wie den Namen Gottes. Der Unfug wird durch die Verbindungen begangen, zu denen das heilige Wort gezwungen wird. Man sagt „Rabenmutter“, um etwas Ungeheuerliches zu bezeichnen, und bei dem Worte „Schwiegermutter“ vergißt jeder, daß er das Wort Mutter ausspricht oder hört, aber es fällt jedem irgend eine Dummheit ein, die von einem Anekdotenfabrikanten ersonnen worden ist, der den Markt gewisser Zeitungsecken mit seiner Schundware versorgt. Es fehlt unserer Sprache entschieden die ästhetische Polizei, welche die Wortbildungen zu überwachen hätte. Leute, die sich mit dieser Herstellung beschäftigen, sollten doch wenigstens den Befähigungsnachweis zu liefern haben.

Wer das Wort Ballmutter ausspricht, denkt nur, leider meist gegen besseres Wissen, an den Ball als an einen Sklavenmarkt, den eine Mutter mit ihrer lebendigen Ware bezieht, denkt an eine Mutter, welche ihre Tochter wie einen Ladenhüter um jeden Preis an den Mann bringen und so rasch und so lukrativ wie möglich losschlagen möchte. Bei dem Wort Ballmutter glaubt sich der junge Mann oder ältere Junggeselle, und sei er nicht im entferntesten begehrenswert, berechtigt, sich von der Dame, die mit ihren Töchtern auf dem Ball erscheint, in der gefährlichsten Weise bedroht und deshalb zu den strengsten Vorsichtsmaßregeln gedrängt zu sehen. Solch ein eingebildeter Herr der Schöpfung sieht in der Ballmutter nichts als eine schlaue und rücksichtslose Spekulantin, die ihn in die Ehe verschleppen und dann ohne Schonung ausplündern will. Es fällt ihm in seinem Besenstolz nicht ein, daß er Grund hätte, stolz darauf zu sein, daß er von dem liebenden Mutterauge für würdig erachtet wird, sich des Besitzes des dem Mutterherzen Teuersten zu erfreuen. Er sieht auch das Mädchen nicht, und wenn er es sieht, so hält er es für ein Wesen, mit welchem er übervorteilt und mit welchem seine Unerfahrenheit — die heutigen Junggesellen sind unerfahren! — in sträflicher Weise mißbraucht werden soll. Und er denkt in seiner Beschränktheit, die Ballmutter lese nicht seine Gedanken. O, die Ballmutter kennt diese Gedanken ganz genau. Aber es beirrt sie nicht. Denn sie weiß, daß sie nichts thut als ihre Pflicht, indem sie an die Zukunft ihres geliebten Kindes denkt, ihre Tochter überwacht und, von Natur mit reifem und nicht zu erschütterndem Urteil begabt, für sie denken und wählen will, soweit das ihrer liebenden Macht möglich ist. Sie geht darin vielleicht etwas zu weit, aber die Sorge einer Mutterseele entschuldigt das, erklärt das, sie kennt eben keine Grenze. Nach meiner aufrichtigsten Überzeugung ist die Ballmutter neben der Schwiegermutter die verkannteste Frau.

Namentlich die Berliner Ballmutter.

In dem großen Berlin sind die Sorgen der Eltern um ihre Kinder natürlich größere und andere als in einer kleinen Stadt. Die kleine Stadt mit ihren engen Gesellschaftskreisen ist zwar immer philiströs und dadurch, daß jeder Bewohner der Detektiv des

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz des berühmten Humoristen dem Manuskript des demnächst im Verlage der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt“ in Berlin erscheinenden Buches „Die Berlinerin“, herausgegeben von Ulrich Frank, illustriert von Friedrich Stahl. D. Red.

andern und der Kastengeistreichtum schaudervoll unerschöpflich ist, schwer zu ertragen, aber es ist doch den Eltern sehr leicht, ihre Kinder zu drillen und für den Garnisondienst, für die Aufrechterhaltung des Friedens des Hauses in Ordnung zu halten. Der Vater kennt die wenigen Schlupfwinkel der Stadt, in die der Sohn sich verkriechen könnte, ganz genau, weil er sich früher selbst vor des Tages Last in dieselben geflüchtet hat, und die Mutter weiß in dem Album ihrer Tochter genau wie diese Bescheid, weil sie als junges Mädchen ebenfalls ihr Album hatte, — jetzt ist es wie jedes Album sehr baufällig und lohnt kaum noch das Blättern, — in welchem ihre Mutter, die selige Großmutter, sich vortrefflich zurecht zu finden wußte und von jedem Assessor, Reservelieutenant und anderen Tausendsasas besser als König Philipp in Schillers Carlos das Verdienst kannte, dem sie den Platz an dieser Stelle dankten. Es sind Männer mit einem Buch in der Hand, von denen man nie weiß, ob sie ihr Referendarexamen machen oder in einer Leihbibliothek bedienstet sind, Herren in Uniform, der man es ansieht, daß sie speciell für das Photographieatelier angezogen wurde, und junge Leute mit einem Lächeln, welches merken läßt, daß es vom Photographen zur Bedingung gemacht worden ist. In dem Album der jungen Mädchen einer kleinen Stadt ist eine Romanbibliothek etabliert, welche die Mutter in- und auswendig kennt und nachgerade langweilig findet, bis auf den einen kleinen Roman, welcher mit der Verlobung der Albumbesitzerin abschließt. Alle übrigen Romane, deren Helden hier in Visitenkarten- oder Kabinettform konterfeit von den Kartons umrahmt liegen, sind entweder keine, oder nichts als harmlose Novellen. Meist ist die von den Mädchen erteilte Huld, die Photographie eines Hausfreundes oder Anbeters anzunehmen, schon ein hoch anzurechnendes Entgegenkommen, jedes weitere ist auf einem Terrain kaum möglich, welches von jedem Bewohner und jeder Mitbürgerin vollständig und fortwährend übersehen wird, oder doch übersehen werden kann. Jeder junge Mann, der sich einer jungen Albumbesitzerin nähert, interessiert jedes andere Mädchen des Städtchens mehr als der neue Hut, den die Frau Amtsrichter seit einigen Tagen trägt, und das will schon sehr viel sagen. Die ganze Einwohnerschaft hilft gewissermaßen der Mutter in der Beaufsichtigung der Töchter, und da diese Töchter dies wissen, so beaufsichtigen sie sich selbst am strengsten und sagen sich jeden Augenblick, daß sie keinen Schritt vom Wege sich entfernen dürfen. Sie erschrecken förmlich, wenn ihnen an einer Tafel der Tischnachbar, der damit etwas noch nicht Dagewesenes erfunden zu haben glaubt, eine Konditorstrophe aus einem Knallbonbon hervorsucht und zuschiebt, denn in dieser Strophe hat der überraschende Reim Triebe-Liebe in verblüffend sinniger Weise Verwendung gefunden, und der ganze Vorgang könnte von der gegenübersitzenden und selbstverständlich sehr indiskreten und viel plaudernden Frau Bergassessor oder Tante des Schuldirektors zu einem Liebesabenteuer aufgebauscht werden, welches selbst durch eine musterhaftest verlebte Zukunft nicht wieder vergessen gemacht werden kann. Die Bewohnerinnen einer kleinen Stadt haben, wenigstens scheinbar, nichts weiter zu thun, als sich umeinander zu bekümmern. Erstens: um sich überhaupt in der angenehmsten Weise zu beschäftigen, und zweitens: um ihrem kleinlichen Neid, ihrer unbezwinglichen Neugierde und ihrer nieschlummernden Schwatzhaftigkeit den zur Erhaltung nötigen Stoff zuzuführen. Mit welcher Wichtigkeit wird die Frage gestellt, wer denn bei dem gestrigen Abendessen im Kasino neben der Frau Oberstlieutenant von Soundso gesessen habe, und die Thatsache besprochen, daß sich die Frau Doktor Natemal am Theeabend rechts neben die Gerichtspräsidentin placiert habe, was doch eigentlich nur der Frau Pastor Denkedir zukomme. Alle seien außer sich gewesen. „Was bildet sich denn diese Frau ein? Sie war immer so. Es fehlt ihr doch die eigentliche Weltbildung. Woher soll sie die denn auch haben! Ihr Bruder soll ja schon wegen sozialdemokratischer Schreiberei gesessen haben, aber nicht neben der Gerichtspräsidentin, sondern neben dem Gerichtspräsidenten auf der Anklagebank. Er soll freigesprochen sein. Nun, das kennt man ja. Wer weiß auch, ob's wahr ist. Ihre Töchter sehen ihr ähnlich. Na, ich könnte von denen erzählen. Neulich hat die Frau Doktor bei sich tanzen lassen. Wissen Sie, wie lang? Bis halb zwölf. Nachts! Sie kennt eben kein Maß. Genau wie ihre Töchter. Das kann kein gutes Ende nehmen. Unmöglich!"

In einer kleinen, oder mittelgroßen Gemeinschaft wird also eine Mutter in der Überwachung ihrer Töchter von der ganzen Stadt unterstützt, wie das in den kleinstädtischen Gewohnheiten und Sitten nun einmal gäng und gäbe ist. Welch eine schwere Last bilden dagegen die Pflicht der Überwachung und die Sorge um die Zukunft ihrer Töchter für eine Mutter in einer großen Stadt! Die Last ist schwer und muß allein, oder doch fast ohne Unterstützung getragen werden. Der Gatte hat selten Lust, seltener Zeit und am seltensten Talent, diese Last mitzutragen. Er begnügt sich damit, seine Gattin überall wegen ihres Eifers, die Töchter zu erziehen und zu überwachen, herauszustreichen, — er bedient sich hierzu des immer gerngehörten Vergleichs mit einer Gluckhenne, — aber er wird bleich, wenn er als Schutzmann seiner Töchter einen Ball besuchen soll, und wenn er eine solche Beamtenstellung annimmt, dann kann man sicher sein, daß er sich nach Tisch kopfüber in einen Skat stürzt und seine Töchter vertrauensvoll den Freuden und Gefahren des Kotillons überläßt. Er hat wohl auch mehr Auge für die Töchter seines Nebenmenschen, als für seine eigenen. Die meisten Väter aber sind von ihren Töchtern derart entzückt,

daß sie nichts als nur deren unvergleichlichen Vorzüge sehen und es sehr begreiflich finden, daß sie von einer Schaar junger Leute umbraust werden. Die ernsten Sorgen um das Wohl der Mädchen aber überläßt er der Mutter, er ist glücklich, so reizende Töchter zu haben, „hocherfreut,“ wie er in der Geburtsanzeige erklärte, ist er seit jenem Tage geblieben. Der Vater, um dies in aller Kürze festzustellen, sieht seine Töchter mit dem Herzen an, die Mutter mit dem Herzen und dem Verstande. Sie denkt immer an ihre Töchter, sie kennt die Scheu der Männer vor dem Heiraten, sie kennt das geringe Talent für die Ehe bei denjenigen, die sich unter den Töchtern des Landes nach einer geeigneten Lebensreisegefährtin umschauen, und sie kennt auch die Leichtgläubigkeit und das Begehren ihrer Töchter, zu gefallen. Sie ist ununterbrochen Mutter. Sie hat kaum Zeit, Frau zu sein. Sie schläft nicht ein, ohne an ihre Töchter zu denken, und schläft nicht, ohne von ihnen zu träumen. Durchaus noch nicht berechtigt, alt zu sein, noch die Ansprüche an das Leben festhaltend, noch fordern dürfend, daß sie nicht nur als Mutter, sondern auch als Frau umworben werde, noch mit vollem Recht stolz auf ihre geistigen Vorzüge und ihre stattliche Erscheinung, noch mit hellem Auge und schön gereiftem Verstande in den Welttrubel blickend und am besten wissend, daß kein Härchen auf ihrem Haupte das Grauwerden einübt, tritt sie doch entsagungsfreudig hinter ihre Töchter zurück, ganz ihnen zu leben. Sie hat das Tanzen noch lieb wie damals, als sie noch ein junges Mädchen war, sie weiß noch genau, wie hübsch ihre ausverkaufte Tanzkarte aussah, und daß sie am Tage nach dem Ball immer weniger an ihre Müdigkeit als an das Vergnügen dachte, das sie empfand, wenn sie zehnmal hat bedauern müssen, den herbeieilenden Tänzern sagen zu müssen, daß sie bereits engagiert sei. Zehnmal? Das langt noch nicht. Tanz und Korb hatten ihr dieselbe Genugthuung gewährt. Sie hat sogar die langweiligsten Menschen ertragen, wenn sie nur Walzermeister waren. Es ist ja gar nicht zu sagen, wie gerne sie getanzt hat. Besonders, bis sie absolut nicht mehr konnte und kaum noch die Kraft hatte, zum Gläschen charakterloser Mandelmilch oder bramarbasierend brausenden Selters zu greifen, um sich für die kommende Redowa neu zu beleben. Strauß war ihr ganzer Charme. Aber auch Offenbach. Ebenso auf Millöcker ließ sie absolut nichts kommen. Das ging in die Füße! Und es war ihr ganz einerlei, ob nach dem Orchester, nach einer Geige, oder nach dem Pianino getanzt wurde, so gerne tanzte sie. Manchmal, wenn die Musik eben zu Ende, tanzte sie noch einmal herum, wenn sie einen vernünftigen Tänzer hatte. Wenn dann ihre Mama auf sie zukam, um ihr zu sagen, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen, so sagte sie: Gleich, nur noch Einen Walzer. Und nach diesem mußte sie sich dann jedesmal erholen, weil sie so erhitzt sei, und darauf tanzte sie noch eine Kreuzpolka, weil sie dies einem jungen Mann, d. h. sich selbst, nicht abschlagen konnte. Und nun ist sie selbst Ballmutter und tanzte noch so sehr gern und tanzt nicht mehr. Es ist wahrhaft rührend. Genau wie ihre Mutter auf sie zutrat, um ihr zu sagen, es sei Zeit, Schluß zu machen, tritt sie jetzt auf ihre Tochter zu, und erhält dieselbe Antwort, die sie ihrer Mutter gab. Geduldig wartet sie noch, wie ihre Mutter gewartet hat, und sieht den Tänzer ihrer Tochter, den Walzermeister, mit nachdenklichen Augen an. Sie langweilt sich sträflich, aber sie wartet. Sie trinkt noch ein Gläschen Mandelmilch, aber ohne Durst, sondern zum Zeitvertreib. Man wird mir zugeben, daß man sehr bescheiden sein muß, um Mandelmilchtrinken für einen Zeitvertreib zu halten. Aber was nicht alles wird von einer Ballmutter für Zeitvertreib gehalten! Selbst die Unterhaltung mit anderen Ballmüttern, die doch nur darin besteht, daß diese Frauen einander eingestehen, daß sie kein angenehmes Geschäft betreiben, wie schön es damals gewesen sei, als sie selbst tanzten, wie gern sie getanzt hätten, und wie gern sie noch tanzen würden, wie es sie aber genierte, vor oder hinter ihren Töchtern zu tanzen. Eine etwas eintönige und unerquickliche, wenn nicht gar peinliche Unterhaltung. Aber was erduldet man nicht gerne für das Wohl der Kinder!

Die Ballmutter ist das Bild der Entsagung, der Duldung, der Bescheidenheit, der Zurückhaltung. Aber sie kann auch in Aufregung geraten, sie kann auch mit Erfolg nach Worten ringen, welche wenig milde klingen, sie kann auch explodieren. Und sie muß dann unter Annahme mildernder Umstände beurteilt werden, denn sie befindet sich in der Notwehr und ist schwer gereizt. Man findet auf jedem Ball junge Leute, welche fahnenflüchtig sich in Nebenräumen aufhalten und sich einbilden, sie seien zu etwas anderem als zum Tanzen eingeladen, vergessend, daß der Ballgeber ein Arbeitgeber ist. Diese streikenden Herren sind entweder blasiert oder wollen für blasiert gelten. Sie rauchen, plaudern, spielen Karten oder stehen an die Wand gelehnt wie unbenutzte Billardqueues. Sie sind auf Bällen die überflüssigste Erscheinung, sich selbst und anderen im Wege. Sie haben ihren Beruf vollständig verfehlt, Volksvertretern vergleichbar, welche den Sitzungen nicht beiwohnen, sondern ihr Mandat dazu benutzen, um am Büffett des Reichstagshauses zu frühstücken. Aber diese Volksvertreter erinnern sich doch bei passenden Gelegenheiten ihrer Pflicht, namentlich dann, wenn sie zu einer Abstimmung in den Sitzungssaal gerufen werden. Anders die Nichttänzer, welche den dringendsten Aufforderungen, zur Quadrille zu erscheinen, hartnäckig widerstehen, ungerührt von der Verlegenheit der sogenannten Mauerblümchen, deren Anblick eine gewissenhafte Ballmutter zur Verzweiflung bringen kann. Zur Hyäne aber kann eine

Ballmutter werden, wenn eine ihrer eigenen Töchter vergeblich auf einen Tänzer wartet. Eine Ballmutter kann es gar nicht glauben, sie traut ihren sonst so zuverlässigen Augen nicht. Ist es denn möglich, daß ihre Tochter, unzweifelhaft das jüngste, schönste, begehrenswerteste Mädchen der Residenz, dasitzt, ein weiblicher Toggenburg, gewissermaßen geächtet, mitten im Ballsaal in der Verbannung, beschämt vor der ganzen gebildeten und ungebildeten Welt! Man muß wissen, daß dies auch nicht annähernd ausdrückt, was in der Seele einer Ballmutter, die ihre Tochter sitzenbleiben sieht, vorgeht.

Sie hält dies Sitzenbleiben für symptomatisch für das ganze Leben, für den ersten Schritt zum Ledigbleiben. Sie erhebt sich unter fürchterlichen Drohungen.

„Wo sind denn die Tänzer?“ fragt sie den Ballgeber und dessen Frau. Aber sie wartet nicht die Antwort ab. Sie weiß, wo die Tänzer sind, d. h. die Nichttänzer, und wenn sie es nicht weiß, so geht sie mit geschultem Spürsinn dem Geruch des Cigarrenqualms nach. Mit dem unerbittlichen Ernst eines Kriminalbeamten, der einen Mörder verhaften will, betritt sie das Zimmer, wo die Abtrünnigen sich vor Verfolgung sicher glauben. Der Anblick der Ballmutter übt eine Wirkung auf sie aus, die kaum zu schildern ist. Man lese das Kapitel über die Gorgonen nach, um annähernd einen Begriff von der Verwüstung zu bekommen, welchen das Erscheinen der Ballmutter unter den Nichttänzern anrichtet. Was weder das Pflichtgefühl der trägen Gäste bewirkt, noch das sanfte Zureden seitens des Wirtes und der Wirtin zu erreichen vermag, das gelingt dem Erscheinen der Ballmutter. Einige noch nicht ganz versteinerte Nichttänzer legen bestürzt die Cigarren fort und schleichen sich stumm in den Ballsaal. Noch immer grollend, aber doch etwas freundlicher sieht ihnen die Ballmutter nach, und jede ihrer Mienen scheint zu äußern: „Glauben denn diese Herren, daß sie zum Vergnügen hier sind? Marsch, an die Arbeit!“

Denn sie ist ja selbst nicht zum Vergnügen hier. Wer von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt ist, wird niemals ein herbes Wort über die Ballmutter sagen, selbst wenn ihre Wachsamkeit ihm bei irgend einer Gelegenheit unbequem geworden sein sollte. Es ist eine schwere Aufgabe, in Berlin junge Mädchen zu überwachen und nun gar auf Bällen, wo alles eine gefällige, freundliche Form haben und festlich wie das Gewand sein muß. Da soll auch das Strenge milde auftreten. Vor allem hat die Ballmutter alles zu vermeiden, und sie vermeidet auch alles, was ihre Eigenschaft als Ballmutter verraten und sie lästig machen könnte. Sie fühlt wohl, daß sie dann als überflüssig erschiene, obschon sie weiß, daß sie, und zwar, wie jeder Verständige zugeben muß, mit vollem Recht, höchst wichtig ist. Das bestärkt sie noch in der Überzeugung, daß sie die Einladung zum Ball nicht zum Vergnügen angenommen hat. Sie weiß auch, daß sie nicht eingeladen worden wäre, wenn sie nicht tanzbare Töchter hätte. Bis sie solche zu besitzen anfing, war sie eine begehrte Balldame, jetzt ist sie in die bescheidene Stellung eines Polizeibeamten eingerückt, der zu einer öffentlichen Festlichkeit kommandiert ist, aber nicht, um an dieser teilzunehmen, sondern um die Ordnung aufrecht zu erhalten, absperren zu helfen und ähnlichen Maßregeln Geltung zu verschaffen. Wie gesagt, sie ist nicht zum Vergnügen auf dem Ball. Aber mit welcher Geschicklichkeit weiß sie dies zu bemänteln! Sie hat das Bestreben, glauben zu machen, daß sie sich vortrefflich unterhalte. Und dies glaubhaft erscheinen zu lassen, ist keine leichte Aufgabe. Es ist meiner Überzeugung nach viel leichter, sich gelangweilt zu stellen, wenn man sich amüsiert, als den Anschein zu erwecken, man amüsiere sich, wenn man sich langweilt. Das schon langweilt sie, daß sie die Empfindung hat, die jungen Männer betrachteten sie als Schildwache neben den Töchtern, ohne zu bedenken, daß das gar nicht anders sein kann. Vielleicht, wenn die jungen Männer anders wären, als sie sind, dann könnte die Mutter ein Argusauge zudrücken, aber wer diese jungen Männer kennt, weiß, daß, wenn es gilt, sie in der Nähe junger, wohlerzogener und unerfahrener Mädchen zu beaufsichtigen, selbst die Zahl der Augen des kleinasiatischen Wächters nicht genügen wird. Die Ballmutter weiß aber, wie gesagt, die Langeweile, welche sie empfindet, in der allergeschicktesten Weise zu unterdrücken. Sie gähnt gewissermaßen inwendig. Zu hat ihr bestes Lächeln mitgebracht, um ihr Gähnen zu verbergen. Dann und wann macht sie sich hinter ihrem Fächer, den sie als Wandschirm mit sich führt, zu schaffen, um für einen Moment die ermüdeten Augen zu schließen, oder leise zu seufzen. Dann wendet sie sich wieder lächelnd zur Gesellschaft und beteiligt sich lebhafter als vorher an der abspannenden Unterhaltung. Sie denkt dabei immer an die Tochter, welche vor ihren Augen im Tanz umherflattert und den Gegenstand ihrer ganzen Bewunderung bildet. „Wie das Mädchen wieder aussieht! Merkwürdig, es ist immer das schönste in dieser Menge von schönen Mädchen! Diese Haltung, dieses Lächeln, und wie das Kind zu Boden blickt, als könne es nicht drei zählen! Und das Töchterchen ist gar nicht so. Wenn es will, ist es ein kleiner Racker, oder hat den Schelm im Nacken, je nachdem. Aber ein Engel. Sie wird einmal eine Frau werden, die ihrem Mann etwas zu raten aufgiebt. Schon jetzt beherrscht sie das Haus und hat den Vater und die Brüder unter dem Pantoffel. Es ist geradezu lächerlich, daß sie noch nicht verlobt ist. Die jungen Männer haben keine Augen und keinen Geschmack. Jetzt führt ihr Tänzer sie auf ihren Platz zurück und verbeugt sich, sie sieht ihn kaum an, — der Mohr hat seinen Walzer gethan, der Mohr kann gehen. Er gefällt ihr, aber sie läßt

es ihn nicht merken. Ein kompletter Engel!“ So oder ähnlich spricht die Ballmutter unhörbar mit sich selbst, während sie, kein Auge von der geliebten Tochter wendend, eifrig mit ihrer Nachbarin spricht, ohne eigentlich zu wissen, wovon die Rede ist. Es giebt zum Glück auf jedem Ball Gespräche, in denen jede Antwort paßt und jede Erwiderung oder jeder Einwurf nichts an der völligen Gleichgültigkeit des Themas ändert.

Während der Rundtänze darf sich die Ballmutter einige Ruhe gönnen. Wenn sie weiß, mit wem die Tochter tanzt, — und das weiß sie immer, — kann die Vielgeplagte in das Nebenzimmer gehen, sich in einen bequemen Sessel setzen und zu ihrer Erholung danken, wenn Erfrischungen herumgereicht werden. Wein verschmäht die Ballmutter immer, denn sie muß vor allen Dingen ganz nüchtern bleiben. Die Rundtänze bieten ihr Gelegenheit, in dem sogenannten Vergnügen zu pausieren, weil während derselben nicht viel Arges passieren kann. Wenn aber die Quadrille kommt, so ist sie wieder auf dem Posten. Da bezieht sie wieder einen Stuhl im Saal, oder steht in der Saalthür im dichten Gedränge. Denn die Quadrille hat es, wie der Berliner sagt, in sich. Die Paare stehen häufig müßig, und dieser Müßiggang, dessen weiß sich die Ballmutter noch genau aus eigener Erfahrung zu erinnern, ist, wenn auch nicht aller Laster, so doch vieler Keckheiten Anfang, die nicht ganz gefahrfrei sind. Die Ballmutter ist nicht etwa ängstlich. Wie wird sie! Denn ihre Tochter ist ein verständiges Mädchen, kein Engel ist so rein, und sie lacht die jungen Leute aus, die ihr vielleicht irgend etwas vorreden wollen. Sie übersieht diese Herrchen, ohne daß diese es merken. Aber die Ballmutter weiß ganz genau, welcher Tänzer während der Quadrille ernst zu nehmen ist und welcher nicht. Und auf jenen kommt es ihr ausschließlich an. Das Auge der Ballmutter ist bedeutend, es vereinigt die Schärfe des Astronomenauges mit dem Sehertalent des Prophetenblicks. Die Ballmutter sieht unfehlbar. Sie sieht wie mit Röntgenstrahlen, sie ist nicht zu täuschen und klüger als alle, die sie täuschen wollen. Ihre Urteilskraft hat sich mächtig gehoben, seit sie Ballmutter geworden, gewissermaßen als Ersatz für die Unabhängigkeit und die mancherlei Vergnügungen, auf welche sie von dem Tage an verzichten mußte, an welchem sie in den Stand der Ballmutter trat. Und nun betrachtet sie den jungen Mann scharf, der neben ihrer Tochter steht und in ihr etwas anderes als eine Tänzerin zu sehen scheint. Sie weiß bald, wenn sie es nicht längst weiß, wie er heißt, was er ist, was er hat, wer sein Vater ist und ob er Anlagen zum Verloben hat. Denn man kann nicht wissen. Auch über sein Vorleben ist sie unterrichtet, oder läßt sie sich unterrichten. Es ist natürlich nicht unbewegt. Welches Vorleben wäre unbewegt! Aber sie sieht darüber hinweg. Jugend muß austoben, sagt sie, ein junger Mann, der sich ausgetobt hat, giebt den besten Gatten ab. Sie weiß das von ihrem eigenen. Der war auch der Erbfeind der Ehe und fürchtete sich vor dem Gang nach dem Standesamt, wie der Verbrecher vor dem Gang auf die Anklagebank oder zu etwas Schlimmerem. Aber als sie mit ihm vom Standesamt kam, war alles gut, und es dauerte nicht drei Monate, da schenkte sie ihm einen Schlafrock, in dem er sich bald heimisch fühlte, wie die Schnecke im Häuschen. Manchmal rasselte er noch mit den Ketten, aber es klang ganz erbärmlich und hörte bald ganz auf. Jetzt ist er überaus ganz zahm und frißt aus der Hand. Sie kennt die Männer, und wie!

Jetzt ist die Quadrille zu Ende, und das die Ballmutter interessierende Paar geht Arm in Arm zum Platz der Tochter. Merkwürdig, da ist sie ganz zufällig in der Nähe, um der Tochter etwas Gleichgültiges zu sagen. Bei dieser Gelegenheit wird ihr ganz zufällig der junge Mann vorgestellt. „Sehr angenehm,“ sagt sie und zieht ihn in ein Gespräch. Jetzt ist sie total Ballmutter. Hier vollzieht sich, was der Jäger Anpürschen und der Baumeister den ersten Spatenstich oder Grundsteinlegung nennt. Die Scene schließt mit einer Aufforderung an den jungen Mann, sich im Hause der freundlichen Dame sehen zu lassen. Wer weiß, was daraus wird. Vielleicht wieder nichts, wie schon so oft. Es bürdet der armen Ballmutter wahrscheinlich nur einen neuen Hausfreund auf, eine Vergrößerung ihres ohnehin schon so personenreichen Kreises. Sie betont ganz ausdrücklich wiederholt, daß es in ihrem Hause ungemein einfach zuginge, bürgerlich, und der Eingeladene solle keine großen Ansprüche mitbringen, nicht etwa irgend welchen Luxus erwarten. Der Hausstand werde nicht verschwenderisch geführt, im Gegenteil, und das sei auch nötig, denn die Erziehung der Kinder koste viel, und dies sei ja auch die Hauptsache. Nicht wahr?

So liebenswürdig die Ballmutter einen jungen Mann zu behandeln weiß, so furchtbar kann sie werden, wenn sie mit einem Blick in den Ballsaal plötzlich einen älteren Herrn mit ihrer Tochter tanzen sieht, einen älteren verheirateten Herrn mit ergrauendem oder gar schon grauem Haar. Auch die duldsamste und vernünftigste Ballmutter fährt bei diesem Anblick aus der Haut, wie als stehe sie in einsamer Landschaft plötzlich einem Tiger gegenüber. Man findet in jeder Ballgesellschaft solche Tiger mit grauem Haar, Männer, welche plötzlich vom Ballkoller ergriffen werden und ein junges Mädchen zum Tanz schleifen. Das sollte überhaupt durch Plakate in Ballsälen verboten sein. Der Tanz gehört der Jugend. Terpsichore ist keine Muse in den besten Jahren. Ein älterer Herr, der plötzlich das Herumhüpfen bekommt, sollte doch bedenken, daß man in ihm nicht den Tänzer bemerkt, sondern nur einen Verunstalter des aus jugendlichen Paaren gebildeten Kreises, einen Ensemblestörer, und daß er zwischen den frischen Mädchengestalten nur um so älter erscheint, je eifriger er durch seinen Tanz

jugendlich erscheinen möchte. Und er macht sich deshalb mehr oder weniger lächerlich, was er vermiede, wenn er in der ihm gebührenden bescheidenen Stellung eines Zuschauers verharrte, oder das Rauchzimmer, oder den Skattisch aufsuchte. Der Ballmutter bereitet er natürlich das größte Entsetzen, besonders wenn sie ihn mit ihrer Tochter erwischt. Wie Archimedes dem eindringenden Römer möchte sie ihm zuschreien, er solle ihr ihre Kreise nicht stören. „So ein alter Mann,“ ruft sie unerbittlich, „gehört um diese Zeit ins Bett. Wenn ihm der Doktor Bewegung verschrieben hat, so soll er ins medicomechanische Institut gehen, oder radfahren. Was hat ihm mein armes Kind gethan? Es ist empörend! Wenn ich was zu befehlen hätte, so müßte er auf der Stelle arretiert werden.“ Und sie sagt und denkt wiederholt: „Mein armes Kind!“ und sieht sich nach Hülfe um.

Denn es ist nur die Schändlichkeit, daß ihr Kind das Opfer des alten Tänzers geworden, die sie so aufbringt. Wenn der Mummelgreis, wie sie den tanzsüchtigen älteren Mann nennt, mit einer anderen Dame tanzte, so würde sie wenig oder nichts darin finden, sie würde es gar nicht bemerken. Aber indem er sich an ihrer Tochter vergriff, machte sie sich böse Gedanken. Man wird vielleicht denken, ihre Tochter könne keinen jungen Tänzer anziehen, oder übe eine besondere Anziehungskraft auf Väter und Großväter aus. Der ganze Abend ist ihr vergällt. Indem sie keinen Augenblick vergißt, daß sie Ballmutter ist, hat der Abend ohnehin so wenig erfreuliche Momente für sie. Sie ist sehr böse, und sie lauert dem alten Herrn auf, um ihn bitter zu fragen: „Sie konnten wohl keine Jüngere finden als meine Tochter?“ nachdem der Unglückliche ihr triumphierend mitteilte, daß er eben das Glück gehabt habe, mit ihrer Tochter zu tanzen.

Der Ball ist zu Ende, die Arme ist erlöst. In einigen Tagen, vielleicht schon morgen, muß sie aber von neun Uhr abends an wieder Ballmutter sein. Denn es ist heute wieder nichts gewesen, das hat sie so im Gefühl. Wenn es nur bald etwas wäre! Sie sehnt sich nach dem Ruhestand, ihr Beruf ist ein unsagbar mühseliger. Wenn ihre Töchter verheiratet sein werden, wie wird sie sich freuen, wie freut sie sich heute schon auf die Wollust, Einladungen zu einem sogenannten Tanzvergnügen ablehnen zu können, oder gar nicht zu erhalten! Sie denkt es sich reizend, besonders wenn sie ihre Töchter darauf aufmerksam gemacht hat, daß es Zeit zum Gehen sei, und sie von ihnen gebeten worden ist, nur noch einen Walzer zu warten. Nur noch einen Walzer! Es ist eine Ewigkeit.

Ich habe die Ballmutter gerne, denn ich weiß, was sie zu ertragen hat und vor allem, daß selbst das Unangenehme in ihrem Wesen aus der Mutterliebe entspringt. Das sollte niemand vergessen, daran sollten alle jungen Mädchen und alle jungen Männer denken, denen jemals eine Ballmutter im Wege gewesen sein sollte. Wie man bei dem Titel Schwiegermutter, der so oft von unverantwortlichen, gedanken- und herzlosen Spötteleien verfolgt wird, niemals vergessen dürfte, daß eine Schwiegermutter eine Mutter ist, so auch bei dem Titel Ballmutter. Die jungen Mädchen aber mache ich speciell darauf aufmerksam, daß die Ballmutter mit dem größten Respekt zu behandeln ist, denn auch sie werden eines Tages Ballmütter werden.

„Kellner, seien Sie nicht grob,“ sagte jemand in einem Wirtshaus, „Sie können auch noch einmal Gast werden.“

Vom Schüttelreim.

Von **Richard M. Meyer.**

Wenn in letzter Zeit etwas schon oft dagewesen ist, so war es wahrlich der Satz, Alles sei schon dagewesen — das Größte wie das Kleinste; und doch macht es immer von neuem Vergnügen, dies bis in die kleinsten Absonderlichkeiten hinein zutreffend zu finden. Da ist vor ein paar Jahren ein metrischer Scherz aufgekommen: der Schüttelreim. Die lustigen Autoren des Aeolsharfen-Almanachs parodierten die übertriebene Reimfreude gewisser Verskünstler durch dies seltsame Gebäu, das die letzten beiden Tonsilben zweier sich folgender Verse die Anfangsbuchstaben tauschen ließ.

Bis an den Grunewald greift schon gierig Berlinische Bausucht —
Geht das noch weiter so fort, liegt nächstens Berlin an der Sandbucht.

Und kürzlich schritt ein pseudonymer „Harun Dolfs“ in „Schüttel-Gedichten“ auf dieser Bahn zu neuen Triumphen und sang Schillers Taucher und Schlegels Arion in seine Versetz-Reime um, ja sogar (mit kühner Neuerung auch des Inhalts) Goethes König von Thule, und eine rührsame Idylle entrang sich seiner kunstgeübten Feder:

Und müßt' ich sein in einem fernen Thal
Ein ganz bescheidener Laternenpfahl,
O glaubet nicht, daß ich der Süßen grollte.

Dürft' ich nur an des Bächleins Krümmung steh'n,
Wo selbst die Hähne früh voll Stimmung krähn,
Als ob ihr Kikriki sie grüßen sollte!

Der metrische Scherz ist nicht übel; aber eigentlich parodiert er nicht neue, sondern alte Künsteleien. Daß man solche Reimkünste in unserer Zeit ernsthaft getrieben hätte, ist mir nicht bekannt; nicht einmal in Rückerts Makamen, wo man sie am ersten erwarten

könnte, fand ich dergleichen. Aber die künstelnden Epigonen des Minnesanges haben diese Mühe ernstlich betrieben. Man hat sie da „überspringenden Reim“ getauft und führt als Beleg eine Strophe Konrads von Würzburg an:

owe daz din liebe mir niht dicke
heilet miner wunden funt!
ich bin funden
wunt von ir: nu mache sie mich heil.
Sendez trûren lane, breit unde dicke
wird mir zallen stunden funt:
wil mir kunden
stunt gelückes, sô vind ich daz heil.

Man sieht, hier bilden „wunden-funt, funden-wunt“ und „stunden-kunt, kunden-stunt“ regelrechte Schüttelreime, und obendrein stehen beide Paare untereinander im Reim. Verwickelt ist die Reimkunst noch dadurch, daß die Reime auch auseinander gerissen sind: eins steht am Versende, eins am Versanfang. Die mittelhochdeutschen Schüttelreime sind also noch viel künstlicher als die neuhochdeutschen!

Das scheint nun eine ganz unbegreifliche Spielerei, lediglich für das Auge geschaffen; und dennoch wiederholt es sich nach 600 Jahren bei Dichtern, die Konrad's Reimkunst schwerlich kannten. Wie ist das möglich? Nun, das ist eben das Absonderlichste: diese gesuchte Künstelei hat ihre Wurzel in der alltäglichen Rede, oder vielmehr im Ausgleiten der alltäglichen Rede. Der Schüttelreim ist nichts anderes als ein zur Norm erhobenes Sichversprechen!

Im vorigen Jahr ist ein interessantes Buch erschienen: „Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie.“ Ein Linguist, R. Meringer, und ein Nervenarzt, K. Mayer, haben darin gemeinschaftlich die Resultate ihrer Studien über das Ausgleiten der Rede niedergelegt — eine ganz merkwürdige Sammlung von sprachlichen Mißgeburten mit Regeln ihrer Bildung oder Mißbildung. Hier kommt nun (S. 20) als eine häufige Form vor: „Man vertauscht die anlautenden Konsonanten von Silben, welche nahezu gleiche Betonung haben.“ Als Beispiele führen Meringer und Mayer u. a. an: „Taps und Schnabak,“ statt „Schnaps und Tabak,“ „über Wand und Lasser,“ statt „über Land und Wasser.“ Sie bemerken auch, daß diese Vertauschungen gern als Spaß absichtlich gemacht werden: „O du Saukramer“ für „o du Grausamer,“ „Summerhose“ aus „Hummersauce.“ So war bei uns auf der Schule ein ganzes Deklamationsstück in Uebung, welches begann: „In einer Schinderkuhle saß ein Leichenzehrer —“ der geneigte Leser rekonstruiert sich wohl die Urform selbst.

Diese häufigen Sprachirrtümer sind also vom Witz oder von der Reimkünstelei aufgegriffen und zum Schüttelreim regularisirt worden. Im Grund ist das nichts anderes, als wenn die häufigen Gleichklänge am Satzschluß, die durch die Identität der Endungen sich von selbst ergeben, zu dem Prinzip des Endreims ausgebildet werden oder aus häufiger Wiederkehr gleicher Anlaute die Allitteration Gesetz wird. Die Sache geht aber noch weiter.

Fast noch häufiger als die Vertauschung von einzelnen Buchstaben ist die von ganzen Worten. Mayer und Meringer führen z. B. an „Woertlaut“ für „Lautwoert“ oder Verse wie: „Da plötzlich stürzt aus einem Haus mit fliegenden Weibern ein Haar heraus.“ Auch diese Irrtümer hat man systematisiert — und so entstand Stettenheims „Wippchen“ mit seinen kühnen Wortvertauschungen in landläufigen Sprüchen: „Sie sagten sich: aut Rhodus, aut salta“ — womit also die beiden Sprüche: „hic Rhodus, hic salta“ und „aut Caesar, aut nihil“ zu einem kühnen Mischgeschöpf, einem zusammengewachsenen Paar siamesischer Brüder gleichsam, contaminiert sind. Und auch dieser Meister hat seine Vorgänger, so gut wie Harun Dolfs. „In seinem Roman „Neues Leben„ hat Berthold Auerbach einen Schullehrer eingeführt, der den Spitznamen „Schnörkel“ hat; der braut Sprichwörter ineinander wie Wippchen Citate: „Wem Gott ein Amt giebt, krümmt sich bei Zeiten.“ Hier haben wir die Vertauschung ganzer Sätze, ganzer Sprichworthälften; aber das ist nur eine Weiterbildung der Wortvertauschung; die Schlagworte bringen jedes ihr Gefolge mit. Und hier können wir den Ursprung der bewußten Technik aus dem Irrtum, aus dem Ausgleiten der Rede auch litterarisch feststellen: für derartige tolle Vertauschungen war um die Wende des Jahrhunderts der Gothaer Gymnasialprofessor Galetti der sprichwörtliche Träger geworden, dem man alles aufbürdete, wie Eulenspiegel oder Mikosch Sammelnamen geworden sind. Die „Galettiana“, die seine unbeabsichtigten Bonmots sammeln, bringen nicht weniger als 415 Beispiele; also etwa: „Ägypten wird eingeteilt in das wüste und glückliche Arabien.“ Jedermann wird aus eigner Erinnerung analoge Verfehlungen anführen können.

Nichts ist übrigens häufiger, als diese Erscheinung, daß Vorkommnisse, die sich oft unbeabsichtigt einstellen, künstlich hervorgerufen werden; ist doch die ganze künstliche Zuchtwahl, der Darwin so ungeheuern Einfluß zuspricht, nichts weiter als die systematische Ausbeutung zufälliger Erscheinungen. Und um noch an einem anderen Fall zu zeigen, wie Ernst und Scherz in diesen Dingen nahe Nachbarn sind, sei an den berühmten Klapphornvers erinnert:

Zwei Knaben suchten emsiglich
Am Boom nach einem Appel —
Sie fanden aber keenen nich,
Der Boom war eene Pappel.

Auch hier liegt eine Vertauschung vor: dem Pappelbaum werden die Früchte des Apfelbaums zugemutet. Das ist nun aber eine uralte Ausdrucksformel für Unmögliches. In der Bibel heißt es, man könne nicht Feigen lesen vom Dornbusch; mittelhoch-

deutsche Dichter brauchen für thörichtes Beginnen das Bild: „Birnen von der Buche suchen;“ fromme Poeten des vorigen Jahrhunderts erläuterten Gottes Weisheit mit dem Beispiel, daß er nicht den Kürbis an der Eiche wachsen lasse, weil sonst die herabfallende Frucht den Wanderer zerschmettern würde.

Es sind das alles Einzelfälle jener wichtigen Figur, die man Chiasmus nennt: der kreuzförmigen Anordnung. Bald werden die Anfangsbuchstaben so aufgestellt, bald Worte oder Satzhälften, bald die Früchte zweier Bäume. Der Philosoph Steffens hat allen Ernstes gesagt: „Dem Adel ist sein Genuß Arbeit, dem Bürger ist seine Arbeit Genuß.“ Das ist auch ein Chiasmus, und das sollte ein tiefsinniger Ausspruch sein; uns sind die tollsten Schüttelreime lieber, als diese einst beliebte Manier, geistreich sein zu wollen, die doch auch nichts anders war als — systematisierte Verfehlung.

Litterarische Notizen.

— Dichtungen von H. Robertin. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1896. Es fällt uns nicht leicht, über dies Buch zu schreiben; die „Deutsche Dichtung“ hat den Autor — aber unsere Leser werden längst erraten haben, daß es eine Autorin und der Name ein Pseudonym ist — zuerst dem Publikum vorgeführt, und das Büchlein, mit dem sie nun hervortritt, ist in demselben Verlage erschienen, dem diese Zeitschrift zugehört; das sind äußere Dinge, die das Urteil, sofern es ein lobendes ist, leicht als nicht ganz unbefangen erscheinen lassen können. Wer so denken will — habeat sibi! wir unsererseits waren immer der Meinung und haben darnach gehandelt, daß die Gefahr einer Mißdeutung nicht von der Erfüllung einer Pflicht entbindet. Und auf dies Buch hinzuweisen, es warm anzuerkennen, die Autorin auch an dieser Stelle zu fernerem Schaffen zu ermutigen erscheint uns als eine Pflicht. Vor allem deshalb, weil das Büchlein im besten Sinne Wahrheit bietet: es ist keine Zeile darin, die nicht erlebt und empfunden wäre. Das gilt zunächst von dem lyrischen Anhang, der nicht viele Gedichte bringt, aber keines, das nicht etwas zu sagen hätte. Die Form ist nur eben tadellos und nicht mehr, aber der Inhalt macht aufhorchen: das ist wirkliches und wahrhaftiges Seelenleben; Unzählige haben es genau so erlebt, wie die Dichterin Viele haben es ebenso tief empfunden; Wenige wissen diese Empfindung so echt, klar, anschaulich wiederzugeben. Die Liebe hat über dies Herz viel Weh gebracht; ernste Pflichterfüllung hat dazu geholfen, dies schmerzlich aufgerührte Herz zu stillen; ernst, tapfer und gefaßt sieht es nun Allem entgegen, was ihm das Schicksal noch bringen mag. Das ist Alles und an sich durchaus gewöhnlich, aber daß man es so auszudrücken vermag, wie dies junge Mädchen, ist ungewöhnlich und verdient gehört zu werden. Schrieben wir an anderer Stelle, so würden wir Proben folgen lassen hier können wir uns damit begnügen auf die letzten Bände dieser Zeitschrift zu verweisen; das Büchlein bietet mehr Gedichte, aber nicht bessere oder geringere, als sie die Autorin in der „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht hat. Den Hauptinhalt des Bändchens bildet eine Erzählung in Versen „Gertrude Jasmund“, die unsere Leser noch nicht kennen. Auch sie weist vor allem jene Eigenschaft auf, die uns an den Gedichten zunächst gefesselt hat: sie ist innerlich durch und durch wahr. Der Inhalt ist ein überaus schlichter; wir wollen ihn nicht verraten; er ist auch für die Wirkung, welche die Dichtung auf den Leser übt, nicht von Belang; das Hauptgewicht liegt auch hier auf der Seelenschilderung der Heldin. Daneben aber tritt eine andere Fähigkeit hervor, die in den Gedichten nicht zum Ausdruck gekommen: der scharfe Blick für äußeres Leben und die Gabe, das Beobachtete anschaulich wiederzugeben. Die Handlung spielt auf einem norddeutschen Dorfe; das Milieu ist durchaus echt geschildert, ab und zu könnte es Detail noch plastischer herausgearbeitet sein; hier merkt man noch die junge, unsichere Hand. Die Sprache ist für den Inhalt nicht realistisch genug, das ist alles, was wir einzuwenden haben, und auch dies ist nicht wenig, jedoch auch dann ist die Dichterin nur eben offenbar noch nicht am Ziel, aber auf gutem Wege. Ob H. Robertin dies Ziel ganz erreicht, ob sie in der epischen Dichtung, sei es nun in Vers oder Prosa, Kunstwerke schaffen wird, muß die Zukunft lehren, aber ihre lyrische Begabung ist schon heute außer Zweifel: dies beweist ihr Erstlingsbuch.

Neue Bücher.

Horst, Henning van. Die Apostelfürsten. Historischer Roman. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto 1896.

Jerome, Jerome K. Roman-Studien. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Ernst Heilborn. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Langmann, Philipp. Realistische Erzählungen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Kto.

Mayreder-Obermayer, Rosa. Aus meiner Jugend Drei Novellen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1896.

Niemann, August. Die Erbinnen. Roman. 2 Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1896.

Savage, Richard Henry. Wandelbilder. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn 1896.

Spielhagen, Friedrich. Selbstgerecht Roman in zwei Bänden Stuttgart, J. Engelhorn 1896.

Croker, B M. Eine Familienähnlichkeit. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Auguste Scheibe Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Jacoby, Leopold. Cunita. Ein Gedicht aus Indien. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. 1896.

Henckel, Karl. Ada Negri. Ein Vortrag. Mit dem Portrait der Dichterin. Zürich und Leipzig, Karl Henckel & Co. 1896.

Freytag, Gustav. Gesammelte Werke. 1. Lieferung Leipzig, S. Hirzel. 1896.

Renner, Gustav. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig und Zürich, Th Schröter. 1896.

Gilly, Alfred. Fesseln. Roman 2 Bände. Dresden Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1896.

Wendet-Schratz, Adelheid. Aus Herz und Welt. München, Seitz und Schauer. 1896.

Frehsee, Martin. Michael Dichtung. Herausgegeben zum Besten des Baues der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche Berlin, Max Schildberger. 1896.

Frankl, Adolf. Lose Sachen. Stachelreime. Zweite, sehr vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage. Fürstenfeld in Steiermark, Selbstverlag. 1896.

Wertheimer, Paul. Gedichte, Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Das Rätsel des Lebens.

Novelle von **Paul Heyse.**

(Schluß.)

„Sie haben immer zu gut von ihr gedacht," brachte er keuchend hervor. „Und ich selbst — ich wußte ja, daß sie ein enges Gehirn hat, aber ein so enges Herz — nein, das hätt' ich ihr nimmermehr zugetraut. Aber stille Wasser sind tief. Seit Jahr und Tag hat sie das mit sich herumgetragen, und ich Blinder hatte keine Ahnung. Freilich, wenn man belogen wird — ich hatte ihm geglaubt, daß er verheiratet sei, aber der Schurke, nur um mich sicher zu machen — oh, ich könnte ihn erdrosseln!"

„Von wem reden Sie denn?"

„Von wem anders, als von dem Buben, dem Klavierstimmer. Er that immer so bescheiden und unterthänig; wenn er mich spielen hörte, lobte er mich über den Schellenkönig, der Heuchler, und ich hörte mich gern loben — mein Gott! wenn man noch so sehr weiß, was man wert ist, man ist doch kindisch genug, es auch einmal von anderen hören zu wollen. Und so stahl er sich in mein Vertrauen ein, der Räuber, und wie er dachte, nun sei ich ihm sicher und er könne auf meine gute Meinung von ihm lossündigen — da, vor drei Wochen, stellen Sie sich vor, hat er die Stirn und tritt vor mich hin und sagt: „Ich bin gekommen, verehrter Meister, Ihnen mitzuteilen, daß ich entschlossen bin, die Babette zu heiraten."

„Ich starr' ihn an, wie wenn er Chaldäisch redete. „Sie wollen heiraten? die Babette? Ist denn Ihre Frau gestorben, oder haben Sie sich scheiden lassen?" Da lächelt er halb verlegen, halb unverschämt und gesteht, er habe mir nur was vorgeflunkert von seinem Ehestand, weil er gemerkt habe, ich würde ihn sonst nicht bei mir aus- und eingehen lassen. Er liebe die Babette und sie ihn, und alles Übrige sei in Richtigkeit, und er hoffe, da sonst kein Hindernis sei, würde ich nichts dagegen haben, zumal er schon jemand wisse, eine sehr zuverlässige Person, die von jetzt an meine Aufwartung übernehmen könne.

„Ich war noch immer wie vor den Kopf geschlagen, hätte den Menschen am liebsten mit einem Fußtritt zur Thür hinausgefeuert, nahm mich aber doch zusammen und versetzte: es bestehe eben doch ein Hindernis, nämlich, daß ich meine Einwilligung nicht zu geben gesonnen sei. Worauf er, immer ganz sanftmütig, der abgefeimte Komödiant, sich zu bemerken erlaubte, die Babette sei einundzwanzig Jahre alt, also mündig, und so leid es ihm thue — das Aufgebot sei auch schon bestellt —

„Da fuhr es mir heraus: „Sie haben die Rechnung ohne den Wirt gemacht, mein Lieber. Mündig mag sie sein, aber zum Heiraten, bis sie fünfundzwanzig ist, bedarf sie der Einwilligung ihres Vaters, und die werden Sie nicht kriegen, dafür steh' ich Ihnen."

„Und er wieder ganz gelassen: „Wir werden uns leider ohne den väterlichen Segen behelfen müssen. Die Babette ist ja eine Doppelwaise."

„Mein Herr!" rief ich und konnte die Worte kaum herausbringen, der Zorn wollte mich ersticken, „Sie irren sich, der Vater lebt, und ich muß es wohl wissen, denn ich bin es selbst."

„In dem Augenblick hörte ich einen leisen Schrei hinter der Thür. Das Mädchen stand natürlich draußen und hatte gehorcht. Der dreiste Mensch aber blieb ganz kaltblütig.

„„Sie werden verzeihen, verehrter Meister," sagte er, „wenn ich diese unerwartete Enthüllung bezweifle. Haben Sie irgend welche Papiere, aus denen Sie Ihre Vaterschaft nachweisen können?"

„Das war ein Schlag, auf den ich nicht gefaßt war.

„Ich habe Ihnen erzählt, daß ich die Mutter des Kindes in meinem Geburtsort gekannt hatte

— nur zu gut gekannt. Sie war eine Bauerntochter, eine schöne, frische Person, ein paar Jahre jünger als ich, nicht klüger als ihre Tochter, und ich — unsere Höfe grenzten aneinander und leichtes Blut hatten wir Beide — nun, sie war die Erste nicht. Ich kam bald zur Besinnung, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, aber ihn durch einen noch viel dümmeren wieder gut zu machen, indem ich das ganz ungebildete Wesen heiratete, fiel mir nicht ein. Ich machte mich davon, schickte ihr aus der Ferne ab und zu etwas Geld und, wie Sie wissen, nahm mich des Kindes an, als die Mutter mit Tod abging. Das alles konnte ich beschwören. Aber Zeugnisse darüber hatte ich nicht, und so war ich wehrlos dem Räuber gegenüber.

„Er bemühte sich dann, mich zu begütigen, appellierte an mein Vaterherz, und daß ich dem Glück meines einzigen Kindes doch nicht im Wege stehen würde. Je schwächer meine Sache war, je wütender wurde ich und sagte: „Wenn Sie Lust haben, eine Bettlerin zu heiraten, so nehmen Sie sie hin. Ich hatte ihr im Testament mein ganzes Vermögen verschrieben, das werd' ich nun einer Anstalt zur Versorgung invalider Musikanten vermachen.“

„„O,“ sagte er, „vermachen Sie es wem Sie wollen oder werfen Sie's meinetwegen in die Isar; ich bin mit einem sehr guten Gehalt in der Pianofortefabrik angestellt und werde mit der Zeit vom Werkführer zum Compagnon aufrücken, ich nehme das Mädel, wie es geht und steht und frage Ihrer Großmut nichts nach. Haben Sie so viele Jahre Ihrem Kinde kein Vaterherz gezeigt, so wird ihr auch jetzt an Ihrem Segen nichts gelegen sein.“

„Wie er das herausstieß, nun auch hitzig geworden, stürzte die Babette herein, fiel mir zu Füßen und bat mit aufgehobenen Händen, ich möchte sie nicht unglücklich machen. Sie wisse ja, wie viel Dank sie mir schuldig sei, aber sie liebe nun einmal ihren Eduard und würde sich zu Tode grämen, wenn sie ihn nicht zum Mann bekäme.

„Ich gestehe meine Schwäche, sie dauerte mich im Stillen; auch war ich erstaunt, woher sie alle die Worte fand, da sie sonst den Mund nicht aufthun konnte. Zugleich aber schwoll mir der Ingrimm, mich so betrogen zu sehen, zum Hirn hinauf, ich blieb wie steinern und erklärte: nie und nimmer würde ich sie einem Manne geben, der ein so tückisches Spiel mit mir getrieben. Er aber war wieder ruhig geworden und sagte nur: „Du hast zu wählen, Babettl, ob du beim Vater bleiben willst, bei diesem Vater, oder mit mir gehen, gleich auf der Stelle, damit ich dich vorläufig zu meiner Mutter bringe und über drei Wochen mit dir vor den Altar trete.“ — Dann war's ein paar Minuten lang so still zwischen uns, daß man eine Stecknadel konnte fallen hören, und dann — eh' ich noch überlegen konnte, ob ich nicht doch andere Saiten aufziehen sollte, war sie vom Boden auf und ihm an der Brust, und während sie vor Schluchzen nichts weiter herausbringen konnte, als: „Jesus Maria, was soll ich thun?“ — hatte er sie umfaßt und zur Thür mit ihr hinaus.“ — —

Er war bei diesen Worten auf eine der Bänke gesunken, die in den Anlagen standen, und athmete laut und schwer. Ich konnte mich des innigsten Mitleids nicht erwehren, fand aber kein Wort, es ihm auszudrücken. In der Sache mußte ich ihm ja Unrecht geben, aber wie er nun einmal war —!

Vom Dultplatz her kam eine lustige Gesellschaft, ihr Lachen und Lärmen weckte ihn aus seinem Brüten auf, er fuhr in die Höhe und sah sich ängstlich um. „Kommen Sie fort!“ sagte er. „Was ist da auch zu thun? Gestern haben sie Hochzeit gehalten, ich bin natürlich dazu eingeladen worden. Aber wenn ich's auch übers Herz gebracht hätte, wie sollt' ich hingehen, da ich kein hochzeitliches Gewand habe? Die Babette hat mich auch noch ein paarmal besuchen wollen — ich habe sie aber nicht eingelassen und ihre Wäsche und Kleider ihr hingeschickt, und sie hat mir einen langen Brief geschrieben, den habe ich ungelesen verbrannt, nein, ich will nicht lügen, gelesen hab' ich ihn doch, aber er hat mich nicht umgestimmt, ich habe kein Kind mehr und überhaupt nichts — nichts mehr auf der Welt!“

„Erlauben Sie,“ sagt' ich, „Sie haben noch Ihre Kunst!“

„Was kann eine Kunst mir sein, die nie ins Leben hinausgehen wird? Sehen Sie, dieser Mensch, mein — Schwiegersohn, auch er hat kein Verständnis für mich. Ich habe ihn einmal in einer schwachen Stunde in meinen Opernplan eingeweiht, er hat mir gestanden, daß ihm die Sache hoffnungslos scheine. Haben nicht auch Sie, nachdem Sie mir Anfangs Mut gemacht, sich zurückgezogen?“

Ich konnte den desperaten alten Mann nicht so ganz ungetröstet lassen. Zumal ein Gedanke

in mir aufblitzte, der noch eine glückliche Lösung versprach.

„In einigen Tagen," sagt' ich, „werde ich mit meiner Arbeit fertig werden, dann kann ich wieder an unsere Oper denken. Und sehen Sie, bei allem Übel ist immer etwas Gutes. Ihr Erlebniß mit der Tochter hat mir soeben einen Gedanken eingegeben, der zu unserm Text auf einmal hinzubringt, was ich bisher vergebens gesucht habe: eine befriedigende Schlußwendung. Zwei Liebende müßten sich der Sphinx präsentieren und auf deren Frage: wozu sie leben, einfach erwidern: nun eben um zu leben und zu lieben. So wäre die Lösung des Lebensrätsels ganz einfach das Leben selbst, ein Dasein, das durch das Aufgehen in einem anderen so glorreich seine Erfüllung, seinen Zweck, seine Beseligung fände, daß es wahrlich der Mühe wert erschiene, gelebt zu haben, um das zu erfahren. Und dann könnte die Sphinx, als ein liebloses, ewig unfruchtbares und neidisches Ungeheuer sich getrost in den Abgrund stürzen, — die Zuhörer fänden doch ihre künstlerische und sittliche Befriedigung und nähmen aus dem Konzertsaal — denn für's Theater wär's doch vielleicht nicht geeignet — einen reinen symbolischen Gewinn mit nach Hause."

Ich dachte wunder wie fein ich's angestellt hätte, den gebeugten Mann aufzurichten. Er blieb aber wieder stehen, blitzte mich von der Seite an und murmelte: „Sie spotten meines Unglücks! Ich soll meine eigene Schmach in Musik setzen?! Ich danke ergebenst. Nein, das edle Liebespaar triumphiert ohnehin, und es wird das beste sein, es zu machen wie das „lieblose, ewig unfruchtbare und neidische Ungeheuer", womit Sie doch wohl mich gemeint haben, und sich ins Bodenlose zu retirieren. Uebrigens mögen Sie ja recht haben, und ich bin Ihnen den schönsten Dank schuldig, wertester Herr Hofrat, aber ich bitte dringend, sich nicht ferner um mich zu bemühen, und wünsche Ihnen wohl zu ruhen!"

Er riß sich die Mütze vom Kopf, wickelte sich dann wieder in sein Mäntelchen und rannte so eilig von meiner Seite weg, daß ich es als hoffnungslos erkannte, ihn einzuholen, um ihn von seiner irrigen Meinung zu bekehren.

* * *

Es war mir auf die Länge aber doch unmöglich, ihn in dem Wahne zu lassen, als hätte ich es nicht ganz freundschaftlich mit ihm gemeint. Gleich am nächsten Mittag eilte ich in die Hasenstraße.

Ich fand oben die Thür seiner Wohnung offen, er selbst aber kam mir nicht entgegen, sondern nur die Hausherrin, die damit beschäftigt war, eine große Kiste mit den Büchern und Musikalien vollzupacken, während Dienstmänner aus- und eingingen, die Möbel hinunter zu schaffen.

Herr Arnoldi sei am frühen Morgen zu ihr gekommen und habe ihr gesagt, er müsse unverzüglich verreisen und bitte sie, seinen sämtlichen Hausrat verauktionieren zu lassen und den Erlös an seine Tochter zu schicken, nur die Bücher und Notenhefte solle sie ihm nachschicken, wenn er erst wisse, wo er sich niederlassen würde. In einem kleinen Nachtsack habe er ein bißchen Wäsche mitgenommen, überflüssige Garderobe habe er nicht besessen, da er im Winter durch wärmere Unterkleider sich zu helfen gepflegt habe. Und so sei er fort, nachdem er Alles auf Heller und Pfennig bezahlt habe, was er ihr schuldig gewesen sei; und es habe sie recht derbarmt, wie elend er aus den Augen geschaut habe, zumal da sie ihm so lange Unrecht gethan wegen des Babettl, das ja sein leibliches Kind gewesen sei und nicht seine Geliebte. Auch die thue ihr leid. Am Ende, wenn man zu wählen hat zwischen einem alten traurigen Vater und einem jungen Ehemann — es sei vielleicht nicht schön, aber die Natur lasse sich nicht spotten, und sie hätten den Papa ja auch zu sich nehmen wollen, auch schon bevor er ihr in einem Billet von drei Zeilen mitgeteilt, daß er sein Testament nicht umstoßen werde und ihr in Gottes Namen Alles vergebe, was sie ihm angethan.

Nun hoffe sie — die Tochter — nur noch, daß der arme Vater, wenn er noch älter und bresthaft würde, sich an sie erinnern und Nachricht von sich geben möchte, daß er auf seinem Todbett seine Kinder und Kindeskinder segnen könnte.

* * *

Hierzu schien es indessen nicht kommen zu sollen.

Etliche Jahre später, da ich der Wirtin einmal auf der Straße begegnete, erfuhr ich, von ihrem Mieter sei noch immer keine Nachricht gekommen, und die Kiste mit seiner Bibliothek stehe, auf eine Adresse wartend, wohlverwahrt auf dem Speicher.

Ich sollte aber doch noch einmal an den Verschollenen erinnert werden. Ein mir befreundeter Maler, der aus Italien zurückkehrte, erzählte mir unter anderen Reiseerlebnissen, daß er einmal an der Klosterkirche der Passionisten am Monte Cavo vorbeigegangen und durch ein wundervolles Orgelspiel hineingelockt worden sei. Es sei nicht, wie gewöhnlich in italienischen Kirchen, eine Phantasie über weltliche Themata aus dem Trovatore oder der Lucia gewesen, sondern ein herrliches Bachsches Präludium und dann eine kunstvolle Fuge, so meisterhaft gespielt, daß er sich still in einen Kirchenstuhl gesetzt habe und nicht müde geworden sei, dem seltenen Konzert zu lauschen.

Eine kleine Schaar von Bewohnern der nächsten Landhäuser habe ebenfalls andächtig zugehört und einer derselben ihm auf seine Frage berichtet, der Spieler sei einer von der Bruderschaft, ein Deutscher seiner Herkunft nach, und führe den Namen Fra Arnoldo.

Seitdem ist das Kloster säkularisiert worden, die Brüder weggestorben, so daß ich, als ich selbst einmal das Kirchlein betrat, den öden Raum totenstill und Niemand mehr antraf, der von Fra Arnoldo Auskunft zu geben wußte.

Ich konnte mich aber der Erwägung nicht enthalten, daß es doch eine am Ende übereilte Maßregel des geeinigten Königreichs Italien gewesen sein möchte, alle diese Asyle aufzuheben, in denen Menschen, die für das Rätsel des Lebens keine Lösung gewußt, eine immerhin freundlichere Zuflucht finden konnten, als den Sprung in's Bodenlose.

Einem Toten.

Weil du maßvoll schienst und kühl,
Hieß es oft, es sei hienieden
Gar ein daunenweicher Pfühl
Von den Göttern dir beschieden.

Wie ein spiegelglatter Fluß
Rinne sanft dahin dein Leben,
Und auf friedlichen Genuß
Sei ein Freibrief dir gegeben.

Immer walte über dir
Lachend klare Himmelsbläue,
Und dir sei ein Fremdes schier,
Was da Leiden schafft und Reue.

O wie anders, da der Tod
In die unbekannten Fernen
Dich, du starkes Herz, entbot,
Hab' ich dich begreifen lernen!

Sinnend sahst du ihm ins Aug',
Und du sprachst: Es geht zu Ende, —
Was ist unser Leben? — Rauch!
Rastet denn, ihr müden Hände.

Wünsch' ich," daß ein Jenseits neu
Mich hinaus treib' aus dem Hafen?
Was ist unsre Ladung? — Spreu!
Nein, ich hoffe lang' zu schlafen.

Gleichgewicht! — in schwerem Kampf
Habe ich nach dir gerungen,
Und so herb' war oft der Krampf,
Daß mir fast das Herz zersprungen.

Wie ein Panther, aufgebäumt
Hat sich ewig die Begierde,
Und gefesselt und gezäumt
Hielt ich nie sie bloß zur Zierde.

Lebewohl, du Erdenlust!
Wie mit Schmerzen du durchwoben
Und wie wund, ach, meine Brust,
Weiß nur ich und der da droben."

Robert Waldmüller-Duboc.

Album der Jahreszeiten.

In dem ersten zarten Briefe
Der vom Frühling flog zur Welt,
Ihr von Stürmen zugestellt,
War der Inhalt lauter Tiefe,
Von Begeisterung geschwellt.
Siegel dieses Briefes waren
Blauer Himmel, Sonnenlicht,
Und es klang wie von Fanfaren
Jede Zeile ein Gedicht.

Allbelebend in die Erde
Drang die Botschaft ein, und bald,
Daß jetzt Alles anders werde
Ging ein Flüstern durch den Wald.
Welch ein buntes Blüh'n und Sprossen
Regte froh sich überall!
Freudetrunken, duftumflossen,
Wie auf einem Maskenball!
Kühn in ihrer Unschuld drangen

Schneeglöcklein hervor, ein Chor
Holder Primeln, und es sprangen
Veilchen mutbeseelt empor.

Aber plötzlich ging ein Zittern
Durch die Blüten und sofort
Kam ein Drohbrief, ein Gewittern: –
„Weh euch!“ rief ein Donnerwort. –
Als das Maifest sie begingen
Und in einer schwülen Nacht
Sich zu kosen unterfingen
Mit den schönen Schmetterlingen
Brach das Unheil los mit Macht.

Durch die Schirme, durch die Kleider
Drang der Regen, ja sogar
In die „Frauenschuhe“. Leider
Trotzten viele der Gefahr.
Samtmantillen und die hellen
Rosenroten Dominos
Flogen in des Baches Wellen
Schmuck und Bänder wurden los.
Ach wie sah'n am nächsten Morgen
Selbst die schönsten elend aus!
Moos und Pilze nur geborgen
Blieben wohlverwahrt zu Haus.

„Liebet,“ sprach hierauf der Sommer
„Doch für euch erwartet nichts!
Wahren Frieden fühlt ein Frommer
Nur in Anbetung des Lichts.“
Und auf diesen Brief erschienen
Rosen, Nelken, heißes Blut,
Die mit andachtsvollen Mienen
Aufsah'n zu der Sonne Glut.
Zwar noch scherzend mit den Lüften
Prangten sie voll Stolzes auch,
Aber schon in ihren Düften
Lag ein schwermutsvoller Hauch.
Kürzer wurden dann die Tage
Und voll Sehnsucht nach dem Licht
Senkten erst mit leiser Klage
Lilien ihr bleich Gesicht.
Dann erlosch die Königskerze,
Mit dem Rittersporn zerbrach
Stolz in seinem blauen Erze
Auch der Eisenhut hernach.

Endlich schrieb der Herbst: „Ach Alles,
Was entsteht, trägt von Natur
Schon die Keime des Verfalles,
Und ist deshalb eitel nur.“
Über dieses Schreiben beugten
Tausend Häupter sich zum Staub:
Mohn und Malven, und bezeugten
Alles sei der Stürme Raub.
Nur die liebl'che Reseda
Wagte noch ein freies Wort,
„So wie ich,“ sprach sie, „sterb' jede,“
Schließlich war auch sie verdorrt.
Für die Astern in dem Garten
Schrieb das Jahr, schon müd und matt,
Etlich kühle Redensarten
Auf der Rebe letztes Blatt.
Später in der Winternacht
Ward das Album zugemacht,
Dafür wob der Mondenschein
Blumen in die Fenster ein.

Hermann Lingg.

Melusine.

Stets hat die Sage mich gerührt:
Ein Jüngling ward einmal verführt.
Er traf im Wald ein schönes Weib,
Gar lieblich von Gesicht und Leib.
Und sollt' sie küssen, dreimal an drei Tagen.
Dann bricht der Bann, in den sie ward geschlagen.

Am ersten Tage traf er an
Die schönste Maid und hat gethan
Nach ihrem Wunsch. Beim zweitenmal
Schuf ihm das Küssen größ're Qual,
Noch war sie schön an Antlitz und an Miene
Jedoch ihr Leib glich dem der Melusine.

Am dritten Tag, voll Ungestüm
Lief er zum Wald. Ein Ungetüm,
Ein gift'ger Lindwurm reckt' den Arm,
Daß er am jungen Leib erwarm',
Und sperrte gähnend auf den Höllenrachen;
Der Jüngling ist entronnen kaum dem Drachen.

Ich mein, wie jene Waldfrau war,
Ist unser Leben: morgenklar
Schaut es dem Knaben in's Gesicht,
Er sieht Gefahr und Schatten nicht.
Der Jüngling freut sich, zweifelnd schon, der Wonnen,
Der Mann ist froh, wenn er noch heil entronnen.

Hans M. Grüninger.

Erste Sterne.

Veilchenblaue, klare Ferne,
Stumm der Wald und still das Feld;
Hoch im Ost schon einz'le Sterne,
Tiefen Friedens voll die Welt.

Westwärts noch mit großen Augen
Starr die Sonnenblumen seh'n;
Kühl vom Strom ein feuchtes Hauchen,
Weich im Schilf ein heimlich Weh'n.

Mohn und Lilien in der Rechten
Aus den Weiten naht die Nacht.
Ob des tagfrohns-müden Knechten
Halten Sterne heil'ge Wacht.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Während der Notar diesen Abschnitt des Testaments vorlas, richteten sich aller Augen auf die Heldin desselben, die nunmehr achtundsechzigjährige Witwe Schmeling, geborene Hey.

Die alte Frau horchte hoch auf, als sie jetzt, nach beinahe fünfzig Jahren, zum erstenmale vernahm, wie blind sie in der entscheidenden Periode ihres Lebens gewesen war. Und dann, als im Verlaufe der Erzählung immer deutlicher hervortrat, welch ein großes und gutes Herz für sie geschlagen hatte, — als von dem Schicksal, das sie sich kurzsichtig bereitet, Schleier auf Schleier fiel, da sank ihr graues Haupt immer tiefer herab, und es war ihr, als ob ein verdientes Gericht über sie erginge.

Sie konnte ihren Thränen nicht wehren. Langsam tropften sie hernieder in ihren Schoß.

Käthe beobachtete sie, trat leise zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter, wie um sie zur Selbstbeherrschung zu ermahnen.

Als der Notar zu lesen aufhörte, sagte Käthe: „Er ist doch wohl zu hart in seinem Tadel gewesen, Mutter!"

Da richtete sich die Jugendgeliebte Gottlieb Schmelings auf: „Nein, nein, Kinder: soweit ich Gottliebs Bericht kontrollieren kann, enthält er kein unwahres Wort. Ich bin gewesen, wie er mich sah. Das Übrige aber, was ich erst heute erfahren habe — ich muß noch einmal alles still für mich durchdenken, damit ich's begreife."

Es entstand eine Pause. Keiner der Anwesenden fühlte sich berufen, über das Gehörte in Gegenwart der alten Frau eine Meinung zu äußern.

Die frivole Stimmung aber, in die während des Frühstücks ein Teil der Gesellschaft geraten war, hatte nunmehr, da die Gestalt des Verstorbenen hoch und achtunggebietend vor den geistigen Augen aller emporgewachsen war, einem andern Platz gemacht, worin der Ernst der Stunde zum Ausdruck kam. Die Cigarren waren erloschen, die Weingläser blieben unberührt. Leise ging Käthe an den Fenstern entlang und ließ die weißen Vorhänge herab, um die Sonnenstrahlen auszuschließen, die immer zudringlicher in den Raum fluteten.

Den jungen Leuten wurde spukhaft zu Mut. Als ob die Schatten längst vergangener Zeiten sichtbar in die Gegenwart hineinfielen und in ihnen die Toten vorüberwallten . . .

Der Notar fragte: „Soll ich weiter lesen?"

Niemand antwortete ihm.

Da waltete er seines Amtes und fuhr in seinem Vortrage fort. Wieder hatte Gottlieb Schmeling das Wort.

„Noch bleibt mir übrig, einiges über meine jüngste Schwester Hannchen zu sagen, die einen ganz besonderen Weg gegangen ist. Sie stellte sich schon früh als eine Abweichung von dem Schmeling'schen Familientypus dar. Erst äußerlich, später auch innerlich. Hannchen war ein schönes, aber auch gefallsüchtiges Kind von einschmeichelndem Wesen. Schon früh gewöhnte sie sich, auf uns, auf ihre ganze Umgebung herabzusehen. Gott mag wissen, woher sie den Trieb nach Verfeinerung hatte. Nach ihrer Konfirmation ließ sie mir keine Ruhe: sie wollte um jeden Preis in einer städtischen Pension sich eine Bildung aneignen, die ihr Stand, ihre Lebensstellung nicht erforderte. Und da sie sehr anmutig zu bitten und zu schmeicheln verstand, war ich so schwach, ihr nachzugeben.

Im Laufe der Zeit ist es etwas ganz Gewöhnliches — eine Modesache — auch für den Mittelstand geworden, die halberwachsenen Töchter zu fremden Leuten zu schicken, die man häufig nur nach Annoncen auswählt, damit ihnen draußen die Kinderschuhe ausgezogen und Fräuleinsmanieren anerzogen werden. Damals aber, im Anfange der dreißiger Jahre, glaubte man noch, ein junges Mädchen gedeihe innerhalb der eigenen Familie am besten, und fürchtete für ein solches bildsames, unreifes weibliches Wesen alle Einflüsse, über deren Art man nicht vollständig im klaren war. Wenn Hannchen meine Tochter gewesen wäre, würde ich sie im Hause behalten haben; als älterer Bruder indessen fühlte ich mich unsicher und neigte schließlich zu der Ansicht, daß es doch wohl richtig sein möchte, sie eine Weile der Leitung einer Mutter und Hausfrau anzuvertrauen.

Nach umständlichem Suchen und Nachforschen, wobei mir die damalige Frau Pastorin behülflich war, ermittelte ich endlich ein Institut in Potsdam, das mir geeignet erschien. Die Entfernung war allerdings reichlich weit, doch bot sich eine passende Reisegelegenheit, und ich ließ Hannchen mit ziemlich ruhigem Herzen ziehen. Ihre Berichte klangen insofern günstig, als es ihr ausnehmend gut in der Pension gefiel, der eine verwitwete Geheimrätin vorstand; doch empfing ich bald den Eindruck, daß sie in ein sehr weltliches Haus geraten sei, worin Vergnügungen allerlei Art die Hauptrolle spielten. Als ich ihr meine Unzufriedenheit darüber aussprach, schlug sie sofort in ihren Briefen einen andern Ton an. Von Amüsements war nicht mehr die Rede; dagegen gab sich die junge Diplomatin die Mühe, aus Predigten, die sie gehört haben wollte, Stellen zu citieren, die ihr, wie sie sagte, im Gedächtnis geblieben wären. Sie war, wie ich merkte, angewiesen worden, nur dasjenige nach Hause zu schreiben, was man dort zu hören wünschte. Wahrscheinlich wird diese Politik auch sonst von Pensionsmädchen befolgt, da sie die Korrespondenz ungemein vereinfacht. Zu meiner Beruhigung aber trug sie nicht bei, da ich die Empfindung behielt, daß ich an der Nase herumgeführt würde und sich in der Potsdamer Pension Dinge zutrügen, die schlechterdings nicht zu billigen waren.

Es lag indessen kein Grund vor, Hannchen zurückzurufen. Ihre Bitte jedoch, mit der sie am Ende des Pensionsjahres herausrückte, noch länger von der Potsdamer Bildung profitieren zu dürfen, schlug ich rund ab. Da mußte sie denn, wohl oder übel, in das Nest Gunthershausen zurückkehren, das sie inzwischen gründlich verachten gelernt hatte. Schon in den ersten fünf Minuten wurde mir klar, daß sie nicht mehr zu uns paßte. Durchaus nicht. Wir Schmelings gleichen den Waren, die wir von jeher mit Vorliebe geführt haben: schlichte, solide Stoffe zum Hausgebrauch; aus Hannchen war ein luftiges Luxusgewebe mit buntem Muster und starker Appretur geworden. Sie fühlte sich unter uns, nach ihrem eigenen Ausdruck, wie verraten und verkauft. In ganz Gunthershausen — und wahrscheinlich ungezählte Meilen im Umkreise — befand sich keine Seele, die sie verstand, die mit ihr fühlen konnte. Wer kümmerte sich bei uns um schöne Litteratur? Niemand. Von Jean Paul, für den sie schwärmte, hatten wir noch nie etwas gehört. Musik — wie Hannchen sagte, die göttlichste aller Künste — wurde bei uns nur im Hause des Pfarrers gemacht, dessen Frau drei Choräle auf einem ererbten Spinett notdürftig spielen konnte. Unsere Kleidung, unsere Lebensweise, unsere Sitten — darin waren wir nach Hannchens naseweisem Urteil mindestens fünfzig Jahre zurück. Kurz: sie war aus dem Boden gerissen worden, worin sie wurzelte und schwebte nun sozusagen in der Luft.

Vielleicht hätte sie sich doch allmählich wieder unter uns zurecht gefunden, wenn nicht die Beziehungen zwischen ihr und ihrer Potsdamer Welt so außerordentlich lebhafte geblieben wären. Ich glaube, kein Mensch in ganz Gunthershausen empfing so viele Briefe wie sie. Aus einigen las sie uns gelegentlich vor, um uns zu imponieren. Sie waren in dem empfindsamen Jargon jener Zeit geschrieben, mit jenem Haschen nach ungewöhnlichen Bildern für allgemein menschliche Gefühle, das einem gesunden Sinn unausstehlich ist. Aber abgesehen davon waren sie harmloser, als ich erwartet hatte. Natürlich mußten diese lieben, geistreichen Briefe auch beantwortet werden. Hannchens Verbrauch an Papier, Gänsekielen und Siegellack war enorm, und für das Porto, das sie verausgabte, hätte man ein Waisenkind in Kleidung halten können. Ganze Vormittage klebte sie am Schreibtisch. Für den Haushalt that sie nichts; sie lebte bei uns gewissermaßen zu Gast, wie eine vornehme Verwandte, die zu gut für gewöhnliche Arbeit gehalten wird.

Da die für Hannchen einlaufenden Briefe meist durch meine Hände gingen, so fiel mir nach einiger Zeit auf, daß eine charakteristische männliche Handschrift ziemlich häufig unter den Adressen erschien. Das Siegel zeigte ein Wappen. Indessen dachte ich nichts Arges dabei. Warum konnte nicht aus jenem Kreise, worin das Briefschreiben eine Modekrankheit war, irgend ein müßig gehender, schreibseliger, bejahrter Schöngeist Vergnügen daran finden, vor einem hübschen jungen Mädchen seine gezierten Gedanken paradieren zu lassen?

Doch wurde Hannchen verlegen, als ich der Person dieses Korrespondenten nachforschte, und wich mir aus. Da wurde ich argwöhnisch. In der Potsdamer Pension waren jedenfalls außer der Anbetung Jean Pauls und ähnlicher Federhelden und der Schwelgerei in der „göttlichsten aller Künste“ noch andere Dinge getrieben worden, von denen ich nichts zu hören bekam. Die menschliche Natur, wie sie sich auch aufspielen mag — pietistisch oder ästhetisch — bleibt immer dieselbe, und nimmt sich überall ihr Recht. Und ein Mädchen, wenn es auch noch so erbauliche Reden im Munde führt, bleibt eben ein Mädchen — eine Tochter Evas, und trägt ihr Erbteil in sich.

Der unbekannte Korrespondent Hannchens fing an, mir schlaflose Nächte zu machen, da ich mich für diese jüngste Schwester in besonderem Grade verantwortlich fühlte. Und ich setzte ihr so lange zu, bis sie endlich, nach mancherlei Ausflüchten, mit der vollen Wahrheit herauskam. Da ergab sich denn, zu meinem nicht geringen Schrecken, daß der vermeintliche bejahrte Schöngeist ein junger Husarenlieutenant war, der in seinen Briefen keineswegs neue Erscheinungen in der Litteratur besprach, sondern das alte Hohelied der Liebe gründlich durchnahm und erläuterte.

Hannchen hatte sich, kurz vor ihrer Rückkehr nach Gunthershausen, mit Kurt von Altrock, dem zweiten Sohn eines Gutsbesitzers, verlobt. Mit siebenzehn Jahren, frischweg, wie ein leichtes, luftiges Vögelchen, das sich um den morgigen Tag keine Sorge macht. Als ich mir erlaubte, der materiellen Grundlage nachzufragen, auf der diese Verbindung möglich sei, geriet sie förmlich in Entrüstung. An dergleichen zu denken, schien ihr entsetzlich ordinär, schien ihr eine Entweihung des himmlisch-hohen Verhältnisses. Nur Leute meines Schlages, die alles ins Prosaische herabzögen, beschäftigten sich gleich mit Aussteuer, Hochzeit und Wirtschaftsgeld, sobald sie das Wort Liebe hörten. So warf Hannchen mir vor. Was sie und Kurt betrife — sie wären glückselig in dem Bewußtsein, daß ihre Seelen sich gefunden hätten und fortan gemeinsam weiterschweben würden, hoch über dem gemeinen Dunstkreise irdisch-rohen Treibens.

Mit dergleichen Phantastereien konnte sie mich nun freilich nicht irre machen. Wenn die Liebe überhaupt einen vernünftigen Zweck hat, so ist er die Gründung eines Hausstandes. Mag das Mädchen sich auch mit allerlei wundersamen Illusionen, die dem zarten Geschlechte eigentümlich sind, bei den ersten Regungen der Liebe über diese Thatsache hinwegtäuschen; der Mann, der eine Liebeserklärung macht, muß sich bewußt sein, daß er damit ein Eheversprechen abgiebt. Nichts anderes ist des Pudels Kern.

Demgemäß nahm ich mir die Freiheit, den Herrn Lieutenant von Altrock mit aller Höflichkeit in betreff seiner Absichten und Aussichten zu sondieren. Er setzte sich mir gegenüber aufs hohe Pferd. Auf seinen Namen und seine Offiziersepauletten pochend, erklärte er sich für einen Ehrenmann, der ganz genau wisse, was ihm zu thun obliege. Wenn es ihm gegenwärtig noch nicht konveniere, seine Verlobung mit meiner Schwester öffentlich bekannt zu machen, so sei dies eine Angelegenheit, die sie beide allein angehe. Und da eine Heirat fürs erste noch nicht in Frage komme, sei es vollständig überflüssig, zu erörtern, wovon er mit einer Frau standesgemäß zu leben gedenke, wie er seinerseits sich auch enthalte, mich darüber auszuforschen, welche Mitgift meine Schwester zu erwarten habe.

So konnte ich den flotten Herrn indessen nicht entschlüpfen lassen. Ein unklares Verhältnis ohne jede Garantie für die Zukunft Hannchens durfte ich nicht dulden. Der Adel und die Epauletten des Herrn von Altrock imponierten mir nicht im geringsten. Ich schrieb an seinen Vater, den Gutsbesitzer, unterrichtete ihn von den Verpflichtungen, die sein Sohn eingegangen sei, und bat um seine Erklärung, ob er dieselben gutheiße. Die Antwort lautete genau so, wie ich erwartet hatte. Der alte Herr bedeutete mich hochfahrend, daß sein Sohn noch ein dummer Junge sei, der wahrscheinlich auch anderen Frauenzimmern außer meiner Mamsell Schwester das Blaue vom Himmel herunter versprochen hätte. Natürlich seien die Gelübde eines Lieute-

nants nicht ernsthaft zu nehmen, wie allgemein bekannt. Von ihm aber sei doch nicht zu erwarten, daß er sich um die kleinen Liebesabenteuer seines Sohnes bekümmere. Und meine Mamsell Schwester würde gut daran thun, wenn sie sich die Idee, Frau von Altrock zu werden, beizeiten aus dem Kopfe schlüge, und mit dem nächsten fleißigen Handwerksmeister vorlieb nähme, der sie zur Mutter seiner Kinder zu machen gedenke.

Das war deutlich. Selbst Hannchen, bei all ihrer Voreingenommenheit für ihren himmlischen Kurt, begriff die Sprache dieses Briefes. Sie willigte darein, daß ich dem Herrn Lieutenant in ihrem Namen anzeigte, sie betrachte sich als frei und würde fernerhin die Annahme seiner Schreiben verweigern.

Man sollte nun denken, daß Hannchen mir für mein entschiedenes Vorgehen dankbar gewesen wäre. Aber weit gefehlt. Das wunderliche Mädchen betrachtete mich als den Vernichter ihres Glücks. Mit meinen groben Händen war ich in das feine Gespinst ihrer jungen Liebe täppisch hineingefahren. Das war schließlich ihre Ansicht von der Sache. Sie wurde unausstehlich. Und in eine Leidseligkeit arbeitete sie sich hinein, als ob noch niemals einem Menschenkinde Ähnliches widerfahren sei wie ihr. Dabei feierte sie sich förmlich als das schuldlose Opfer brüderlicher Grausamkeit. Wenn sie mich mit Blicken hätte verwunden können, ich hätte damals keine heile Stelle am Leibe behalten.

Dieser unerquickliche Zustand dauerte ein volles Jahr. Da ereignete sich das Überraschende, daß Kurt von Altrock an mich schrieb, um mir mitzuteilen, daß sein älterer Bruder sich auf der Jagd durch einen unglücklichen Zufall selbst erschossen habe, und er, nunmehr einziger Sohn und Erbe seines Vaters, sich in der Position befinde, sein früher gegebenes Wort einlösen zu können. Wenn ich ihn jetzt als eine passende Partie für meine Schwester betrachtete, dann möchte ich ihm die Erlaubnis erteilen, sich mir vorzustellen.

Dies war ein Triumph für Hannchen, den sie weidlich gegen mich ausnutzte. Nun scheute sie sich nicht, mich eine kleine, beschränkte Seele zu nennen, ohne Verständnis für den Flug höherer Geister, ohne Ahnung von der Vortrefflichkeit edler Gemüter, — einen verkrüppelten Kleinstädter, der alles auf der Welt mit Gunthershauser Maß messe. Und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren. Das Schlimmste aber war, daß sie auch Kurt, als er nun kam, gegen mich aufhetzte, und ihn, der anfangs geneigt schien, meinem Standpunkt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ganz zu sich herüberzog.

Unter diesen Umständen wäre es mir am liebsten gewesen, wenn Kurt seine Braut gleich mitgenommen hätte. So rasch aber ging es leider nicht. Noch mehrere Monate lang mußte ich den Dünkel der künftigen gnädigen Frau von Altrock ertragen, die jetzt mit hochgeschwollenem Kamme umherging und auf ihre Umgebung mitleidig herabsah. Dann stellte sich Kurts Mutter ein, die er für seine Pläne gegen den Vater gewonnen hatte. Sie sollte das Bräutchen aus der Provinz begutachten. Glücklicherweise gefiel die junge Pfauhenne der alten, und als sie nach drei Tagen mit vierspänniger Extrapost abreiste, saß Hannchen glückselig neben ihr. Es galt nun noch, den gnädigen Herrn Papa vollends zu gewinnen, dem sie die arrogante Rede von dem fleißigen Handwerksmeister nicht weiter nachtrug. Und diese Aufgabe löste sie mit verblüffender Schnelligkeit. Schon nach acht Tagen war alles klipp und klar. Denn Hannchen verstand sehr gut, sich in andere Leute zu finden, wenn sie nur wollte. In dem Herrensitze derer von Altrock hat sie natürlich ein freundlicheres Gesicht aufgesetzt als wir drittklassigen Gunthershäuser von ihr in der letzten Zeit zu sehen bekommen hatten. Da konnte sie den ganzen Putz ihrer Potsdamer Bildung anlegen und brauchte in der Unterhaltung nicht zu fürchten, daß sie die in ihrem Geiste ausgebildeten Perlen vor gewisse nützliche Tiere würfe.

Man behielt Hannchen auf Ellernhof. Und dort fand auch ein halbes Jahr später die Hochzeit statt. Zu uns, ihren Geschwistern, verirrte sich keine Einladung. Hannchen schämte sich unserer. Sie war es, die sich in Hochmut von uns trennte. Ich war ihr nicht böse darum. Was einmal nicht zu einander paßt, soll froh sein, wenn es nicht an demselben Tische vis-a-vis zu sitzen braucht. Auch wenn es zwei sind, die dieselbe Mutter geboren hat. So denke ich darüber, und es hat mir deshalb auch keine sonderlichen Schmerzen verursacht, daß meine Geschwister, eins nach dem andern, mir kaltblütig den Rücken kehrten. Hannchen hat wenigstens, wie ich rühmend anerkenne, mir niemals ein Opfer zugemutet, obgleich ihr

Mann später durch unverständige Bewirtschaftung seines Erbgutes und noble Passionen in Vermögensverfall geriet, so daß er Ellernhof nicht halten konnte."

Sechstes Kapitel.

Der Notar hielt einen Augenblick inne. Sein Blick streifte den Präsidenten von Altrock, den einzigen überlebenden Nachkommen aus der Mesalliance Kurt von Altrocks. Aber der Präsident hielt seinen Blick auf den Boden gerichtet, und keine Miene verriet, wie ihn die Schilderung seiner Mutter berührt hatte, bei deren Abfassung Gottlieb Schmeling sich unverkennbar in steigende Erbitterung hineingeschrieben.

Nochmals räusperte sich der Notar und schritt dann zur Verlesung des wichtigsten Teiles in diesem umfangreichen Aktenstücke.

Gottlieb Schmeling erhielt zum letztenmale das Wort.

„Es wird denjenigen, die der Verlesung dieser meiner Aufzeichnungen beiwohnen, klar geworden sein, daß ein warmes verwandtschaftliches Gefühl für meine natürlichen Erben nicht in mir hat entstehen können. Ausgenommen selbstverständlich meine Nichte Käthe Schmeling, die mir zu einer lieben, unentbehrlichen Gefährtin geworden ist. Sie indessen habe ich bereits vor fünf Jahren in eine Rentenanstalt eingekauft, so daß sie nach meinem Tode in bisheriger Weise weiterzuleben im stande ist, und sie kommt deshalb in diesem meinem letzten Willen nicht weiter in Betracht.

Von meiner Generation lebt heute, an dem Tage, wo ich dies schreibe, nur noch meine Schwägerin Lottchen Schmeling, geborene Hey. Sie befindet sich als Inhaberin eines kleinen Ladengeschäftes, dessen Nutzen ihr allein zufällt, in Verhältnissen, worin ihre gewohnten Lebensansprüche Befriedigung finden. Die leichte Thätigkeit, zu welcher sie genötigt ist, dient dazu, sie in guter Gesundheit zu erhalten. Es wäre ein schlimmer Dienst, den ich ihr leisten würde, wenn ich ihr die Mittel zum Müßiggange zuwiese. Die Neigung vieler Menschen, sich zur Ruhe zu setzen, nachdem es ihnen lange Jahre bei der Arbeit wohl gewesen ist, halte ich für eine Thorheit, ganz abgesehen davon, daß es ein Gebot Gottes ist, zu wirken, solange man kann. Nach meiner Erfahrung an mir und andern ist regelmäßige Arbeit, die kleine Sorgen mit sich bringt, zum Wohlbefinden erforderlich, selbst für denjenigen, der auf sieben Decennien zurückschaut, vorausgesetzt, daß er kein Krüppel ist. Und deshalb wird meine Schwägerin, der ich in Erinnerung an alte Liebe alles Gute wünsche, es mir richtig auslegen, wenn ich meine Hand gegen sie schließe.

Was nun die nächste Generation betrifft — die Kinder meiner Geschwister — so haben sie sämtlich, insoweit sie noch leben, den eigentlichen Kampf um Stellung und Brot hinter sich. Keinem von ihnen würde ein Vermögenszuwachs wesentlich nützen können; vielmehr liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß ein solcher zu einer schädlichen Steigerung ihrer Lebenshaltung führen und ihnen damit zum Unsegen gereichen würde.

Anders liegt es mit der zweitnächsten Generation, meinen Großneffen und Großnichten. Sie befinden sich noch auf dem Wege zur Selbständigkeit; sie stehen, in voller jugendlicher Kraft, in einer Zeit, die Großes erstrebt und dem Tüchtigen viele Bahnen zu nützlicher Wirksamkeit und ruhmvollem Erwerb offen hält. Ihnen diesen Weg einigermaßen zu erleichtern, scheint einem alten Manne, der nicht mehr mitthun kann, ein löbliches Unternehmen. Denn ich halte dafür, daß ein Pfund, das wuchern soll, der Jugend anvertraut werden muß.

Diese Erwägungen bestimmen mich, meine Erben unter den Enkeln meiner Geschwister zu suchen. Und zwar sollen von ihnen nur diejenigen in Frage kommen, die bei Verlesung dieses Testamentes anwesend sind."

Hier entstand eine lebhafte Bewegung in der Gesellschaft, so daß der Notar sich genötigt sah, eine Pause zu machen. Das entscheidende Wort war gefallen, die engere Gruppe bezeichnet, der Gottlieb Schmeling seine aufgesammelten Schätze zuwenden wollte. Ausgeschlossen waren alle, die um der Erbschaft willen hergekommen waren. Unglaublich: dieses windige junge Volk, das durch Lachen und Schäkern den Leichenschmaus entwürdigt hatte, ging mit der Beute durch!

Präsident von Altrock machte aus seiner Entrüstung kein Hehl. „Von allen unsinnigen Testamenten, die zu meiner Kenntnis gekommen sind, ist dies das tollste," wandte er sich an den Notar. „Ich behaupte geradezu, daß der Testator bei Abfassung seines letzten Willens der geistigen Gesundheit entbehrt hat."

Und der Pastor Olten, an seine Zwillinge denkend, die den Tod des reichen Großoheims

mit einem kleinen Champagnersouper festlich begangen hatten, bemerkte: „Mein Amtsbruder hat vorhin auf dem Friedhofe den Verstorbenen richtig gekennzeichnet. Seine breite Erzählung triefte von einem wahrhaft unchristlichen Wohlgefallen an sich selbst; sie war eigentlich, von Anfang bis zu Ende, eine Schrift zur Selbstverherrlichung. Alle taugten sie nichts, weder die Geschwister, noch die Schwäger und Schwägerinnen. Die Verunglimpfung der Toten war der dunkle Hintergrund, auf dem er sich selbstgefällig spreizte: seht, welch ein vortrefflicher Mensch ich gegen sie war! — Und lieblos, rücksichtslos, ja unbillig und grillenhaft, ist seine Übergehung der nächsten Verwandten mit ihrer lächerlichen Motivierung. Er wird dort oben zu verantworten haben, was er gethan hat, und ich kann mich dem Wunsche meines hiesigen Amtsbruders nur anschließen, daß unser Herrgott ihm ein gnädiger Richter sein möge."

Erich Malchien, der Amerikaner, rieb sich schadenfroh die Hände. „Wenn ich mir's nicht gleich gedacht habe, daß die Geschichte auf einen Schabernack hinauslaufen würde!" rief er aus. „Hätte ich nur meinen Jonny, meinen Ältesten, mit auf die Reise genommen! Er wäre gerade der Richtige dazu, mit einigen tausend Dollars die Welt auf den Kopf zu stellen!"

Die jungen Leute an der Tischecke blickten auf ihre Teller. Es genierte sie, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihnen zuwandte. Und sie fühlten, daß Neid und Mißgunst sich gegen sie erhoben hatten.

„Ich wollte, ich wäre hundert Meilen von hier," flüsterte Hilka ihrem Nachbar Albert zu.

„Warum?" war die Antwort. „Uns thut niemand etwas. Laß sie nur bersten!"

Klara sagte zu Heinrich Kurz: „Sei so gut und kneife mich einmal in den Arm, damit ich sicher werde, daß ich nicht träume!"

Doch Heinrich erfüllte ihre Bitte nicht. Er war mit seinen Gedanken bei der Hauptsache geblieben.

„Wir sind noch nicht am Ende," nahm er laut das Wort. „Der Herr Notar wird wünschen, sich seines Auftrags vollends zu entledigen."

Es wurde wieder mäuschenstille im Rokokosaale und Brüninghaus fuhr fort:

„Ist von den soeben bezeichneten Personen, also den Enkeln meiner Geschwister, nur eine anwesend, so soll an diese, nach Auszahlung der weiter unten angeführten Summen, mein ganzes, bewegliches wie unbewegliches, Vermögen fallen. Sind dagegen mehrere gegenwärtig, so soll mein Freund, der Herr Notar Brüninghaus, den ich hiermit zum Exekutor dieses Testamentes mit der Befugniß ernenne, für den Sterbefall seinen Substituten zu bezeichnen, meine Hinterlassenschaft zunächst in Verwaltung nehmen und erst bei der ersten Wiederkehr meines Todestages diejenige endgültige Verfügung darüber treffen, welche in einem, von ihm bis dahin geheim zu haltenden Anhange zu diesem Testamente niedergelegt ist. Es ist mein Wille, daß im Laufe dieses Jahres meine hier anwesenden Großneffen bis zu fünftausend, und die Großnichten bis zu dreitausend Mark als ihr eigen erheben können, unter der Bedingung, daß sie spätestens am nächsten Jahrestage meines Todes dem Verwalter meines Nachlasses über Verwendung dieses Geldes Rechnung ablegen. Es ist ferner mein Wille, daß an sämtliche Verwandte, die von auswärts zu meiner Beerdigung gekommen sind, je dreihundert Mark ausbezahlt werden, als Entschädigung für Reisekosten und etwaige Geschäftsversäumnisse."

Der Notar schloß mit Verlesung der Unterschrift und Beglaubigung, um dann sofort zur Aufnahme einer Präsenzliste zu schreiten, woraus die erbberechtigten Personen zu ermitteln waren. Als solche ergaben sich: Albert und Klara Malchien, Heinrich Kurz und Hilka von dem Busche. So geschehen am 5. Mai 1890.

Nach Auszahlung des Reisegeldes verabschiedete sich der Notar. Die Sitzung war zu Ende.

Noch aber trennte man sich nicht. Die seltsame Bestimmung des Testamentes, durch welche die endgültige Entscheidung um ein volles Jahr hinausgeschoben war, brachte alle Köpfe in Aufruhr. Nicht am wenigsten diejenigen der Erben.

„Ich habe keine Ahnung, was der alte Herr noch in petto behalten hat," erklärte Albert. „Es wird eine schöne Marotte sein!"

„Dreitausend Mark soll ich erhalten dürfen!" rief Klara. „Und wenn ich sie nicht richtig verwende, nicht wahr, dann geht schließlich doch die Schüssel an mir vorüber! — Ich werde mich hüten. Nicht einen Pfennig rühr' ich an."

„Kennst Du das Gleichnis vom vergrabenen Pfunde?" fragte Heinrich Kurz. „Wenn nicht, laß es Dir vom Pastor Olten erzählen. Wahrscheinlich wirst Du Dich dann anders besinnen."

Hilka war zu ihrem Vater geeilt, überwältigt von dem Gefühle ihrer Unwürdigkeit.

„O Vater, ich möchte vor Scham in die Erde kriechen!“ rief sie aus.

Altrock, der in der Nähe stand, hörte diese Äußerung. Er hatte bereits an dem hübschen, bescheidenen Mädchen Gefallen gefunden; jetzt kam ihm ein Gedanke, dem er sofort Worte gab.

Mit freundlicher Herablassung wandte er sich an Gerdt: „Wir Verwandte sollten künftig bessere Fühlung untereinander behalten, dann brächte der heutige Tag uns allen etwas Gutes. Ich meinerseits habe den redlichen Willen dazu. Als Beweis dafür schlage ich Ihnen vor, daß Sie mir Ihre Hilka auf einige Zeit mit nach Berlin geben. Selbstverständlich wird sie gehalten werden wie ein Kind des Hauses. Es wird ihr gut thun, wenn sie ihren Gesichtskreis erweitert.“

Gerdt hatte sich allerdings vor wenigen Stunden sehr abfällig über den Präsidenten von Altrock geäußert; das aber hinderte ihn nicht, sich von dieser Einladung geschmeichelt zu fühlen.

„Sie sind außerordentlich gütig,“ erwiderte er. „Und wenn Hilka Lust hat —“

Altrock unterbrach ihn, Hilka anblickend.

„Die Entscheidung liegt bei Ihnen, Fräulein Hilka.“

Über der Aussicht, nach Berlin kommen zu können, vergaß das junge Mädchen Alberts Bemühungen, sie für eine Rheintour zu gewinnen. Rot vor Vergnügen sagte sie zögernd: „Ich möchte wohl —“

„Dann ist die Sache abgemacht. Nicht wahr, Herr Vetter?“

Gerdt erklärte sich einverstanden.

Endlich brachen die Gäste auf. Nur Frau Lottchen Schmeling blieb bei ihrer Tochter Käthe zurück, die sich aufatmend die knöcherigen Hände rieb: „Gott sei Lob und Dank, daß dies überstanden ist!“

(Fortsetzung folgt.)

Enak vor Gomorrha.

Wo der Dornstrauch im Wehen des Glutwinds sich beugt,
An dem Rande der Wüste, da ward er gezeugt.

Und sie riefen ihn Enak und fragten den Flug
Des Geiers, der droben die Fittiche schlug,

Da sprachen die Priester: „Ein Reich zerschellt!
Seine Hand wird die Sichel der Völker der Welt.

Wider alle die Hand, aller Hand wider ihn,
So wird er, ein Sturmwind, die Erde durchziehn.“ —

Und sein Kleid war das Eisen, das Schwert seine Macht,
Hinsanken die Völker im Donner der Schlacht.

Seine Heimat der Sattel, sein Lager der Sand,
Seine Fackel auflodernder Dörfer Brand.

Die Ruh schuf ihm Fieber, heiß brannte sein Wund,
Doch im Prasseln der Pfeile, da ward er gesund. — —

Und es wälzte die Woge des tobenden Kriegs
Sich gegen Gomorrha, gewärtig des Siegs;

Wild jauchzten Drommeten, dumpf dröhnte das Horn,
Als die Stadt sie umfloß, und der König ritt vorn.

Aufglühte am Abend der Wachtfeuer Brand,
Und es schreckte das Brausen der Völker das Land,

Und des Artherothl Wasser abwuschen ihr Blut,
Und den Durst ihrer Lippen kühlt Artheroths Flut.

Doch der Fürst der Araber saß einsam und fern,
Da trat in sein Kriegszelt der Engel des Herrn:

„Auf, Enak, und fliehe mitsamt deinem Stamm,
Nicht soll euch ersticken des Lasters Schlamm!

Leicht stürzst du die Mauern und sprengst das Gebälk,
Doch im Pfuhle der Lust wird die Seele dir welk.

Und schlugst du bei Tage die Stadt in der Schlacht,
So schlägt dir die Sünde dein Kriegsvolk bei Nacht.

Und die Stadt wird vergehn, wenn der Morgen erst tagt,
Doch: „Mein sei die Rache“ hat Jahve gesagt!“

Und der Engel verschwand und der Fürst sprang empor,
Wild klang ihm der Priester Verheißung im Ohr:

Wider alle sein Schwert, aller Schwert wider ihn! —
Doch er dachte des Volkes und sprach: „Laßt uns ziehn!“

Und sie gürteten sich mit der Schärfe des Schwerts,
Und zertraten die Kohlen des glimmenden Herds,

Und zäumten die Rosse, die heiß noch vom Tag,
Und vom Brechen der Zelte herdröhnte der Schlag.

Und der Führerruf klang, und das Stierhorn zumal,
Und die Scharen der Reiter durchstoben das Thal.

Doch Gomorrha fuhr auf, aus dem Schlafe geschreckt,
Als der König die Scharen der Streiter geweckt.

Wild jauchzten sie auf, als die Flucht sie erschaut,
Und die Nacht ward zum Tag, und die Stille ward laut.

Hell lockten die Cymbeln zu Reigen und Tanz,
Hell glühten die Fackeln auf Mauer und Kranz.

Und laut scholl ihr Höhnen und laut ihr Gesang,
Schrill klirrte das Erz, das die Tänzerin schwang.

Aufrauschte im Nachtwind viel Purpurgewand
Und der Weihrauch zog schwül übers dunkele Land,

Und sein Duft schlich durchs Heer; leis brauste ihr Zorn,
Doch sie sahen auf Enak, und Enak ritt vorn.

Fern verklangen die Hörner, das Lärmen erstarb, —
Matt graute der Tag, der Gomorrha verdarb.

Doch das reinere Volk, ohne Heimat und Haus,
Zog stolz in die nächtliche Wüste hinaus.

Börries von Münchhausen.

Der Vater schläft.

Vom Sternenhimmel glitzert's in Pracht
Dahin durch die selige, stille Nacht.

Da seh' ich beim Fenster zwei Kinder stehn,
Die schauen und wollen den Vater noch sehn.

Den Vater, der oben das Licht ansteckt,
Das den Schlummer mit goldenem Schimmer deckt.

Sie deuten und schauen die Augen sich wund.
Der Vater aber thut sich nicht kund.

Komm, sagt der Kleine, ein Engel wacht;
Der Vater ist müde; wir schlafen. — Gut' Nacht!

Adolf May.

Mond und Sultân.

Durch des Mondes Himmelsgarten
Wallen Wolken, weiß verhüllte,
Spähend nach dem schönen Buhlen
Auf geheimer Liebesbahn:
Wie die Schar von wunderholden,
Leicht verhüllten Odalisken,
Sehnsuchtstrunken, liebeglühend,
Durch den Lusthain des Sultân.

Droben sprühen Licht-Kaskaden,
Und ein Stern ist jeder Tropfen,
Und des Alls türkis'ne Schale
Hascht und hält die gold'ne Glut:
Wie des Springquells zarte Perlen
Drunten auffängt das umblühte,
Rosenfarb'ne Marmorbecken,
Überströmt von Silberflut.

Sinnend blickt der Mond und träumrisch
Nach entfernten Riesensonnen,
Die der Zeit die Nacht erhellen
Ihres ewigen Heiligtums:
Und der Herrscher träumt beim Rauschen
Der Fontänen und der Palmen,
Beim Aromhauch der Orangen,
Von der Sonne seines Ruhms.

Weich wie Mohnduft weht's hernieder,
Und im Schoß der schönsten Wolke
Bettet sanft der Mond das müde
Strahlenhaupt zu süßer Ruh:
Und dem Herrscher fallen drunten
An dem weichen, mandelduftigen
Busen seiner schönsten Sklavin
Müde auch die Augen zu . . .

Hans v. Schaubert.

Phantasie.

Du sprichst, und langsam giebt an den weichen Hauch
Sich hin die Seele und überläßt sich ganz
Den Schmeichelwellen deiner Rede,
Die sie an fernes Gestad entführen.

Aus der verdrossenen Sonne des Westens fährt
Sie lächelnd weg in leuchtende Einsamkeit,
Im Äther schwimmen lichte Vögel
Und es begrüßen sie blühnde Inseln.

Und Tempel ragen auf den erhabnen Höhn,
Im Abendrot glänzt parische Reinheit auf,
Cypressen beben an dem Strande,
Und es verduften die dichten Myrthen,

Und durch die Salzluft schwebt sie, den Duft entlang,
Mischt in des Schiffsvolks hallendes Singen sich,
Indes im Angesicht des Hafens
Ruhig die rötlichen Segel ein Boot streicht.

Und Mädchen seh' ich von der Akropolis
Herniedergehn, in weißes Gewand gehüllt,
Das Haupt bekränzt, den Lorbeer haltend,
Strecken die Arme sie aus und singen.

Die Lanze stößt in heimischen Sand und springt
Aus Land ein Mann in schimmernder Kriegerwehr:
Kehrt aus dem Kampf vielleicht Alkaios
Froh zu den lesbischen Jungfraun wieder?

Aus dem Italienischen des Giosuè Carducci von Friedrich Adler.

Das Wiener Schiller-Denkmal.

Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

(Fortsetzung.)

In seinem Antwortschreiben äußerte Grün über jenes Wort Grillparzers:

Grillparzers Ausspruch: daß er die Musik höher halte als die Poesie, hat allerdings etwas Frappantes. Aber um ihn in Grillparzers Mund nicht nur erklärbar, sondern auch völlig wahr zu finden, muß man sich dessen reichen und schöpferischen Geist vergegenwärtigen, welcher jedes Tonwerk aus der eigenen Gedankenwelt zu ergänzen, zu erfüllen und zu bereichern vermag. Andererseits freilich gibt auch die Musik manchem Dichterwerk erst Reiz und Bedeutung. Ich erfuhr dies gestern an einem eigenen unbedeutenden Gedichte, welches ich in Schumann'scher Composition von dem eben hier anwesenden Sänger Stockhausen vortragen hörte und in wunderbarer Weise durch den Tonmeister so erweitert und bereichert fand, daß ich mein eigenes schlichtes Produkt kaum wieder erkannte.

Zum nächsten Geburtstage Grüns widmete ihm Frankl am 10. April 1869 den folgenden Glückwunsch:

Die folgende ist eine sehr schöne, lehrreiche Geschichte, die im Talmud enthalten ist:

Der Rabi Nachman war sehr gelehrt, sehr weise, sehr reich und ein Dichter; dennoch bat er seinen Freund, den Rabi Isak, seinen Gast, beim Abschied um den Segen.

Darauf erwiderte Rabi Isak: „Es wanderte einmal ein Mann durch die Wüste und war schon sehr hungrig, durstig und müde geworden, als er am Rande derselben einen Dattelbaum mit reichen Früchten erblickte, zu dessen Füßen eine frische Quelle rieselte. Der Wanderer setzte sich in den kühlenden Schatten des Baumes, genoß von seinen Früchten und erquickte sich aus der Quelle. Erfrischt und gestärkt erhob sich der Wanderer, um weiter zu reisen, und redete seinen Wohlthäter also an: „Baum, Baum! welchen Segen soll ich über Dich sprechen? Soll ich Dir mächtige Zweige, breite Blätter, weithin reichenden Schatten wünschen? Du besitzest all dies! Süße Früchte? Du trägst sie schon! Eine Quelle, die Deine Wurzeln befeuchte? Sie quillt zu Deinen Füßen! So bleibt mir nur der eine Segenspruch, daß jeder Deiner Sprößlinge blühen und Früchte tragen soll, gleich Dir!"

Nun, mein Rabi Nachman, welchen Segen kann ich Dir wünschen? Du bist gelehrt, Du bist weise, Du bist reich, Du bist ein Dichter. Du hast einen Sohn. Möge er und alle Deine Nachkommen gesegnet sein wie Du!"

Diese Zeilen sind bestimmt, mein hochverehrter, lieber, guter Freund! morgen, an Ihrem Geburtstage, in Ihre Hände zu gelangen.

Aus Grüns Dankbrief — Graz, 11. April 1869 — sei hier mindestens der einleitende Satz mitgeteilt:

Ihr Rabbi ist ein Poet und Philosoph, beides sind Sie auch; er ist aber zugleich ein gutthätiger und wohlwollender Mann, das sind auch Sie, aber wenn er darin noch übertroffen werden kann, so geschieht dies durch Sie, wenigstens mir gegenüber, den Sie seit einer Reihe von Jahren durch Ihre Güte, liebenswürdige Theilnahme und herzgewinnende Aufmerksamkeiten auszeichnen und — verwöhnen.

Kurz darauf machte Frankl den Freund auf ein französisches Werk aufmerksam, das auch eine Studie über Grün enthielt.[11] Grün erwiderte, er kenne das Buch, habe es aber mit geringer Befriedigung durchblättert, obgleich er sich über den ihm gewidmeten Aufsatz nicht zu beklagen habe:

„Aber auch dieser Artikel, wie so Vieles in dem Buche, scheint mir veraltet und könnte fast eben so gut vor 20 Jahren geschrieben sein. Von mancherlei Geistreichem abgesehen, trifft man in dem Buche doch eine allzugroße Zahl von Irrthümern, Mißverständnissen, forcirten Aperçus und kapriziösen Zusammenstellungen, überall aber Symptome jener beleidigenden Herablassung des bekannten Superioritätsdünkels der großen Nation, welche alles Außerfranzösische nur von oben herab zu beurtheilen gewohnt ist. Daß die Franzosen, wenn sie unsere Sprache erlernt haben, wohl das Verständnis unserer Worte, in den seltensten Fällen jedoch das

[11] Camille Selden, L'esprit moderne en Allemagne. Paris 1869, Didier et Cie. Sowohl Grün als Frankl war es offenbar unbekannt, daß sie das Werk einer schriftstellernden deutschen Dame vor sich hatten. Bekannt wurde die Selden in Deutschland als die „mouche" Heines durch ihr Buch „Les derniers jours de Henri Heine". Paris 1883.

richtige Verständnis unseres geistigen darin ausgeprägten Lebens erlangen, ist eine alte, schon an früheren Beispielen, selbst Taillaudier's, Marmier's rc. erprobte Erfahrung. Daß einzelne Aufsätze unseres Verfassers (Selden's) sich demungeachtet recht gut und anziehend lesen, will ich darum nicht in Abrede stellen; so hat mir der mit Wärme geschriebene Artikel über Heine noch am meisten zugesagt. Aber welche Selbstüberhebung und Anmaßung, eine Sammlung von einzelnen kritisch-biographischen Aufsätzen über Heine, Hebbel, G. Keller, A. Grün und Erzherzog Maximilian nebst einigen skizzenhaften Feuilletonsartikeln mit dem vielumfassenden, pomphaften Titel „L'esprit moderne en Allemagne" zu überschreiben! Das geht noch über deutsche Buchmacherei.

Eine Nachschrift vom folgenden Tage äußert Auerspergs Dank für die ihm eben durch Frankls Vermittlung zugekommene neueste Schrift Dr. Adolf Fischhofs,[12] und fährt dann fort:

Mögen unsere Anschauungen darüber, welche Heilmethode unserer Mutter Austria wieder auf die Beine zu helfen vermag, auch etwas verschieden sein, doch sind wir in der Liebe und Hingebung für sie Eines Sinnes. Der redliche, uneigennützige, charakterfeste Patriot Fischhof hat gewiß auch Empfänglichkeit, Verständnis und — Duldung für von der seinigen abweichende Ansichten und Überzeugungen, wenn sie nur aus der unverfälschten, reinen Quelle stammen, aus welcher er selber schöpft. Und so hoffe ich auch fernerhin bei ihm auch für meinen Standpunkt jenes freundliche Zugeständniß zu finden, von welchem mir soeben die Spende seines neuen Buches ein liebenswürdiges und verbindliches Zeichen ist. Mir aber wird die gedankenreiche Schrift, die ich im allgemeinen Umrisse aus Berichten von Freund und Feind bereits kenne, bei näherer und genauerer Bekanntschaft als Ausdruck seines edlen Geistes jedenfalls eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung sein, somit ein echter und nachhaltiger Gewinn. Übrigens behalte ich mir vor, meinen Dank noch persönlich anbringen zu dürfen, und rechne dabei auf einen Aliirten — den ich übrigens verwünsche — nämlich den „bösen Fuß", welcher ihn diesmal wenigstens verhindert, mir zu entrinnen, wie bei meinen bisherigen, jedesmal durch die guten Füße vereitelten Besuchsversuchen.

Zur Erläuterung sei bemerkt, daß Fischhof in dieser Schrift die Berücksichtigung der Wünsche der kleineren Nationalitäten, sowie den Föderalismus noch energischer empfahl, als in seinen früheren Publicationen.

Vor Weihnachten (23. Dezember) 1869 schrieb Frankl an Grün:

[12]) Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Wien 1869.

Während mir der Kaiser von Jerusalem aus seinen Orden votirte,[13]) sendet mir gleichzeitig ein Freund von dorther einige aus Olivenholz vom Ölberge geschnitzte Gegenstände, die sich für einen jungen Studenten gut zum Gebrauche eignen. Erlauben Sie denn freundlich, daß ich einiges davon Ihrem lieben Sohn morgen an den Christbaum hängen darf. Da sein Vater die „Fünf Ostern" gedichtet hat und er selbst mit Jordanwasser getauft worden ist, so werden die aus der h. Stadt kommenden Sachen vielleicht angenehm sein. Das ebräische Wort auf dem Lineal und Schnitzmesser bedeutet „Jeruschalaim" und der jüdische Holzschnitzer — der einzige in Jerusalem — schreibt den Namen der Stadt nur ebräisch, weil namentlich die Engländer einen besonderen Wert darauf legen und sie die besten Abnehmer sind. Dagegen ist der Rosenkranz, wie das Siegel beglaubigt, auf dem h. Grabe geweiht . . .

Wahrhaft erfreuend ist es für mich, daß das Institut Wurzeln geschlagen. 40 Kinder, die sonst hungernd und nackt (wörtlich!) in den Straßen umliefen, erhalten Kleider, Mittagessen und Unterricht im Ebräischen, Arabischen, Rechnen, Geographie u. s. w. Ich darf mit Befriedigung auf das von einer edlen, im vorigen Jahre verstorbenen Frau fundirte Institut[14]) blicken, das mir, wenn auch unter blödem Widerstand, unter moralischem Leid, das mir zugefügt wurde, zu gründen dennoch geglückt ist. Und nun muß nach 6 Jahrhunderten wieder zum Erstenmale ein oesterreichischer Fürst nach Jerusalem kommen, um das anzuerkennen.

Von manchen meiner Glaubensgenossen, die selbst meine Vorgesetzten im Amte waren, habe ich manches Demüthigende über meine vor nun schon 13 Jahren vollführte Mission erfahren müssen . . .

Zur Erläuterung des folgenden Schreibens Frankls vom 16. April 1870 sei kurz an die politische Situation Oesterreichs in jenen Tagen erinnert. Im Bürgerministerium war die lange bestehende Uneinigkeit endlich offenkundig geworden. Die Minderheit (Taaffe, Potocki, Berger) verlangte, von Beust unterstützt, größere Milde gegen die nationale Opposition, die Mehrheit (Giskra, Herbst, Brestel, Plener, Hasner) war der Meinung, daß sich „Beharrlichkeit auf dem betretenen Wege als das relativ beste empfehle". Die Entscheidung lag am Reichsrat; das Abgeordnetenhaus schwankte, das Herrenhaus entschied unter Auerspergs Führung für die Mehrheit, indem es am 15. Januar 1870 den von ihm verfaßten Adreßentwurf annahm. Es könne sich, hieß es darin, „wohl nicht mehr darum handeln, für die thatsächliche und allgemeine Anerkennung der Verfassung erst noch zu werben, sondern nur darum, ihr durch ausdauernde Handhabung und treu beharr-

[13]) Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens.

[14]) Vergl. Band XX. S. 158.

liches Festhalten allenthalben Achtung und Geltung zu verschaffen.[15]) Noch am selben Tage erbat und erhielt die Minderheit des Ministeriums die erbetene Entlassung; wieder einmal war Auerspergs Name in Aller Munde. Aber das neu ergänzte Ministerium der Mehrheit mußte schon am 9. April gleichfalls gehen, weil ihm die Krone, da es der Schwierigkeiten nicht Herr werden konnte, offenkundig das Vertrauen entzog; Graf Potocki, mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut, übernahm die Durchführung eines Programms, welches, weit über die Ziele der kaum drei Monate zuvor gestürzten Minderheit hinausgreifend, den Foederalismus fast unverhohlen anstrebte. Acht Tage dauerte die Suche nach Ministern; die Deutschen und Verfassungstreuen, darunter der Bürgermeister von Wien, Dr. Cajetan Felder, dem das Portefeuille für Kultus und Unterricht angeboten war, lehnten allesamt ab, den greisen Tschabuschnigg ausgenommen, der sich endlich zur Übernahme des von Felder abgelehnten Postens bewegen ließ und dazu noch Justizminister wurde; für alle anderen Stellen mußten trotz aller Bemühungen Potockis und Beusts zumeist Beamte ernannt werden. Frankl schreibt:

Gestern besuchte mich unser neuer Kultusminister. Wie verzagt und traurig geht der an sein Amt. Er weiß fast genau, wann er wieder gegangen wird.

Ist Ihnen bekannt, daß der Bürgermeister Felder schon ernannt war, ehevor er gefragt wurde, ob er Kultus-Minister werden wolle? Er kam durch Potocki um 12 Uhr zur Kenntnis des über ihn Verhängten und lehnte um 11 Nachts ab. Beust brach das Gespräch mit ihm ab, indem er den „Floh" zur Hand nahm, zu lesen begann und sich um seinen Gast nicht weiter kümmerte.

Übrigens beschäftigt die Wiener Salons der frivole Toast des Reichskanzlers[16]) noch immer und noch mehr als die entsetzliche Situazion, in welcher sich das Reich befindet.

Haben Sie „das Reich der Unwahrscheinlichkeit" in der „Neuen Freien Presse" vom 17. d. nicht übersehen?[17]) Lesenswerth!

Ebenso die just erschienenen Gedichte 2. Thl.[18]) von Ada Christen als Zeichen der Zeit. Ob nicht diese, Hamerlings Poesien und Makarts „Pest in Florenz", wiewohl alle drei einander persönlich völlig fremd, das naturgemäße Produkt der oesterreichischen byzantinischen Gegenwart sind?

Dasselbe Schreiben giebt Grün von einem neuen, großen Unternehmen Frankls die erste Mitteilung: seinen erfolgreichen Bemühungen zur Begründung eines israelitischen Blinden-Instituts auf der Hohen Warte bei Wien. Seit 1863, wo er, vorübergehend selbst von der Gefahr der Erblindung bedroht, den ersten Gedanken zu seinem Werke gefaßt hatte,[19]) mit der Ausführung beschäftigt und dieselbe vorbereitend, fand er, als er 1870 endlich zur That schritt, bereitwillige Unterstützung, wie dies auch die folgende Briefstelle freudig betont:

... Vom Momente der Ausschreibung (des Schillerdenkmal-Konkurses) wird es für das Comité wenigstens nicht mehr so viel zu thun geben, die Akademien, Theatervorstellungen ausgenommen, um unsern Fond, der jetzt 42800 fl. beträgt, auf 60000 fl. zu bringen.

Mittlerweile will ich das von mir intenzionirte Blindeninstitut ins Leben rufen. Ich schließe hier, um Sie mit der Idee bekannt zu machen, einen Aufruf bei. Ich that einen glücklichen Griff ins Leben. Dafür spricht der Umstand, daß ich vor 8 Wochen keinen Kreuzer Geld für das Unternehmen hatte und bis heute schon ein für 50 Blinde vollkommen eingerichtetes Haus, d. h. das Kapital dazu, und 100000 fl. österr. Pap. Rente nebst 2000 fl. Jahresbeiträgen besitze. Es regnet mir das Geld, freilich nach viel Arbeit, hunderten und hunderten von Gängen, Reden, Auseinandersetzungen, Controversen und selbst manchen Bitterkeiten. Ich habe jetzt die volle Beredsamkeit der Armuth und kann betteln ohne gleichen. Nehmen Sie sich vor mir in Acht, wenn ich vor Ihre Thüre komme!

Wo gedenken Sie den Sommer zuzubringen? Ich will auf den Grund und Boden Ihrer schönsten Sonette, nach Helgoland gehen. Vielleicht befreit mich die See von meinem nunmehr siebenjährigen Kopfleiden. . .

Grün antwortete aus Thurn am Hart, 24. April 1870:

... Die Nachricht über Ihre Bemühungen für die Errichtung eines Blindeninstitutes war mir ganz neu und überraschend, zugleich aber durch die Mittheilung der bereits erzielten Erfolge eine doppelt erfreuliche. Mein herzlichstes Glückauf dieser schönen

---

[15]) Protokolle des Herrenhauses. Fünfte Session 1869/1870. S. 22 ff.

[16]) Graf Beust veranstaltete in denselben Apriltagen von 1870, wo das Ministerium Potocki mühsam zusammengeschweißt wurde, ein Wohlthätigkeitsfest in seinem Palais und gab dann den mitwirkenden Künstlern eine Soirée, bei der er in einem Toaste die freien Portefeuilles unter die Künstler verteilte, so an den Geigenvirtuosen Hellmesberger die Würde eines Ministers des Innern, der die erste Violine spiele, an den Arrangeur, den Dichter Mosenthal das Ministerpräsidium, an den Schauspieler Kastel die Stelle eines Sprechministers, an den Sänger Walter, der allen Anforderungen gerecht werde, das Justizministerium, an den Harfenvirtuosen Zamara den Statthalterposten in Dalmatien, weil er gewohnt sei, milde Saiten aufzuziehen u. s. w. Der Toast wurde von den Gefeierten mit stürmischem Beifall, von dem großen Publikum mit Staunen über den fröhlichen Reichskanzler aufgenommen. Vrgl. Neue Freie Presse Nr. 2018 vom 11. April 1870.

[17]) „N. F. Presse" Nr. 2024 vom 17. April 1870. Ein sehr witziger Angriff gegen die schwankende Politik Oesterreichs unter besonderm Hinblick auf die Leidensgeschichte des Bürgerministeriums.

[18]) „Aus der Asche" Gedichte von Ada Christen, Hamburg 1870.

[19]) Vrgl. „Das Blindeninstitut auf der Hohen Warte bei Wien." Wien, o. J.

und fruchtbaren Thätigkeit! Diese ist mir ein beruhigender und sprechender Beweis, daß Ihr Kopf, über den Sie klagen, ebenso gesund ist wie Ihr Herz; wenn er bisweilen etwas rebellirt, so ist es wohl, weil Sie ihm nach Tyrannenart hie und da vielleicht zu viel auferlegen. Aber Helgoland, mein liebes Eiland, ist gewiß der zuträglichste Heilort für derlei Leiden und einer meiner einstigen Badegenossen bezeichnete dies sehr richtig mit den Worten: „Hieher kommen nur die Gesunden, die noch gesunder werden wollen!" Und in der That gehört ein gewisser Fond von Gesundheit dazu, um die sehr primitive Existenz eines dortigen Badeaufenthaltes durchzumachen. Aber für alles Nebensächliche entschädigt dort die Hauptsache: das Meer, das mir nirgend sonst in seinem düstern Ernste, seiner feierlichen Pracht und Unendlichkeit so zu Herzen sprach, wie dort. Kommen Sie dahin, so grüßen Sie es von mir und überdies auch den wackersten Helgoländer, Hans Rikmers nebst Frau, bei denen ich durch mehrere Sommer (auf dem Oberlande) gewohnt habe.

Sie berühren auch unsere politische Situation. Diesmal heißt's wohl mit Goethe: Ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied! Noch nie ist mit solcher Frivolität und ohne nöthigenden Anlaß eine gleich furchtbare Gefahr heraufbeschworen worden; noch nie mit den heiligsten Gütern ein so leichtfertiges und frevelhaftes Spiel getrieben worden! Der famose Salon-Toast Beust's charakterisirt und stempelt ihn selbst und die Lage, die sein Werk! Die Geschichte mit Felder und manches Andere (nicht weniger Erbauliche) ist mir bekannt. Doch ich breche lieber ab, der Ekel soll mir nicht die Feder führen.

Mein Sommerprojekt ist einfach, mit den Meinigen auf dem Lande, und davon ein paar Monate in der Gebirgsluft Kärntens zu verleben. Es geht bald zur Ruhe und da trennt man sich nicht gerne von seinen Lieben.

Frankls nächster Brief, vom 27. April 1870, lautete in den Hauptstellen:

... Der leider noch immer bettlägerige Fischhof, den Potocki, Beust, Czartoryski [20]) u. s. w. ab und zu besuchen, um ihn zu hören, sagte mir gestern, er habe Grund zu glauben, daß ein Ausgleich mit den Czechen zu Stande kommen werde. Er nannte mir auch zwei Herren, die den Dienst der Vermittlung thun.

... Charakteristisch für die Jagd nach Ministern ist folgender Wiener Witz: Potocki winkt einem Comfortabel; der rührt sich nicht. P. ruft ihm noch einmal zu. „Um ka Gschloß" ruft der zurück „ich mag ka Minister werden".

[20]) Georg Fürst Czartoryski, damals der Führer der Föderalisten.

Damit dieses Papierschifflein sicherer fahre, lege ich Ada Christens „Aus der Asche" bei. Die Sachen sind jedenfalls ein sittlicher Fortschritt der Dichterin und, wie sehr sie es auch in Abrede stellen soll, sind die Lieder Heine'sche Reflexe.

K. Becks „Still und bewegt" [21]) — der schöne Titel ist einer vor einigen Jahren erschienenen Gedichtesammlung L. Foglar's entlehnt — las ich dieser Tage. Wie stets schöne Gedanken in musikalischer Form, aber „Zum Teufel ist der Spiritus!" Keine Spur des „gepanzerten" Liederdichters mehr, wiewohl manche Lieder aus dem J. 1847 stammen. Es dichtet eben nicht jeder lyrische Poet wie Göthe sein: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" nahezu 70jährig oder wie Hafis seinen unsterblichen Divan vom 60 bis 90sten Lebensjahre.

Gestern kam ich aus der dumpfen Stadt und noch dumpferen Seitenstättengasse zum Erstenmale heuer in einen Garten, freilich einen, der über dem alten Judenfriedhof in der Rossau gepflanzt ist und war völlig erschrocken über die plötzlich erblickte Frühlingspracht. Man lebt so abgeschieden von der grünen Welt und in einer engen Gasse selbst von den Sternen!

Genießen Sie des vollen Glücks, Sie und Ihre Theuern! das Ihnen durch die Sie umgebende frische Welt so vollauf gewährt ist, und sprechen Sie nicht von „Ruhe", denn sie wird Ihnen noch lange nicht beschieden werden!

Ein nächstes, nicht erhaltenes Schreiben Frankls bat Grün, den Vorsitz der Jury für den besten Entwurf eines Schiller-Denkmals zu übernehmen. Ein würdiger Platz — auf dem ehemaligen „Kalkmarkt", der nun den Namen „Schillerplatz" erhielt — war gesichert, ebenso die Mittel, im Mai 1870 konnte das Preisausschreiben erfolgen. Grün erwiderte [22]):

Mein verehrter Freund!

... Dem mir zugedachten Vorsitze der Jury [23]) möchte ich mich allerdings nicht im Voraus entziehen, aber pflichtgetreu muß ich doch auf die so häufigen Verhinderungsfälle aufmerksam machen, welcher so leicht meiner, gewiß der vollsten Bereitwilligkeit nicht ermangelnden Mitwirkung entgegenstehen könnten. Meine Besuche in Wien dürften nachgerade immer seltener werden. Ich habe nun durch 10 Jahre meine beste Zeit der zwar bescheidenen, aber redlichen und gewissenhaften Mitwirkung an unseren öffentlichen Angelegenheiten gewidmet. Und was ist das Resultat?! Wo ist der sittliche Ernst, der Glauben an das eigene Werk, die Treue und Ausdauer in dessen Fruchtbarmachung, welche den zur Mitarbeiterschaft Berufenen die nöthige Hingebung,

[21]) „Still und bewegt." Gedichte von Karl Beck. 1870.

[22]) Mai 1870. Der Brief ist undatiert.

[23]) Die Jury bestand außer Grün aus den Künstlern und Professoren Franz Bauer und Josef v. Führich in Wien, Ernst Hähnel in Dresden und Gottfried Semper in Zürich.

Selbstverläugnung und Freudigkeit zu fernerem Schaffen zu bewahren oder aufzufrischen vermöchten? Ich glaube nicht an irgend welche alleinseligmachende Formel; aber ich glaube an unüberwindliche Naturgesetze auch im politischen Leben und an die Notwendigkeit einer bei aller Ausbildungsfähigkeit unantastbaren Rechtsordnung. Den tiefsten Unglauben aber setze ich jeder noch so hoch gepriesenen, angeblichen Panacee entgegen, welche alle Verfassungsfeinde (als da sind Föderalisten, Feudale, Klerikale, Nationale u. s. w. mit allen Ab- und Spielarten) in Verfassungsfreunde umzuwandeln vermeint, ohne die bisherigen Verfassungstreuen zu verscheuchen! Die Zauberküche, in welcher dieser Wundertrank gebraut wird, ist noch nicht entdeckt. Drum glaube ich auch nicht an jenen Ausgleich mit den Czechen, welchen Fischhof — dem ich übrigens die achtungsvollsten Sympathien zolle — in so nahe Aussicht stellt. Worauf die Czechen das Hauptgewicht legen, kann ihnen kein „oesterreichisches" Ministerium zugestehen; nebensächliche Zugeständnisse wären aber eben so gut auf dem korrekten Wege erreichbar gewesen. Wozu also die neue Rechts- und Begriffsverwirrung oder, wie Skene sagt, all' der Spektakel.[24]) Könnten Dr. Fischhof und andere Ausgleichsredliche die slavischen Kulturbestrebungen so in nächster Nähe sehen, wie es mir hierzulande gegönnt war und ist, ihre Anschauungen müßten bedeutende Modifikationen erleiden. Nur wenn es in seinen Grundelementen deutsch bleibt, hat Oesterreich noch eine Zukunft, das ist meine Ueberzeugung. Freilich trägt dieses Deutschthum in seiner edelsten vollsten Bedeutung etwas, das man in gewissen Regionen instinktmäßig perhorrescirt, aber gerade auch dies spricht zu seinen Gunsten. Wie manch' edle Kraft läßt sich ahnungslos zu dunklen Zielen mißbrauchen! Können Sie es mir nach den gemachten Erfahrungen verargen, daß ich zu egoistisch bin um mich selber fernerhin foppen zu lassen, aber auch zu gewissenhaft, um als Werkzeug andere zu foppen mich herzugeben. —

Ada Christen's Neue Gedichte habe ich mit dem Interesse, welches dieses Talent verdient, gelesen. Sie haben recht, es ist darin eine Signatur unserer Zeit niedergelegt. Aber trotz der Heine'schen Schule ist doch viel ganz Eigenthümliches darin, einige Stücke (z. B. S. 15 u. 31) sind kleine poetische Kabinetsstücke. Kennen Sie die Verfasserin? Wer ist sie, wo und wie lebt sie? Ich gestehe, ich möchte sie kennen — und doch wieder nicht!

Da Sie aus der Ummauerung der Seitenstättengasse, wie Sie schreiben, jüngst in eine frühlinghaftere Umgebung ausgeflogen sind, so begreifen Sie wohl auch, was mich heuer so früh auf's Land zog — abgesehen von dem politischen Wirrsal in dem jetzigen Stadtgetriebe. Mit den herzlichsten Grüßen Ihr treuergebener

Anton Auersperg.

(Schluß folgt.)

[24]) Der Abgeordnete Alfred Skene hatte einmal diesen Ausdruck der Vulgär-Sprache in einer großen politischen Rede gebraucht, was in diesem Zusammenhange sehr aufgefallen war.

Frühling im Herbst.

Es prangt die Saatenflur in frischem Grün,
Es lacht der Himmel sonnig, blau und licht,
Und fingen alle Bäume an zu blühn —
Fürwahr, man wundert sich darüber nicht!

So fällt ein jäher süßer Frühlingswahn
Oft in des Lebens Herbst voll Glanz und Licht,
Und hebt die Seele dann zu singen an —
Fürwahr, man wundert sich darüber nicht!

Emilie Droescher.

Das Lied.

Nur aus der Sehnsucht stammt das Lied.
Erbebt dein Herz in bangem Zagen,
Drängt's deine Lippe laut zu klagen
Im Lied, daß dich die Liebe flieht.
Entfloh'ne Liebe sucht das Lied.

Und wenn von dir die Jugend schied,
Der Traum von ewig jungen Tagen,
Darfst nicht dein Weh du klagend sagen
Im Lied, das nach der Jugend zieht?
Um tote Jugend klagt das Lied.

Und wenn der Erde Glück dich mied,
Nicht brauchst du stumm dein Leid zu tragen,
Du kannst's im Liede klagen, klagen
Im Lied, das dir ein Gott beschied.
O, aus der Sehnsucht stammt das Lied.

Georg Bachmann.

Haiduken und Haiduken-Poesie.

Ein Litteraturbild aus Bulgarien.

Von **Karl Emil Franzos.**

I.

Die folgende Schilderung einer der seltsamsten Erscheinungen im Kultur- und geistigen Leben Halb-Asiens steht mit den Aufsätzen, die ich an dieser Stelle über die Litteratur der Bulgaren veröffentlicht habe, insofern im Zusammenhange, als sie gewissermaßen als ihre Fortsetzung betrachtet werden kann. Doch wird sie auch jenem Leser, der diese früheren Aufsätze nicht kennt, keinerlei Schwierigkeiten des Verständnisses bereiten.

Das Wort „Haiduk", bulgarisch „haidutin", stammt aus dem Magyarischen. Es bedeutet dort ursprünglich nur einen Fußsoldaten im Gegensatze zum Kavalleristen; in jener Bedeutung, welche es später auf dem Balkan gewonnen hat, ist es unübersetzbar, ganz ebenso wie das kleinrussische Wort „bajdamak", welches genau denselben Begriff ausdrückt. Wollte man das Wort mit „Räuber" verdeutschen, so wäre dies ebenso unzutreffend, als wenn man etwa „Freiheitskämpfer" sagen wollte. Selten mag eine Erscheinung im Völkerleben für den Ausländer so schwer zu erfassen sein, wie diese, und wenn man die Stimmen der Türken und Bulgaren, dann der slavo- und turkophilen Schriftsteller über das Haidukentum vernimmt und gegen einander abwägt, so möchte man an der Möglichkeit eines gerechten Urteils verzweifeln. Ein solches zu formulieren, soll hier gleichwohl versucht werden; doch kann dies nicht ohne ein näheres Eingehen auf die socialen Zustände geschehen, weil uns nur diese das ganze Wesen oder Unwesen begreiflich zu machen vermögen.

Eins vor allem, weil es vielleicht das Wichtigste ist: die stara planina, zu deutsch das „alte Gebirge," der Hauptstock des Balkans, und das Rhodopegebirge sind uralter Räuberboden; von den Tagen der Römer bis in die Gegenwart hinein. Die Unfruchtbarkeit des Bodens, die Unzugänglichkeit der bewaldeten Schluchten und Höhen, die günstige geographische Lage dieses Gebirgsstocks, welcher alle Handelsleute und Reisenden aus Nord- und Südbulgarien zur Benützung dieser wildromantischen Pässe zwingt, die jammervolle Lage der Thalbewohner — ihr armseliger Besitz war ja stets von dem Eingriff des Türken-Aga bedroht — endlich die Schwäche und Lässigkeit der türkischen Regierung: alle diese Umstände wirkten dahin zusammen, das Unwesen durch alle die Jahrhunderte bis heute in voller Blüte zu erhalten. Und weil dies Treiben straflos Geschlecht um Geschlecht fortwährte, weil, wie wir später sehen werden, auch einzelne edlere Motive und Thaten nicht fehlten, so mußte sich naturgemäß das moralische Gefühl des Volkes dagegen abstumpfen. Die Bewohner jener Bergdörfer fanden sich darein, den Raub und, im Falle das Opfer Widerstand leistete, den Raubmord für ein Handwerk zu halten, so ehrbar wie jedes andere, nur ein wenig gefährlicher, und auch die Bewohner der Ebene bequemten sich zu der Anschauung, daß der Raub in den Bergen das privilegierte Handwerk sei, wie etwa bei ihnen die Gartenkultur. So fehlte das natürlichste und wirksamste Gegengewicht gegen jedes Vergehen: die Verdammung durch das eigene Volk, und wie ungeheuer auch der Gegensatz in den sonstigen Anschauungen des Christen und Türken war, in dieser Auffassung des Brigantaggio stimmten sie überein, was auch durchaus natürlich war. Beide Konfessionen hatten sich nichts vorzuwerfen; es gab stets auch türkische Räuber in den Bergen, zuweilen in größerer Anzahl als Christen; der Türke raubte nur christliche, der Christ vornehmlich türkische Reisende aus; das war im Grunde der wesentlichste Unterschied zwischen beiden.

In vielen Fällen war dies auch, was die Motive zur Ergreifung des „Handwerks" und die Art der Ausführung betraf, der einzige Unterschied zwischen den sonst streng getrennten, einander schon als Konkurrenten feindlich gegenüberstehenden Banden. Türke und Bulgare gingen in die Berge, weil sie des Lebens in der Ebene satt waren oder die Faust des Aga zu fürchten hatten. Willkürlich, ungerecht und habgierig war ja die türkische Verwaltung nicht bloß den Christen, sondern ebenso den eigenen Glaubensgenossen gegenüber. Auch den muhammedanischen Räuber umglänzte in den Augen seiner im Thal zurückgebliebenen Genossen die Gloriole des freien, kühnen Mannes, der sich keine Unbill gefallen ließ. Aber auch ein anderer

Ruhm fiel diesen Banden, jeder in ihrem eigenen nationalen Lager, zu. Da der Türke nur den Christen, der Christ fast nur den Türken schädigte, so galten sie gewissermaßen als Vertreter und Auskämpfer des furchtbaren Hasses zwischen beiden Konfessionen.

Hält man an diesen Thatsachen fest, so wird ein unbefangener Sinn von vornherein wenig geneigt sein, dem christlichen „Haiduken" vor dem türkischen „Kyrdschali" einen moralischen Vorzug zuzugestehen und in der Auffassung der slavophilen Schilderer, welche nur den letzteren als Verbrecher brandmarkt, den ersteren als Helden und Freiheitskämpfer feiert, lediglich einen Beweis mehr für die traurige Wahrheit erblicken, wie weit oft nationaler Fanatismus das Rechtsgefühl zu trüben und zu verwirren vermag. Sieht man jedoch schärfer zu, so wird man diese Auffassung nicht bloß begreifen, sondern sogar bis zu einem gewissen Grade entschuldigen können. Auch die turkophilen Schriftsteller thun dies unwillkürlich, indem sie den Kyrdschali nur eben dem Haiduken gleich, aber nicht über ihn stellen, was keineswegs aus einer größeren Gerechtigkeitsliebe zu erklären ist. Der Kyrdschali war der Sprößling des herrschenden Volkes; plünderte er bulgarische Kaufleute oder Reisende aus, so that er nur dasselbe, was die Staatsgewalt auf legitimem Wege so gründlich besorgte, daß dem Räuber nicht allzuviel übrig blieb. Wenn der Türke darüber Freude empfand, daß dem tödlich gehaßten Rajah nun auch noch obendrein diese Geißel auferlegt sei, so war dies eine häßliche, durch nichts zu beschönigende Empfindung, welche er eben darum aus richtigem Instinkt höchstens mündlich, nicht schriftlich zu äußern wagte. Anders bei den Bulgaren. Maßlos unterdrückt und ausgesogen, fast völlig rechtlos der Faust ihrer Feinde preisgegeben, jubelten sie dem Auswürfling der Ebene zu, weil er den sonst allmächtigen Peiniger brandschatzte und mordete, weil er ihm zuweilen vergalt, was jener täglich und offen that, kurz, weil er zugleich der einzige Träger der Volksrache war. Standen sich auch Gjaur und Moslem am Balkan mit gleichem Hasse gegenüber, berechtigter war jener des ersteren, und eben darum der Haiduk auch minder verdammenswert, als der Kyrdschali. Der Haiduk war, gleichviel aus welchen Gründen er in die Berge gegangen, nicht bloß ein Verbrecher, sondern auch ein Rebell, ein Kämpfer gegen die fremde Staatsgewalt und zwar in den eigenen, wie in seines Volkes Augen; der Kyrdschali nur ein Verbrecher, den man insolange gewähren ließ, als er sich auf die Schädigung der Rajah beschränkte, und bloß dann verfolgte, wenn er in seiner Raublust unkluger Weise zwischen Turban und Bulgarenmütze keinen Unterschied mehr machte. Auch diese Haltung der türkischen Behörden, welche sich erst seit der Mitte der fünfziger Jahre zum Besseren wandelte, mußte die Sympathien der Bulgaren für die Brigantaggio steigern, ihr Rechtsgefühl völlig verwirren: wurde der Haiduk von den Türken immer, der Kyrdschali nur dann verfolgt, wenn er Türken brandschatzte, dann lag ja auch nach der Auffassung des Staates ein zu ahndendes Verbrechen nur dann vor, wenn sich der Brigant an den eigenen Glaubensgenossen verging! Nur wer etwa der Ansicht wäre, daß ein unterjochter Stamm seinem tyrannischen Herrscher gegenüber mehr Rücksicht und Gerechtigkeit zu üben hat, als dieser gegen ihn, wird es unfaßlich finden, daß die Haiduken von ihren Glaubensbrüdern nach Kräften gefördert und laut gepriesen wurden!

Auch die Motive, welche den einzelnen Christen oder Türken auf die stara planina trieben, begründen einen gewissen relativen Vorzug des Haiduken, was durchaus keinen Widerspruch gegen die obigen Ausführungen bedeutet. Die türkische Verwaltung drückte auf alle ihre Unterthanen; aber an Leib und Leben griff sie doch nur dem Bulgaren, dem Moslem höchstens an den Besitz. Wie in den türkischen, so bildeten auch in den christlichen Banden arbeitsscheue Leute oder flüchtige Verbrecher einen großen Teil; aber nur in den ersteren scheinen sie der eigentliche Kern gewesen zu sein, während in den letzteren die Märtyrer der Staatsgewalt an Zahl überwogen. Und zwar wirkliche und wahrhaftige Märtyrer, denen der Türke die Eltern ermordet, die Braut entehrt, das Haus niedergebrannt. Ob sich diesen Männern und Jünglingen, die durch eigenste furchtbarste Erfahrung zu Haß und Rache gegen die Türken bestimmt wurden, auch andere anschlossen, welche weder persönliches Leid, noch die Raublust, sondern nur die glühende Liebe für ihr zertretenes Volkstum zu den Waffen greifen ließ, ist eine schwer und nicht für alle Zeiten in gleicher Weise zu beantwortende Frage. Soviel ist gewiß: die Turkophilen thun unrecht, diese reineren und edleren Elemente ganz wegzuleugnen, die Slavophilen, dieselben zur überwiegenden Mehrzahl zu erheben. Was die letzteren als Beweis hierfür anführen, die edlere Art, in welcher der Brigantaggio angeblich christlicherseits geübt worden sein soll, kann vor der unbefangenen Kritik nicht bestehen; auf beiden Seiten waltete dieselbe Tücke, dieselbe Raub- und Mordlust, beide Teile handelten zuweilen gegen die eigenen Glaubensbrüder großmütig. Auch jenes andere Moment, welches die Bulgaren und ihre Freunde dafür in die Wagschale werfen wollen, daß mindestens die Leitung der Banden durchweg in reinen Händen gewesen, will uns nicht einleuchten. Die Bulgaren waren, sagen sie, ein unterdrücktes, aber gottesfürchtiges und ehrliches Volk; sie hätten die Haiduken nicht unterstützt, sofern diese nicht im Grunde wackere Männer gewesen wären, noch weniger aber hätten sie die Verbrecher selbst zu ihrem Schutze herbeigerufen, wie sich dies in unzähligen Fällen nachweisen läßt. Diese Fälle sind historisch beglaubigt — wurde der Druck allzu unleidlich, und waltete ein Türkenvogt noch grausamer und willkürlicher, als dies die Rajah schon gewohnt waren, dann riefen sie die

nächste Haidukenbande herbei, die den Wüterich tötete, sein Haus der Erde gleich machte. Aber der Verzweifelte, der einem unerträglichen Geschick entgehen, seinen Peiniger um jeden Preis beseitigen will, fragt nicht erst nach den moralischen Qualitäten seines Befreiers, und wenn sich dieser einfindet und die gute Beute holt, so ist dies noch kein triftiger Beleg für die Selbstlosigkeit seines Handelns. Müssen wir gleichwohl zugeben, daß es den Haiduken an solchen unbemakelten, nur von nationalem Rachedurste getriebenen Männern gefehlt, so thun wir es auf Grund authentischer Mitteilungen, welche auch die turkophilen Schriftsteller als im ganzen wahrheitsgetreu anerkennen müssen.

Die Zahl dieser reineren Elemente wechselte je nach der Gesamtlage der Nation. An sich kam dem Haidukentum keinerlei politische Bedeutung zu; daß es der Ausgangspunkt einer Erhebung des ganzen Volkes, einer Befreiung vom Türkenjoche werden könnte, ist in friedlichen Zeitläuften, wenn die Türkenmacht nach außen unerschüttert dastand, wohl keinem Bulgaren beigefallen. Anders freilich, wenn der morsch gewordene Osmanenstaat vor dem Anprall äußerer Feinde erzitterte und die Hoffnungen der Bulgaren neu emporflammten. Als Siegmund Bathory, der Fürst von Siebenbürgen, von einer Anzahl christlicher Mächte unterstützt, in die Walachei einbrach, begab sich ein vornehmer Ragusaner, Paul Giorgicz, nach dem Balkan und benützte die Haidukenscharen als Kern einer Insurgententruppe, welche freilich von den Türken bald entwaffnet und niedergemetzelt wurde. Ebenso wird aus den Jahren 1689 und 1737, wo sich die oesterreichischen Heere dem Balkan näherten, von einem überaus starken und plötzlichen Anwachsen der Haiduken berichtet. Selbst die türkischen Quellen erzählen, daß damals viele sonst unbescholtene und friedliche Rajah „Räuber geworden“, was gewiß nur im Sinne unserer Auslegung zu verstehen ist. Hierauf aber folgten wieder Zeiten, wo das Haidukentum alle politische Bedeutung einbüßte und zum nackten Verbrechertum herabsank. Noch mehr: um die Wende dieses Jahrhunderts begegnen wir sogar der merkwürdigen Erscheinung, daß die Raublust den uralten Haß besiegte. Von 1793—1803, während des Aufstands, den einzelne mächtige Paschas am Balkan gegen die Pforte erregten, machten Haiduke und Kyrdschale völlig gemeinsame Sache. Die bulgarischen Quellen suchen die Thatsache nach Kräften totzuschweigen oder doch unverfänglich darzustellen; sie steht dennoch fest, und zwar auch im Volksbewußtsein. Dasselbe straft den schlimmsten Haiduken-Wojewoden jener Zeit, Indze, durch die Sage, er habe viermal begraben werden müssen; die drei ersten Male habe ihn die Erde wieder herausgeworfen, bis man ihn noch einmal mit einem toten Hunde eingescharrt. Wie die christlichen und türkischen Banden, sofern sie sich nicht völlig vermischten, doch als Bundesgenossen die friedlichen und besitzenden Bewohner brandschatzten, so erhoben sich diese ohne Unterschied des Bekenntnisses gegen die Verbrecher, denen endlich mit Hülfe regulärer türkischer Truppen das verdiente Ende bereitet wurde. Aber mit den Truppen kehrten auch die alte Staatsordnung, der alte Druck und damit auch bald der alte Haß zurück; zehn Jahre später stand das Haidukentum wieder auf rein bulgarischer Grundlage da und gewann 1829 bei Ausbruch des Türkenkrieges neuerdings an Ausdehnung, weil an politischer Bedeutung. Von der Beteiligung der Bulgaren an diesem Kriege soll später die Rede sein; hier nur soviel, daß das Haidukentum nach dem Frieden von Adrianopel abermals, wie etwa nach dem Kriege von 1737, den innigen Zusammenhang mit den vornehmen und ernsthaften Elementen verlor und zu jenem eigentümlichen Brigantaggio herabsank, den wir bereits charakterisiert haben. Wesentlich änderte sich dies auch während des Türkenkriegs der fünfziger Jahre nicht, und erst die Vorläufer der Bewegung von 1876 führten ihm abermals neue Kraft zu.

Soviel an zusammenfassenden Mitteilungen, welche, wenn keinen anderen, so doch den Wert beanspruchen dürfen, nur wirklich erwiesene Thatsachen zu bieten. Sie werden es dem Leser ermöglichen, nun teilweise selbst an einer höchst subjektiven Darstellung Kritik zu üben, von der wir zu seiner völligen Orientierung im folgenden einen Auszug geben.

Im Jahre 1872 erschien zu Bukarest unter dem Titel: „Moeto pytowani po Stara planina“ ein Büchlein, dessen gleichen man in der Weltlitteratur vergeblich suchen würde. Sein Verfasser, Haiduken-Wojewode und Litterat zugleich, hieß Panajot Hitow. Ein anderer bulgarischer Schriftsteller, der aber kein Nebengewerbe betrieb, sondern vielmehr als einer der besten Novellisten seines Volkes galt, Ljuban Karawelow, hatte ihm den Stil korrigiert und seinen Namen auf dem Titelblatte beigesetzt. Der volle Titel lautet zu deutsch: „Meine Wanderungen auf der stara planina nebst Biographieen einiger älterer und neuerer bulgarischer Wojewoden. Niedergeschrieben von Panajot Hitow, herausgegeben unter der Redaktion von L. Karawelow“. Georg Rosen hat sich das Verdienst erworben, es in seiner Schrift über „die Balkan-Haiduken“ zu übersetzen und zu kommentieren. Wir halten uns an die von Hitow selbst angeführten Thatsachen und unterdrücken jeden Kommentar, soweit er nicht unbedingt notwendig ist. Der Leser wird auch ohne denselben bald erkennen, daß ihm hier eine psychologisch wie ethnographisch geradezu verblüffende Erscheinung entgegentritt.

Weder sein Wojewodentum noch seine Schriftstellerei sind unserem Manne an der Wiege gesungen worden. 1830 zu Sliwno als Sohn eines Viehzüchters geboren, verbringt er seine Kindheit als Gehülfe seines Vaters. „Ich bin gleichsam auf den Bergen bei den Ziegen groß geworden und lernte

von Kindesbeinen an die Flinte zu tragen und die Mannesfreiheit hochzuhalten.“ Daß er auch die Schule besucht, erwähnt er nicht; da er jedoch lesen und schreiben kann und in seiner Art nicht ohne Bildung ist, so liegt offenbar eine absichtliche Verschweigung vor, und zwar zu dem Zwecke, um sich den Nimbus eines durchaus ursprünglichen, von keiner Kultur beeinflußten Mannes zu erhalten. In seinem 12. Jahre auf der Weide von türkischen Räubern überfallen und entführt, wird er von seinem Vater befreit, widmet sich nacheinander dem Materialienhandel, dann der Metzgerei, endlich dem Viehhandel, verheiratet sich auch, hat aber im Geschäft viel Unglück. Da nun zudem seine Schwester durch den Kadi ihr väterliches Erbteil von ihm begehrt, und er den Gerichtsdiener, welcher ihn vor diesen Beamten fordert, in den Kot wirft und mit Füßen tritt, so läßt er Weib und Haus im Stiche und geht mit seinem Bruder Stojan in die Berge. „Fast durch den ganzen Sommer des Jahres 1858 führten wir unser Haidukenleben, aber wir konnten nichts Bedeutenderes leisten, denn wir waren noch zu jung und unerfahren.“ So überwintern sie denn trübselig in Braila, finden sich aber zu Beginn der nächsten Geschäftssaison (Frühling 1859) wieder auf der stara planina ein und bilden abermals eine Bande. „Wir schlugen unseren Wohnsitz an einem Orte auf, welcher „Kaiserquelle“ heißt. Der Ort ist sehr malerisch; ich denke, als jener Bulgare den Vers ersann:

„O du mein Wald, du grüner Wald,
O du mein Quell, du kühler Quell“ —

da muß er diese Stelle gemeint haben. Ich bin nicht imstande, die Eindrücke zu schildern, welche die uns umgebende Natur auf mein Herz machte. Man bedenke, daß damals Frühling war, daß die Bäume sich mit lieblichen grünweißen Büscheln bedeckt hatten, daß die Zwetschgen, die Äpfel, die Birnen blühten, daß die Luft rein, duftig und doch kühl war.“

Wenn auch Panajot selbst die Gefühle, welche dieser paradiesische Erdenwinkel in ihm erweckte, nicht zu künden vermag, so können wir sie doch aus seinem Geständnis erraten, daß „dieser Sommer für uns etwas glücklicher war, als der vorhergehende, denn wir fanden Gelegenheit, mit einigen sündigen Seelen aufzuräumen, vor denen die ganze Armut in Angst und Sorge war.“

Am Tage der Kreuzerhöhung (26. September) löst sich die Bande wieder auf, nur Stojan und Panajot bleiben zurück, um „einige bedeutendere Arbeiten auszuführen.“ Freunde versorgen sie mit Nahrung und gewähren ihnen auch zeitweilig Obdach. „Der unverdorbene Bulgare unserer Dörfer“, versichert darum der dankbare Wojewode, „ist reiner als ein Diamant. Diese unverdorbenen Seelen haben mit dem Unflat der verdorbenen städtischen Kreise nichts gemein.“ Nach Verrichtung einer Anzahl geringerer Arbeiten wird mit Hilfe einiger dieser „unverdorbenen Seelen“ ein Hauptschlag ausgeführt, der Überfall des Kadi von Sliwno. „Wir warteten die Nacht ab, rissen eine Mauer ein, öffneten eine Thür und drangen in das Innere. Der Kadi konnte noch nicht zur Ruhe gegangen sein, denn es war noch Licht in seinem Zimmer. Wie wir uns nun aber auf dem Hofe befanden, kamen zwei Kadynen (Frauen) aus dem Harem des Kadi zum Hause heraus, erblickten uns und sprangen mit lautem Geschrei und Gejammer, nach Hilfe rufend, in das Haus zurück. Sofort eilten wir vor und gelangten mit ihnen zusammen in den Harem. Dort trat uns der Kadi mit Pistolen entgegen, aber bevor er sich ihrer bedienen konnte, hieben wir ihm die Hände ab und knebelten ihn, sowie wir auch alle anderen Personen beiderlei Geschlechts, die wir im Hause trafen, knebelten. Dann nahmen wir alles, was uns vor Augen kam, Geld, viele Geräte von Silber und Gold, und einige Säckchen mit Dukaten. Meine Meinung ging dahin, daß wir ihn selbst samt Weibern und Kindern, die ganze Hausgenossenschaft, töten müßten; aber meine Freunde waren von der Zahl derer, die gern viel verdienen, ohne einen Einsatz zu wagen.“ So werden denn die Geknebelten ihrem Schicksal überlassen, Stojan und Panajot eilen in die Wälder zurück, und zwar wieder an jenem paradiesischen Quell. Inzwischen kommt über den Ort eine furchtbare Vergeltung seitens der türkischen Justiz. „Recht einfältig sind oft die Bulgaren,“ klagt Hitow, „aber ihre Dummheit wird noch übertroffen durch ihre Ängstlichkeit.“ Der Folter ausgesetzt, verraten nämlich einige der aufs geratewohl Verhafteten die wirklich Schuldigen, von denen jedoch nur die „unverdorbenen Seelen“ zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt werden, während Stojan und Panajot an der Kaiserquelle unentdeckt bleiben und im nächsten Frühling abermals eine Bande bilden.

Diese neue Geschäftssaison (1860) nimmt jedoch einen traurigen Verlauf. Ein Trupp türkischen Militärs treibt die Bande von Berg zu Berg, mit Ausnahme einiger unbedeutender Diebstähle gelingt keine That. Panajots einziger Trost sind wieder die schönen Landschaften. „Die Tundza ist ein herrliches Gewässer, die ganze Gegend ist reizend.“ Auch seine Bande macht ihm Freude: „Sie war damals,“ versichert er, „einer Schnur erlesener Perlen zu vergleichen.“ Günstiger verläuft das Jahr 1861. „Um jene Zeit wurde uns angesagt, daß türkische Gendarmen die Hochzeitsfeier eines armen Bulgaren überfallen und die Braut entehrt hätten. Diese Nachricht empörte uns dermaßen, daß wir die Schandthat an der gesamten türkischen Nation zu rächen beschlossen. Es kamen eben einige in der nördlichen Bulgarei ansässige Türken von Karnabad zurück, die sich über das Gebirge in ihre Heimat begeben wollten. Dieselben fielen bis auf den letzten Mann und hinterließen uns 36 000 Piaster. Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß wir im Laufe von drei Tagen gegen 60

des Weges ziehende Gläubige umbrachten." Daß Hitow und seine Genossen nicht erst auf eine besondere Schandthat der Türken warteten, um zu „arbeiten", wissen wir; der Umstand, daß der Autor ganz gegen seine Gewohnheit diesmal den Ort jener Schandthat der Gendarmen nicht nennt, erhebt unsere Vermutung fast zur Gewißheit, daß es sich hier lediglich um eine Erfindung handelt, welche die Greuel auf seiten der Haiduken beschönigen soll.

Kurz darauf wird eine Schar türkischer Kaufleute überfallen. „Die Reisenden waren aber nicht minder gut bewaffnet, als wir selber, so daß der Kampf sehr heftig wurde. Wie aber eine von unserer Seite abgefeuerte Flintenkugel einem der Gegner ein Bein zerschmetterte, entfuhr demselben ein bulgarischer Schmerzenslaut, und nun erst kam es heraus, daß in der That die Leute keine Türken, sondern Bulgaren waren. Ihre Türkentracht hätten sie also beinahe mit dem Leben bezahlen müssen. „Ich gestehe, nicht einzusehen", fügt Hitow hinzu, „warum bulgarische Reisende so gern türkische Kleider anlegen. Wie mir scheint, fürchten sie sich vor türkischen Räubern und wollen für Türken gelten, weil erfahrungsmäßig die Türken niemals ihre Glaubensbrüder überfallen. Mit den bulgarischen Haiduken ist es ja auch so, d. h. in der Regel greifen dieselben keine Christen an. Ich sage: „in der Regel," denn leider giebt es da auch Ausnahmen. Der Bulgare aber, der sich in dieser Hinsicht Freiheiten gestattet, wird mit dem Spitznamen Kokoschar (Hühnerdieb) belegt, und der echte Haiduk läßt ihn nie in seine Gesellschaft kommen. Es hat selbst Fälle gegeben, wo der Haiduk einen derartigen Kokoschar, der sich gegen andere Christen vergangen oder gar gegen das weibliche Geschlecht gefrevelt, schwer züchtigte. Unter uns Bulgaren besteht der traditionelle Glaube, daß ein Haiduk, der ein Weib berührt habe, unfehlbar dem Türken in die Hände fallen müsse." Die Stelle ist ungemein wichtig, weil sie beweist, daß selbst nach dem Zeugnis eines so parteiischen Berichterstatters seitens der Türken ein Frevel gegen ihre eigenen Glaubensgenossen niemals, seitens der Christen zuweilen vorkam.

Auch hiervon abgesehen, muß uns das Haidukentum auch nach Hitows bisher wiedergegebener Schilderung nur eben als greuelvoller, durch den Rassen- und Glaubenshaß mehr beschönigter als gerechtfertigter Brigantaggio erscheinen, als „ein Kampf gegen das Eigentum unter gewissen nationalen Beschränkungen und Bevorzugungen, welcher sich von dem Banditenwesen anderer Länder nur durch die größere Ausdehnung der Hehlerschaft und den nationalen Charakter unterscheidet." (Georg Rosen). Hinzuzufügen wäre als weiteres Merkmal höchstens nur die felsenfeste Überzeugung der Thäter von der Berechtigung, ja Lobenswürdigkeit ihrer Verbrechen. Dieselben in gleicher Ausführlichkeit wie bisher mitgeteilt zu erhalten, wollen wir dem Leser gern ersparen; in fortdauerndem, reizvollem Wechsel zwischen Naturgenuß und Raubmord sehen wir unseren Helden diesen, sowie die nächsten Sommer zubringen, während die Bande im Winter sich entweder in eines der Bergdörfer des Balkan verkriecht oder in die Walachei durchschlägt. Ein summarisches Verzeichnis der „Arbeiten" dieser Jahre würde alle erdenklichen Verbrechen enthalten: Diebstahl, Raub, Mord, Raubmord, meuchlerischen Raubmord, endlich als gelindeste Deliktform die Erpressung. Selten mag ein Mensch ein so langes Register von Greuelthaten begangen und gestanden haben, sicherlich aber hat keiner, solange die Welt steht, seine Geständnisse in solchem Tone vorgebracht. Diese Mischung von Sentimentalität und Blutdurst würde geradezu verblüffend wirken, wenn wir uns nicht immer wieder der Thatsache erinnern müßten, daß diese Verbrechen und Verbrecher von den eigenen Volksgenossen so ganz anders beurteilt werden, als von uns, und daß auch diese Erscheinung ihre triftigen Gründe hat.

Ein weiter Umstand aber, welcher uns die beispiellose Tonart dieser Memoiren erklärlich macht, ist die Beimischung politischer Elemente. Auch Hitow wird 1862 aus einem Haiduken ein „Held," ein „Vorkämpfer," der sich nicht bloß selbst dafür hält, sondern auch von seinen Volksgenossen so angesehen wird.

Ob mit Recht, ist freilich erst zu untersuchen. Der unglückliche Ausgang des Krimkrieges hatte Rußlands Plänen gegen die Türkei auf lange einen Riegel vorgeschoben, sein Prestige unter den Südslaven schwer erschüttert. Da sich zudem, wie wir später sehen werden, gerade damals eine Annäherung zwischen den Türken und dem gebildeten, wohlhabenden Teile der bulgarischen Nation zu vollziehen begann, so mußte der Moskowitismus darauf bedacht sein, den Konflikt zwischen Türken und Rajah neuerdings zu verschärfen; kam es auf diesem Wege zu einer offenen Rebellion, so war wohl der Sieg der Türkei gewiß, aber der aufkeimende Friede zerstört. In dieser Tendenz kam im Mai 1862 auf dem ganzen Balkan der Rubel und die panslavistische Phrase neuerdings ins Rollen. In Serbien schien der Erfolg gewiß; anders in Bulgarien. Hier verhielten sich die Besonneneren ablehnend, und zwar gleichermaßen aus Furcht vor den Türken wie aus Mißtrauen gegen Rußland. Nur die Hitzköpfe, dann jene, deren Patriotismus durch Geldsendungen aus Petersburg besonders entflammt worden, drängten zu einer Insurrektion, als deren Kern die Haiduken dienen sollten. Ein solcher Hitzkopf, der aber zugleich in russischem Solde stand, Georg Stojko Rakowski, welcher damals als Redacteur in Belgrad lebte, übernahm es, die Haiduken dafür zu gewinnen. „Hört, bulgarische Brüder!" heißt es in einem seiner, in jener Zeit an Hitow gerichteten Briefe, „und ihr, tapfere Helden der Berge, höret meine Worte! Seid brav, seid zur

Hand, seid fröhlich; unser Vaterland wird bald frei sein. Bereitet Euch vor!"

Hitow vernahm es gern, nicht bloß aus Patriotismus, und weil es einem Briganten angenehm sein muß, gleichsam offiziell zum nationalen Heros zu avancieren, sondern auch weil das Geschäft in jenem Jahre besonders schlecht ging, und man die russische Beihilfe wohl brauchen konnte. Was er aber von seinen Thaten aus jener Zeit berichtet, sind Plündereien ganz gewöhnlicher Art, nur daß sie hauptsächlich an der türkischen Post, also am Staate, verübt wurden. Der erwartete Zuzug unbemakelter und intelligenter Leute unterblieb, teils auf Abraten der Besonnenen, teils weil Serbien damals bekanntlich so rasch seinen Frieden mit der Pforte machte; und was nun gar das nächste Jahr betrifft, so konnte sich Hitow, mit der bulgarischen Emigration in Belgrad und Bukarest in lebhafter Korrespondenz, zwar mit noch höherem Rechte als bisher als ein Mann fühlen, der durch Raub, Mord und Erpressung eine politische Mission erfüllte, aber die Türken machten ihm das Leben immer schwerer, so daß er sich endlich entschloß, im August 1863 nach Serbien zu gehen, wo sich, von der Emigration berufen, von Rußland bezahlt und von Serbien geduldet, mehrere hundert Balkan-Haiduken zusammenfanden.

Der Plan ging dahin, von Serbien aus einen bewaffneten Einfall nach Bulgarien zu unternehmen, um dadurch einen Konflikt zwischen dem Fürstentum und der Pforte hervorzurufen, mindestens einen Versuch zur Insurrektion des Balkan zu machen. Aber das Projekt kam nur teilweise zur Ausführung, weil die serbische Regierung die ihr keineswegs willkommenen Gäste scharf beaufsichtigte und sich der Petersburger Rubel auf dem Umwege über Bukarest und Belgrad so stark verflüchtigte, daß die internierten Haiduken Mangel zu leiden hatten und unser Panajot z. B. durch drei Monate sein Leben nur als Postillon in serbischen Diensten fristen konnte. Als er endlich im Frühling 1864 in das Widdiner Paschalik einbrach, geschah dies zwar im ausdrücklichen Auftrag der Emigration, aber doch nur an der Spitze einiger weniger Leute, die sich zudem so unzuverlässig erwiesen, daß Panajot schon im Herbste wieder nach Serbien zurückkehrte. Dort aber hatte sich inzwischen die Regierung zu energischen Maßregeln gegen die Haiduken aufgerafft, um sich nicht immer neue Reklamationen seitens der Pforte zuzuziehen. Hitow wurde entwaffnet, seine Beute konfisciert, als Aufenthaltsort erhielt er den serbischen Marktflecken Tschatschak angewiesen. Des „erworbenen" Geldes beraubt, von der Emigration im Stiche gelassen, ohne Waffen und Gefährten, mußte er sich nun wohl oder übel zu friedlichem Erwerb bequemen, und blieb durch anderthalb Jahre als Gärtner, dann als Kellner in Serbien, bis ihn die Nachricht von Cusas Vertreibung im März 1866 zur Reise nach Bukarest ermutigte.

Gerüchte von einem gewaltsamen Einschreiten der Türken in Rumänien, von der Absicht Rumäniens, zu seiner Verteidigung auch eine bulgarische Legion zu bilden, durchschwirrten die Luft. Aber diese Absicht bestand, wie sich Hitow in Bukarest bald überzeugte, nur im Gehirn des phantastischen Rakowski, als dieser seinen Plan dem Minister Bratiano entwickelte, und darauf hinwies, daß ihm nun ein so erfahrener Kämpfer wie Hitow zur Verfügung stehe, verscheuchte ihn Bratiano durch die Drohung, ihn samt dem erfahrenen Kämpfer an die Türken auszuliefern, nach Rußland. Doch hatten die beiden Männer, aus denen vorläufig die „bulgarische Legion" bestand, obwohl an der Grenze von den Kosaken „wie Brüder aufgenommen", auch auf dem Boden des Zarenreiches wenig Glück. Die Geldmittel flossen sehr spärlich und beide mußten froh sein, soviel zu erlangen, daß sie nach Bukarest zurückkehren und dort einige Zeit verweilen konnten.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Nora, A. de. Mein Herz. München, Seitz und Schauer. 1896.

Cardauns, Dr. H. Die Märchen Clemens Brentano's. Köln, Commissions-Verlag von J. P. Bachem. 1895.

Litten, Julius. Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske. Zweite Auflage. Berlin, Bestellkarten- und Zeitungs-Verlag.

Altkirch, Ernst. Ich, der Träumer. Mit einem Vorwort von Detlev Freiherr von Liliencron. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Croissant-Rust, Anna. Der standhafte Zinnsoldat. Drama. Berlin, Schuster und Loeffler. 1896.

Laverenz, Victor. Jaczo, der Wendenfürst. Historisches Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Hugo Steinitz Verlag. 1896.

Wachler, Ernst. Tiberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Hans Lüstenöder. 1896.

Rónay, Stefan. Gedichte. Leipzig, Alfred Janssen. 1894.

Itzerott, Elisabeth. Gedichte. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. 1897.

Buchau, Heinrich Freiherr von. Rothkäppchen. Erzählung. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. 1896.

Kretzer, Max. Die gute Tochter. Roman. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. 1896.

Reich, Dr. Emil. Franz Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen. Zweite Auflage. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. 1896.

Brun (-Barnow), J. von. Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Birkhold, Hedwig. Märchen und Erzählungen. Mit einem Vorwort von Karl von Perfall. Jena, Hermann Costenoble.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

I.

Als Severo Rocca heute Abend nach Hause ging, wieder mit den müden, schleppenden Schritten eines Mannes, der den ganzen Tag schwer in den Steinbrüchen gearbeitet hat, kam ihm abermals Aristide Bomero entgegen. Es war kein Zweifel, daß er wieder aus seinem Hause kam. Er hatte die Mütze mit dem silbergestickten Stadtwappen vorn, die er sonst nach Ablauf seiner Amtsstunden nicht mehr zu tragen pflegte, schief auf dem Kopfe und pfiff vor sich hin. Er mußte lange dort gewesen sein. Als Severo Rocca ihm nahe kam, grüßte er ihn fast ehrerbietig. Eine so wichtige Persönlichkeit, wie Aristide Bomero, mußte man so grüßen, es lag Severo im Blute und man konnte auch nie wissen, wozu es gut war; Steuerrückstände gab es immer bei einem Seinesgleichen, und die auf dem Municipio konnten mit einem armen Teufel jederzeit machen, was sie wollten. Über Severos Lippen kam freilich kein Wort bei seinem Gruße. Vielleicht weil er bei dem harten Aufstieg ohnehin keuchte. Der Andere schien sich auch wenig darum zu kümmern, rief, ohne an seiner Mütze zu rücken, einen „Guten Abend" hinüber und schlenkerte, die Hände in den Hosentaschen, auf dem schmalen Felswege thalab. Noch eine ganze Weile hörte Severo sein Pfeifen.

Er blieb kurz einmal stehn, holte tief Athem, und stieg dann weiter. Seine schweißbedeckte Stirn hatte sich in Falten gelegt; noch schwerer, als vorher, stützte seine Hand sich auf den Stiel der Spitzhacke, die er mit sich trug. Unweit von seinem Hause hörte er sich angerufen. Der einarmige Pietro Mariani saß auf der Weinbergsmauer drüben am Wege und schmauchte seine kurze Pfeife. „Kommst spät, Severo."

„Wer früher kommen kann, kommt früher," versetzte er mürrisch.

„He! Aber Du versäumst die besten Besuche darüber — und die längsten."

Severo brummte etwas Unverständliches, zuckte die Achseln und ging weiter. Er sah sich garnicht mehr um, er hörte auch nicht auf das, was der Andere ihm nachrief. Dröhnend schlug die Thür seines Hauses hinter ihm zu. Er warf den Sack mit allerlei Geräten, den er über der Schulter getragen hatte, mitsamt der Hacke klirrend auf den Steinboden, riß seinen verwaschenen Filz aus den verklebten Haaren und hockte sich auf einem Holzstuhl nieder, die beiden Arme vor sich hin auf die Tischplatte gestemmt. Ein ächzender Laut brach von seinen Lippen. Dann sank sein Kopf, nachdem er eine Zeitlang mit starr glänzenden Augen vor sich hinausgeblickt hatte, langsam vornüber und vergrub sich in den Armen. Ein Rütteln ging manchmal durch den Leib des Mannes.

Es war allmählich ganz dunkel geworden. Serafina war schon ein paarmal auf der Schwelle erschienen, um nach ihrem Mann zu sehn, aber er hörte sie garnicht. Sie hatte einen so sonderbar geräuschlosen Gang und im Hause trug sie nie ihre Holzschuhe, sondern ging auf Strümpfen. Trotz der Dunkelheit sah sie Severo ganz genau, wie er da am Tische saß, ohne sich zu regen, aber sie rief ihn nicht an und schreckte ihn auch nicht auf, sondern ging immer wieder in die Küche zurück, wo das helle Herdfeuer um den rußigen Dreifuß flammte. In ihrem Wesen wie in ihren Mienen kämpfte zagende Scheu sonderbar mit trotziger Verdrossenheit. In ihren Blicken, mit denen sie den Mann am Tische betrachtete, lag ebensoviel heiße, verlangende Hingebung, als Furcht und Groll. Dann wieder stierte sie in die Flammen, deren Widerschein auf ihren herrlichen Zügen lag, als brüte sie über einem finstren Entschluß. Sie sah unter dem roten Licht, das ihr üppiges, in dicken Flechten am Hinterkopf zusammengeknotetes, blauschwarzes Haar da, wo es über der schmalen Stirn sich wiederspenstig aufkrauste und zerfaserte, in lauter

kleine Feuerschlänglein zu verwandeln schien, stolz und gefährlich zugleich aus, wie eine unnahbare Rächerin. Die Arme über dem schwellenden Busen ineinandergefaltet, stand sie da, als wärme sie sich an der Glut.

Und so fand sie Severo, als er endlich aus seiner Dumpfheit sich aufgerafft hatte und schwankenden Schrittes gegangen war, sie zu suchen. Serafina hatte sein Kommen überhört bei dem Knacken und Prasseln des Reisigs oder sie wollte ihn nicht hören. Er stand eine Weile und weidete sich an dem prächtigen Anblick, den sie bot. Aber seine Mienen erhellten sich nicht darunter, sondern wurden nur noch finsterer, seine Lippen preßten sich fest aufeinander. Und seine Faust zuckte ein paarmal, als wollte sie nach dem Hüftgurt greifen, wo er sein Messer trug.

Dann rief er sie plötzlich mit ganz rauher Stimme an:

„He, Serafina! Ich bin hungrig. Bist Du fertig?"

Er hatte keinen Gruß vorangeschickt und sie stellte sich, als schräke sie zusammen bei seinem Anruf.

„Gleich." Sie sah ihn nicht dabei an. „Kommst Du erst jetzt?" setzte sie hinzu.

„Ja," erwiderte er. Und sie fragte sich: „Warum lügt er?" Aber warum hatte sie ihn überhaupt gefragt, da sie ja wußte, wie lange er schon da war? Ihre Frage selber war schon eine Lüge gewesen. Es war eben Alles zwischen ihnen anders geworden.

Er war wieder hinübergegangen und saß am Tische, als sie kam und das Essen auftrug. Dann aßen sie Beide, hastig, fast gierig. Man hörte nichts als das Klappern der blechernen Löffel, das Klirren des Messers und das krachende Geräusch starker, gesunder, zermalmender Zähne, zwischen denen das harte Graubrot förmlich splitterte. Beim Essen hatten sie auch sonst nicht viel gesprochen, heute wurde kein Wort laut. Serafina hatte nicht einmal Licht gemacht; es war, als ob sie nicht wollte, daß sie einander ansehn könnten. Er wenigstens dachte das. Und dann war's, nachdem die Suppe nun ausgelöffelt war, als drückten sie Beide an etwas herum, was heraus sollte und mußte, und was sie doch nicht zu formen wußten, was ihnen Pein verursachte und wovor sie bangten. Ihre Hände schienen förmlich daran zu kneten, denn sie waren in rastloser Thätigkeit; die Finger verschlangen sich ineinander und packten die Tischplatte und trommelten dann wieder darauf, griffen nach dem Messer, warfen es wieder hin und gaben knackende Geräusche von sich.

Plötzlich entfuhr's ihm ganz hastig:

„War heute Einer da?"

Er schoß die Worte gleichsam heraus.

„Ja," sagte sie, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. „Aristide Bomero war da."

Sie betonte den Namen so, daß es fast ein Schreien war. Sie wollte ihn also herausfordern, sie verlangte, daß er weiter fragen, daß er sich erhitzen sollte. Aber nun schwieg er, — gerade deshalb. Es kroch ordentlich Alles in ihn zurück. Nur eine ungeheure Bitterkeit war in ihm. Aber die machte ihn stumpf, nicht jähzornig. Sie wollte über ihn spotten, aber er ließ sich nicht verspotten.

Er stand auf, reckte sich, stieß seinen Holzstuhl zurück, verschlang seine Arme hinter dem Genick und gähnte. Er stellte sich, als ob er gähnte.

„Ich bin müde," sagte er. „Ich geh' schlafen."

Und er ging wirklich.

Sie war nun doch erstaunt, aber sie sagte kein Wort. Er hielt es also nicht der Mühe für wert, loszubrechen. Warum nicht? Weil ihm an dem Allen nichts lag, wie es war und was die Leute redeten? Oder wußte er sich anderen Rat, um es zu Ende zu bringen? Denn er glaubte ja doch an das, was man tuschelte. Es kam also immer auf dasselbe hinaus: er liebte sie nicht mehr, es galt ihm Alles gleich. Ob sie sich mit Aristide Bomero einließ oder mit einem Andern, er fragte nichts danach. Oder war ihm die Verunehrung seines Hauses so zum Ekel, daß er nicht sprechen konnte, daß es ihm unter seiner Würde däuchte? Denn eine Andere liebte er doch wohl nicht. In den Steinbrüchen kam ihm schwerlich ein Weib zu Gesicht und es hätte sich längst herumgesprochen, es blieb nichts Derartiges verborgen. Also hatte er abgeschlossen mit ihr, hatte sie verdammt, ohne sie nur zu hören. Aber das kann Keiner, der sein Weib lieb hat und etwas auf sie hält, das ist ungerecht und niedrig. Hören, — hören muß man Jeden, auch den Verworfensten, und wenn Alles gegen ihn spräche.

Und vor allem: warum ließ er sich's denn gefallen? Darauf kam sie immer wieder zurück. Es war doch sonst seine Art nicht. Er war heißblütig, wie nur Einer, und wenn sie dachte,

wie er wild gewesen war, als er sie noch lieb gehabt hatte, durchschauerte es sie. Sie hatte sich so oft vor ihm gefürchtet, und doch ihn nie anders haben wollen, als er war, — nie. Und jetzt verachtete er sie so, daß er dem Eindringling, über den man ihm Spottverse zurief, nicht niederschlug, nicht mit seinen Füßen zertrat. Nein, er ging an ihm vorüber und grüßte ihn. War er feige geworden? Aber danach sah er nicht aus. Nun also: was war's denn?

Es machte sie schier wahnsinnig, darüber zu grübeln. Wenn er doch nun endlich losgebrochen wäre! Sie fieberte vor Verlangen danach. Und wie ihr Zorn und ihre Empörung dann hätten auflohen können, um sich Luft zu schaffen, — endlich, endlich! Nur nicht diese dumpfe Ruhe, diese gräßliche Ungewißheit! Sie fühlte ja, wie darunter alles in ihr hinsiechte und erstickte, wie es sich in ihrem Herzen verhärtete und ihre Liebe zu ihm, ihr Stolz auf ihn wegstarben, als würden sie erwürgt.

So ertrug sie es nicht länger. Gegen ihn ankämpfen, mit ihm ringen auf Tod und Leben, und wenn's ihrer Beider Untergang wäre, — ihn zerreißen vor Wut, Haß und Entrüstung, sich von ihm niedertreten zu lassen, ihm alle wildesten und widrigsten Worte zuschreien und sich jauchzend von ihm erdrückt fühlen — warum das nicht? So wollte sie's, so hatte sie's erwartet. Und das alles, ohne daß sie schuldig war, ohne daß auch nur ein Hauch von Schuld an ihr haftete! Dann wäre ihr wieder wohl gewesen, dann hätte sie sich wieder frei gefühlt. Aber dies — dies war schlimmer, als Mord und Tod.

Serafina hatte während all' dieser in ihr aufzuckenden Gedanken das Eßgeräth wieder abgeräumt und in der Küche die Teller gespült. Einer zerbrach ihr dabei unter den Fingern. Und sie nahm die Scherben auf und zerbrach jeden einzelnen derselben noch einmal, mit aller Kraftanstrengung und ohne dabei auf die blutigen Schrammen zu achten, die sie sich zuzog. Ihre Zähne knirschten aufeinander. Dann warf sie sie alle fort und athmete schwer.

Sie trat vor die Thür hinaus in die sternklare Nacht, die über den Hügeln lag. In der Tiefe wogte ein durchsichtig weißes Nebelmeer, unter dem das Thal verschwand und das in der Ferne die Lichter der großen Stadt durchfunkten. Sie zitterten auf dem silberigen Untergrunde. Ein Duft von blühenden Lorbeerbäumen, deren gelben Staub der Wind jeweilig durch die Luft trug, zog von den Gärten der weiter unten am Hange belegenen Häuser des Dorfes empor und mischte sich mit dem der wilden Blumen, von denen hier oben die Schluchten jetzt erfüllt waren. Eine schwellende Sehnsucht hob den Busen des jungen Weibes.

Und plötzlich mußte sie auflachen. Aristide Bomero, wenn man Severo Rocca zum Manne hatte! Es war wirklich zum Lachen. Und warum sie ihm nicht die Thür wies? Hätte das nicht geheißen, daß sie sich schwach fühlte? War sie nicht stark genug, um sich ihrer selbst gegen ihn sicher zu wissen, — allerorten und zu jeder Stunde? Und dann: wozu ihn sich zum Feinde machen? Die vom Municipio waren nun einmal die Mächtigen und man mußte sie schonen. Was konnten sie einem nicht alles anthun, wenn sie wollten! Und die Steuern — wann konnten so arme Teufel, wie sie alle hier, die Steuern pünktlich und vollständig bezahlen? Immer wieder gab's neue, kein Mensch kannte sich mehr darin aus. Wenn man da nicht gute Freundschaft mit dem Steuerboten hielt, wurde einem eines Tages das Bett unter'm Leibe und das Dach über'm Kopfe abgepfändet; da gab's keine Nachsicht, Gründe fanden sich immer. Mit dem Steuerboten sich gut zu stellen, war ebenso wichtig, wie mit dem Priester, das wußten alle und thaten danach. Wenn er wollte, stundete Aristide Bomero einem die drückenden Abgaben, bis man gerade einmal Geld in die Hände bekam. Und daß er lieber zu jungen Weibern in's Haus ging, als zu alten, konnte ihm niemand verargen.

Möglich auch, daß sich's andere gefallen ließen, wenn er ihnen schön that. Man sagte ihm ja allerlei nach, — die Menschen schwatzten soviel. Aber man hätte wissen können, wer Serafina Rocca war, — zum Mindesten Severo hätte es wissen können. Denn die andern, — was kümmerten die andern sie? Die hatten ihr immer gern was nachgeredet, denen war sie immer zu stolz — und den Weibern auch zu scheu gewesen. Daß sie ihrem Manne noch immer kein Kind geboren hatte, legten sie sich so aus, als ob ein Fluch auf ihr läge oder eine gerechte Strafe sie dadurch träfe. Weibern, die es mit mehreren Männern hielten, schenke die Madonna keine Kinder. Wieder lachte Serafina verächtlich vor sich hin. Warum die heilige Jungfrau ihr ein Kind vorenthielt, um das sie

doch oft genug gebetet hatte, wußte sie freilich auch nicht. Aristide Bomero hatte ihr freilich gesagt, sie solle Gott danken, denn schöne Weiber müßten keine Kinder haben, aber was wußte der? Wenn sie jetzt ein Kind hätte, würde alles anders stehen. Severo würde von seinem entehrenden Verdacht lassen, um seines Kindes willen, oder die Mutter seines Kindes erdrosseln, die es mit einem andern hielt, — wenn nicht diesen andern selbst. Die Mutter seines Kindes beargwöhnt man nicht oder man wird zum wilden Thier gegen sie und gegen alle Welt. Diese dumpf grollende Feindschaft zwischen ihnen wäre dann unmöglich gewesen. Die war wie Sciroccoschwüle, die lähmt und lastet, aber sich nicht in krachendem Ungestüm entlädt.

Der Wind schauerte kühl durch die Schlucht herauf. Serafina hob ihm die Brust entgegen, ihre Nasenflügel blähten sich. Die unbestimmten Geräusche der Nacht machten sie plötzlich unruhig, beinahe ängstlich. Sie glaubte tappende schleichende Schritte zu hören, die sich über dem harten, dunklen Felsboden dem einsamen Häuschen näherten. Und sie schrak zusammen.

Wie das thöricht war! Wie oft hatte sie hier so gesessen, und auf Severo gelauert, wenn er abends aus den Steinbrüchen heim kam und die frühe Dunkelheit im Winter darüber hereingebrochen war! Nie hatte sie eine Regung von Furcht angewandelt.

Sie und Furcht! Sie kannte keine. Sie war eine Tochter der Berge, von denen herab Severo Rocca sie heimgeholt hatte. Da droben in ihrem einsamen Felsennest, das in schneereichen Wintern die Apenninenwölfe umzüngelten, hatte sie die Furcht nicht gelernt. Und daß ihr Haus hier einsam und hoch über dem Dorfe lag, war ihr gerade recht; die engen Steilgassen dieser Ortschaften, in denen alles Lebendige so dicht beieinander hockte, als wäre nur ein Haus für sie alle da, waren ihr immer verhaßt gewesen. Beim Spinnrocken hatte sie vor sich hingesungen und an Severo gedacht, wenn sie allein war, — oft genug auch an den Sohn, den sie ihm gebären würde. Besuch war mehr gekommen, als sie brauchte. Nie war ihr die Zeit lang geworden oder ihre Einsamkeit ihr zum Bewußtsein gelangt. Stark und trotzig ruhte sie auf sich selbst und wußte sich zudem in Severo's Hut. Heute und hier, während er daheim war und sie hätte schützen können, überlief sie's mit einem Mal, — sie wußte nicht warum und nicht wovor. Es schlich etwas an sie heran, es strich kalt über sie hin. Wenn sie es selber thäte, was er nicht that, zu thun nicht den Mut fand! . . .

Sie schüttelte den Kopf, sie machte mit der Hand eine unwillige Bewegung, halb abwehrend, halb drohend. Dann ging sie in's Haus zurück und schloß die Thür hinter sich, sogar den Riegel schob sie ein, was sie sonst zumeist unterließ. Warum war sie nicht lange zu Bett gegangen? Müde konnte sie doch wohl sein. Und Severo schlief schon.

Sie tappte sich in die Kammer hinüber. Richtig! sie hörte seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge. Ein heißer Widerwille stieg in ihr auf. Er konnte schlafen, — schlafen. Und sie — wieder schüttelte sie den Kopf. Nein, das war seine Sache, das war Mannesthat. Sie kleidete sich rasch aus. Der Gedanke, daß er sie hören und dabei überraschen könne, peinigte sie plötzlich. Sie fühlte sich ihm fremd, er war ihr jetzt wieder wie ein Anderer, noch fremder als damals, wo sie zum ersten Mal hier neben ihm in der Kammer zu Bett gegangen war. Die Scham von damals war wieder in ihr. Wenn ein Mann das von seiner Frau glaubt und läßt sie diesem Andern, den er beargwöhnt, und teilt mit diesem Andern, hat er keine Rechte mehr an diese Frau. Sie hätte ihm keine mehr eingeräumt.

Als sie unter ihrer Decke lag, fand sie es heiß zum Ersticken in der Kammer. Sie wäre gern noch einmal aufgestanden, um das Fenster aufzustoßen, aber sie scheute sich davor, denn Severo's tiefes Atmen hatte plötzlich aufgehört, er konnte erwachen. Unruhig warf er sich hin und her. Sonst hatte er nach der schweren Tagesarbeit immer so fest und tief geschlafen, daß sie Mühe gehabt hatte, ihn zu wecken, wenn es Zeit war; kaum daß er sich einmal auf die andere Seite gelegt hatte. Der dumpfe Groll war heute in ihm, der nicht zum Ausbruch kam und ihn deshalb nicht schlafen ließ.

Aber was kümmerte das sie? Warum war er kein Mann und handelte nicht wie ein Mann? Sie selber wollte schlafen, — schlafen.

Sie schloß die Augen und faltete ihre Hände über der Brust. Aber es schwirrte so vieles ihr durch den Kopf. Sie mußte immer daran denken, wie das alles denn gekommen war. Sie hatten doch aneinander gehangen, wie zwei, für die es nur ein Leben und ein Sterben geben kann.

All' den andern Burschen, da droben in ihrem Heimatsdorfe, hatt' er sie abgetrotzt, als man die Schönste im Ort nicht zieh'n lassen wollte, es als eine Schmach für ihn ansah, wenn ein Fremder sie davonführen dürfe. Severo Rocca hatten sie endlich sie doch gelassen, keinem and'ren hätten sie nachgegeben; sie wußten, der würde mit jedem von ihnen bis auf's Messer um sie kämpfen und sich eher niederstechen lassen, als das Mädchen aufgeben. Und sie, Serafina, hatte ihn nicht anders gewollt, als er war. Um seiner Wildheit halber hatte sie ihn so geliebt, wie sie keinen andren je hätte lieben können. Sie gedachte noch dessen, wie sie sich mit heißem Erschauern ihm gebeugt hatte, wie ebensoviel Furcht als Wollust sie in seinen Armen durchrüttelt. Wenn es wieder so hätte sein können!

Warum war es nicht! Wie hatte es denn je anders werden können und wie konn' es für so etwas ein Aufhören geben? Nun würde das Dumpfe und Unausgesprochene, das zwischen ihnen lag, sie einander immer mehr entfremden, in Gleichgültigkeit, in Haß auseinander treiben, vielleicht sie gegeneinander anringen lassen, wie Todfeinde. Und das alles um nichts, — das alles, weil sie Aristide Bomero nicht die Thür wies, wenn er kam, um die Steuerrückstände einzutreiben, — als ob sie das überhaupt gekonnt hätte! Es war, um daran den Verstand zu verlieren. Und ein Stoß hätte das alles vereitelt, hätte ihren Leiden Ruhe und Frieden verschafft, sie wieder zu denen gemacht, die sie gewesen waren. Wozu denn also in dieser Ohnmacht verharren und, die Hände im Schooß, das alles über sich kommen lassen, das Glück und die Liebe sich zwischen den Fingern zerbröckeln lassen, wie wertlose Scherben?

Wieder kam der heiße, wilde Drang über sie. Gleich einem Feuerstrom schoß ihr's durch's Hirn. Wie, wenn sie selber thäte, wozu er die Kraft oder den Entschluß nicht fand! Ob er sie dann nicht wieder würde lieben müssen, wie früher? Oder ob sie ihn dann hätte verachten müssen und er sich vor ihr fürchten und schämen würde? Aber gleichviel, wenn es nur anders wurde, wenn es nur so nicht blieb, wie es jetzt war! So durfte es nicht bleiben.

Sie schickte sich an, aufzustehen. Wozu lag sie noch hier und erstickte fast unter der Glut, die auf sie drückte? Was sie thun wollte, konnte sie gleich thun. Schlafen konnte sie doch nicht. Wie sie es vollbringen würde, überlegte sie sich nicht, — was kam darauf auch an? Ein Weg würde sich schon finden. Aristide Bomero saß zu dieser Stunde doch wohl noch in der Osterie zum „silbernen Mond" und wenn er nachher durch die dunkle Gasse heimwärts schwankte — oh, sie würde schon treffen, — so treffen, daß er keinen Laut im Zusammenbrechen mehr von sich gab. Sie mußte so treffen.

Eben als sie sich erheben wollte, sah sie, daß sich Severo unter seiner Decke aufrichtete. Da legte sie sich geräuschlos wieder zurück. Er konnte also auch nicht schlafen, ihm ließ es auch keine Ruhe. Das erfüllte sie mit Genugthuung. Und dann saß er eine Weile halb aufgerichtet im Bett, als ob er auf etwas hinaushorche. Da stellte Serafina sich ganz wie schlafend. Aber durch einen schmalen Spalt ihrer geschlossenen Lider gewahrte sie, daß Severo nach seinen abgeworfenen Kleidern tastete und sich vollends von seinem Lager erhob. Eine Weile schlug ihr Herz so laut und rasch, daß sie meinte, er müsse es hören können. Aber er blickte garnicht auf sie, er kümmerte sich um sie garnicht. Langsam zog er sich wieder an. Dabei wurde es Serafina seltsam ruhig zu Mute. Also gut, er würde es thun, — er. Sie brauchte ihm nicht den Weg zu weisen, geschweige denn ihm zuvorzukommen. Ein wohliger Frieden durchströmte sie, indem sie ihre Glieder dehnte. Endlich! Endlich!

Sie beobachtete wie gebannt jede seiner Bewegungen. Er zog sich notdürftig an, soviel ihm die Dunkelheit erlaubte, und schlich sich dann hinaus. Auf sie blickte er nicht. Sie hörte, wie er die Hausthür leise aufklinkte, dann war alles still. Also jetzt ging er. Er hatte begriffen, daß es sein mußte, daß es so nicht weiter ging. Und was einmal sein mußte, konnte auch gleich in dieser Nacht sein. Jetzt konnte sie schlafen, von jetzt an konnte sie immer ruhig schlafen.

Severo stand draußen in der lauen Nacht und wußte nicht, warum er aufgestanden war. Es hatte ihn keine Ruhe gelassen, es gab diese Nacht keinen Schlaf für ihn. Und da drinnen wäre er erstickt. Aber was wollte er hier? Wozu sollte das alles führen? Er reckte schlaftrunken die Arme. Dann kauerte er sich auf der steinernen Haustreppe nieder und stierte ins Dunkel. Nicht einmal mehr schlafen können! Er blickte auf das Madonnenbild, das drüben in der Mauernische hinter einem Gitterchen stand und vor dem ein matt glimmendes Ölflämmchen brannte. Dann bekreuzte er sich. Nein, er

wollte es nicht thun, — das eine, was die Madonna nun und nimmermehr gutheißen oder auch nur verzeihen konnte. Er wußte wohl, daß es ihm im Blute lag, es zu thun, und daß jeder Andere es an seiner Stelle gethan hätte. Aber was konnt' es denn frommen? Wenn Serafina ihn nicht mehr liebte, wenn sie ihm mit dem Andren die Treue gebrochen hatte, — die That schaffte ihm ihre Liebe nicht wieder zurück und machte auch nicht ungeschehen, was einmal geschehen war. Die einmal ein Anderer in den Armen gehalten hatte, die begehrte er nicht mehr, derer ekelte ihn, und wenn jeder Tropfen seines Blutes nach ihr gebrannt hätte.

Aber war es denn geschehen? Er wollte, konnte nicht daran glauben. Nur die neidische Bosheit der Andern wollt' es ihm einimpfen. Wie der Marder um den Taubenschlag schlich Aristide Vomero ja wohl um sein Haus und nicht um sein Haus allein. Aber Serafina — nein! nein! tausendmal nein! Serafina ergab sich ihm nicht, so einem schon gewiß nicht. Und wenn er nun hinging, um mit einem einzigen Messerstich diesem Zweifel und dieser heimtückisch geifernden Verläumdung ein Ende zu machen, — was dann? Sich vor Gericht schleppen zu lassen? Oder in die Berge flüchten, bis ihn irgend wo die Carabinieri doch ausspionierten und niederschossen, wie ein wildes Thier? Was sollte das alles? So oder so war's dann zu Ende, — dann erst recht. Glücklich konnten sie Beide dann nie mehr werden. Im besten Fall schlossen sie ihn in Eisen auf den Galeeren. Mocht' es denn doch lieber bleiben, wie es war! Wenigstens lastete dann keine Todsünde auf seinem Gewissen.

Und doch griff seine Hand wieder nach der Hüfte, und doch beruhigte es ihn nicht, was er sich da alles selber einredete. Ein Stoß und er hatte Frieden. Sie würden ihn ja auch nicht gleich entdecken als den Thäter. Aristide Vomero hatte allerlei auf dem Kerbholz, dem konnten auch andere den Lohn gezahlt haben, den viele ihm zudachten und die meisten ihm gönnten. Und vor allem: was sollte Serafina von ihm glauben, wenn er es nicht that, wenn er überhaupt keinen Finger rührte, um dem allen ein Ende zu machen? Daß er sie preisgab? Daß er ein Feigling war? Nein, nein, er mußte es thun. So, wie es war, konnt' es doch nicht bleiben. Morgen — wenn er Aristide Vomero morgen wiedertraf, wie er sich von seinem Weibe fortschlich, um eben die Stunde, wo er wußte, er, Severo Rocca, würde heimkommen — mit diesen seinen Händen wollt' er ihn erwürgen, ihn über die Mauer dort in die Tiefe schleudern, ihm mit einem Felsstein den Kopf zerschmettern, — irgend etwas dergleichen. Lebendig sollt' er ihm dann nicht mehr fortkommen. Morgen!

Er wollte sich aufraffen und wieder ins Haus zurückkehren. Seltsam! Er hatte sein Messer garnicht im Hüftgurt stecken, er mußt' es in der Dunkelheit vorher drinnen liegen gelassen haben. Jetzt hätt' er es also garnicht vollbringen können. Denn noch einmal hineingehen, um es zu holen, getraute er sich nicht; Serafina würde dann sicher erwachen, sie hatte ohnehin einen so leisen Schlaf und es war merkwürdig genug, daß sie sein Fortgehen nicht gehört hatte. Es hatte garnicht sein sollen. Morgen! morgen würd' es sich entscheiden.

Noch einmal bekrenzte er sich, gegen die ewige Lampe des Marienbildnisses gewandt, dann ging er, seinen Schritt dämpfend, in's Haus zurück. Er war jetzt ganz ruhig geworden und eine schwere Müdigkeit lag über ihm. Er sehnte sich nach Schlaf.

Serafina lag ganz regungslos. Sie hörte ihn kommen, sie hatte die ganze Zeit hindurch, wo er fort gewesen war, wach gelegen und in herzklopfender Spannung auf sein Wiederkommen gewartet, aber sie stellte sich schlafend. So warf er sich in seinen Kleidern aufs Bett, und lösende Bewußtlosigkeit senkte sich über ihn. Nur einmal, kurz vor dem Einschlafen war's ihm noch, als erhöbe sich Serafina von ihrem Lager, tappte sich zu dem seinigen heran und beugte sich, die Arme auf den Bettrand gestützt, über ihn. Was sie wollte, begriff er nicht. Es war, als ob sie auf etwas horche oder etwas untersuchen wolle. Er spürte die Nähe ihres Leibes, er fühlte ihren Atem. Aber er hatte die Kraft nicht, seine Arme nach ihr auszustrecken, und er wollte es auch nicht. Heute nicht, — heute noch nicht.

Dann war's ihm, als berührten ihre Lippen ganz flüchtig einmal seine Stirn oder sein Haar, und sie war fort. Er entschlief.

II.

Als er aufwachte, merkte er aus dem grauen Morgenzwielicht, das durch die Fensterluke hereindrang, es sei Zeit zum Aufstehen; denn der Weg bis zu den Steinbrüchen hinab war weit und die Arbeit begann früh. Er wunderte sich,

daß Serafina ihn nicht, wie sonst zumeist, geweckt hatte. Ein Blick auf ihr Lager überzeugte ihn davon, daß sie fort war. Und doch hörte er sie, den Oberleib aufgerichtet, lauschend, nicht in der Küche hantieren, vernahm überhaupt keinerlei Geräusch im Hause. Das befremdete ihn, und langsam erhob er sich.

Als er in die Thür trat, um nach Serafina auszuschauen, kam sie mit der Trage, an der die beiden wassergefüllten Kupferkessel schaukelten, von draußen herein. Sie hatte weit bis zum Ziehbrunnen und er begriff nicht, warum sie jetzt gegangen war, Wasser zu holen. Morgens nahm er nichts Warmes, ehe er fortging, denn man mußte die Feuerung sparen, und Brot und Wein für ihn waren noch nicht einmal bereit.

Sie schien sein Erstaunen zu bemerken, trotzdem sie ihn nicht ansah, denn sie sagte:

„Ich dachte, Du würdest Dich heute ganz waschen wollen, — Alles waschen wollen."

Er schüttelte den Kopf.

„Warum? Nein. Ich habe mich schon gewaschen." Er verstand sie noch immer nicht.

Sie nickte. „Dann ist's für die Küche. Es geht in Einem hin." Und sie ging an ihm vorüber.

Es fiel ihm auf, daß ihre Stimme wunderbar sanft geklungen hatte, ganz anders, als sonst. Und daß sie es beharrlich vermieden hatte, ihn anzusehn. Das machte ihn unruhig, Eines wie das Andere. Er hätte sie lieber so stolz, herb und hochfahrend gesehn, wie gestern Abend noch, wie überhaupt in dieser letzten Zeit. Ihre demütige Haltung vor ihm peinigte ihn. Sie sah ihr so garnicht ähnlich, sie redete von einem Schuldgefühl, an das er nicht glauben wollte, das ihn wahnsinnig hätte machen können. Und diese Nacht — was konnte denn diese Nacht in ihr geändert haben?

Finster brütend saß er am Holztisch in der Stube, als Serafina mit Wein und Brot zurückkam. Nun er voll seinen Blick auf sie richtete, sah er, daß sie bleich und übernächtig aussah und daß ihre Augen sonderbar glänzten und glühten. Auch jetzt war ihre Haltung demütig und auch jetzt vermied sie es, daß ihre Augen einander begegneten. Und er, der ihr soviel zu sagen gehabt hätte, sprach kein Wort, ließ sich von ihr bedienen, aß und trank alles hastig in sich hinein und eilte sich, fortzukommen. Einmal über dem Trinken hatte ihn ein wahnwitziger Drang angepackt, aufzuspringen, sie mit beiden Händen an den Schultern zu rütteln und ihr zuzuschreien: „Sag' mir Alles, sag' mir, ob Du Dich vergangen hast!" Aber er unterdrückte es, er zwang es nieder. Heute mußt' es ja ohnehin zu Ende kommen. Und aus ihrem Munde — nein, aus ihrem Munde wollt' er es nicht hören. Das hätte sich nie wieder vergessen lassen. Nicht einmal, wenn Alles vorüber war, wollt' er Aufklärung darüber.

Er trank sein Glas heute nicht leer, stand mit gefurchten Brauen auf und suchte sein Handwerksgerät zusammen. Als er schon den Hut auf dem Kopfe, den Sack zwischen den Schultern und die Spitzhacke in der Hand hatte, rief sie plötzlich: „Severo!"

„Was ist?" Er drehte sich kaum nach ihr um.

Nun schien sie wieder vergessen zu haben, was sie hatte sagen wollen, oder bereute es nachträglich oder hatte auch nur instinktiv seinen Namen gerufen, ohne eine besondere Mitteilung für ihn auf dem Herzen zu haben. Denn sie sagte nichts mehr. Der Ruf aber hatte angstvoll und flehend zugleich geklungen, als ob sie ihm hätte klarmachen wollen, daß sie für ihn fürchte und daß er so nicht von ihr gehen möge. Severo deutete ihn aber nicht so und wußte nicht, weshalb sie ihn gerufen hatte. Oder er meinte, sie sorge sich um Aristide Vomero. Wenn sie seine Gedanken hätte erraten können, würde sie ja freilich Recht gehabt haben. Und das wollte sie doch wohl, hatte es heute Nacht auch gewollt, als sie sich über ihn gebeugt hatte; vielleicht hatte er im halben Schlaf vor sich hingesprochen und sie hatte ihm die Worte von den Lippen ablauschen wollen. Er sah sie groß an.

„Ich dachte, Du hättest kein Brot mitgenommen," sagte sie stotternd.

„Ja, ich habe Brot mitgenommen," versetzte er, rückte sich den Sack höher herauf und ging. Erst unter der Hausthür rief er ihr ein „Lebewohl" und „auf Wiedersehen" zu. Dann klangen die Schritte seiner eisenbeschlagenen Schuhe schon draußen auf dem harten Fels, und rüstigen Ganges eilte er thalab. Nicht ein einziges Mal blickte er sich um; er wußte garnicht, daß sie vor der Hausthür stand und ihm nachsah, — noch lange, nachdem er drunten an der Wegbiegung schon verschwunden war.

Dann ging sie ins Haus und machte sich an seinem Bett zu thun. Sie suchte dort nach etwas. Aber sie fand nichts. Auch das Waschwasser betrachtete sie aufmerksam, ehe sie es fortgoß. Sie schüttelte dabei den Kopf vor sich

hin, spähte auf dem Fußboden umher, immer zwischen der Hausthür und Severos Lager, und lächelte endlich: „Er hat es klug gemacht", dachte sie, „nirgends ein Blutfleck. Und sein Messer wird er am Brunnen gereinigt haben, ehe er es wieder einsteckte."

Sie wurde jetzt ganz ruhig. Es that ihr nur leid, daß sie ihn so fortgelassen hatte. Sie hätte ihm zeigen sollen, wie glücklich sie war und daß nun alles wieder gut war, — daß sie ihn mehr liebte als je. Aber trotz ihrer demütigen Haltung, zu der diese jäh wieder aufflammende, zärtlich-dankbare Liebe sie gezwungen hatte, war immer noch zu viel scheuer Stolz in ihr gewesen. Vor dem, der wie ein Mann gehandelt und ihre Ehre vor aller Welt reingewaschen hatte, beugte sie sich, aber gegen den, der an ihr gezweifelt hatte, war immer noch ein heimlich glimmender Groll in ihrer Seele. Dennoch war sie voller Sehnsucht nach ihm.

Als sie das Hauswesen gerichtet hatte, kauerte sie sich auf der Hausschwelle nieder und nahm ihre Flechtarbeit auf. Morgen war Ablieferungstag und sie hatte in der letzten Zeit wenig fertig gebracht, heute mußte sie fleißig sein. Das Bündel schwarzgefärbter Strohstreifen lag zu ihren Füßen und ihre Finger regten sich geschäftig.

Ihre Gedanken aber waren nicht bei der Arbeit. Sie wartete auf etwas. Und je weiter der Tag vorrückte, ohne daß irgend etwas sich ereignete oder jemand sie in ihrer Einsamkeit aufsuchte, desto mehr wunderte sie sich. Sie wurde allmählich sogar unruhig dabei. Sie versuchte zu singen, aber das, was ihr einfiel, schien ihr alles ungeeignet. Sie rückte auf ihrem Platze hin und her, stand auch einmal auf und spähte, die Augen gegen die immer höher heraufkommende Sonne mit der Hand schattend, den Weg zum Dorfe hinunter. Dann, als niemand kam, setzte sie sich wieder und sang nun doch. Aber es war eher ein Abschreien des Liedes, als ein Singen. Bis weit gegen die zerklüftete Felswand herauf erscholl es:

„Was wirft er sein Aug' auf die Eine, die mein?
Er sollte doch wissen, es darf nicht sein,
Er sollte doch wissen, es thut nicht gut
Und mein Messer ist scharf und heiß mein Blut;
Er sollt' es doch wissen, — doch wissen." —

Ein paarmal kamen Leute an ihr vorüber, aber die zogen droben vom Gebirg ins Dorf herunter, die konnten noch von nichts wissen. Sie blieben auch wohl stehen und schwatzten mit ihr, aber Serafina gab zerstreute und einsilbige Antworten. Das lag ihr alles so fern, wovon man zu ihr redete, das kümmerte sie alles so wenig. Und eins von den Weibern sagte einmal aufseufzend: „Ja, Ihr habt's gut. Mit Euch möcht' man schon tauschen." Darauf erwiderte sie: „Ja, ich hab's gut, — jetzt hab' ich's gut." Und dann war sie wieder allein und sang und die Sonne stieg.

„Sora Fina! Sora Fina!"

„Er sollt' es doch wissen — doch wissen," sang Serafina in lang ausgedehnten Kadenzen.

„He! Wollt Ihr den lieben Gott um seine Mittagsruh' bringen, Sora Fina? Oder werdet Ihr bezahlt, um die Spatzen aus den Erbsen zu scheuchen? Heiliger Sebastian, ist das ein Geschrei! Und für das, was in der Welt vorgeht, habt Ihr natürlich nicht Aug' und nicht Ohr. Neben Euch kann ein Christenmensch den anderen abschlachten, Euch ist's recht, wenn Ihr bloß schreien könnt, daß die Grillen vor Angst das Zirpen vergessen. Ist so 'was schon dagewesen?"

(Fortsetzung folgt.)

Rübezahl.

Ihr kennt von Rübezahl das alte Märchen:
Der mächt'ge Geist, in heißer Lieb' entbrannt,
Entführte die Prinzessin in sein Schloß.
Doch weil im Gram um die Gefährtinnen
Sie seine unterird'schen Prachtgemächer
Mit ihrem Jammer unablässig füllte,
Stieg er zu einem Rübenfeld empor
Und pflückte eine Hand voll frischer Rüben.
Kraft seiner Geistermacht haucht' er sie an
Und wandelt' sie zu Mädchen voller Reiz.
Die gab er der Prinzessin zu Gespielen,
In frohes Lachen ihre Thränen kehrend.
Dies währte an zwei Tag'; doch als am dritten
Zum üpp'gen Mahl sich die Prinzessin setzte,
Zu ihrem Grauen saßen um sie her
Verwelkte, alte, eingeschrumpfte Wesen,
Die leblos bald von ihren Stühlen sanken.

Was sind wir mehr, als jenes Zauberers Rüben?
Kaum sind erblüht in Jugend wir und Kraft,
Beginnen wir zu welken und verdorren,
Und an des Lebens reichbestellter Tafel
Nimmt uns die Frucht vom Munde weg der Tod.
Nein, mehr als wir sind die armsel'gen Rüben,
Die Liebe zu der Liebsten Glück belebte,
Wir aber, wessen Liebe hat denn uns
Und wem zur Freude? — unser Sein gegeben?

F. Ottmer.

Liebe.

Ninon, Ninon, wie fängst du's an, zu leben?
Die Stunden, Tage fliehen ungehemmt.
Heut Rose noch, wirst welk du morgen beben;
O sprich, wie lebst du, der die Liebe fremd?

Schon, Mädchen, hat aus dir gesprochen
Der Augen Glanz, der Pulse Pochen.
Heut ist's noch Lenz, Ninon, doch morgen fällt der Schnee.
Wie? Ohne Leitstern sticht dein Nachen in die See?
Ziehst ohne Feldmusik dahin, wo Pfeile fliegen?
Wie? Sprichst von Leben, da dir fremd das Lieben?

Ich, o für wenig Lieb' gäb ich mit Lust das Leben
Und würd es ohne sie aus freien Stücken geben.

Der Tag mag enden, mag — gleichviel — auch neu beginnen,
Sobald vor unsren Sinnen
Ein höh'res Leben schwebt.
Erschließt euch, Blüten. Ob auch nichts von euch verbliebe,
Das Leben war ein Schlaf, doch dessen Traum die Liebe,
Und wenn ihr nur geliebt, habt ihr gelebt.

Aus dem Französischen des **Alfred de Musset** von **Robert F. Arnold.**

Stimmung.

Der Tag war trüb gewesen, trüb und düster,
Und endlos, leise tröpfelnd fiel der Regen
In all die weißen, dichten Nebelschleier,
Die lang in Reihen durch die Bäume strichen
Und sanft das dürre Laub zu Boden nahmen, —
Liebreich und zart, als wollten sie verhüllen
Das nackte Elend, das zum Himmel starrte,
Zum grauen, öden, regenschweren Himmel. — —

— Der Tag war trüb gewesen. — Doch am Abend
Da brach es drüben hinter'm braunen Walde
Leuchtend hervor aus schweren, dunkeln Wolken;
Und bläulichgrün und mit metallnem Glanze
Strahlt es herüber — schwere Wolkenfetzen
Gleich dunkeln Klippen ragen schwarz darein —
Und durch die Bäume, die im Nachbarsgarten
In stiller Trauer ihre Äste recken,
Schickt auch die Sonne noch die letzten Strahlen,
Die lieben, goldnen Strahlen durch das Fenster
Auf meinen Tisch. — — Es ist so still und traulich. —

Die roten Streifen, die sich leuchtend ziehen,
Da an der Wand und dort an den Gardinen,
Sie legen sich auf meine Stirn — so warm,
Und doch so weich, so friedlich und beruhigend,
Und legen sich auf meine Augen, und ich
Mach leis' sie zu und lehne mich zurück. —
Dann wird es still. —
Vom Nebenzimmer hör ich,
Wie schon die Kleinen jetzt zu Bette gehen —
Und da — ich hör es deutlich —: „Müde bin ich
Und geh zur Ruh" — — das Stimmchen plappert weiter,
Und wie aus Träumen klingt es mir entgegen,
Als wie ein fremder Laut, aus fernem Lande —
Aus fernem Wunderland — „Breit' aus die Flüglein" —

So geht es weiter — und der Zauber leget
Sich immer enger, immer dichter auf mich —
Vom Fenster weht der Duft der letzten Blumen
Und auf der Tanne schlägt noch eine Amsel —

— — Dann schweiget alles. — —

*

Und da ist es mir wieder
Wie lange vor Zeiten,
Wenn still wir am Abend
Saßen in unsern Bettlein
Mit müden Augen und frommen, andächtigen Herzen.

Und vor uns am Boden
Die Mutter kniete
Und lange uns ansah,
Und die Hände uns faßte
So warm und innig
Und richtig beten uns lehrte.

Zum kleinen Fenster aber
Durch die weißen Gardinen
Fiel der Mondschein herein,
Und hell durch's Zimmer
Huschten die Lichter,
Wie lauter Englein
Mit silbernen Flügeln, —
Und fielen der Mutter grad ins Gesicht,
Ins liebe, liebe Gesicht — —
Und wie sie so auffah,
Da lächelte leis sie
Und neigte das Antlitz
— Und weinte. — —

Karl Gustav Vollmoeller.

Ein Traum.

Jeden Tag beim Morgengrauen
Flieht mich wonnig Traumgebild:
Ein Antlitz, lieblich anzuschauen,
Zwei Äuglein sinnig, tief und mild.

Hätt' ich's nicht selber einst gesehen
Dies holde treue Angesicht,
Im Traum nur, glaubt' ich, könnt's bestehen,
Die Erde aber trüg es nicht.

Mir sagt's: „War ich auch jung an Jahren,
„Als mich zuerst dein Auge fand,
„Hatt' ich doch soviel Weh erfahren,
„Daß ich die Jugend nie gekannt.

„Doch — seit den wundersamen Stunden,
„Da deine Hand in meiner lag,
„Hab' ich beinah' etwas empfunden,
„Als wär's ein schöner Jugendtag!

„Kannst du mir einen Lenz noch geben? —
„Mir ist beinah, das könntest du! —
„Nur einen, einen Tag im Leben — —!
„O sag, hast du den Mut dazu? —"

Und diese Frage hör' ich klingen
So oft der Morgen, lichtbetaut,
Hingleitend auf den goldnen Schwingen,
Mir freundlich in das Fenster schaut.

Hans Müller.

„Blumen liebst du und weichen Duft?!"

Blumen liebst du und weichen Duft?
O, so bleib' im sonnigen Thal!
Lockt dich der Kampf und des Ruhmes Strahl?
Schwing' dich zum Gipfel in Ätherluft!

Stählernen Sinn, weltweiten Blick
Giebt dir das Leben auf den Höh'n;
Doch nur im Thal blüht traulich schön
Dir ein rosenduftendes Glück!

Könntest du wählen — schwieriges Los!
Fühllos macht der Fels und kalt.
Und es verdumpft der Geist gar bald
In der Enge behaglichem Schoß.

Groß drum, wer in dem Busen hegt
Warm noch ein Herz auf den Höh'n von Eis.
Größer, wen aus dem kleinsten Kreis
Stolz der Geist zu den Sternen trägt!

J. Schubert.

O Ruhe!

O Ruhe, sel'ger Friedenshafen
Nach stürmisch wild bewegter Fahrt!
Die schwarzen Wolken gehen schlafen,
Die finster drohend sich geschart.

Es steigen liebliche Gebilde
Vor meinem innern Aug' empor,
Es klingen Töne, holde, milde,
Beschwichtigend mir leis' ins Ohr.

Ich bin nicht mit der Welt im Kampfe,
Wie oft ihr Graus mich auch erschreckt,
Ich hab' nicht teil an ihrem Krampfe,
Wie oft er mich auch angesteckt.

Ich lechze nicht nach ihren Kränzen,
Wir sind verschieden ganz und gar;
Sie kann mich nimmermehr ergänzen,
Sie laß mich, wie ich bin und war.

O daß, wenn einst die Schlacht geschlagen,
Und wenn des Lebens Drang vorbei,
Nicht drüben neu beginn das Jagen, —
Daß dort in Wahrheit Ruhe sei!

Robert Waldmüller-Duboc.

Alte Wunden.

Die Mutter sitzt an dem Fenster
Und schaut fern hinaus in das Land;
Rings schimmert rotblau die Haide,
Hell flirrt auf der Straße der Sand. —

Die Sonnenblumen im Garten
Hoch ragen empor in den Glast,
Ein Buntspecht hämmert im Eichkamp
Nach Larven am mürben Ast. —

Im Mittag glutet die Eb'ne,
Die weite, so einsam, so still.
Das Volk der Bienen vom Frühjing
Im Stock nun rasten will. —

— Die Frau ist in Träume versunken,
Ihr werden die Lider zu schwer,
Da dröhnt's wie grollender Donner
Aus Süd von dem Rheinstrome her.

Die Alte lauscht . . . Doch kein Wetter
Im strahlenden Äther erdräut . . .
Sie blickt in den Schoß und seufzt:
„Ach, Sedan, das feiern sie heut."

Sie träumt und trauert in Thränen
Und denkt an entschwundenes Glück:
— Ein Grab am Hang der Givonne
Das blieb davon zurück.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Am Morgen nach der Testaments-Eröffnung saß der Notar Brüninghaus in seinem Geschäftszimmer, einem niedrigen, mit zwei kleinen Fenstern versehenen Raume, worin seit dreißig Jahren der Wechsel liegenden Eigentums in der ganzen Umgegend legalisiert worden war. Der alte Herr, der darin hauste, hatte mit professioneller Ruhe Vermögen schwinden, Vermögen wachsen sehen. Zu ihm kamen sie alle, die Klugen und die Thörichten, die Fleißigen und die Faulen, die Sparsamen und die Verschwender. Tugend und Laster wiesen ihre Bücher vor, Stärke und Schwäche zeigten ihre Bilanzen. Und in Ziffern, die nicht lügen, erschien eines jeden Befähigung für das schwierige Geschäft des Lebens. Der Notar kannte sie alle, die ringsumher arbeiteten und strebten, und auch die anderen, die alle Mühen scheuten und sich gute Tage zu verschaffen suchten, nur der Gegenwart gedenkend — gute Hauswirte und schlechte Hauswirte. Er stand ihnen allen zu Diensten, mit derselben ehernen Miene, niemals seine Gedanken über die Geschäfte verratend, die er vollziehen mußte, erbetenen Rat verweigernd, wenn er irgend wie konnte. So hatte er sich das Vertrauen seiner Kreisgenossen erworben. Sie wußten, daß er nur that, was seines Amtes war, dies aber prompt und mit peinlicher Genauigkeit. Und seine Verschwiegenheit war über jeden Zweifel erhaben. Was da in dem dämmerigen Hinterzimmer zu ebener Erde verhandelt wurde, blieb aller Welt verborgen, wenn die Beteiligten nicht selber schwatzten.

Wenn Heinrich Kurz den Charakter des Notars gekannt hätte, würde er schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, sich an ihn zu wenden, um ihm einen Wink für sein ferneres Verhalten abzugewinnen. Aber Heinrich Kurz sah in ihm nur einen Menschen wie jeden andern, und hielt dafür, daß auch er, trotz seiner zugeknöpften Haltung im Hause Gottlieb Schmelings, einem freundlichen Worte sich zugänglich erweisen möchte. Und er ließ seine Verwandten ruhig abreisen, ohne ihnen von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen, und verfügte sich gegen elf Uhr zu dem Notar Brüninghaus.

In die Schreiberstube trat er noch mit dem vollen Selbstvertrauen seiner Jugend. Er ließ sich melden und wartete. Drei ältliche Schreiber, den rechten Arm mit schwarzen Schonärmeln überkleidet, die über den Ellenbogen zugebunden waren, arbeiteten weiter, ohne ihn zu beachten. Nichts hörte er als das Kritzeln ihrer Federn auf dem groben Aktenpapier. Es waren Gänsekiele, die sie gebrauchten, die befiederten Enden tanzten über den Schultern der Emsigen auf und nieder. An den Wänden graugestrichene Schränke mit hieroglyphischen Aufschriften. Schwärzlich die niedere Decke mit mächtigen querlaufenden Balken. Verwitterte hohe Pulte auf spindeldürren Beinen.

Heinrich, an die Bequemlichkeiten Stephan'scher Postgebäude gewöhnt, fühlte sich dreißig Jahre zurückversetzt. Als ob hier die Zeit stillgestanden hätte. Er schüttelte sich leise. Gestern schon der Spuk aus längstvergangenen Tagen, und jetzt wieder!

„Bitte einzutreten!“ erschreckte ihn die Stimme des geräuschlos zurückgekehrten jüngsten Schreibers.

Einige Sekunden später befand er sich in dem Zimmer des Notars.

Brüninghaus hatte ihm den Rücken zugewandt und schrieb.

„Guten Morgen, Herr Notar," sagte Heinrich höflich.

Ohne sich umzuwenden, fragte Brüninghaus: „Sie wünschen?"

„Mein Name ist Kurz," erwiderte Heinrich etwas empfindlich. „Ich hatte gestern die Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der Notar drehte sich halb mit seinem Stuhle um und betrachtete flüchtig seinen Besucher.

„Ich erinnere mich. Sie sind einer der mutmaßlichen Erben von weiland Gottlieb Schmeling und heißen Heinrich Kurz."

„So ist es, Herr Notar."

„Nehmen Sie Platz."

Brüninghaus zog ein Blatt Papier aus einem Fache seines Schreibtisches und orientierte sich in der Stammtafel der Familie Schmeling, die darauf entworfen war.

„Sie sind der älteste Sohn des königlichen Eisenbahnbeamten Heinrich Kurz und seiner Ehefrau Hedwig, geborenen Schmeling, 23 Jahre alt, Postsekretär."

„Ganz richtig, Herr Notar."

„Und was wünschen Sie?"

„Ich wage kaum, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen —"

„In meinen Geschäftsstunden bin ich zur Verfügung meiner Klienten," versetzte Brüninghaus trocken.

„Zu denen ich mich wohl kaum rechnen darf."

„Sie befinden sich im Irrtum, Herr Kurz. Das Testament des Herrn Schmeling hat uns in geschäftliche Verbindung gebracht. Ich bin, wie Sie ohne Zweifel verstanden haben werden, ermächtigt worden, Ihnen innerhalb eines Jahres fünftausend Mark auszuzahlen."

Als Heinrich nicht gleich eine passende Einleitung für sein Anliegen finden konnte, fuhr der Notar mit einem Anfluge von Ungeduld fort: „Sie können das Geld mitnehmen, wenn Sie wollen."

Heinrich machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, nein, das ist nicht der Zweck meines Kommens, Herr Notar. Ich möchte — ich möchte mir guten Rat von Ihnen holen — in Betreff meiner Zukunft."

Jetzt wandte Brüninghaus sich mit seinem Stuhle ganz dem kühnen Fremdling zu, der eine Ware von ihm begehrte, die er nicht feil hielt.

„Ihr Vertrauen ist mir schmeichelhaft, Herr Heinrich Kurz," sagte er frostig, „doch bin ich ein alter Mann, in einer kleinen Stadt lebend, und in der anstrengenden Ausübung meines Berufs einseitig geworden. Jungen Städtern kann ich nicht raten."

Heinrich beachtete die Zurückweisung nicht.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen näher erkläre, Herr Notar," fuhr er fort. „Ich habe mich dem Postdienst widmen müssen. Meine Eltern wünschten es, nicht ich. Ich wollte Medizin studieren. Aber mein Vater ist Beamter und steht wohlgeborgen an der großen Staatskrippe, die mit Pensionen und Witwengehältern angenehm garniert ist. Von jeher hat es bei ihm festgestanden, daß ich, sein einziger Sohn — ich habe nur noch eine Schwester — in derselben Versorgungsanstalt untergebracht werden müßte. Meine Mutter war ganz seiner Meinung. Natürlich, die Frauen sehen nichts als die gesicherte Existenz, die dem teuren Sohne nach einigen leidlich absolvierten Examina lebenslang garantiert ist. Ihr Ideal ist immer die gute Partie — der Mann, der nicht in Nahrungssorgen geraten kann. Für den Reiz eines freien Berufs hat die Beamtenfrau nicht das mindeste Verständnis. Das regelmäßig in den Haushalt fließende Quartalgehalt ist der Götze, dem sie zu Füßen liegen. Daß der Staatsknecht in neun Fällen aus zehn zu einem büreaukratischen Philister verknöchert, ist ihnen gleichgültig. Das Beamtenweibchen brütet wieder Beamte aus — das ist ihre Bestimmung."

Um Brüninghaus' Lippen spielte ein kaum bemerkbares Lächeln. Aber er unterdrückte es rasch und erinnerte kühl: „Wenn Sie gefälligst zur Sache kommen wollten . . ."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Notar . . . Ich habe mich selbstverständlich dem Verlangen der Eltern fügen müssen. Studieren kostet Geld — viel Geld — jahrelang. Mein Vater wollte es nicht hergeben — was konnte ich da anders thun, als mich unter das Zeichen des Posthorns stellen? Aber zufrieden bin ich da nie gewesen. Alles Schablonenhafte geht mir gegen die Natur. Wie in spanischen Stiefeln steckte ich in dem Büreaukratismus, der mich umgab. Immer träumte ich von einer Möglichkeit, zu entwischen, — mich der Wissenschaft in die Arme werfen zu können. Und nun bietet sie sich mir dar. Das

Testament meines Großoheims Schmeling hat mich erlöst: ich kann meiner Neigung folgen; noch ist es nicht zu spät dazu. Nur eins möcht' ich wissen, nämlich, ob ich im Sinne des Verstorbenen handle, wenn ich mir ein höheres Ziel stecke, als dasjenige, in dem Mechanismus einer großartigen Verkehrsanstalt eine hervorragende Stellung einzunehmen? — ob ein solcher Schritt sich seiner Billigung erfreuen würde? — Sie waren sein Freund, Herr Notar; Sie werden imstande sein, mir diese Frage zu beantworten. Und darum wollte ich Sie recht herzlich bitten."

Brüninghaus wiegte bedächtig sein dünnbehaartes Haupt.

Nach kurzer Überlegung erwiderte er: „Ich wage nicht zu entscheiden, wie Herr Schmeling Ihren Fall beurteilt haben würde. Entschuldigen Sie mich, Herr Kurz. Sie werden mir zugeben, daß der Versuch, mit dem Kopfe eines Andern zu denken, Vermessenheit ist, wenn es sich um Dinge von Wichtigkeit handelt."

Heinrich verharrte: „Ich erinnere Sie daran, daß sich am Schlusse des Testaments meines Großoheims eine merkwürdige Stelle befindet. Er hat uns, die junge Generation, zu seinen Erben ausersehen, weil wir — ich weiß nicht, ob ich den Wortlaut treffe — weil wir in voller jugendlicher Kraft in einer Zeit stehen, die Großes erstrebt, und dem Tüchtigen viele Bahnen zu nützlicher Wirksamkeit und ruhmvollem Erwerb eröffnet. Dazu soll uns der Weg erleichtert werden. Dies sind seine eigenen, beglaubigten Worte. Darf ich sie nicht zugunsten meines Planes deuten?"

„Die Berechtigung dazu kann ich Ihnen nicht bestreiten," versetzte Brüninghaus vorsichtig.

Heinrich begann sich über die Haltung des Notars zu ärgern.

„Die Sache ist für mich von eminenter Wichtigkeit. Mit fünftausend Mark kann ich nicht sieben Semester lang meinen Lebensunterhalt bestreiten. Ehe ich den Postrock an den Nagel hänge, muß ich sicher sein, daß ich etwas habe, wenn sie zu Ende sind. Das ist im Grunde des Pudels Kern."

„Dafür kann ich keine Garantie übernehmen."

„Das ist auch gar nicht nötig. Es bedarf nur eines Kopfnickens von Ihnen, und ich bin zufrieden."

Brüninghaus lächelte über die Zumutung des jungen Mannes.

„Auch damit kann ich nicht dienen. Erwarten Sie von mir keine Direktive. Ich bedaure, Herr Kurz."

Heinrich verzweifelte. Da war ja die Sphinx zu ihrer Zeit noch mitteilsamer gewesen als dieser Gunthershauser Notar!

Er stand auf.

„Ich habe Sie nutzlos belästigt, Herr Notar. Entschuldigen Sie. Schließlich ist's auch einerlei, was mir die Götter noch bescheeren. Gewagt muß es doch werden. Es ist meine letzte Chance."

Er machte dem Notar seine Verbeugung und wandte sich zum Gehen.

„Also Sie wollen Medizin studieren?" fragte Brüninghaus, ohne von Heinrichs Verabschiedung Notiz zu nehmen. „Warum?"

„Jedenfalls nicht, weil mir die Hoffnung vorschwebt, dereinst als berühmter Arzt mit hohem Honorar gestopft zu werden," versetzte der junge Mann, noch immer gereizt. „Ich bin so unpraktisch, so unmodern, daß ich die Frage des Einkommens noch gar nicht erwogen habe. Nein: es ist der ganz ideale Durst nach Wissen, nach Einsicht, der mich treibt. — Warum ich Medizin wähle? Weil ihr Studium in die Breite führt, weil sie die einzigen Wissenschaft ist, die den Horizont erweitert. Darum, Herr Notar. Ich weiß im Voraus, daß ich niemals fertig sein werde; ich weiß, daß ich nach fünfzig Jahren noch ein ganzes Schock unlösbarer Probleme mit mir umhertragen werde. Das gerade reizt mich. Mögen andere sich auf das bequeme Lotterbett einer fleißig zusammengehaltenen Praxis strecken! Mögen andere mit dem Wenigen, das wir wissen können, an den Krankenbetten ihren Handel treiben! Auch ich werde es müssen — vielleicht . . . Aber der höhere Weg, den ich daneben zu gehen gedenke, soll mich, wie ich zuversichtlich hoffe, zu Ausblicken führen, die sich nur wenigen öffnen . . . dahin will ich. Und jetzt, da ich die Wendung gefunden habe, — jetzt, da ich als jugendlicher Schwärmer mich habe hinreißen lassen, Ihnen meines Herzens Sehnen zu offenbaren — Ihnen, Herr Notar, dem ich doch nur eine Nummer in dem Verzeichnisse von Schmelings Erben bin, — jetzt begreife ich nicht, weshalb ich nicht nach dem Abiturientenexamen — cum laude bestanden — mich durchgehungert habe von einer Hochschule zur andern . . . Untergegangen wär' ich nicht Es wäre wenigstens Verdienst dabei gewesen, während jetzt —"

Er unterbrach sich und fuhr fort, sich zusammennehmend: „Solche wunderliche Gäste, wie

ich einer bin, werden Ihnen selten zu schaffen machen, Herr Notar. Ich bitte nochmals: entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit!"

Fort war er.

Brüninghaus saß stille und sah ihm nach.

„Merkwürdig!" sprach er leise vor sich hin. „Wie mir die eigene Jugend ins Gedächtnis zurückkommt! — So muß ich auch gewesen sein. Kaum glaublich scheint's, und doch —"

Er trat an das Fenster, die Hände auf dem Rücken.

„So braust der junge Most, und weiß nicht, wie die Reife sein wird, die ihm beschieden ist . . . Heinrich Kurz! — Er gefällt mir. Es ist etwas in ihm, das einen alten Menschen erquickt . . . Solch einen Sohn hätte ich haben sollen . . ."

Er machte einen Gang durch das Zimmer, das Haupt gesenkt.

„Gott hat es anders gewollt. Anstatt der Freude das Kreuz. Immer fremder wird mir die Welt. Die Freunde sterben, einer nach dem andern. Das eigene Fleisch und Blut, das mich in Zusammenhang halten sollte mit den Gedanken, die sich emporarbeiten in den Köpfen — der Sumpf hat es verschlungen . . . Abwärts, abwärts! Bis zur Ruhe da draußen, wo Gottlieb Schmeling den Frieden gefunden hat! — O Robert, wenn du gewesen wärest wie dieser — was würdest du mir heute sein!"

Der helle Schlag der Uhr, die Mittagsstunde verkündigend, rief den alten Herrn zu seinen Pflichten zurück. Einige Sekunden später war er aufs neue in den Entwurf eines Kaufkontrakts vertieft, — eine dringliche Arbeit, bei der Heinrich Kurz ihn gestört hatte.

Dieser, im Herzen tief empört über den zugeknöpften, zu Pergament gewordenen Notar, begab sich in das Schmelingsche Haus, um sich von seiner Großmutter und seiner Tante Käthe zu verabschieden. Er traf es schlecht dort. Der alten Dame waren die Enthüllungen des gestrigen Tages auf die Nerven gefallen; sie lag zu Bett hinter dichtgeschlossenen Fenstervorhängen und wollte niemanden sehen. Und Käthe, um den Kopf ein altes, gestricktes Tuch und abgetragene schwarze Glacéhandschuhe an den Händen, rumorte im Hause herum, eine alte Magd hinter sich, emsig damit beschäftigt, die letzten Spuren des gestrigen Leichenschmauses zu entfernen. Ungern unterbrach sie ihre Arbeit, indessen erforderte die Höflichkeit, daß sie den Besucher in die „beste Stube" nötigte. Und Käthe that dies auch; aber einen Stuhl bot sie ihm nicht an.

„Man kann uns nicht rasch genug aus Gunthershausen loswerden, wie es scheint," sagte Heinrich empfindlich. „Gestern fetiert, heute über die Achsel angesehen. Ich gehe schon wieder, Tante. Nur meiner Pflicht wollte ich genügen, Euch Lebewohl zu sagen."

Käthe sah den unartigen Neffen scharf an. Dann brach sie in ein grimmiges Lachen aus.

„Die Erbschaft ist Dir wohl zu Kopf gestiegen, Heinrich Kurz!" höhnte sie.

„Keineswegs. Mit Tauben auf dem Dache rechne ich nicht."

„Daran thust Du sehr wohl. Halte Dich an Deine Briefmarken."

„Das werde ich doch wohl nicht."

Käthe wurde neugierig. „Was Du sagst! Willst Du höher hinauf? Drückt Dich die Uniform?"

„Mag sein. Ich gehe im Herbst zur Universität."

„Ei, ei! Bei Deinem Alter?"

„Ich habe gelernt, die Zeit auszunutzen. Das ist mein Vorteil. Und ich weiß, was ich will. Auch das ist nicht übel."

„Glückauf!" sagte die alte Jungfer spöttisch. „Und in welchen Kreis der Gelehrsamkeit soll die Reise gehen?"

„Zu den Ärzten, Tante."

„Hm! — Und was wird Dein Vater dazu sagen?"

„Er wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mich davon abzuhalten."

„Kann ich mir denken," brummte Käthe. „Dein Vater hat nie weit über seine Nase hinausgesehen."

Erstaunt blickte Heinrich die Tante an, von der er nichts weniger erwartet hatte, als eine indirekte Billigung seines Plans.

„Wie?" rief er aus. „Du ermahnst mich nicht zum Gehorsam? Du nennst mich nicht einen ehrgeizigen Narren?"

„Wir Beide kennen uns noch nicht, Heinrich Kurz," erwiderte Käthe in ihrer schroffen Art. „Dazu soll die Zeit erst kommen. Wenn Du mir den ersten geheilten Kranken vorführst, will ich Dir recht geben. Nicht eher. Ich habe nur vor dem Können Respekt."

Ihr Mißtrauen kränkte den Neffen.

„Du scheinst von meinen Fähigkeiten keinen sonderlich hohen Begriff zu haben," sagte er.

„Gar keinen habe ich davon. Aber Du bist zu selbstbewußt, Heinrich Kurz. Das thut nimmer gut. Eigene Kraft ist Ohnmacht. Sie versagt, wenn sie am nötigsten ist. Was Du erstrebst, ist gut. Aber mit dem Weizen wächst das Unkraut. Vergiß nie, daß Du nur mit Menschenaugen siehst. Bleibe in der Demut."

Sie reichte ihm die Hand: „Gott sei mit Dir!"

Eigentümlich bewegt, ging Heinrich von dannen. Die Sprüche der alten Sybille gaben ihm zu denken. Um so mehr, als er dieser ihm fast unbekannten Tante mit dem Vorurteil gegenübergetreten war, daß sie, in einer kleinen Stadt neben einem alten Manne versauert, nicht viel bedeute. Es ging ihm, wie es manch' einem geht, der tiefe Persönlichkeiten unterschätzt, weil ihr Äußeres dem konventionellen Begriff nicht entspricht, den er sich von dem Aussehen bedeutender Menschen gemacht hat. Auf einmal, in günstiger Stunde, blitzt ihm eine Helligkeit entgegen, daß er betroffen zurückfährt.

Diese Tante Käthe mit dem Eulengesicht! — sie hatte den wunden Punkt in dem Charakter ihres Neffen getroffen. Und er fühlte es.

(Fortsetzung folgt.)

Licht.

Wenn ich sehe,
Wie die Menschen hinwelken und sterben
Und wie sie vergehen
Sicher und ruhig
In der ewigen Nacht,
Dann taucht oft die Seele
Empor aus ihrer heimlichen Klause,
Und verwundert fragt sie die Schönheit:
Wie lange blühst du?
Und den Reichtum:
Wie lange bleibst du?
Und das hochmütige Herz:
Wie lange pochst du?
O, dann schaue ich lächelnd herab
Auf die Mitbrüder,
Die in blinder, thörichter Hast
Nachjagen ihren ehrgeizigen Zielen
Und wieder fragt die erstaunte Seele:
Wie lange werdet ihr dauern? — —

Ein schwüler, drückender Sommertag war's,
In rollenden Geschwadern
Zogen die Wolken am Wetterhimmel.
Die Menschen hatten sich verkrochen
Vor den zürnenden Kräften;
Da stand plötzlich neben mir,
Riesengroß,
Prometheus,
Der ewige Vater des Lichts.
Mit mächtigen Armen
Griff er hinauf in den brodelnden Himmel
Und riß eine riesige Wolke
Aus dem wogenden Luftmeer.
Eine große, klaffende Lücke that sich auf,
In goldnen Strahlen
Troff das Licht hinunter
Auf die dampfende Erde;
Die Menschen aber zitterten vor dem Wunder
Und sie schrieen, schrieen,
Daß der zornige Gott
Donnernd die Lücke wieder schloß.

Mich aber hatte der Strahl geküßt.
Die dunkle Binde,
Die das Auge umgürtet
Fiel herab,
Und ernst und sehend trat ich in den Kreis der Brüder.
Da blickte ich durch die Hülle der Körper
Hinein in den dunklen Kern.
Ich sah in die Nichtigkeit
Ihrer Wünsche und ihrer Gedanken —
Und lächelnd wandte ich mich ab.
Aber ich sah auch das Edle und Große,
Die ewige Schönheit
Im gebrechlichen Kleide des Körpers.
Tief schaute ich in die Gründe der Seele
Und den erstaunten Blicken thaten sich auf
Erhabne Tempelhallen
Und goldne Thore des Friedens.
Ich sah, was den Menschen erhebt,
Was ihn erhöht
Hehr und gewaltig,
Zu den Unsterblichen
Und vor dieser göttlichen Schönheit
Neigte ich mein Haupt
Und betete an.

Paul Wimmershof.

Freimaurertum des Leidens.

Daß ich in meiner Seele tiefsten Grund
Dir einen Blick erschloß, was ist's gewesen?
Ich hab' auf deiner Stirn, um deinen Mund
Vergang'nen Leidens Runenschrift gelesen.

Sag', kennst du irgend eine Einsamkeit
Gleich jener unter hunderten von Leuten,
Wo keiner ahnt des Andern Glück noch Leid,
Wo niemand weiß des Andern Blick zu deuten?

In dieser bunten, vielbewegten Welt
War's mir, als seien plötzlich wir verbunden,
— So einen Menschen unterm Himmelszelt
Des Lebens nie vergess'ne Leidensstunden.

Sophie von Harbou.

Am Tiergarten.

Von Karl Emil Franzos.*)

Wir Berliner Schriftsteller, die in diesem Buche das Frauenleben unserer Stadt schildern, sind zum geringsten Teil geborene Berliner, aber es hat keiner darunter erst so kurze Zeit hier verbracht, wie ich. Kaum neun Jahre — es dünkt mich sonst eine halbe Ewigkeit, und ich fühle mich wahrhaftig kein Fremder mehr, aber als die Herausgeberin dieses Buches mir ihren Wunsch nach einem Beitrag aussprach, da fiel's mir schwer auf's Herz, wie wenig ich eigentlich noch von Berlin kenne. Denn das ist ja keine einzelne Stadt, sondern ein Haufe von Städten, die für den Blick des Fernstehenden zunächst wenig Anderes mit einander gemein haben, als die Nachbarschaft. So fern nun stehe ich freilich nicht mehr, um nicht zu wissen, daß in O. und W., in N. und S. nicht blos die Uniform der Schutzleute, oder die verzwickte Art der Häusernummerierung, oder die Reinlichkeit der Straßen dieselbe ist, sondern auch der Geist ruheloser Arbeit, aber auch starker Genußsucht, und eine gewisse kaltblütige Auffassung des Lebens. Auch weiß ich sehr wohl, daß anderwärts gleichfalls kein Stadtteil ganz dem andern ähnelt, aber so viele und gewaltige Unterschiede giebt es doch in keiner anderen Großstadt des Kontinents. Der Grund ist leicht erkennbar: jene anderen Städte sind im Laufe von Jahrhunderten geworden; sie waren ursprünglich in sich gleichartig, und wenn nun auch seither das Bedürfnis des Lebens sachte die Teile verschieden gestaltet hat, so schimmert doch die Einheit von Einst überall durch. Berlin aber ist keine gewordene, sondern eine gemachte Weltstadt, gemacht durch Arbeit, Arbeit, Arbeit und daneben auch durch die Gunst des Schicksals — in aller Städtegeschichte vielleicht das merkwürdigste Beispiel, „wie sich Verdienst und Glück verketten" — und zur Weltstadt ist es in den letzten drei Jahrzehnten gemacht. So konnten die Menschen den neuen Stadtteilen, die sie aus dem Sandboden stampften, von vornherein Zweck und Charakter aufprägen, hier sammelte sich der Luxus, dort die Industrie, dort wieder der Handel, und an anderer Stelle wurden die großen Heil- und Wissensstätten vereinigt. Das hat seine ungemeinen Vorteile und nur einen einzigen Nachteil. Wer in Wien lebt, kommt fast täglich in mindestens zwei von den drei, übrigens nicht allzuscharf geschiedenen Städten, die dort in konzentrischen Ringen in einander geschoben liegen: Die Innere Stadt, die Vorstädte und die Vororte — wie oft muß in Berlin der Bewohner des Ostens nach dem Westen und umgekehrt?! Ich kenne Leute, die seit vierzig Jahren hier leben und denen es genau so erging wie mir: den Süd-Osten haben wir erst durch die Treptower Ausstellung für uns entdeckt. Dies aber ist der Nachteil dieser planmäßigen, durch die Ebenheit des Bodens begünstigten Konzentrierung: man lernt in der Regel nicht Berlin kennen, sondern nur eben jenen Stadtteil, wo man wohnt, oder höchstens daneben jenen, wo man sein Brod erwirbt. Weil so die Männer zwei Möglichkeiten haben, diese Gruppe von Städten kennen zu lernen, darum kann man hier das Gegenteil von dem gewahren, was von den Bewohnern anderer Weltstädte gilt; die Frauen haben mehr Zeit zum Flanieren und beobachten im Durchschnitt feiner, als die Männer; die Pariserin, die Wienerin kennen ihre Stadt besser, als der Gatte; in Berlin ist's in der Regel umgekehrt.

Nun, wenn dem so ist, wie sollt' ich mich getrauen, über die Berlinerin im Allgemeinen zu sprechen, der ich in diesen neun Jahren sehr viele Damen aus W., mehrere aus NW., zwei aus SW., aber meines Erinnerns kaum eine aus C., und vollends, wie ich eidlich erhärten kann, keine einzige aus N. und O. kennen gelernt habe?! Ein Trost ist freilich dabei. Angenommen, ich wüßte es, wie diese Damen sind, dann hätte ich vielleicht für diese Skizze nicht viel davon, denn einen Typus, der in all' diesen Städten, die den Gesamtnamen Berlin führen, gleich wäre, giebt es ja kaum, kann es kaum geben, — wie sollt' es möglich sein bei solchem Gegensatz aller äußeren Lebensführung?! Sogar die Dienstmädchen müssen sehr verschieden sein, wir hatten einmal eine, die früher in N. und eine, die früher in S. gedient hatte — oh, sie kamen aus einer anderen Welt! Nur die Spreewälder Amme wandelt wohl weder ihre unförmliche Tracht, noch ihre stolze Ruhe, mag sie nun am Schlesischen Thore oder in der Bendlerstraße ihren nützlichen Beruf erfüllen.

*) Aus dem Manuskript des soeben im Verlage der „Concordia Deutsche Verlagsanstalt" in Berlin erscheinenden Buches „Die Berlinerin", herausgegeben von Ulrich Frank, illustriert von Friedrich Stahl. D. Red.

Die Berlinerin im Allgemeinen kann ich also nicht schildern, weil es keine giebt, soll ich's mit der Bewohnerin von Berlin W. versuchen, wo ich selber daheim bin?! Aber die existiert ja auch nur gewissermaßen als geographischer, aber gewiß nicht als sozialer Typus. Die Goeben- und die Stülerstraße, die Dennewitz- und die Viktoria-, die Alvensleben- und die Tiergartenstraße — das sind innerhalb dieses Berlin W. wieder Gegensätze, wie etwa der Osten und der Westen von London, dort Armut und Proletariat, hier Luxus und Bildung. Enger, viel enger muß der Kreis abgesteckt sein, innerhalb dessen etwas wie ein Typus herausgefunden werden kann. So spreche ich denn nur von der Berlinerin, die „am Tiergarten" wohnt: in den Straßen zwischen diesem gepflegtesten Stadtpark, der sich in aller Herren Ländern findet, und dem Spree-Kanal. Wie viel ich hier auf der Suche nach dem Typischen finden werde, ist abzuwarten, aber diesen Kreis kenne ich doch noch relativ am besten. Freilich erst seit neun Jahren — reichen die aus? Soll man mit fester Hand den Griffel führen, so darf der Fuß nicht tasten und schwanken, weil er den Boden nicht genau kennt. Nun, hier wag' ich's. Denn neun Jahre sind wahrhaftig für diesen Zweck eine kurze Zeit — aber wie alt sind denn diese Häuser und diese Gesellschaft?!

Jung sind sie beide, sehr jung. Als wär's gestern gewesen, so steht noch der schöne Julitag von 1868 vor meinen Augen, wo ich die Tiergartenstraße zuerst sah. In Berlin wurde ein studentisches Fest gefeiert; ich war von Wien her dabei; gleich am ersten Tage machten wir eine Spritzfahrt zum „Hofjäger." Die Straßen mit den offenen Rinnsteinen machten keinen imponierenden Eindruck; an den Bewohnern fiel mir zunächst auf, was sich mir seither immer wieder aufdrängt, so oft ich von der einen Kaiserstadt in die andere komme: Die Männer sind an der Spree stattlicher und strammer, aber die Frauen an der Donau hübscher, auch geschmackvoller gekleidet. Das sind sie noch heute, jedoch der Unterschied beginnt sich auszugleichen ... Aber doch nur, was die Toilette betrifft? hör' ich fragen. Nein, nicht darin allein: Den Wiener Männern von heute sieht man die seither eingeführte allgemeine Wehrpflicht zum Guten an und die Berlinerin wird seit 1870 immer hübscher; das macht der Zuzug aus dem ganzen Deutschland, die Kreuzung des Bluts. Eine segensreiche Folge der deutschen Einheit, auf die bisher nicht hingewiesen worden ist; ich gestehe, daß ich mich ihrer ebenso freue, wie der anderen ... Aber zurück zu jenem Ausflug. Außerhalb des „Brandenburger Thors" war auch bald die Stadt zu Ende; zur Rechten der Park, damals noch lange nicht so gut gehalten, wie jetzt, zur Linken große Gärten, in denen kleine Häuser oder Häuschen standen; in den Gärten und auf der Straße spielten die Kinder, aus den Lauben guckte hier und dort ein Mädchen im hellen Sommerkleid, den Gartenhut auf dem Kopf, den buntmützigen Studenten nach; der Eindruck des Ganzen war etwa der einer kleinen Sommerfrische bei Wien Wir kneipten uns beim „Hofjäger" fest, machten dann eine Bootfahrt auf einem schmalen Spreearm am Moritzhof vorbei. Wald, Wasser, Wiese, wenige Menschen, die Wirtschaften abgerechnet keine größeren Häuser. Heute ist die Tiergartenstraße vielleicht die schönste, sicherlich aber die prunkvollste Villenstraße der Erde, zahlreiche Seitenstraßen mit Häusern im Werthe unzähliger Millionen führen zum Kanal, und an der Stelle, wo ich einst im Boot fuhr, schreibe ich diese Zeilen; jener schmale Arm des Flusses wurde abgedämmt und ist die Kaiserin-Augustastraße geworden.

Ja, jung ist diese ganze Herrlichkeit; es befällt einen ordentlich ein Schwindel, wenn man zusieht, wie rasch hier die Millionen, dann die Villen und endlich die Salons emporschießen, und es wäre durchaus ungerecht, anzunehmen, daß sich dieser Schwindel in den meisten Fällen durch einen anderen erklärt; zuweilen nur, nicht zumeist trifft dies zu. Ich sage dies, weil es nach meiner Überzeugung für Berlin richtig ist, und obwohl ich wahrlich Millionen nie für ein Seifenwasser gehalten habe, welches die Hand, die sich bei ihrer Erfassung mit Schmutz bedeckte, hinterdrein reinwäscht. Übrigens denkt man wohl auch, je nach dem Beruf, verschieden darüber, was erlaubt ist und was nicht, und das richtet sich auch darnach, ob man Andere oder — sich selber beurteilt. Ich erinnere mich eines geistreichen Worts einer Berlinerin dieser Kreise, das vor zwei Jahren ein böses Tischgespräch zum guten Ende brachte. Es war im Hause eines Schriftstellers; an der Tafel saß ein junger Beamter aus einem der bekanntesten märkischen Adelsgeschlechter einem Bankier gegenüber und sprach über den „Schwindel der Börse". Der Bankier erwiderte gereizt, mit einer Hindeutung darauf, daß der Ahnherr des jungen Herrn, wie in Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" zu lesen, ein Raubritter gewesen. — „Und Sie sind Ihr eigener Ahnherr!" replizierte der Beamte. Da legte sich meine Tischdame mit liebenswürdigstem Lächeln ins Mittel. „Da sind ja dann beide Herren einig; jeder Ahnherr muß eine feste Hand haben." Gewiß, aber ich könnte eine lange Reihe dieser Villen nennen, und es sind mit die stattlichsten darunter, die nicht in diesem, sondern nur im guten Sinn des Worts mit „fester" Hand erbaut wurden. Der jähe Aufschwung von Stadt und Staat ließ die Millionen nur so emporschießen aus dem Boden, der von vorgestern auf gestern das Zehn-, von gestern auf heute das Fünfzigfache und von heute auf morgen das Hundertfache wert wurde; aus der Industrie, dem Handel, wohl auch aus der Börse. Aber die Börse denken sich ja nur sehr merkwürdige Volkswirte als einen Ort, wo die Börse des Einen nur dadurch gefüllt wird,

daß er die des Andern leert, und darum ist auch dagegen an sich nichts einzuwenden. Aber jung ist zumeist der Salon, in dem die Berlinerin „am Tiergarten“ herrscht; das will beachtet sein.

Das heißt, jene Spezies des Tiergarten-Viertels, deren Schilderung mir obliegt: die „Frau Kommerzienrätin“ würde ich sagen, wenn der Titel nicht zu eng wäre, denn es giebt Viele, ach so Viele, die es erst werden wollen; daneben Andere, die diesen Titel verachten, weil sie wissen, daß ihn der Herr Gemahl nie bekommen wird. Freilich wohnen auch andere Damen in diesem Viertel; ab und zu, wenn auch nicht eben häufig, liest man neben einer Etagenthür dieser Villen einen aristokratischen Namen, ab und zu den eines hohen Beamten oder Militärs, vielleicht auch den einer besonders berühmten oder auch nur besonders hübschen Schauspielerin. Aber diese Kreise haben andere zu schildern übernommen — Gottlob, denn der Raum ist eng und mein Stoff ausgiebig.

Aber wäre über die Frauen dieser Kreise wirklich viel zu sagen? Reichtum und üppige Lebensführung verwischen die nationale Besonderheit, — so sagt man immer und es ist ja auch ein Korn Wahrheit drin — unterscheiden sich diese Berlinerinnen von den Pariser und Wiener Damen derselben Kreise?

Und ob! Aber vor allem muß Eins gesagt sein: daß nur gewisse, freilich sehr wesentliche Züge ihnen insgesamt gemeinsam sind.

Keine reiche Berlinerin, und sei sie noch so vorurteilslos, läßt ihre Kleider gern in Berlin anfertigen; thut sie es dennoch, so gesteht sie es doch schwerlich ein. Wer Berliner Schneiderinnen beschäftigt, ist eben eine „Bise“ und es giebt weniges, was die Berlinerin des Tiergarten-Viertels so fürchtet, wie diese Bezeichnung. Ich weiß nicht, wie sich das Wort richtig schreibt, weiß nicht, woher es stammt, aber was es ausdrückt, erfährt jeder Fremde nach wenigen Wochen, denn es schlägt immer wieder an sein Ohr: es bedeutet das geschmacklose, materiell und geistig Beschränkte und Philiströse im Gegensatz zu eleganter Lebensführung. Im Tiergarten-Viertel werden seltener, als etwa in Wien oder gar in Petersburg, Pariser Toiletten getragen; sie stammen aus Frankfurt am Main, noch öfter aus Wien; erst in letzter Zeit höre ich — denn ich will meine Schwäche, mich für Damen-Toiletten zu interessieren, nicht bemänteln — auch zwei Berliner Schneiderinnen nennen. Heil diesen Tapferen, sie haben ein ehernes Vorurteil erschüttert. Freilich, ob es nur eben ein Vorurteil ist?! In Berlin erscheinen die größten und besten Modeblätter der Welt, aber was man auf der Straße und im Theater an Toiletten sieht, ist zuweilen recht, recht arg. Die Wienerin der unteren und mittleren Stände ist jedenfalls viel geschmackvoller gekleidet — und zwar vom Stiefel bis zum Hut —; das Gleiche gilt in noch verstärktem Maße von der Frisur. Hingegen festigt sich in den oberen Schichten der Geschmack immer mehr; als ich vor dreizehn Jahren hier zuerst einen Winter verbrachte, sah ich noch recht seltsame An- und Aufzüge; heute gewahrt man derlei hier nicht häufiger als anderwärts.

Ein Zweites, was wichtiger ist: in all diesen Frauen ist eine Kraft, ein Eifer, eine Lust, sich zu bethätigen, die man anderwärts vergeblich suchen würde. Es ist wahr, Berlin ist die Stadt der Arbeit; hier greift nicht bloß der Mann, sondern auch das Weib ganz anders zu, als etwa in Wien. Und ebenso ist es wahr, daß Berlin die Stadt des Genusses ist; die kleinen Leute der „Phäakenstadt“ an der Donau sind in Speise und Trank viel mäßiger; in Wien wird mehr gesungen, aber weniger getrunken und weniger Geld für Genüsse aller Art ausgegeben; die Zeit, wo das Gegenteil richtig war, liegt zehn oder mehr Jahre hinter uns. Und wie dies richtig ist, so auch die Erfahrung, daß sich niemand, er lebe in noch so exklusiven Kreisen, einem überaus starken Zuge, der durch seine Wohnstadt geht, auf die Dauer ganz wird entziehen können. Gleichwohl muß die Rastlosigkeit, mit der auch die Berlinerin „am Tiergarten“ arbeitet und genießt, den Beobachter zunächst verblüffen.

In den ersten Monaten meines hiesigen Aufenthaltes mußte ich mir immer wieder die Frage stellen: wann meine Nachbarinnen denn eigentlich schliefen. Nachts um Eins hatte ich sie, wenn ich aus einer großen Gesellschaft ging, noch leidenschaftlich tanzen sehen, und wenn ich morgens um neun an das Fenster meines Arbeitszimmers trat, lenkten sie ihr Pferd eben vom Morgenritt heim. Ich kenne London nicht genau genug, um es mit in Paralelle zu ziehen, aber daß weder die Wienerin, noch die Pariserin, geschweige denn gar die Römerin dieser Kreise an körperlicher Ausdauer und, um auch gleich den Grund dafür zu nennen, an Sportlust der Berlinerin nahe kommt, ist zweifellos. Sie reitet, turnt, spielt Lawn Tennis und radelt mit einem ungestümen Eifer, als hinge ihr Lebensglück davon ab; auch getanzt wird in diesen Kreisen sehr viel, aber lange nicht so viel, wie in Wien, und lange nicht so gut; nicht immer erfreut Einen im Berliner Ballsaal jene Grazie der Bewegungen, wie sie dort das Auge labt. Aber nicht bloß der Sport, auch die Geselligkeit wird hier so gepflegt, wie kaum anderwärts. Das geselligste Haus Wiens öffnet sich seinen Freunden nicht öfter, als hier das ungeselligste; schon dies legt der Berlinerin als Hausfrau, wie als Gast sehr viel auf, noch mehr die Form der Geselligkeit. In Paris und Rom der große Rout, der nicht vieler Vorbereitungen bedarf, in Wien die Abendgesellschaft und des Winters einmal ein großer Hausball, hier fast allwöchentlich ein großes Diner. Wie der genius loci Heidelbergs „feucht“, so ist jener dieses Stücks Berlin W. von Dinerduft umwittert. Und das will umsomehr Ar-

beit für die Hausfrau bedeuten, als es die Berlinerin in der Regel mit diesen Pflichten ernst nimmt; sie geht selten ganz in ihnen auf, aber daß sie sie nicht redlich erfüllen sollte, gehört hier zu den Ausnahmen.

Und damit nicht genug; auch zu vielem anderen hat sie mehr Zeit, als die reiche Frau anderer Weltstädte: zum lesen und lernen. Es giebt auch in der Tiergartenstraße höchst ungebildete Frauen, und in Wien Frauen von höchster Bildung, aber im Durchschnitt hat die Berlinerin mehr gelernt, und vollends überbietet sie darin die Pariserin. Nicht immer freilich eint sich zu dem Wissen die Grazie des Geistes, aber immer der Fleiß. Damen dieser Kreise, die in Wien Vorlesungen besuchen, gehören zu den Ausnahmen; sieht man bei derlei Gelegenheiten „ganz Wien" auftauchen, so gilt es einem Redner, der eben Mode ist; anders hier, wie z. B. die Vorträge im „Viktoria-Lyceum" jedem Kundigen sagen; es sind Cyklen über einzelne Wissensgebiete, jede Woche ist eine Stunde voll Aufmerksamkeit zu absolvieren; der Mode willen geht niemand hin, und doch ist in einzelnen dieser Cyklen gerade diese Schichte von Damen vorherrschend. Namentlich Eins ist mir dabei als spezifisch Berlinisch aufgefallen; die große Zahl der älteren Damen; eine Wiener Großmutter, die noch einen Winter durch kulturhistorische Vorträge besucht und nachschreibt, ist undenkbar; hier seh' ich's oft. Nur ein bestimmter Kreis, von dem ich später sprechen will, legt hier jenes laute, leidenschaftliche Interesse für das Theater an den Tag, das in Wien herrscht. Auch ist Berlin W. lange nicht in dem Maße Musikstadt, wie Wien, aber gelesen wird hier mehr. Dennoch weiß jeder Schriftsteller, daß von seinen Büchern in Wien mehr verkauft wird, als hier. In Berlin deckt auch für die reichsten Drei- oder Fünftausend vor allem die Leihbibliothek das Lesebedürfnis; mit ihren Bücherschränken können diese Villen in der Regel nicht prunken. Der Grund ist leicht einzusehen; er liegt keineswegs in der Sparsamkeit — dieses Berlin W. ist ja durchweg in keiner Hinsicht sparsam — sondern weil Bücherkaufen Gewohnheitssache ist. Um sich an einer Hausbibliothek zu freuen, dazu gehört neben der Kultur auch die große Wohnung von Jugend auf — der Wiener Reichtum ist eben älter. Ich kenne in Berlin ein einziges Haus, über dessen Schwelle noch nie ein Leihbibliotheksband gekommen ist, und die Dame dieses Hauses ist in Wien aufgewachsen.

Die guten und minder guten Eigenschaften, die ich hier in Kürze in und zwischen den Zeilen gestreift habe, sind, sagt' ich, allen Frauen dieser Gesellschaftsschichte gemeinsam. Die minder guten wird man mir ohne Weiteres glauben — ob auch die guten? Ich bezweifle es, aus zwei Gründen. Das „soziale Gewissen" ist heutzutage wacher, als einst, aber die Wenigsten fühlen sich dadurch zu Thaten angeregt, die Meisten nur zu Reden, und die seichteste dieser Redereien läuft darauf hinaus, daß Reichtum schändet; wir aber wollen nicht vergessen, daß er an sich genau so, wie die Armut, weder schändet, noch ehrt. Ferner aber haben einzelne Schriftsteller die reiche oder reich gewordene Berlinerin des Tiergartenviertels als den Inbegriff alles Verächtlichen und Komischen geschildert — sollten sie, wird der Leser fragen, allesamt gelogen haben?!

Nein, erwidere ich, gelogen nicht, aber zu Unrecht verallgemeinert. Das sittenlose, protzige, taktlose Frauenzimmer, das sie schildern, existirt wirklich, aber in hundert Exemplaren, und sie machen Fünftausend daraus. Diese Entstellung und Verzerrung der Wahrheit ist vielleicht nicht einmal eine bewußte; diese hundert Weiber sind's ja, denen man überall begegnet, bei jeder Première, jedem Rennen, jedem Spektakel gleichviel welcher Art, und dieselben Hundert sind es, die der junge Schriftsteller zunächst kennen lernt, weil sie darauf aus sind, mit „genannten" Leuten zu verkehren. Jawohl, es giebt derlei Weiber auch in Berlin und mehrere von ihnen wohnen am Tiergarten, noch mehr: es giebt deren in dieser Stadt, wo man rascher zu Reichthum gelangt, als anderwärts, einige mehr, als etwa in Wien. Aber deshalb gehören doch diese lauten, aufdringlichen Damen, mögen sie nun ihren würdigen Gatten treu oder die Maitressen gleich würdiger Herren sein, die zuerst Lumpereien begehen und dann, je nach dem Glück, in's Zuchthaus kommen oder sich erschießen, oder auch das Erraffte behalten, nicht zur Berliner Gesellschaft, sondern zum Bodensatz dieser Gesellschaft, und sind für Berlin W. so wenig charakteristisch, wie etwa die Wiener Damen dieser Art für die dortige Gesellschaft.

Über diese Frauen also haben wir hier nicht zu sprechen, wohl aber über andere, die nur die Unkenntnis oder Böswilligkeit mit ihnen vermengen kann: Den jüngsten Kreis dieser jungen Gesellschaft, den Reichtum in der ersten Generation. Dieser Kreis hebt sich allerdings von jenem ab, der bereits im Reichtum geboren ist, aber durchaus nicht durchweg durch schlechtere Eigenschaften. Scharf geschieden sind die beiden Kreise äußerlich nur zum Teil, gleichwohl sind sie dem kundigen Blick leicht unterscheidbar. Ja, wiederhole ich, dieser Unterschied besteht; hingegen bedingt gerade in diesen Schichten die Konfession eine viel geringere Verschiedenheit der Lebensanschauung und Lebensführung, als man vielfach behaupten hört. Frau Kommerzienrat Christian A. und Frau Kommerzienrat Moritz B. kleiden sich beiläufig in derselben Art, führen ihr Haus auf demselben Fuß, erziehen oder verziehen ihre Kinder in der gleichen Weise; höchstens sehen sie — und auch dies erst seit neuester Zeit — zum Teil auch andere Leute bei sich. Zu betonen wäre höchstens, daß Frau Christian A. zuweilen fromm ist oder doch so thut, was man von Frau Moritz B. wahrhaftig nicht behaupten kann.

Ziehen wir zunächst den älteren Kreis in Betrachtung, so sind dem bereits hervorgehobenen noch einige andere eigentümliche Züge beizufügen. Man lebt, wie es Reichtum und Anschauung dieser Kreise bedingen, aber man verschwendet nicht. Diese Villen sind alle bequem, wenige mit geschmacklosem Prunk, freilich auch nicht viele mit künstlerischem Sinn eingerichtet. Gute Bilder sieht man nicht eben selten, aber auch nicht in solcher Zahl, wie es die Mittel gestatten würden. Die Formen des Verkehrs werden sicher, aber ohne Steifheit gehandhabt; in den Wiener Kreisen dieser Art geht es jedenfalls förmlicher zu, wie denn auch die Wienerin dieser Schichte prüder ist, als die Berlinerin; man wird es mir nicht glauben wollen, und es ist doch so. Von jener äußerlichen, ich möchte sagen technischen Liebenswürdigkeit, wie sie an der Donau zu Hause ist, spürt man hier nicht viel, aber man ist hier offener, herzlicher, zuverlässiger; die „Berliner Treue“ ist wirklich kein Wahn. Dazu gehört freilich, daß man einander näher gekommen, als im bloßen „Diner-Verkehr“ möglich ist. Ist es gut, daß die Berliner Geselligkeit gerade diese Form angenommen hat?! Jedenfalls ist es die bequemste Form für die Hausfrau und die Gäste, das ist zuzugeben; für die Stunde oder die anderthalb Stunden, wo man zu Tische sitzt — je vornehmer das Haus ist, desto kürzer — haben eben jede Dame und jeder Herr ihre Beschäftigung; man ißt jedenfalls und kann sich dabei möglicher Weise auch unterhalten; es kommt eben auf das Paar an, das da zusammensitzt, für diese Stunde so völlig auf einander angewiesen, als schwämme es in einem Kahn auf dem Ozean. Nach Tische aber gehen die Herren in's Rauchzimmer, die Damen sitzen im Salon zusammen und sprechen bestenfalls von einem neuen Roman. Die Hausfrau, die das Diner nur eben als Erfüllung einer Pflicht auffaßt, mag damit zufrieden sein; Andere sinnen auf Reformen, die sich freilich leichter empfehlen, als durchführen lassen. Die kleinen oder großen Abendgesellschaften, die in Wien zu Hause sind, fallen hier nicht immer gut aus; das leichte Geplauder liegt dem Berliner nicht im Blut, dazu beginnt hier der Tag sehr früh und es wird angestrengt gearbeitet; man ist des Abends müder, als anderswo und hat ein Recht darauf.

Im Übrigen wüßte ich an diesen Diners nur etwas charakteristisches hervorzuheben: den Blumenschmuck, der hier reicher ist, als ich ihn je irgendwo gesehen habe. Das ist ein liebenswürdiger Ersatz für das altertümliche silberne Tafelgerät, das auch manches Wiener Bürgerhaus seit Jahrhunderten aufweisen kann. Was endlich die Zusammensetzung der Gesellschaft betrifft, so verkehrt natürlich jedermann außer der eigenen Familie vor allem mit Seinesgleichen; bei Kommerzienrats sind die Kaufleute und Industriellen immer die Mehrheit; dazu der und jener Beamte, einige Offiziere. Und die Künstler, die Schriftsteller, nach denen diese Damen, wie in Romanen zu lesen, so eifrig jagen? Man trifft sie, aber nicht allzu zahlreich, denn weder jagen diese Kreise nach ihnen, noch lassen sich jene bekannten Leute, die etwas auf sich halten, erjagen. Der Verkehr zwischen dem bekannten Manne und diesen Häusern des Tiergarten-Viertels beruht fast immer auf persönlichen Beziehungen: die Frauen waren in der Sommerfrische beisammen und haben sich angefreundet; die Herren kennen einander aus ihren jungen Tagen u. s. w. Kommen sie einander näher, so ist dies für beide Teile fruchtbringend: jeder blickt in ein fremdes Leben, das er sich ganz anders gedacht hat.

Ob einem die Damen oder die Herren interessanter sind, ist Geschmackssache; die Damen sind gebildeter, aber die Herren wissen, wenn sie wollen, mehr zu erzählen: hingegen ist es, glaub' ich, nicht Geschmackssache, daß mir die jungen Mädchen dieser Villen weit besser gefallen, als die jungen Herren. Die sind mir für Kaufmannssöhne zu schneidig; ich sehe nicht ein, warum sie in ein Korps treten müssen; auch widmet sich ein recht beträchtlicher Bruchteil von ihnen einer Aufgabe, wie sie in solcher Einseitigkeit doch eigentlich auf die Dauer nicht beglücken kann: der Aufgabe, des Vaters Geld unter die Leute zu bringen.

Hingegen gefallen mir die jungen Berlinerinnen sehr gut; sie sind frisch, sicher, gewandt, gebildet; freilich wissen sie auch, daß sie dies sind. In neuerer Zeit pflegen sie sich mit Offizieren zu verloben; ob dies gute Ehen geben wird, wird sich aber nicht so bald beurteilen lassen, wenn es bei der bisherigen Übung bleibt, wonach immer zwei von drei Verlobungen dieser Art sich wieder lösen.

Von diesem Kreis älteren Reichtums unterscheidet sich jener des jüngeren und jüngsten, wie der ungestüm emporstrebende Schüler von dem gemessenen Meister.

Dies Nachstreben ist gewiß weder unbegreiflich, noch tadelnswert; man will eben zu seinen neuen Millionen auch seine neue soziale Stellung haben; es kommt nur auf die Mittel an. Kluge Leute öffnen sich den ersehnten älteren Kreis binnen längerer oder kürzerer Frist; je nach den persönlichen Eigenschaften, durch geschäftliche Beziehungen und Gefälligkeiten, durch größere Opfer für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke, die den neuen Namen bekannt und wohlklingend machen u. dgl.; auch legen sie naturgemäß auf den Verkehr mit adligen Beamten, Malern, Schriftstellern großen Wert; es ist eben auch ein Mittel zum Zweck. Das Tempo dieses Strebens wird oft dem Kundigen ein Lächeln abnötigen, auch weiß er bald, ob der Strebende sein Ziel rasch, langsam oder garnicht erreichen wird. Denn nicht alle Leute sind eben klug; wer darauf trotzt, daß ihm ja nur die Jugend seines Reichtums von den ersehnten

Pforten trennt, und die nötigen diplomatischen Künste nicht anwendet, bleibt draußen. Er schafft sich dann seinen eigenen Kreis, und wenn er aus Menschen besteht, die ihn interessieren, gleichviel welchen Berufs sie seien, so ist dagegen gewiß nichts einzuwenden; zuweilen aber ist dieser Kreis anscheinend genau so zusammengesetzt, wie jener der Nachbarvilla, nur daß hier fast alles Talmi ist. Auch hier sieht man Diplomaten, aber es ist nur der Gesandte von San Marino und der dritte Sekretär von Montenegro; auch hier geheime Regierungsräte, aber sie sind längst außer Dienst; auch hier Künstler und Schriftsteller, aber solche, die erst spätere Geschlechter voll würdigen werden, denn die Mitwelt kennt sie nicht. Das schadet nun freilich auch keinem Menschen und nützt einigen; es ist edel, die Hungrigen zuspeisen ...

Jeder nach seinem Geschmack, jeder wie er kann und mag, wenn es nur eben nicht ein schädlicher Geschmack, ein häßliches Mögen ist — wer in gesellschaftlichen Dingen anders urteilt, urteilt ungerecht.

In diesen Kreisen ist man gewohnt, aus allem den Saldo zu ziehen. Ich will's diesmal hier versuchen: diese Stadt ist jung und keine ihrer Gesellschaftsschichten jünger als diese, aber wie mit Berlin, so kann man mit der Dame „am Tiergarten“ wohl zufrieden sein.

Das alte Paar.

Sie waren gegangen, das alte Paar,
Mitsammen durchs Leben wohl fünfzig Jahr.

Wo er verdrossen, herrisch, rauh,
Besiegte liebend ihn die Frau.

Sie trugen im Kinder- und Enkel-Kreis
Schlicht, stolz der goldnen Myrthe Preis.

Dann kam der Tod und mahnte ihn:
„Mach' dich bereit, mit mir zu ziehn!“

Und wie in letzter Not er rang,
Sein Schmerzgestöhn ans Ohr ihr drang,

Wie sie es seh'n mußt', was er litt,
Und konnte nicht helfen, nur leiden mit,

Wie er die Gattin nicht erkannt,
Nicht nach ihr fragte, sie nicht verstand:

Da hing im Lehnstuhl sie gebückt,
Vom Leid zerschmettert, vom Schmerz zerdrückt.

Doch als er den letzten Seufzer that,
Sprach still sie: „Schlaf, mein Kamerad!“

Und als er lag auf der Totenbahr',
Strich kosend sie über sein eisgraues Haar,

Und als der Hammerschlag verhallt,
Da nickte sie: „Ich komme bald.“

Sie fuhren den Sarg zum Thor hinaus.
„Komm, Mütterchen, nun ruh' dich aus!“

Die Tochter hat sorglich zu Bett sie gebracht,
Da schlief sie und ist nicht mehr erwacht.

Sie dachte dran, ehe die Augen sie schloß:
„Nicht warten mag ja mein alter Genoß.“

H. Robertin.

Am Gardasee.

(Einer jungen Obstverkäuferin.)

In Deiner Sprache kann ich Dir nicht sagen,
Wie Deine Anmut mir den Sinn verwirrt,
Daß er in diesen märchenschönen Tagen
In immer neuer Sehnsucht Dich umirrt —
So laß den Aether meiner Sprache tragen
Cupidos Pfeil, der von der Sehne schwirrt,
Dein Herz mit süßem Gifte zu verwunden,
Wie mein's bereits ein Bruderpfeil gefunden.

Jedwedem beutst Du von den zarten Früchten,
Der ihrer um gering Entgelt begehrt . .
Wirst Du errötend vor dem Kecken flüchten,
Der noch erfleht, die jedem sonst verwehrt?
Kein Gärtner kann so süße Früchte züchten
Als die Dein roter Mund zu pflücken lehrt . .
Vom tiefen Reichtum deiner lieben Lippen
Laß einmal nur den Durstverzehrten nippen!

Denn ach, schon morgen wenden sich die Pfade
Des blonden Deutschen rauhem Norden zu!
So eile, Kind! Beraub' in holder Gnade
Den Scheidenden der letzten Herzensruh',
Daß kein Barbarenmädchen mehr ihm schade,
Der ganz erfüllt von Deinem teuren Du,
Und Deine Augen über alle Ferne
Sich leuchten sieht als goldne Südenssterne.

Christian Morgenstern.

Lyrische Gedichte.

Die folgende kritische Uebersicht will auf einige beachtenswerte Gedichtsammlungen, die in jüngster Zeit erschienen sind, empfehlend hinweisen, andere, die gleichfalls noch ernsthafter Kritik wert sind, kurz charakterisieren, endlich auch einige Sammlungen nur nach Titel und Autornamen anführen, da die Kritik über sie, die unter der Kritik sind, auch nichts zu sagen hat.

An die Spitze sei eine Sammlung gestellt, die freilich nicht mehr jüngsten Datums ist: die „Gedichte“ von Isolde Kurz, die vor einiger Zeit endlich, endlich die zweite Auflage erlebt haben (Stuttgart, jetzt Leipzig. G. J. Göschen). Wir schätzen die Dichterin auch auf dem Gebiet der Novelle, wie sie es verdient; was aber ihre Lyrik betrifft, so ist es Pflicht auszusprechen, daß ihr unter den Dichterinnen Deutschlands keine, unter unseren Dichtern wenige gleichkommen. In diesen Liedern ist eine Kraft und Tiefe der Empfindung, eine Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die immer wieder ergreift, rührt, erschüttert und erhebt; der Kunst wird der Leser erst gewahr, wenn er sich Rechenschaft über den tiefen Eindruck, den er erfahren, zu geben sucht, und auch dann wird aus dieser ruhigeren Betrachtung wenig anderes resultieren, als eben die Anerkennung einer seltenen Begabung. Denn wird man auch ab und zu, und auch dies nur in einer Art, die Respekt vor der Dichterin einflößt, an zwei echte und große Lyriker erinnert: an Storm und Mörike, — das beste, was Isolde Kurz bietet, erinnert an nichts, als eben an sie selber: eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Adel und ungewöhnlicher Kraft der Empfindung. Die Dichterin hat es vermieden, den Inhalt in Gruppen zu teilen, auch wir wollen den Kranz nicht auf seine einzelnen Blumen hin untersuchen; soll überhaupt eine Gattung auf Kosten der anderen hervorgehoben sein, so möchten wir dem lyrisch-epischen Genrebild den Vorzug geben. Gedichte wie „Das weiße Kleid“, „Der alte Teppich“, „Die Hochzeit in der Mühle“, „Des Reiters Braut“, wird niemand vergessen, der sie je gelesen hat, freilich wird sie auch niemand nur einmal lesen. Aber schon diese Hervorhebung ist eigentlich ungerecht, denn das gleiche gilt im Grunde auch von vielen der Lieder, das gleiche von den Legenden und Sinngedichten. Und dennoch erst nach Jahren eine zweite Auflage?! Ja, denn wir sind ja das Volk der Denker und Dichter; Gedichte kaufen wir nur, wenn sie von einer wirklichen oder angeblichen Bauersfrau aus Ostpreußen herrühren, die wirklich oder angeblich keine Schule besucht hat und dennoch Gedichte schreibt, die durch Süßlichkeit der Empfindung und uncharaktistischen Ausdruck Zierden jedes deutschen Familienblattes zu sein verdienten, kaufen diese Gedichte, wenn für die Autorin eine Reklame gemacht wird, deren Aufdringlichkeit nicht ihres Gleichen hat; im Uebrigen — was kümmert's uns, daß wir in Isolde Kurz ein großes lyrisches Talent haben, auf das jedes andere Volk stolz wäre?! . . . Man wird unwillkürlich bitter, wenn man solchen Erscheinungen begegnet; wir aber wollen trotzdem nicht müde werden zu hoffen, daß sich das Gute doch schließlich Bahn bricht. Gleichviel aber, ob dies herrliche Buch in zwei oder in zehn Jahren seine neue Auflage erlebt: des Einen sind wir gewiß, daß es zu einer Zeit neu gedruckt werden wird, wo niemand mehr die Dichterin aus Groß-Wermeningken bewundern wird.

Wenden wir uns einem anderen, minder bedeutenden, aber doch sehr beachtenswerten und noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten Talent zu. „Zwischen zwei Nächten“ hat Gustav Falke seine „neuen Gedichte“ betitelt. Er gilt als „Neuester“ strengster Observanz, ob mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht; in seinen Gedichten gehört er zu jener Schule, die leider niemals übermäßig viele Mitglieder zählt, aber auch gottlob niemals ganz ausstirbt, zur Schule jener, die etwas können, denen ein Gott zu sagen gab, was sie gesehen und empfunden haben. Von den satirischen Nummern haben uns nicht viele gefallen; wo Falke besondere sprachliche Kunststücke zeigen will, wird er nicht selten geschmacklos, aber von den kleinen Liedern voll Schalkhaftigkeit, Herzenswärme und Wehmut, die den Hauptinhalt des Bändchens bilden, möchten wir kaum eins vermissen. Ist übrigens Falke wirklich ein Neuester, so mag ihn vieles von den Allerältesten trennen, aber sicherlich nicht seine Auffassung des Dichterberufs. Man höre sein kleines Gedicht: „Der Dichter“:

Links, vom Herd, ein Knistern. Leise, leis,
Asche wird ein letztes dürres Reis.
Rechts der Wanduhr harter, fester Schlag.
Rastlos kreist der Zeiger durch den Tag.
Zwischen beiden Mahnern sitzt und sinnt
Einer, der an gold'nen Fäden spinnt,
Eine feine, hohe Brücke schlägt,
Die ihn über Tag und Stunden trägt;
Lautlos flammt ein Feuer und erhellt
Eine zeitentrückte, heit're Welt.

Wir sind überzeugt, der älteste „Alte“ stimmt da zu und sagt freundlich nickend: „Der versteht's!“

Auch unter jenen, die sich erst einen dauernden Namen zu erkämpfen haben, ist mancher, „der's versteht“, so Wilhelm Arminius. Seine Schwarzwald-Dichtung „Um den Wildsee“, die kein Geringerer als Wilhelm Jensen der Einführung würdigte, hat ihm in jenem, freilich nicht allzuweiten Kreis; der sich heute für derlei interessiert, seinen Namen gemacht; die lyrische Sammlung „Bergkrystalle“, die er eben (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) hat erscheinen lassen, wird die günstige Meinung von seiner Begabung, wie von seinem ehrlichen künstlerischen Streben noch vermehren. Sollen wir hervorheben, was uns an dem sorglich gesichteten Bändched am besten gefallen hat, so sind es die Naturbilder; sie sind voll satten Kolorits, dabei in der Stimmung stark und eigentümlich; die Gabe, die Natur zu beobachten und in wenigen Strophen ein Bild hinzustellen, ist wahrlich nicht allzuvielen unter unseren jungen Dichtern in gleichem Maße eigen. Auch unter den Liebesgedichten ist fast alles hübsch, aber vieles auch schön und durchaus eigentümlich. Von balladenartigen Gedichten weist die Sammlung wenige auf, aber dieses Wenige ist knapp in der Form, kraftvoll und wuchtig im Inhalt. Mehrere Gedichte sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt; ihnen braucht auch nicht gesagt zu werden, daß Arminius, was die Form betrifft, über einen Vorzug verfügt, der manchem Lyriker fehlt, der ihn heute noch an Namen übertrifft: er schreibt nicht bloß zufällig in Versen, statt in Prosa, sondern ist ein wirklicher Versdichter; seinen Strophen ist die Melodie gleichsam eingeboren.

Gleich diesem Dichter ist auch Rudolf Knuffert den Lesern dieser Zeitschrift längst bekannt; von den „Liedern“, die er kürzlich (Berlin, Schuster und Loeffler) hat erscheinen lassen, ist ein großer Teil zuerst in den Spalten dieser Zeitschrift erschienen. Es hätte sich im Interesse des Buches empfohlen, wenn der Poet noch weitaus strengere Auswahl geübt hätte, und vor Allem hätte er auf den recht zweifelhaften Schmuck der Illustrationen junger Münchener Künstler, die dem Text farbig eingedruckt sind, verzichten sollen, aber das sind Kleinigkeiten gegenüber der Hauptsache: auch hier ist Einer, der mit seinem Pfunde ehrlich wuchert und seine ursprüngliche Begabung in Fleiß und Selbstzucht schön entwickelt hat. Weniger für heißes Glück und wilden Schmerz, als für die sanfte, wehmütige Stimmung ist ihm ein Ton gegeben, dessen Echtheit unser Gemüt empfindet, während sich das Ohr an dem Wohlklang der Verse erfreut. Wo er reflektiert, gelingt

es Knuffert nicht immer, den Gedanken ganz in Poesie umzusetzen, aber wer im Liebeslied, namentlich aber auch in der Naturbetrachtung so Schönes bietet, wie er, an dem kann man sich freuen und alles Andere auf sich beruhen lassen.

Ein Buch von Hermine von Preuschen nehmen wir stets mit dem sicheren Vorgefühl zur Hand, daß es uns lebhaft interessieren, uns Anerkennung vor dem Talent der Verfasserin abnötigen und im Einzelnen zum Widerspruch zwingen wird. So ist es uns mit ihrer ersten Gedichtsammlung „Regina vitae“; so mit ihrem Novellenbuch: „Tollkraut“ ergangen — und bei den „Lebensliedern“, welche die Dichterin kürzlich unter dem Titel „Via passionis!“ (Dresden, Rechtner) hat erscheinen lassen, ist dies Vorgefühl hinterdrein gleichfalls bestätigt worden. Auch hier ist Vieles unklar, Anderes überhitzt, auch hier wirkt Manches nur auf unsere Nerven, nicht auf unser Gemüt, auch hier sind kleine Aeußerlichkeiten (so die Voranstellung einer höchst sonderbarlichen Apostrophe an die „Feinde“ der Autorin) nicht eben geschmackvoll. Aber während dies Befremdliche nicht stärker hervortritt, als bei den früheren Büchern, darf dies erfreulicher Weise von dem Guten an ihr gesagt werden: der „cri du coeur“, der ihre ersten Gedichte gellend durchhallt hat, erklingt hier nicht minder kraftvoll, aber abgeklärter und wirkt darum tiefer; die Phantasie ist gezügelter und erscheint eben darum reicher; die Sprache hat an Klarheit gewonnen; die Fülle der Bilder erscheint besser gebändigt; neben dem Innenleben wird auch die Außenwelt geschildert, natürlich so, wie sie der Dichterin erscheint, aber das ist das gute Recht jedes Lyrikers. Wir wollen's nicht verschweigen: weniger wäre mehr gewesen: von den 140 Gedichten hätten wir im Interesse einer reinen, vollen Wirkung ein gut Teil weggewünscht, aber es ist an Eigentümlichem und Ergreifendem genug in dem Bande, um uns aussprechen zu lassen: es wäre ungerecht, wenn dies Buch dem gewöhnlichen Schicksal deutscher Gedichtsammlungen verfiele; es verdient aufmerksame Leser, und so wünschen wir lebhaft, daß es sie finden möge.

„Mit achtzig Jahren“ betitelt J. G. Fischer die jüngste Sammlung seiner „Lieder und Epigramme“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger). Viele Lieder sind von einer Frische, der man das Alter des Autors wahrlich nicht ansieht, einzelne (so „Verbannt“) von einer Glut von Leidenschaft erfüllt, die den Gedanken, sie seien in letzter Zeit entstanden, also von einem Greise gedichtet, gar nicht aufkommen läßt; hingegen atmen die Epigramme die Weisheit und ruhige Abgeklärtheit des Alters. Alles in Allem eine erfreuliche Gabe, die man gern empfehlen mag.

Ein hübsches Büchlein sind die „Lebenssprüche“, die Julius Lohmeyer unter dem Titel: „Auf Pfaden des Glücks“ bei Georg Wigand in Leipzig hat erscheinen lassen. Sie mahnen in glatten, zumeist klangschönen Versen zu heiterem, maßvollem Lebensgenuß, zur Genügsamkeit und Selbstbescheidung, zur Einkehr in sich selber. Die Ausstattung verdient ein besonderes Wort der Anerkennung, sie ist von einem soliden, unaufdringlichen Geschmack, wie er auch heute noch leider bei deutschen Werken nicht alltäglich ist.

Nur kurz seien die folgenden Sammlungen charakterisiert, da sie zu näherem Eingehen keine Veranlassung bieten:

Gedichte von Elisabeth Itzerott (Dresden, Pierson). Bildungs-Poesie in tadelloser Form, ab und zu, jedoch freilich selten genug, auch ein eigentümlicher Gedanke. Am besten haben uns jene Gedichte gefallen, in denen sich ein inniges Gottvertrauen ausspricht; sie scheinen am tiefsten empfunden.

Nicht viel anders steht es um die im selben Verlage erschienenen Gedichte einer anderen Dame: Marie von Haugwitz (M. Manuela), nur daß diese Verse leidenschaftlicher, freilich auch im Wert ungleicher sind, als die der Frau Itzerott. Einzelne Gedichte enthalten Wendungen, die uns aufhorchen machen, andere wieder sind unerlaubt schlecht.

„Hallucinationen“ nennt Paul Fischer seine Gedichte (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze); der Titel ist richtig gewählt. Dennoch wollte es uns scheinen, als stellte sich der Verfasser nur so krank und wirr, um eben als Decadent die, heute freilich bereits abgethane Mode von Gestern mitzumachen, und als wäre er im Grunde gar nicht ohne Begabung. Nun — vederemo!

Anderen Moden, hauptsächlich der von vorgestern, der kraftgenialischen, huldigt Otto Lanz in seinen „Erstlingen“ (Bern, Schmid, Fremcke & Co.) Aber auch er ist vielleicht ein verkapptes Talent; an Anzeichen, die uns darauf schließen lassen, fehlt es nicht.

Kühle, klare, glatte Verse sind in den „Gedichten“ eines älteren Dichters, Wilhelm Hosäus (Dessau, C. Dünhaupt) zu finden. Unter den Epigrammen ist manches recht hübsch; der beste Teil des Buches scheinen uns die ‚Alttestamentliche Weisen“ überschriebenen Nachdichtungen.

Die „Sprüche und Gesänge“ von Richard Kralik (Wien, Konegen) erweisen von neuem das Talent und die originelle Weltanschauung ihres Verfassers, freilich auch von neuem, daß er dabei ab und zu gesucht und unklar wird. Zu einem reinen Eindruck sind wir selten gekommen; das liegt, wie wir glauben, auch hauptsächlich an dem ganz ungleichen Wert der Bilder dieses bilderreichen Poeten. Hier grüßt uns ein schönes und neues, dort ein recht wenig geschmackvolles Bild. So ist es z. B. schon recht gewagt, den Kahlenberg das Haupt der „Vindobona“ zu nennen, aber wie soll Einen nun vollends die nächste Strophe: „Die Hügel, drauf wächst unser Wein — Sind ihre süßen Brüstelein“ — anmuten?! Alles in Allem: Einer, der viel kann und doch schwerlich je vollendet Schönes bieten wird.

Viel flackernde Glut, aber wenig wärmende Flamme bieten die Gedichte, die S. Barinkay unter dem Titel „Buch der Rosen“ bei E. Pierson in Leipzig hat erscheinen lassen. Temperament ist sicherlich vorhanden, ebenso scheint es an Begabung nicht zu fehlen, aber die Verfasserin wird, sofern sie es mit sich und der Kunst ernst nimmt, noch lange an sich zu arbeiten haben, ehe sie mit einer neuen Sammlung vor die Oeffentlichkeit treten will. Genau, und zwar auf's Wort dasselbe gilt von Victor Feldeggs im selben Verlage erschienenen Scolaren-Liedern, nur daß hier die Unreife zunächst noch störender zu Tage tritt; und nicht viel anderes läßt sich über die „Lieder eines Unstäten“ sagen, die Rudolf Herzog bei Baumert und Ronge in Großenhain unter dem Titel „Aus aller Frauen Landen“ hat erscheinen lassen, nur daß er eben von Natur der zahmste von den dreien ist und sich die bleiche Farbe des „Unstäten“ künstlich auf die Wangen gemalt hat.

Frisch, hübsch, natürlich singt Hermann Freise seine Lieder; der Titel „Unkraut“ der bei G. Scriba in Metz erschienenen Sammlung darf nicht irre führen; das sind sehr sorglich gehegte und gepflegte Blumen, die aus gesundem, freilich nicht allzu üppigem Erdreich emporgesproßt sind. Am besten haben uns die humoristischen Gedichte gefallen.

In noch ganz anderem Sinne stecken die Gedichte, die W. R. Weiß bei W. Friedrich in Leipzig hat erscheinen lassen, eine falsche Flagge auf; „Erlebtes und Erdachtes“ sind sie überschrieben, und es ist so wenig darin erlebt und so gar nichts erdacht! Fände sich nicht ab und zu ein schlichtes, inniges Wort, das milder für den Verfasser stimmt, und hielten wir ihn nicht (schwerlich mit Unrecht) für noch sehr jung, wir könnten aus dem Buche Proben bieten, die uns den Dank jedes Lesers, der für unbewußte Komik Sinn hat, erwerben würden.

Gleichfalls sehr unzutreffend hat Ferdinand Bronner sein Liederbuch: „Aus Zeit und Ewigkeit“ (Leipzig, C. G. Naumann) überschrieben; man erwartet darnach bedeutende oder doch anspruchsvolle Gedichte und findet statt dessen Lieder, die in jeder Beziehung höchst harmlos sind. Ab und zu ist sogar eines ganz nett.

Ungleich höher stehen die „alten und neuen Lieder“, welche ein Anonymus, der „Verfasser der Pfeiferbrüder“ unter dem Titel „Aus der Pfeiferstadt“ bei J. H. Ed. Heitz in Straßburg i. E. hat erscheinen lassen. Kein Poet von Gottes Gnaden, aber ein tüchtiger, warmherziger Mann mit echter Empfindung im Herzen und selbständigen Gedanken im Hirn, der selten den Mund aufthut, wenn er nicht etwas zu sagen hat. Beachtenswert sind namentlich die humoristischen Stücke; sie sind von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit; die bitter-satirischen haben uns weit weniger behagt.

Was uns hier zumeist fesselt: der sympathische Mensch, den wir hinter den Versen erblicken, ist auch der Hauptvorzug eines sonst in jeder Beziehung unendlich schwächeren Buches, der Gedichte: „Leben, Lieben, Siegen“ von Franz Lindheimer (Heidelberg, J. Hörning). Aber wie viel Weitschweifigkeiten und Geschmacklosigkeiten wird sich der

junge Dichter noch abzugewöhnen haben, ehe er ernsthaft genommen sein will!

Darauf hat der Verfasser der Sammlung, der wir uns nun zuwenden, von vornherein Anspruch, weil er auf anderem Gebiete Bedeutendes leistet; es ist der bekannte Rechtsgelehrte J. Kohler in Berlin, als Jurist von stupendem Fleiß und stupender Arbeitskraft. In neuester Zeit ist er auch als Lyriker sehr fruchtbar, seinen „Lyrischen Gedichten und Balladen“, einem starken Bande, der seiner Zeit an dieser Stelle besprochen war, hat er kürzlich eine stattliche Sammlung: „Neue Dichtungen“ (Mannheim, Bensheimer) folgen lassen. Was den, nebenbei bemerkt, nicht eben zierlich ausgestatteten Gedichten fehlt, ist die Konzentration, die Sammlung; es scheint uns fast undenkbar, das wir anderes vor uns hätten, als erste Entwürfe. Nun ist aber die Poesie eine ernste und eifersüchtige Göttin; man kann sehr wohl Jurist sein und daneben vortreffliche Verse schreiben, aber dann muß man eben an diese Verse auch seine volle Kraft wenden. Wir finden manche warme Empfindung, manchen hübschen Gedanken, aber will der treffliche Gelehrte ernstlich auch um die Palme des Dichters ringen — und das ist ja offenbar seine Absicht — dann darf er in Zukunft nicht Improvisationen eines begabten Mannes, sondern ernste Arbeiten eines wirklichen Künstlers bieten. Das Zeug dazu steckt vielleicht in ihm.

„Larenopfer“ hat ein junger Prager, René Maria Rilke, eine Sammlung seiner Gedichte betitelt (Prag, H. Dominicus). Gesucht und unklar, wie dieser Titel, ist zweifellos auch vieles in den Gedichten. Aber ebenso unverkennbar ist auch die Begabung, und darum wollen wir gerne glauben, was wir wünschen; daß es ihm gelingen wird, die Gewänder der verschiedenen litterarischen Eintagsmoden, die er in diesem Buche trägt, abzuthun und seine eigene Individualität ehrlich und schlicht herauszuarbeiten.

Auch die Gedichte, die eine anonyme Verfasserin unter dem Titel: „Namenlos“ (Wien, Wiener Mode) hat erscheinen lassen, weisen auf ein poetisches Naturell hin, auch sie lassen leider zunächst noch die festgeprägte Individualität vermissen. Es wäre schade, wenn es dabei bliebe; namentlich die Liebeslieder müssen Interesse für die natürliche Begabung der Dichterin erwecken; die reflektierenden Gedichte freilich taugen nichts und sie wird auch in Zukunft nach dieser Hinsicht schwerlich glücklicher sein.

Entschädigt uns bei Rilke und der „Namenlosen“ die Hoffnung auf ihre Zukunft für die Schwächen, die ihnen noch anhaften, so fehlt uns bei Hermann Bender dieser Trost; seine „Rheinischen Lieder“ (Zürich, Caesar Schmidt) erheben sich nur durch ihre glatte, saubere, mit sicherem rhythmischen Gefühl gehandhabte Form über den gewöhnlichen Wald- und Wiesen-Singsang, wie er uns in unserem lieben Deutschland unablässig in die Ohren klingt. Dennoch sollen die Lieder, wie der Umschlag angiebt, bereits die vierte Auflage erlebt haben. Wenn dem so ist, dann hätte der Verfasser nicht thun dürfen, was man schließlich noch dem naiven Dilettanten bei seinem ersten unsicheren Schritt in die Oeffentlichkeit verzeihen könnte, was aber an einem Manne, dessen Dichtungen nach seiner eigenen Angabe zahlreiche Auflagen erleben, ernstlich befremdet: er hat seinen Gedichten seine — Biographie vorangesetzt. Wir entnehmen derselben, daß er Telegraphen-Ingenieur ist; aber in's Publikum telegraphiert man sich weder durch Biographien noch durch Selbstbiographien hinein (auch eine solche ist vorangestellt), sondern erringt es sich nur durch den Wert der Dichtungen, die man ihm bietet.

Dilettanten-Geleier ödester und seichtester Sorte, an das kein Wort verschwendet werden soll, sind die Sammlungen:

Schneeflocken. Sing und Sang aus dem Waldthal. Von Clara von Gruner. Leipzig. Robert Claußner.

Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. Zürich. Verlags-Magazin J. Schabelitz.

Gedichte von Gerhard Aust. Lüdenscheid. Kommissions-Verlag von Paul Delichow.

Stufen. Von Emanuel von Bodmann. Zürich. Verlag von Sturns litter. Bulletin der Schweiz.

Drei vaterländische Gedichte aus dem Erinnerungsjahre 1895/6 von Christian Eidam. Nürnberg. Fr. Korn'sche Buchhandlung.

Diese letzte Reihe könnten wir noch recht stattlich ausbauen, aber — welchem Zweck sollte dies frommen?! K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Jota. Eine gelbe Aster. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. 2 Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Weiß, W. R. Erlebtes und Erdachtes. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Erich, Alfred. Leiden. Skizzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schröder, P. F. Der Karfunkelturm. Eine Sage aus der Tatra. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1896.

Mombert, Alfred. Der Glühende. Ein Gedichtwerk. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1896.

Hartmann, Franz, Dr. med. Lebendig begraben. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten (1849 bis 1855). Wien, Carl Gerolds Sohn. 1896.

Muth, Richard von. Deutsche Dichtung in Oesterreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Lose Skizzen. Wiener-Neustadt, Anton Folk. 1896.

Müller, Dr. Gustav Ad. Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise. Mit vielen Faksimiles. Zweite Auflage. München, Seitz und Schauer. 1896.

Minerva, Illustrierte Klassiker-Ausgaben. Liefg. 8 bis 18. Berlin. Leipzig, New-York, Verlag der Literaturwerke „Minerva“.

Dasselbe. Schillers Sämtliche Werke. Heft 1—11. Ebenda.

Achleitner, Arthur. Grenzerleut'. Bilder aus den Alpen. Berlin, Verein für deutsches Schrifttum. 1896.

Arnold, Dr. Robert F. Karl Immermann. Gedenkrede zur Centenarfeier des Dichters am 24. April 1896 in der Wiener deutsch-akadem. Lese- und Redehalle. Wien, Moritz Perles. 1896.

Eisenberg, Ludwig. Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. Mit einem Vorwort von Ludwig Speidel. Dresden, E. Piersons Verlag. 1896.

Heyse, Paul. Die Fornarina. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann. 1896.

Horst, Henning van. Verbotene Frucht. Erzählung. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1896.

Mayreder-Obermayer, Rosa. Aus meiner Jugend. Drei Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. 1896.

Moeller, Otto M. Gold und Ehre. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Mangold. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1896.

Schubert, J. Die Philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann. 1896.

Tibesar, Dr. B. L. Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie. Zweite Auflage. Paderborn. Verlag von Ferdinand Schöningh. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Die stattliche, breitschultrige Person stand mit eingestemmten Armen da, keuchend von der Anstrengung des Aufstiegs und mit bebendem Unterkiefer. Die Augen quollen ihr vor Neugierde, Zorn und verhaltener Redelust beinahe aus den Höhlen.

„Ach, Ihr, Sora Gioconda! Geht nach Siriano hinauf, wieder ein Mensch mehr, der auf die Welt will? Wo das nur hin soll mit all den Menschen! Die da sind, haben so schon kaum genug zum beißen."

Die weise Frau rang nach Atem.

„Als wenn das nicht der blasse Neid aus Euch redete, Sora Fina!" sagte sie verbissen und machte so etwas, was wie ein hämischer Knix aussehen sollte, sie aber beinahe zu Fall brachte. „Aufzuwarten, ja. Wenn Ihr Unsereinem das bischen Leben gönnt, müßt Ihr schon gnädigst erlauben, daß manchmal Kinder geboren werden. Ihr braucht sie ja nicht zu ernähren, so viel ich weiß, und der liebe Gott hat's nun einmal so eingerichtet. Daß Ihr nicht viel von dieser Einrichtung haltet, muß er ja wohl wissen, weil er Euch damit verschont. Und mehr als Platz haben, kommen nicht auf die Welt, da seid nur ganz ruhig. Dafür sorgen die vielen Mitmenschen schon, die selber Platz schaffen, wenn ihnen der liebe Gott nicht schnell genug bei der Hand ist. Heilige Jungfrau! Na, Ihr wißt aber natürlich nichts, wie? Was? Keine Ahnung habt Ihr? Und wenn man sich die Lunge aus dem Halse läuft und schreit, hört Ihr nicht einmal. Habt Wichtigeres zu thun! Müßt gottverruchte Lieder in die Luft schmettern, daß man denkt, es stillte Euch Hunger und Durst, so eifrig betreibt Ihr's. Und unten ist alle Welt in Aufruhr. Unten schlagen sie sich tot. Unten ist ein Aufruhr, als wenn das jüngste Gericht schon da wär'. Ihr thut aber, als gehörtet Ihr nicht dazu, als ginge Euch das alles gar nichts an. Seht 'mal an! Und mit Euch hat er doch auch schön gethan, he? Ihr habt Euch doch auch von ihm sagen lassen, daß Ihr die Schönste von allen wär't, he?"

Allmählich hatte sie ihren Atem wiedergewonnen, und benutzte ihn nun kräftig. Eine Flut von Fragen, Anspielungen, entrüsteten Ausrufen und jammernder Klage ergoß sich über Serafina, die ruhig weiterflocht und die Augen nicht einmal aufhob.

„Von wem und von was redet Ihr eigentlich, Sora Gioconda?" fragte sie nur nach einer Weile ruhig.

Die Andre schlug die feisten Hände zusammen: „Bei allen vierzehn Nothelfern, Sora Fina, Ihr wißt wirklich nichts? Ich sag' es ja: Ihr singt und schreit Euch um alle Sinne. Und da unten, wenn Ihr's hören wollt, haben sie Aristide Vomero erstochen."

„So?" machte Serafina ganz ruhig, „ist er tot?"

Kaum ein tieferer Atemzug hob ihre Brust.

Sora Gioconda aber rollte die Augen. „Ist das Eure ganze Grabrede? Heilige Barmherzigkeit, vergieb ihr! Und solang' er am Leben war, habt Ihr gethan, als hätt' ihm der liebe Gott noch extra einen Heiligenschein um seine Glatze gelegt. Die Madonna verzeih' Euch Eure Sünden!" Sie machte das Zeichen des Kreuzes.

Serafina wurde jetzt plötzlich neugierig.

„Wie ist es denn gekommen?" fragte sie. „Erzählt doch Alles!" Und da ihr einfiel, daß die weise Frau aus ihrer vorherigen Ruhe Verdacht schöpfen könne, setzte sie hinzu:

„Ich habe mir's immer gedacht, daß ihn 'mal Einer über den Haufen stechen würde. Es konnte ja garnicht ausbleiben. Es war schon, als hätt' er's d'rauf angelegt. Hinter allen

Weibern her, allen Männern freche Worte in die Zähne geschleudert, — er muß gedacht haben, es könnte keiner an ihn oder er wäre hieb- und stichfest. Mich wundert's nicht, daß es ein Ende mit Schrecken genommen hat. Aber wer hat's gethan?"

Sie hatte einen Augenblick das Flechtwerk zwischen den Händen ruhen lassen, und ihr forschender Blick flog über das fette, verrunzelte Gesicht der andren hin, ehe sie es wieder aufnahm.

Sora Gioconda stöhnte. „Wer es gethan hat? Und das fragt Ihr mich? Bin ich eine Gerichtsperson? Oder treib' ich mich nachts in den Osterien und auf den Gassen umher? Mein seliger Biagio hat auch nie zur Polizei gehört, — Gott weiß es. Und wenn ich auch von der Kommune angestellt bin, für so etwas brauch' ich nicht aufzukommen. Heilige Gerechtigkeit! Wer es gethan hat! Ein Mensch hat es gethan, so viel steht fest. Denn von selbst ist ihm das Messer nicht in die Rippen geraten, darauf kann man wohl schwören. Aber welcher Mensch, das müßt Ihr den lieben Gott fragen, wenn Ihr noch an einen glaubt. Bezweifeln könnte man's ja, weil Ihr so kaltblütig sagt, es war nicht anders zu erwarten gewesen. Also jeden Schürzenjäger und Maulhelden soll man nach Euch gleich niederstechen dürfen, wie ein vierwöchiges Kalb! Erbarmen! Ich möchte wissen, wie viele dann noch übrig bleiben. Besser als Aristide Bomero sind die Männer im großen und ganzen nicht, Sora Fina, so viel könntet Ihr wissen. Und so lange er am Leben war, habt Ihr Euch seine süßen Worte doch recht gern gefallen lassen, Ihr und andere. Aber wenn ein Tier gefallen ist, gleich sammeln sich die Aasvögel. Und daß solch' eine hinterlistige Blutthat gleich auf den ganzen Ort Schande bringt, wollt Ihr nicht begreifen. Wir hier sind doch sonst nicht so rasch mit dem Messer, solltet Ihr bedenken. Wir Toskaner halten was auf Bildung. Und wer so nah' der Hauptstadt wohnt, lebt nicht mehr, wie die Wilden. Wenn sie was gegen ihn hatten, hätten sie ihm den Prozeß machen sollen. Aber einen Menschen abschlachten, wie einen Hammel — und in der Betrunkenheit ihn in die ewige Verdammnis abfahren lassen — ewiges Erbarmen! Nein, wenn Ihr dafür ein Wort der Entschuldigung habt, Sora Fina —" Die Stimme schnappte ihr über.

Serafina hatte ein paarmal ungeduldig mit den Achseln gezuckt. Ihr war aber so frei und leicht zu Mute, daß sie nicht auffahren konnte, sondern nur Mühe hatte, ihre Genugthuung geheimzuhalten. Selbst die Schwatzsucht dieser gefürchteten Alten, von der man in der ganzen Gegend sagte, keine weltliche oder geistliche Macht könne ihr widerstehen oder gar den Sieg über sie erringen, war ihr heute nicht so lästig, wie sonst. Sie hätte gern noch einmal ihr Lied hinausgeschmettert; nun fragte sie nur:

„Heute Nacht ist's geschehen?"

„Bei hellem Tage werden sie über niemanden herfallen," erwiderte die Alte höhnisch, „so viel könntet Ihr Euch an den Fingern abzählen. Und bei Tage wird er sich auch nicht um Kraft und Verstand trinken, sonst wär' er längst um sein gutes Brot gewesen. Auf der Salita Santa Maria ist's gewesen, wo sie ihn heute Morgen gefunden haben, — schon ganz steif und kalt. Und bis über Mitternacht hinaus hat er im „Silbernen Mond" gesessen, — nun reimt's Euch zusammen! Und wenn Ihr klüger draus werdet als ich und wir alle, geht zum Karabiniere und steckt ihm ein Licht auf! Sonst tappt der im Dunkeln, wie die ganze Gesellschaft, so rot seine Nase vom Chianti auch leuchtet. Einem, der seinen Fiasco Roten im Leibe hat und in der Nacht über die Salita Santa Maria ganz allein nach Hause torkelt, ein Stück kaltes Eisen zwischen die Rippen rennen, ist gerade kein solch schwieriges Heldenstück, daß man sagen müßt': der oder der hat's gethan und kein anderer kann's gethan haben. Lieber Gott, nein. Und vom bloßen Umfallen ist er auch nicht hin geworden, wenn's auch Beulen genug gegeben hätt' auf den holprigen Steinstufen und es eine Sünde und Schande ist für eine Kommune, die so unmenschliche Taxen erhebt, nirgends bei Nacht die halsbrecherischen Gassen auch nur mit dem fadendünnsten Lichtchen zu erhellen, denn die Wunde klafft offen vor Aller Augen. Gerade ins Herz ist der Stoß gegangen. Und bei der Rabenfinsternis ist das alles Mögliche, so gut zu zielen. Gleich fertig muß er gewesen sein, denn kein Mensch hat einen Schrei gehört. Und das Messer ist nicht gefunden worden. So! Nun pfeif einmal einer dem blutgierigen Untier nach. Ewige Barmherzigkeit! Messer giebt's viele in Borgunto."

Serafina hatte die Flechtarbeit wieder einen Augenblick ruhen lassen.

„Man wird's also nicht herausbringen," sagte sie, auf ihre Hände niederblickend, mit

nachdenklicher Befriedigung. Und nach einer kleinen Pause fügte sie aushorchend hinzu:

„Verdacht wird man aber doch wohl haben, he, Sora Gioconda? Ein Streit gestern Abend in der Osteria? Die machen sich immer die Köpfe gleich so heiß im „silbernen Mond". Severo geht nie mehr hin."

„Severo — Sor Severo!" lachte die Alte und knixte ungeschlacht. „Wer würd' ihm denn das auch zumuten, diesem Muster-Ehemann? Ja, wenn sie alle wären, wie der, die Männer! Den habt Ihr gut im Zügel, Frauchen, — meine Reverenz! Was ist aus dem wilden Burschen von früher für ein zahmes Männchen geworden? Läuft Euch ja wohl kaum von der Schürze, he? Nein, seid ruhig, Töchterchen, seid ganz ruhig, den verdächtigen sie Euch nicht, den nicht. Eher glauben sie, das Messer wär' vom Himmel herunter gefallen."

Sie lachte aus vollem Halse, fast bis zum Ersticken.

Serafina hatte ein peinliches Gefühl bei diesem unerwarteten Heiterkeitsausbruch, aber sie ließ sich nichts merken sondern nahm ihre Arbeit wieder auf.

„Ihr kennt ihn auch gerade recht!" murmelte sie nur in wegwerfendem Ton.

„Nun, nun, nun," begütigte die weise Frau und legte ihr die kurzen, fleischigen Finger auf die Schulter, „Ihr braucht's nicht gleich krumm zu nehmen. Ist ja ein Segen Gottes, daß es solche Männer noch giebt. Und wenn er Euch nicht zu zahm ist, — den Andren kann's recht sein. Wer nicht mit ihnen trinkt und wem das Messer nicht locker im Gurt sitzt, den seh'n diese Raufbolde und Tagediebe ja nicht mehr für voll an, das braucht Einen nicht zu grämen. Laßt sie doch witzeln! Sorgt nur dafür, daß ich bald bei Euch im Hause zu thun bekomme, dann könnt Ihr sie alle auslachen. He? Immer noch keine Aussichten?"

Sie hatte sich vertraulich schmunzelnd ganz zu Serafina herabgebeugt und ihr den Hals mit beiden Armen umschlossen. Aber diese wehrte sie unmutig ab. „Ich denke, Ihr habt oben in Siriano zu thun, Sora Gioconda. Ich möchte nicht schuld daran sein, daß dort ein Unglück geschieht, weil Ihr nicht rechtzeitig zur Stelle wär't."

Die Alte pfiff durch die breitklaffenden Lücken ihrer starken Vorderzähne. „Sieh' mal einer an! Die alte Sora Gioconda an ihre Pflicht mahnen! Ewiges Erbarmen! Hat seit dreißig Jahren allen Kindern hier oben, im Umkreis von fünf Miglien und mehr zur Welt geholfen und solch ein grünes Pflänzchen von außerhalb will ihr klarmachen, was sie zu thun hat. Nicht übel, Töchterchen, nicht übel. Man sieht, Ihr habt Euren Severo in einer guten Schule gehabt, deshalb ist er auch so trefflich geraten. Aber ich will um keinen Preis Euch Eure Zeit rauben, hochgeborene Dame" — sie knixte wiederholt — „es würde mir leid thun, wenn das neue Unterröckchen für Euren Severo nicht rechtzeitig fertig würde. Heilige Dreifaltigkeit!" Und durcheinander lachend, brummend und pfeifend stieg sie schwerfällig und breitschultrig den schmalen Bergweg weiter hinauf, ohne Serafina noch einen Gruß gegönnt oder sich nach ihr umgeblickt zu haben.

Serafina's Stirn blieb ein paar Minuten lang umwölkt, trotzdem ein freudiges Hochgefühl in ihrer Seele wach war. Es wurmte sie, daß niemand Severo die That zutraute. Und auch was man sonst von ihm redete, war ihr peinvoll. Es währte einige Zeit, bis sie sich sagte, was diese berüchtigte Schwätzerin daherrede, dürfe niemand ernsthaft nehmen, und selbst dann blieb ein geheimer Stachel noch aus dem zurück, was sie vernommen hatte. Sie mußte sich zwingen, weiter zu arbeiten und dabei zu singen. Erst allmählich gewann die Freudigkeit wieder die Oberhand in ihr. Es *war* geschehen, er hatte gethan, was er gemußt. Nun war alles gut, nun konnten sie wieder glücklich sein, wie früher. Und daß kein Verdacht auf ihn fiel, schuf ihnen ja vollends die Gewähr sorgenfreier Tage. Heller und lauter scholl ihr Gesang. Wenn Severo nur hier gewesen wäre! Ein heißes Verlangen war in ihr, ihm an der Brust zu liegen, wortlos und selig. Und weit über's Thal hin klang es jetzt von ihren Lippen, wie aufquellender Jubel:

„Als ich damals dich sah, wie liebt' ich dich heiß,
Doch ich liebe noch mehr dich, seit mein ich dich weiß!"

III.

Severo arbeitete den ganzen Tag mit Spitzhacke, Feile, Hammer und Bohrer in den Steinbrüchen. Man brach dort die graue Pietrasiena, die bei allen Neubauten der Florentiner Paläste verwandt wurde. Der Betrieb war sehr rege. Das Hämmern, Bohren und Sägen scholl eine Stunde weit durch's Hügelland. Und dazwischen

erklang immer wieder das Warnungssignal, nach dem sich das Krachen der Minen und das dumpfe Poltern und Kollern der Steinblöcke vernehmen ließ, die zu Thal stürzten.

Zum Schwatzen hatte hier keiner Zeit oder Stimmung, man würde einander auch kaum gehört haben bei dem ohrenbetäubenden Gelärm und Geprassel rundum. Nur die langgezogenen Zurufe durchschnitten die Luft, wenn man gebrochene Steinblöcke mit der Winde auf die ochsenbespannten Lastwagen hob, oder einer von den Arbeitern an den Seilen emporgezogen wurde, um droben auf dem schwanken Brettergerüst Brust an Brust den Kampf mit Meißel und Steinhammer gegen das zähe Gefelse aufzunehmen. Erst mittags wurde gerastet, als die Sonnenhitze hier zwischen den zackigen Steinwänden schon unerträglich wurde und den nur mit Hose und offenem Hemd bekleideten Männern vor Ermüdung die Spitzhacke fast aus den Händen fiel. Schweißbedeckt und zitternd vor Hunger und Durst warfen sie sich nun in den Schatten und fielen über ihre mitgebrachten Eßvorräte her. Sie tranken fast nur Wasser in langen, gierigen Zügen, und hatten sich kaum gesättigt, um sich schon, ihre Sacktücher über den Hals gebreitet, das Gesicht in den Armen, lang auszustrecken und einzuschlafen. Einer neben dem andern lagen sie mitten zwischen den zahllosen Steinsplittern auf dem harten Boden und rührten kein Glied.

Auch Severo Rocca war unter ihnen. „Bei solcher Arbeit verlernt man das Messer gebrauchen," dachte er, bevor er einschlief.

Beim Glockensignal waren alle wieder zur Stelle und keiner war säumig, sein Handwerkszeug wieder aufzunehmen und sich an seinen Platz zu begeben. Als Severo an Mario Lucchesi vorüberkam, der über seinen Trupp die Aufsicht führte und auch aus Borgunto war, fragte ihn dieser: „Hast's schon gehört?"

„Was?"

„Daß sie Aristide Bomero erstochen haben? Heute Morgen haben sie ihn auf der Salita Santa Maria gefunden."

Severo taumelte beinahe. „Jesus Maria!" Er war ganz bleich geworden.

„Thut Dir wohl gar leid um den Schuft!" Mario Lucchesi stieß eine rauhe Lache auf. „Oder wurmt's Dich, daß sie ihn Dir nicht überlassen haben?" Er zwinkerte ihm zu. „In Deinen Taubenstall ist der Marder ja auch wohl eingebrochen?"

Severo hatte sich mühsam gefaßt. Er schüttelte, wie von einem grauenhaften Gedanken durchzuckt, den er von sich abwehren wollte, wild den Kopf. „Heute Nacht?" fragte er mit einem harten, heiseren Ton.

„Muß wohl so sein. Bis nach Mitternacht hat er noch im „silbernen Mond" gesessen. Und sie haben ihn gut getroffen, das muß wahr sein. Abgestochen, wie ein Schwein." Er machte eine bezeichnende Armbewegung.

Severo hob sein Gerät auf und wollte gehen. Dann wandte er sich doch noch einmal und fragte, wie verloren: „Man weiß nicht, wer's gethan hat?"

Der Andere zuckte die Achseln. „Hat keine Visitenkarte dabei gelegen, Du. Und ich wette: das bringen sie auch nicht heraus."

„Warum nicht?"

„Weil's zu vielen recht war und zu viele es beinah' selber gethan hätten. Diesmal hilft kein Mensch den Gensdarmen auf die Spur. Sollst sehen."

Severo ließ einen pfeifenden Atemstoß hören und nickte.

„Kannst recht haben," sagte er und ging.

Wie betäubt kam er an die Arbeit. Eine zeitlang flirrte und flimmerte ihm alles vor den Augen, er sah gar nicht, wo er den Minenbohrer eintreiben sollte, und ein Kamerad rief ihm lachend zu: „Du hast Dir den Schlaf ja noch nicht aus dem Kopf gerieben, Severo!" Das brachte ihn erst einigermaßen zu sich. Er zwang sich gleichfalls zum Lachen, aber es klang ihm selber unheimlich, als ob es gar nicht sein Lachen wäre. Und dann konnte er zwar arbeiten, aber jeder Hammerschlag, den er that, dröhnte ihm im Kopfe nach, that ihm körperlich weh. Und bei jedem klang es ihm: „Aristide Bomero ist tot, — ist tot, — ist tot." Beinahe andächtig wurde ihm plötzlich zu Mute und ein Schauer frommer Bangigkeit durchrieselte ihn. Die heilige Jungfrau hatte nicht gewollt, daß er zum Mörder wurde, — heute, diesen Abend noch, hätte er es werden können. Er hätte ihr gerne auf seinen Knieen gedankt, daß sie ihn davor bewahrt hatte. Wie durch ein Wunder. Vielleicht zur Belohnung dafür, daß er in dieser Nacht der Versuchung widerstanden hatte, es durch einen Messerstoß zu Ende zu bringen. Er hatte es der Gottesmutter anheimgestellt, es so zu fügen, wie es gut und recht war, wie es sein mußte, und sie hatte es so gefügt. Ehrfurcht überkam ihn. So sichtbar

hatte die Himmlische noch nie in sein Leben eingegriffen, so lange er denken konnte.

Dann, während er weiter arbeitete, fiel ihm ein, daß Aristide Bomero doch wohl sehr schuldig gewesen sein müsse, wenn die Madonna seinen Tod beschlossen hatte. Ja, er hatte gewiß viel auf dem Gewissen. Weil ihn alle fürchteten, die er mit seinen Steuereintreibungen ängstigte und in Respekt hielt, fand er überall offene Thüren und mißbrauchte seine Macht auf's Schnödeste. Sie sagten ihm nach, daß er sich in den Stock, den er trug, jedesmal eine Kerbe schnitt, wenn er wieder Eine sich zu Willen gemacht hatte, und sein Stock war mit Kerben bedeckt von oben bis unten. Er würde den Tod also wohl verdient haben. Ob der, welcher nach ihm kam, es freilich besser machen würde, war sehr die Frage. Daß man sich vor den Priestern und vor denen vom Municipio in Acht nehmen müsse, so hieß es schon im Sprichwort. Und wer Aristide Bomero wohl niedergestochen haben mochte? Mario Lucchesi hatte recht: man konnte zu viele im Verdacht haben, um den Thäter gleich herauszufinden. Wenn ihn sonst nichts besonderes verriet, als daß er Aristide Bomero mit einem Messerstich ins Herz niedergerannt hatte — und gerade in dieser Nacht —

Die Signalglocke war ertönt und die der Mine zunächst befindlichen Arbeiter hatten sich in Sicherheit gebracht. Während Severo hinter einer geschützten Felsecke in der Höhe kauerte, um das Erkrachen der Mine abzuwarten, fiel ihm plötzlich ein, daß in dieser Nacht Serafina sich von ihrem Lager erhoben und sich über das seinige gebeugt hatte, wie um sich zu vergewissern, daß er schlafe. Und daß sie ihn heute Morgen nicht geweckt hatte, sondern bei seinem Erwachen schon aufgestanden und fort gewesen war, und daß sie sich Wasser geholt hatte, ohne daß man begriff, warum? Es war ihm selber sonderbar, daß er jetzt daran dachte, und daß es ihm einen unbehaglichen Eindruck machte, daran zu denken. Was sie nur gehabt hatte diese Nacht? Da barst die Mine und mit donnerndem Getöse lösten sich schwerfällig die mächtigen Felsblöcke auseinander und sausten dumpf kollernd an der Lehne hinab. Und während Severo, wider die langwierige Gewohnheit, leicht dabei zusammenzuckte, schoß es ihm plötzlich durch den Kopf:

„Serafina hat es gethan — Serafina hat heute Nacht Aristide Bomero erstochen.“

Er sah sich gleich darauf scheu um, ob auch niemand in der Nähe sei, so nahe, um seine Worte gehört zu haben, — denn vielleicht hatte er das Furchtbare nicht nur gedacht, sondern auch ausgesprochen. Aber es war keiner da, keiner konnte ihm den gräßlichen Gedanken von den Lippen oder aus den Augen lesen. Mit gesenktem Kopf ging er an seine Arbeit zurück.

Aber während er weiter hämmerte und bohrte, hämmert und bohrte es auch unabläßig in seinem Hirn: „Sie hat es gethan und kein andrer. Sie hat es nicht länger ertragen, in ihrem Stolz, daß man sie verdächtigte, und dies dumpfe Nebeneinanderhinleben war ihr zum Ekel; sie hat ein Ende gemacht.“

Und dann setzte er sich in seinen Gedanken Steinchen um Steinchen zusammen, bis ein Bild daraus wurde, eins, das er in greifbarer Wirklichkeit vor sich sah, — bei jedem Hammerschlage ein Steinchen mehr. Mit sich herumgetragen hatte sie es sicherlich schon lange, denn es mußte ihr zu Herzen gehn, daß sich an sie, die doch so hochfahrend und unnahbar dastand, der schimpfliche Argwohn und die widrige Verleumdung sollten wagen dürfen, und daß selbst Severo immer kälter und verschlossener wurde, weil er ihr nicht mehr traute oder ihn das alles, was man um ihn her zischelte und tuschelte, doch scheu und verdrossen machte. Vielleicht hatte sie sogar gewartet, daß er selber ein Ende machen werde, und erst als er es nicht that, sich auch nicht mit ihr aussprach, hatte sie keinen andren Ausweg gesehen Gestern Abend, als er ingrimmiger und schweigsamer, als je, heimgekommen war, war der Entschluß dann in ihr zur Reife gediehen. Und heute Nacht, da sie so gut wußte, wie jedermann in Borgunto, Aristide Bomero pflege bis über Mitternacht hinaus in der Osteria zu sitzen und dann — häufig genug halb betrunken — durch die schmalen, steilen, stockfinstren Gäßchen nach Hause zu wanken, hatte sie sich aufgemacht. Wahrscheinlich hatte sie zuerst Severo fortgehen sehen, und mochte wohl eine Weile gedacht haben, er plane das Gleiche, wie sie; als sie ihn dann aber belauscht hatte, wie er unschlüssig vor der Hausthür kauerte und den Weg ins Dorf nicht hinabging sondern sich zu seinem Lager zurücktappte, war ihr vollends kein Zweifel mehr geblieben, daß es heut Nacht geschehen müsse. Sein Zaudern hatte bei ihr den Ausschlag gegeben. Und nachdem sie sich überzeugt gehabt, er schlafe, war sie gegangen. Vielleicht hatte sie sein eignes Messer mitgenommen, da doch er

selber den Mut nicht hatte, es zu gebrauchen. Und hatte sich in der dunklen menschenverlassenen Salita Santa Maria hinter einem Mauervorsprung niedergehockt, das blanke Messer im Mieder, um zu warten, bis Aristide Bomero kommen würde, denn hier mußte er vorüber. Dann war er gekommen, und die Tochter der Berge wußte das Messer zu führen. Dort oben in ihrer Heimat verstanden sie es alle. Als er lautlos hingeschlagen war, hatte sie das Messer aus seiner Brust gezogen und war heimgekommen. Um es von den Blutflecken zu reinigen, die daran kleben mochten, war sie Wasser holen gegangen. Vielleicht hatte sie auch ihre Hände oder ihre Schürze und ihren Kleidrock von solchen reinigen müssen. Und sie war betroffen gewesen, als Severo sie beim Wasserholen überrascht hatte; ehe sie ihn wecken würde, würde er nicht aufstehn, hatte sie gemeint. Er begriff das Alles.

Das Dröhnen und Hämmern, Knirschen und Krachen um ihn her im Steinbruch verschwamm für Severo in einen einzigen hallenden Laut, der vor seinen Ohren und in seiner Seele wach war: „Serafina hat Aristide Bomero getötet! Und sie hat ihn getötet, weil ihr Mann nicht den Mut dazu gefunden!“ Ihm war's, als müsse er sich gegen die Steinwand lehnen, um zu rasten, so wirbelig war es ihm plötzlich im Kopfe und so laut sang ihm das Blut in den Schläfen. Aber er durfte ja nicht schwach werden, durfte sich nicht verraten. Kein Mensch durfte ahnen, daß er wußte, wer Aristide Bomero erstochen hatte. Serafina selber durfte es nicht wissen.

Wie langsam heute die Stunden schlichen und wie schwer ihm die Arbeit wurde! Er hatte freilich diese Nacht keinen ununterbrochenen Schlaf gehabt, wie sonst. Aber das war es nicht, das nicht. Die Gewißheit, die ihm geworden war, regte nur sein Blut so auf und nahm alle seine Kräfte in Anspruch. Aristide Bomero tot und Serafina hatte ihn getötet! Er konnte nichts weiter denken, es war wie ein dauerndes Summen und Surren um ihn her: er ist tot und sie ist seine Mörderin! Du bist der Mann einer Mörderin! Du hast sie in diesen Mord hineingetrieben, hineingehetzt, du hast sie gezwungen, Blut zu vergießen! Du, nur du! Denn an dir wär' es gewesen, das Messer zu führen, wenn deine Ehre es verlangte, nicht an ihr. Und sie mußte den Flecken von sich abwaschen, den dein schnöder Verdacht ihr anheftete, ohne daß du Beweise für ihre Schuld gehabt hättest, — sie mußte. Denn sie war stolz und rein und du hättest es wissen können. Wenn man die Thäterin jetzt entdeckt, wirst du an ihrem Unglück schuld sein und die Buße eines ganzen Lebens wird dann nicht ausreichen, an ihr gut zu machen, was du an ihr begangen hast!

Endlich die letzte Mine, endlich Feierabend. Der kalte Schweiß stand auf Severo Rocca's Stirn. Lange hätte er es nicht mehr so ausgehalten. Nun packte er seine Geräte zusammen, zog seine Jacke an, nahm seinen Rucksack zwischen die Schultern. Alles das ganz mechanisch, ohne zu wissen, was er that Dann ging man. Die von Borgunto waren oder doch vorläufig den gleichen Weg hatten, gingen zusammen. Sie ordneten sich paarweise, denn mehr als zwei von ihnen konnten auf den schmalen Wegen nicht gehen. Sonst hatten sie nie mit einander geredet, tot müde wie sie waren und da sie ohnehin ihren Atem zum Bergangehen gebrauchten. Heute redeten sie. Sie sprachen alle von Aristide Bomero's Ermordung.

Keiner hatte ein Wort des Bedauerns dafür, aber alle beschäftigte die Frage nach dem Thäter. Wer es wohl gewesen sein mochte und ob die Gensdarmen ihn herauskriegen und fangen würden. Keiner wünschte es, aber es stachelte doch alle, zu denken, in Borgunto lebe jetzt einer unter ihnen, der Blut vergossen habe. Und allerlei Einzelheiten kamen zur Sprache, jeder wußte etwas anderes zu berichten. Ihrer vier waren es gewesen, mit denen Aristide Bomero gestern abend in der Osteria getrunken hatte und drei davon waren vor ihm fortgegangen, nachdem es Streit gegeben hatte, — Streit gab es immer, wo Aristide Bomero dabei war, wenn er erst einmal bei dem zweiten Halben anfing. Diesmal hatte er mit all seinen Eroberungen geprahlt. Und da waren ein paar Namen gefallen, welche die anderen nicht hören mochten, die ihnen wie eine Beleidigung und Herausforderung klangen, — Namen einer Schwester, einer Braut oder Gott mochte wissen was für Namen. Aristide Bomero sollte die zurücknehmen, hatten sie verlangt, sollte zugestehen, daß er sich ohne Ursach' mit ihnen gebrüstet. Und das hatte er nicht gewollt. Dann hatten sie ihm ihre Gläser an den Kopf werfen wollen, andere Gäste hatten sich dazwischen gedrängt und Sor Desiderio, der Wirt, hatte die drei schließlich zum Weggehen gebracht, denn an

Aristide Vomero hatte er sich natürlich nicht gewagt. Der war ruhig sitzen geblieben, hatte weiter getrunken, und weiter geprahlt, — trotz aller Drohungen und trotzdem man nun auch von den anderen Tischen her ihm zornige Worte zugerufen und Schweigen auferlegt hatte. Endlich war er hinausgewankt. Und einer von den dreien, die ihm vorher drinnen nicht hatten zu Leibe gehen können, hatte ihm dann draußen wahrscheinlich aufgelauert, — vielleicht auch alle drei zusammen. Es war kaum ein Zweifel. Und man kannte die drei, man nannte ihre Namen: Pippo Lamberti, Adriano Micca und Pietro Mariani. Der letztere, der ja bloß einen Arm hatte, kam am wenigsten darunter in Betracht. Aber Adriano Micca, dem jähzornigsten Burschen von Borgunto, der schon mehr als einmal das Messer bei viel geringeren Anlässen gezogen hatte, war die That recht wohl zuzutrauen. Es hatte denn auch schon heute Morgen geheißen, er werde bis zum Abend gefänglich eingezogen werden.

Severo hörte das alles mit an, ohne ein Wort dazwischen zu reden. Es machte auch gar keinen Eindruck auf ihn. Natürlich: was konnten die wissen? Wie hätten die auf Serafina einen Verdacht werfen können? Und es war ja gut so, sie würde also nicht entdeckt werden. Nur durfte freilich auch kein Unschuldiger um sie leiden. Er vertiefte sich eben darin, was man wohl thun müsse, wenn das Gericht trotz aller Unschuldsbeteuerungen Adriano Miccas diesen für schuldig befinden werde, da hörte er hinter sich einen sagen: „Dann könnten sie Dich nur auch einsperren, Severo.“

„Mich?“ Er blickte sich wild um. „Wieso mich? Bist Du toll?“ Er zitterte vor Wut und Betroffenheit.

„Ich meine nur, weil Santino sagt, sie würden alle einsperren, deren Weibern Aristide Vomero zu nahe gekommen ist, bis sie den Schuldigen heraushaben.“

„Warum nicht gar!“ Die anderen lachten. „Man könnte alle jungen Ehemänner von Borgunto einsperren!“

Severo hatte sich entfärbt. Er biß sich auf die Lippen. Wie thöricht, so aufzufahren! Es fehlte bloß noch, daß er hinausschrie: „Meine Frau hat ihn nicht erstochen, — die nicht!“ Man mußte ihn ja verdächtigen, wenn er sich so aufregte. Aber sagen lassen konnte er sich's doch auch wieder nicht, daß Serafina —

„Wer hat Dir denn gesagt, daß Aristide Vomero meiner Frau je zu nahe gekommen ist, he?“ schrie er den hinter ihm an.

„Das weiß doch alle Welt. Darum brauchst Du Dich nicht zu grämen.“

Severo griff nach seinem Messer. „Dann lügt alle Welt.“ Sein Kinn bebte.

Der andere zuckte die Achseln. Man ging weiter, man schwatzte durcheinander, bald dieser, bald jener trennte sich von dem großen Haufen, die ersten Häuser des Dorfes waren erreicht. Auch der, welcher von Serafina gesprochen hatte, war gegangen. Severo hatte finster und schweigend seinen Weg fortgesetzt. Die anderen kümmerten sich nicht um ihn. Zuletzt blieb er ganz allein, weil er am weitesten vom Dorfe ab wohnte. Die Gedanken gingen irr in ihm um während dieser letzten Wegstrecke. Sollte er Serafina etwas davon verraten, daß er wisse, was sie gethan hatte? oder sollte er warten, ob sie ihm ein Geständnis machen werde? Und wie, wenn sie es nicht that? Wahrscheinlich würde sie es nicht thun. Schon um ihn nicht zu beschämen. Also wollte auch er schweigen. Am besten wär's, wenn überhaupt zwischen ihnen beiden nie die Rede von diesem Mord war. Nur weicher und zärtlicher wollte er gegen sie sein, als bisher. Ihr lohnen wollte er's, was sie gethan hatte, denn sie sollte es nicht umsonst gethan haben. Es war ja nun alles gut, es war ja nun alles wieder klar zwischen ihnen. Nur wurmte es ihn, ging ihm nahe, daß Michele Manzi vorher gesagt hatte, unter den jungen Weibern, denen Aristide Vomero zu nahe gekommen, sei auch Serafina. Die Faust gegen die Zähne hätt' er ihm schmettern mögen.

Drüben saß wieder Pietro Mariani, der Einarmige, auf seiner Weinbergsmauer und schmauchte. Den schien es nicht gerade sonderlich anzufechten, daß man ihn unter denen nannte, die am meisten belastet erschienen, Aristide Vomero umgebracht zu haben. Mit gekreuzten Beinen saß er da, wie ein Türke, ganz in graublaue Dampfwolken gehüllt, seinen Fez schief auf dem Hinterkopfe; denn in jüngeren Jahren war er von Livorno aus mit einem Kauffahrer als Leichtmatrose nach Konstantinopel gegangen, wobei er auch seinen linken Arm verloren hatte, ohne daß man genau wußte, wie? und seitdem spielte er sich gern auf den Muselmann hinaus. Seit er unerwartet einen wohlhabenden Onkel beerbt hatte, dem alle Kinder jäh fortgestorben

waren, galt er als geizig, hochfahrend und unverträglich und trotz seines Geldes konnte er keine Frau finden. Auch heute rief er Severo wieder an. „Dein Besuch kommt nun nicht mehr, Severo! Wird Dir leid sein, he?" Er lachte hohl.

Severo zuckte die Achseln und ging vorüber. Als er seinem Hause nahe kam, sah er, daß Serafina, die in der Thür gestanden hatte, in's Haus zurückwich, nachdem sie ihn gewahrt hatte. Er begriff, daß sie sich vor dem ersten Zusammentreffen mit ihm scheute, aber es gab ihm doch einen Stich durch die Brust. Dann, als er über die Schwelle getreten war, wunderte er sich, daß sie ihm aus der Küche sogleich entgegen kam und ihm die beiden Hände hinstreckte. Ihre Augen leuchteten und ein Zittern war in ihrer Stimme als sie sagte: „Willkommen Severo!" Gestern hatte sie ihm gar keinen Gruß gegönnt, heute schien sie ihm sagen zu wollen: „Du darfst eintreten, diese Schwelle wird niemand mehr entweihen." So deutete er sich's und voller Ergriffenheit faßte er ihre Hände. Aber er sah ihr nicht in's Gesicht dabei, er schämte sich plötzlich. Es kam ihm vor, als ob ihre Augen ihn fragten: „Warum hast Du es nicht gethan? Warum überließest Du es mir?" „Gieb mir zu essen," sagte er, „ich bin hungrig." Und er ging in die Stube hinüber.

Eine ganze Weile hatten sie dort schon schweigend beim Essen zusammengesessen, als Severo plötzlich losbrach:

„Weißt Du, daß Aristide Vomero tot ist?

„Ja," sagte sie, „ich weiß." Nichts sonst und das ohne jede Erregung.

Nach einer Pause fragte er kauend: „Man weiß nicht, wer es gethan hat?"

„Nein. Sie haben viele im Verdacht, heißt es, aber keinen sicheren Anhalt."

Wieder schwiegen sie. „Adriano Micca soll es gethan haben," sagte er dann unsicheren Tons.

Sie gab darauf keine Antwort sondern bewegte nur die Schultern, als ob sie sagen wollte: „Was kann mir daran liegen, wen man verdächtigt?" Und ohne ein weiteres Wort beendeten sie ihre Mahlzeit.

Als Serafina dann den Tisch abräumte, saß Severo immer noch da, als ob er so nicht gehen könnte, als ob erst etwas zwischen ihnen zu Ende gesprochen werden müßte. Und doch war er jetzt noch fester entschlossen als vorher, nie Serafina gegenüber zu verraten, daß er ihre That kenne. Auch bedurfte es dessen ja nicht; es war sogar besser, wenn sie sich beide stellten, als wüßten sie von dieser Blutthat nichts und hätten keinen Teil daran. Nur dann konnte alles wieder zwischen ihnen werden, wie es früher gewesen war, und Serafina selber schien es so zu wollen. Er wußte daher garnicht, was er ihr eigentlich sagen wollte, nur meinte er, er müsse ihr irgendwie zu verstehen geben, daß sie nun wieder die alten sein wollten. Das hatte sie ihm freilich durch ihr Willkommen schon selber zu verstehen gegeben. So sagte er denn nur, als sie zurückkam und ihn fragte, ob er nicht schlafen gehen wolle, — in so sanftem Ton, wie er ihn lange nicht mehr von ihr gehört: „Ja, jetzt kann ich ja ruhig schlafen." Dann ging er auf sie zu und legte ihr seinen Arm um den Nacken und zog sie an sich. Sie sträubte sich nicht, sie zitterte ganz leise. Und auch sein anderer Arm umschlang sie.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wäscherin.

Die weißen Linnen zieht sie aus der Welle,
Breitet sie sorglich aus und späht umher
In steter Furcht, daß tückisch irgendwer
Den reichen Raub wegtrage von der Quelle.

Das Seil dann schlingt sie um den Weißdorn her
Und trällert übermüt'ge Ritornelle,
Und in den dunklen Augen blitzt es helle,
Als ob ein Schalk darin verborgen wär'.

Das feine Hemd der jungen Frau, am Saume
Mit Spitzen reich verziert, bestaunt sie lange.
Es ist, als ob es ihr erzähl' im Traume

Von Heimlichkeiten süßer Liebeslust.
Doch singt sie, doch es klingt so wild und bange
Und stille Seufzer heben ihre Brust.

Aus dem Italienischen der **Rachele Botti-Binda** von **Paul Heyse.**

Herbst.

Nun, wo einer nach dem andern
Von des Lebens Göttern schwindet,
Wird mein Sinnen all ein Wandern,
Wo noch ihre Spur sich findet.

Wo sie mit den lichten Füßen
Rührten meines Lebens Kreise,
Sink' ich nieder, sie zu grüßen
In Gebeten scheu und leise;

Aber tot verhallt mein Beten,
Wie ein Ruf in Schneegefilden;
Nur zu Frühlingsopfern treten
Götter als die ewig Milden.

Auf des Herbstes rauhen Wegen,
Wo die Tritte einsam hallen,
Eilt kein Gott Dir hold entgegen,
Nur die Blätter hörst Du fallen.

Von dem Blatt im Niedersinken
Lerne, Herz, Dein Loos verstehen:
Licht und Himmelsodem trinken
Bis zuletzt und — stumm vergehen.

Paul Driese.

O Muse fröhlicher Gesänge . . .

O Muse fröhlicher Gesänge,
Wie spiegelt sich die Welt so rein
Im Strome deiner frischen Klänge,
In seiner Fluten Sonnenschein!
Da lächelt sie voll heit'rer Milde,
Nur hin und wieder schwebt ein Hauch
Von Wehmut auf dem klaren Bilde,
So flüchtig, wie ein Nebelrauch.

Einst zeigtest du in hohen Träumen
Mir alles Schöne nah und weit,
Du ließest meinen Becher schäumen
Mit jeder Lust und Süßigkeit;
Und rascher schien mein Blut zu wallen,
Beflügelter mein Fuß zu geh'n,
Als ob ein Liebchen, schmuck vor allen,
Errötend mir in's Aug' geseh'n.

Doch sacht im blauen Duft der Berge
Verlor sich der geliebte Klang.
Nun fahr' ich, ein bedächt'ger Ferge,
Auf breitem Marktschiff thalentlang,
Und seh den Tag sich schläfrig dehnen
Und neigen sonder Glanz und Glut,
Nur selten, daß verstohl'nes Sehnen
Zurückgebiert die alte Lust.

O Muse fröhlicher Gesänge,
Wie spiegelt sich die Welt so rein
Im Strome Deiner frischen Klänge,
In seiner Fluten Sonnenschein!
Da lächelt sie voll heit'rer Milde,
Nur hin und wieder schwebt ein Hauch
Von Wehmut auf dem klaren Bilde,
So flüchtig, wie ein Nebelrauch.

J. G. Oswald.

Gebt los!

O bindet doch die Knospen los!
Ihr Drang zum Lenzlicht ist so groß.
Laßt endlich frei die jungen Ranken
Im warmen Sonnenatem schwanken!

Der Triebe dichtgedrängte Fülle
Sprengt ihre winterliche Hülle:
„An's Licht, an's Licht! Die Welt will glühen,
Wir müssen leben, müssen blühen!"

O kennt ihr das Verlangen nicht?
Die Frühlingskinder wollen Licht.
Gebt los! Und vor den andern allen
Laßt euch um eins mein Fleh'n gefallen:

Gebt endlich meine Rose los!
Ihr Drang zum Lenzlicht ist so groß.
Laßt endlich frei die jungen Ranken
Im warmen Sonnenatem schwanken!

Friedrich Karl Kretzmann.

Lied.

Auf einem roten Rosenblatt
Mein Liebster mir geblasen hat
Ein Liedchen leis' und wunderbar —
Ach, wie ich Mädel glücklich war!

Nun wo ich weil' und wo ich bin,
Will mir das Lied nicht aus dem Sinn.
Auf einem roten Rosenblatt
Mein Liebster es geblasen hat . . .

Gustav John.

Frage.

Es löset sich ein Blatt vom Baum,
Langsam, als fiel's ihm schwer, zu sterben;
Es schwankt hinab im Todestraum
Mit blassem Gelb den Grund zu färben.

Und noch verwesend wirkt und schafft
Es fort mit seines Falls Genossen,
Auf daß im Lenz in neuer Kraft
Dem Mutterstamme Blüten sprossen.

Ein ander' Blatt verweht der Wind
Und trägt es wirbelnd durch die Leere;
Dem Stamme ein verlor'nes Kind,
Stirbt es auf unfruchtbarem Meere.

Am Menschheitsbaum bin ich ein Blatt.
Werd' ich fortwirkend neu erstehen
Im Stamm, der mich geboren hat?
Wird mich der Wind in's Meer verwehen?

J. Schubert.

Herbstgebet.

Um die Füße raschelt mir totes Laub.
Doch die Wünsche, die tief in der Seele mir ringen,
Kann Herbstesfriede zur Ruhe nicht zwingen.
O, wie bist grausam Du, Natur!
Was gabst Du das Wollen zu Hohem nur
Und nicht die Kraft? Was gabst Du das Sehnen
Und nicht den Raum, die Schwingen zu dehnen?
Um die Füße raschelt mir totes Laub.

Ein Wanderfalke mein Haupt umkreist.
Und meine Seele sehnt sich nach Falkenflug —
Hätte doch Platz auf der Erde genug.
Und ihr werdet in urteilsbereitem Verkennen
Sie wahnvoll, thöricht, vermessen nennen;
Doch redet nur! Wer von Falkenart,
Doch nie im Ententeich heimisch ward!
Ein Wanderfalke mein Haupt umkreist.

Sommerleben zu Tode geht.
Die Bäume und Blumen schau' ich an —
„Schlaft ruhig — ihr habt das Eure gethan“.
Doch ich? Wenn an meines Daseins Ende
Ich sonder Thaten und Früchte mich fände
Und wollt' es wenden und läg' nun in Ketten —
Wer wird mich dann vor Verzweiflung retten?
Sommerleben zu Tode geht.

Ich weiß es, Du bist hart, Natur;
Doch will ein letztes Gebet ich wagen:
Sollst nicht ersparen mir Ringen und Zagen,
Nur führ' mich zum Ziele! — doch eh' ich erkannt,
Daß nimmer mein Wesen dem Falken verwandt,
Daß groß nur mein Sehnen und klein mein Können,
Sollst Du in der Blüte den Tod mir gönnen.
Nur einmal sei gnädig, Natur!

H. Robertin.

Der Schäfer.

Es donnerte vorüber,
Vorüber in blinder Hast —
Nun ist es am Schienendamme
Noch stiller fast.

Die weidende Herde schaute
Verwundert in die Höh',
Nun rupft und rupft sie wieder
In Gras und Klee.

Und schweigend sitzt der Schäfer
Im warmen Sonnenschein,
Stemmt an den Kopf die Hände
Und nicket ein.

Er träumt von lärmenden Menschen,
Von Herrlichkeit und Pracht —
Ein farbiger Eintagsfalter
Umgaukelt ihn sacht.

Heinrich Günther.

Der alte Spatz.

Und als der Spatz zu Jahren war gekommen,
Da hat sein Testament man aufgenommen.
Die ganze liebe Spatzenschar
Feierlich versammelt war.

„Zwar,“ sprach er, „hinterlaß ich nichts
An Gütern, aber meines Lichts,
Ich mein' des Geistes, der mich hat beseelt,
Erleuchtet euch der Schein, und niemals fehlt

Es euch an Wohnung, Trank und Speise,
Bleibt nur getreu der alten Weise.

Laßt Andre bauen, laßt Andre sorgen;
Was kümmert euch morgen?
In Keller und Scheuer
Alles ist euer.
Mein ganzes Leben klar beweist:
Seid nur recht vorlaut, frech und dreist,
Das nützt euch mehr, als Fleiß und Geist!“

Hans M. Grüninger.

Das Wiener Schiller-Denkmal.

Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

(Schluß.)

Zur bevorstehenden Feier von Grillparzers 80. Geburtstag war im Spätherbst 1870 in Wien ein Damen-Komitee zusammengetreten, um eine Grillparzer-Stiftung zur Prämiierung von Dramen zu begründen. Frankl hielt diesen Zweck für wenig nützlich, Grün stimmte ihm (Dezember 1870) bei:

Auch mir scheint der Zweck der beabsichtigten Stiftung — Prämiierung von Dramen — kein ganz glücklicher, wobei weniger der Mangel an Originalität, als die Aussichtlosigkeit auf praktischen Werth und Erfolg mein Urtheil bestimmt. Die Gründung eines Fonds zur Stipendierung von Lehrern oder Studirenden, von Schriftstellern oder Künstlern wäre gewiß von wohlthätigerer, fruchtbarerer und dauernderer Wirkung. Der Prämie wegen wird kaum ein gutes Drama geschrieben werden; aber wo ein solches aus dem spontanen Boden des Talents erwuchs, den Dichter ermuntern, in Studien und Arbeiten fördern, ihm über Nahrungssorgen hinüberhelfen, das wäre eine ganz andere, schönere und dankbarere Aufgabe einer solchen Stiftung.[25] Ob ich selbst ein poetisches Wort an den Gefeierten und von mir aufrichtig Hochverehrten richten werde, hängt von jener günstigen Stimmung ab, die sich leider nicht kommandiren läßt — sonst wäre sie schon da und brächte vom Besten, das ich je zu bieten vermöchte.[26])

Auf Julius v. d. Traun's Gedichte,[27]) aus denen ich manches Gelungene und Volksthümliche bereits kenne, sowie auch J. N. Berger's Poesien[28]) bin ich sehr neugierig. In letzteren ist gewiß Geistvolles, didaktisch und epigrammatisch Gelungenes, aber ich thue dem ausgezeichneten Manne vielleicht Unrecht (jedoch ich kann das Vorgefühl nicht bannen), wenn mich seine Vorliebe für sein dichterisches Schaffen, welches er auf Kosten seines juristischen, philosophischen und publizistischen Wirkens zu bevorzugen scheint, einigermaßen an Paganini erinnert, der sich auf seine Komplimente mehr eingebildet haben soll als auf sein Geigenspiel. Aber vederemo.

Die Preiskonkurrenz für das Schiller-Denkmal hatte numerisch wie künstlerisch einen bedeutenden Erfolg; es liefen 44 Entwürfe ein, unter denen die Jury im Januar 1871 zu wählen hatte. In engere Konkurrenz wurden drei Entwürfe gezogen, es war noch vor der Eröffnung der Couverts, welche die Namen enthielten, kein Geheimnis mehr, daß sie von den Bildhauern Anton P. Wagner in Wien, dem 25jährigen Johannes Benk, damals in Rom, und Johannes Schilling in Dresden herrührten. Bei der Debatte über den ersten Preis sollte zwischen dem Wiener Wagner und dem Dresdener Schilling entschieden werden. Die Wiener Juroren Bauer und Führich stimmten für Wagner, hingegen der Dresdener Hähnel und der Züricher Semper für Schilling. Auersperg, der entscheiden sollte, enthielt sich der Abstimmung und so konnte ein erster Preis überhaupt nicht erteilt werden. Über die Motive seiner Haltung schrieb er — Graz, 14. Februar 1871 — an Frankl:

... Sie kennen die Gründe und Gefühle, welche mich abhalten mußten, als Obmann des Preisgerichtes bei dissentirender Stimmengleichheit solcher fachmännischer Autoritäten mein ausschlaggebendes Votum auszusprechen und als Laie die ganze Verantwortlichkeit für eine so wichtige Entscheidung auf mein Haupt zu laden. Sie finden wohl auch den innern Zwiespalt erklärlich, in welchem ich mich befand, als von der einen Seite schwerwiegende künstlerische Argumente, die auf mich ihren Eindruck nicht verfehlten, in einleuchtender Weise betont wurden, während von der anderen Seite auch noch das österreichisch patriotische Gefühl (— obschon an solchem Orte wohl zur Unzeit —)

---

[25]) Die Grillparzerstiftung wurde mit Stiftbrief vom 17. September 1872 activiert. Das Kapital beträgt 100000 fl, aus deren Zinsen am 15. Jänner jedes dritten Jahres (zuerst 1875) ein Preis für das relativ beste dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung) zu verleihen ist, welches im Laufe des letzten Trienniums auf einer namhaften deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht bereits durch einen Preis ausgezeichnet ist. Vgl. Almanach der k. k. Akademie der Wissenschaften 1894 S. 113 f.

[26]) Grün's Gesammelte Werke II. S. 93 ff.

[27]) Gedichte von Julius v. d. Traun (Julius Alexander Schindler). Wien 1871.

[28]) Aus dem Nachlasse Johann Nepomuk Berger's. Gedichte. Wien 1879. Als Manuscript gedruckt.

mit einem Nachdrucke und einer Wärme ins Gefecht geführt wurde, daß es mir, dem dieses Gefühl auch nicht fremd ist, allzupeinlich gewesen wäre, demselben auch nur scheinbar entgegenzutreten und dadurch zu den mißliebigsten Auslegungen, die einer so edlen Sache ferne bleiben sollen, Anlaß zu geben. Hätte ich auch in meinem Innersten gewünscht, daß der wirklich beste Entwurf einen Oesterreicher zum Urheber habe, so kann mir doch der österreichische Taufschein an und für sich kein maßgebendes Kriterium sein, um darnach den Wert eines Kunstwerkes zu bemessen. Das wäre ein ungesunder Patriotismus und am allerwenigsten zu einer Zeit am rechten Platze, in welcher uns Alles darauf hinweist, wenigstens das geistige Band des Zusammenhanges mit unserem kulturreichen Stammvolke mit aller Innigkeit und Energie festzuhalten, und in welcher wir selbst vor aller Welt durch unser eigenes Unternehmen — Schiller war ja selbst kein Oesterreicher — uns von jenen kleinlichen engherzigen Anschauungen lossagen und einer umfassenderen Idee, einem größeren und fruchtbareren Gedanken huldigen.

Die Verlegenheit des Denkmal-Komitees war um so größer, als auch der Ausweg, ein Fach-Komitee von Fachmännern entscheiden zu lassen, dadurch vereitelt wurde, daß einige hervorragende Künstler das Amt ablehnten. So mußte das Denkmal-Komitee selbst die Entscheidung treffen, was am 19. Februar geschah; von 17 Stimmen fielen 15 auf Schilling, 2 auf Wagner. Auch Auersperg entschied sich nun in einem an Frankl gerichteten Schreiben, das dieser vorlas, für Schilling:

Je schwerer meine Bedenken waren, ein entscheidendes Votum als Obmann abzugeben, um so weniger nehme ich Anstand, als einzelnes Individuum, als einfaches Comitémitglied meine subjektive und ganz unmaßgebliche Ansicht offen auszusprechen. Nach reifer Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände, würde auch ich der Nummer 18 unter den drei Konkurrenten entschieden den Vorzug geben, und indem ich diesem Urtheile einiger Fachmänner und Kollegen beitrete, fühle ich zugleich das Bedürfnis, auch meinerseits diese Ansicht zu motiviren. Vor allem nehme ich keinen Anstand zu gestehen, daß Nr. 3 (Wagner) durch eine gewisse Harmonie des Ganzen, die sich sowohl in den architektonischen Verhältnissen der einzelnen Theile, als auch in dem geistigen Aufbau und Zusammenschluß der den Entwurf durchziehenden Idee kundgibt, im ersten Augenblicke etwas Gewinnendes, ja geradezu Bestechendes für mich hatte. Aber bei näherer Prüfung konnte ich mich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß die Hauptfigur in der Charakteristik und im Verhältnisse zu den Nebenfiguren nicht ganz richtig dargestellt erscheine, die allegorischen Nebenfiguren aber sich nicht bedeutend genug über das Niveau des Gewöhnlichen und Hergebrachten erheben. — Was Nr. 5 (Benk) anbelangt, so möchte auch ich glauben, daß die Figur Schiller's in Charakter, Haltung und Gewandung hier am richtigsten aufgefaßt erscheint; aber ich bekenne, daß ich als Laie mir jene objektive Unbefangenheit des eigentlichen Künstlerauges nicht anzueignen vermochte, um von allem äußerlich Störenden ganz absehen und den Eindruck der Unruhe und Disharmonie ganz überwinden zu können, welche die grell bunte Färbung über das ganze Modell verbreitet. — Nr. 18 (Schilling) endlich, welches mich beim ersten Anblicke durch den thurmartigen Aufbau und durch das Figurengewimmel von Groß und Klein durcheinander einigermaßen zurückschreckte, dürfte sich bei näherer eingehender Prüfung durch seine hervorragenden und unbestreitbaren Vorzüge vor den andern zur Ausführung empfehlen. Jene Mängel oder Uebelstände sind nach den von den Fachmännern gegebenen dankenswerten Andeutungen leicht zu beseitigen. Werden die Figuren auf dem mittleren Sockelfelde in Basreliefs oder Kindergestalten umgeändert und verkleinert, so entfällt der turmartige Bau und das Figurengewirr damit von selbst. Dagegen haben wir in diesem Entwurfe schon jetzt Neuheit und Eigenthümlichkeit der ganzen Conception und in den größeren Nebenfiguren die schöne Idee der innigen Verbindung des dichterischen Genius (Schiller's insbesondere) mit dem Leben des Volkes in originellen Gestaltungen ausgeprägt. Würde sich das Comité für diesen oder immerhin für einen anderen Entwurf entscheiden, so möchte ich doch vorschlagen, daß der betreffende Künstler um die nochmalige Vorlage seines, auf Grund der fachmännischen Bedeutungen modifizirten Modells ersucht werde, bevor definitiv zur Ausführung geschritten werde. —

Ein folgendes Schreiben Grüns, vom 3. März 1871, dessen Wiedergabe an dieser Stelle wohl inhaltlich nicht genügendes Interesse bieten könnte, zeigt uns seine Umsicht in Rechtsgeschäften. Das Komitee hatte nun mit Schilling einen Vertrag abgeschlossen, dem die Bestimmung eingefügt war, daß im Falle des Ablebens des Künstlers vor Vollendung seines Werkes der Akademische Rat in Dresden in seine Pflichten eintreten solle. Auersperg machte — und juristisch mit Recht — darauf aufmerksam, daß zur Gültigkeit eine Erklärung des Akademischen Rats, diese Verpflichtung einzugehen, notwendig sei. Diesem Bedenken konnte Rechnung getragen werden.

Am 7. April 1871 war Tegetthoff, der Sieger von Lissa, gestorben. Frankl überschickte aus diesem Anlaß dem Freunde sein 1866 zu Tegetthoffs Ruhme geschriebenes Gedicht. Grün erwiderte aus Graz, 15. April 1871 u. A.:

Ihr Tegetthoff-Gedicht war mir wirklich bisher

noch nicht bekannt.[29]) Um so mehr habe ich mich daran erlabt. Leider ist der von Ihnen um die Heldenstirne gewundene Kranz seither zum Totenkranze geworden. Ob der inmitten seines Ruhmes Dahingeschiedene, wie Sie meinen, der geeignetste Ministerpräsident gewesen wäre? In vielen Beziehungen ja, — und doch hätte ich es für ihn und für uns kaum gewünscht, denn österreichisches Fahrwasser enthält verborgene Klippen, an denen auch der tüchtigste Steuermann scheitern muß.

Zur Erläuterung sei daran erinnert, daß seit dem 7. Februar 1871 das föderalistische Ministerium Hohenwart am Ruder war.

Das Denkmal-Komitee hatte sich an das Kriegs-Ministerium mit der Bitte gewandt, ihm für die Statue das Erz unbrauchbarer Kanonen zu überlassen. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Als ihm Frankl dies mitteilte, erwiderte Grün aus Thurn am Hart, 8. Mai 1871:

Indem ich Ihnen im Anschlusse den abschlägigen Bescheid des Kriegs-Ministeriums rückstelle, gebe ich damit noch nicht alle Hoffnung auf, das für das Schillerdenkmal benöthigte Erz endlich und schließlich noch als allerhöchste Gnadengabe zu erlangen. Das Schillerdenkmal-Komitee sollte diesbezüglich das Beispiel anderer unermüdlicher Petenten befolgen, sich durch den ersten Mißerfolg nicht abschrecken lassen und sein Gesuch gelegentlich und zwar so oft wiederholen, selbst auf die Gefahr zudringlich und lästig zu werden, bis das Gewünschte, wenn auch vielleicht aus letzterem Grunde, endlich erreicht ist. Sie mögen zum Theile Recht haben, daß die Koncurrenz der drei gleichzeitigen Tegetthoff-Denkmale unserem Schiller-Monumente in jener Beziehung einigen Eintrag gethan hat. Überwiegend und maßgebend erscheinen mir dabei doch andere Faktoren und insbesondere die jeweilig in den höheren Regionen vorwaltende Luftströmung. Ein Ministerium Hasner, selbst Schmerling, hätte uns wohl das spröde Erz einschmelzen geholfen; aber wie wäre dies von einem Ministerium Hohenwart zu erhoffen? Doch Luftströme und Regierungen unterliegen dem Wechsel und bei uns noch mehr als anderswo. Hört einmal der erschlaffende Föhn des „wahren Oesterreicherthums“ zu blasen auf und erhebt sich wieder einmal ein frischerer deutscher Luftzug, dann erinnert man sich wohl auch, daß man einst sehr nachdrücklich darauf gepocht „ein deutscher Fürst“ zu sein und daß zwischen dem Schwaben Schiller und dem Schwaben Schäffle[30]) doch ein kleiner Unterschied obwaltet, den man selbst im neubabylonischen Reiche nicht übersehen sollte. Glücklicherweise ist der Erzbedarf noch nicht von momentaner Dringlichkeit und bis Prof. Schilling mit seinen Modellen fertig wird, haben wir noch einige Zeit zum Bitten und zum Sammeln übrig, somit auch Grund zu Hoffnungen. . .

Auch ich habe den 5. Mai nicht verstreichen lassen, ohne Manzoni's und des von ihm gefeierten Tages in seiner ganzen Bedeutung zu gedenken.[31]) Dieser Gedenktag war diesmal trüb und düster, wie die Gedanken und Betrachtungen, die sich an ihn knüpfen. Ist es nicht tief traurig für den Entwicklungsgang der Menschheit, daß sie die herausfordernde Grundlage bieten mußte, auf welcher jenes cäsarische Meteor zu seiner eigentlichen Macht und Größe emporwuchs und allein emporwachsen konnte?! Und jetzt — wie wird selbst die berechtigte Freude an den großen Erfolgen Deutschlands in ihrer vollen Reinheit getrübt durch den Gedanken — an Frankreich, — — an Oesterreich!

Am 1. Juni 1871 konnte Frankl melden, daß ein neues Gesuch an den Kriegsminister, für das er die Unterschrift Auerspergs erbat, voraussichtlich von Erfolg sein würde. Dieser antwortete aus Thurn am Hart, 5. Juni 1871:

. . . Durch den Besuch lieber Gäste bin ich bis zum heutigen Tage verhindert gewesen, Ihr geschätztes Schreiben vom 1. d. M. zu beantworten. Die kleine Verzögerung wird hoffentlich ohne Nachtheil bleiben und das anbei zu weiterer Verfügung rückfolgende Gesuch den Herrn Kriegsminister wohl noch in derselben, unserem Unternehmen günstigen Stimmung finden, in welcher Sie ihn vor einigen Tagen zurückließen. Freilich wenn ich daran denke, daß gerade in diesen Tagen unsere deutschen Parteigenossen in der Delegation dem Militär-Budget scharf zu Leibe gehen dürften, könnte ich fast besorgen, jene Stimmung zeitweilig in das Gegentheil umschlagen zu sehen, was um so bedenklicher wäre, als die augenblicklich vom a. h. Vertrauen getragene Hohenwart'sche Ära sich mit Sympathiebeweisen für ein der deutschen Geistesmacht gewidmetes Huldigungswerk kaum allzusehr echauffiren wird. Doch wie dem auch sei, lassen Sie uns den geraden Weg auf unser Ziel lossteuern, offen und ehrlich nach deutscher Art. Wollten wir die politischen Strömungen in den höheren Regionen uns zur Richtschnur nehmen, so könnten wir uns in unserem Kalkül gerade am allerärgsten verrechnen, denn nichts ist so unberechenbar als jene Schwankungen und Wandlungen, die wir seit Jahren schaudernd selbst erleben. Glücklicherweise ist das Deutschthum in Oesterreich stärker, als es sich selbst zu fühlen scheint, und jedenfalls stärker und lebensfähiger, als seine gesammte Gegnerschaft. Auf und aus

[29]) „Ritter Tegetthoff“ Gesammelte poetische Werke von Frankl. Wien 1881. I. 236 ff.

[30]) Eberhard Friedrich Schäffle, Handelsminister im Ministerium Hohenwart, ein geborener Württemberger.

[31]) Am 5. Mai 1871 waren es 50 Jahre, daß Napoleon I. auf Elba gestorben war. Manzoni hat den Tod in einer berühmten Ode „Il cinque maggio“ (1823) besungen.

diesem unerschütterlichen geistigen Fundamente deutscher Sitte und Bildung wird sich auch allmählich, aber sicher, unser Schillerdenkmal erheben trotzdem und alledem.

Carpe diem! Sie haben Recht mit diesem Ausrufe, den uns ein Blick auf das in letzter Zeit mit so vielen berühmten Namen übersäete Todtenfeld erpreßt. Aber andererseits, wären diese Tage der Zerstörung und des Zerfalls, der Verwilderung und der Entartung, diese Tage so vieler Enttäuschungen und begrabener Hoffnungen nicht auch der geeignetste Moment zum Eingang für Jene, die schon nahe an den Ausgangspforten stehen? Ich verkenne nicht das Werden neuer Zeiten und neuer Schöpfungen, aber die Hemmnisse, die noch zu bewältigen, die großen Arbeiten, die noch durchzuführen sind, brauchen auch neue, frische Kräfte, denen noch eine lange Strecke des Wirkens vor Augen liegt.

Friedr. Halm's Tod ist auch mir nahegegangen und da er in Reihe und Glied unserer Alterslinie mein Nebenmann war (unsere Geburtstage liegen kaum eine Woche auseinander) so gab mir sein Abgehen noch insbesondere einen gelinden Extra-Ruck.[32]) Persönlich fühlte ich mich, trotz aller Achtung vor seiner Begabung, nicht besonders zu ihm hingezogen, wohl aus Gründen, welche in Ihrer Charakteristik des Mannes zu finden sind. Wie unwiderstehlich sympathisch war mir dagegen Tegetthoffs durchaus männliche und zugleich so liebenswürdige Erscheinung, obschon die uns verbindenden Berührungspunkte ziemlich spärlich und nicht so nahe lagen. Laube's Nekrolog[33]) hat mich überrascht; aber ich war davon nicht in dem Sinne befremdet, wie Sie, sondern mir schien der Aufsatz vielmehr ein Akt der Reue und öffentlicher Bußübung und Sühne, daher auch dessen Wirkung auf mich eher eine wohlthuende war.

Unser Reichsrath hat nun seine politische Mannhaftigkeit zu zeigen; morgen wird es sich entscheiden, ob er die ganze Bedeutung der durch die kaiserliche Antwort geschaffenen Situation versteht und demnach handelt. Ich bedauere, nicht in den Reihen der Abgeordneten zu stehen, denn diesmal ist das Herrenhaus formell noch zur Inaktivität verurtheilt. Aber selbst die mannhaft entschiedene Haltung wird nur die politische Ehre retten, aber den Wust von Schäden, den der Bund von Rathlosigkeit und Intrigue aufgehäuft, nicht plötzlich hinwegräumen. Armes Oesterreich!

[32]) Friedrich Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen) war am 2. April 1806 (Grün am 11. April desselben Jahres) geboren und starb am 22. Mai 1871.

[33]) „Friedrich Halm.“ Feuilleton von Heinrich Laube in der N. Fr. Presse vom 28. Mai 1871 Nr. 2426.

Zur Erläuterung sei auch hier wieder an die politische Situation jener Zeit erinnert. Die Angriffe des Ministeriums Hohenwart auf die Verfassung, namentlich aber auf die liberalen Schulgesetze hatten die Energie der deutschen Partei wachgerüttelt; nachdem sie sich im Abgeordnetenhause gegen die Vorlage betreffs Abänderung der Verfassung zunächst mit Erfolg gewehrt, drohte ihr bezüglich einer anderen Vorlage, die eine Ausnahmestellung für Galizien erstrebte, eine Niederlage, und die durch eine Adresse versuchte Umstimmung des Monarchen mißlang völlig. Unter diesen Umständen beschloß die Partei auf Antrag des Abgeordneten Groß, das Budget nicht zu votieren; am 6. Juni wurde der Antrag eingebracht. Auf diese Entscheidungsstunde spielt Auerspergs Brief an; seine Hoffnung erfüllte sich nicht; einige Mitglieder der Partei fielen ab und der Antrag wurde verworfen.

Gleichwohl waren die Tage des Ministeriums gezählt. Das Reskript an den böhmischen Landtag vom 12. September 1871, welches in aller Form eine staatsrechtliche Ausnahmestellung Böhmens verbürgte, stachelte nicht blos den Widerstand der Deutschen zum Äußersten an, sondern rief auch die Opposition der Ungarn wach; schon am 30. Oktober 1871 mußte das Ministerium Hohenwart weichen. Auch Graf Beust hatte zum Sturze Hohenwarts mitgewirkt, jedoch auch seine eigene Stellung war längst erschüttert und am 6. November 1871 erhielt er den Befehl des Kaisers, seine Demission als Reichskanzler einzureichen. Über ihn spricht sich Grüns nächster Brief — Thurn am Hart, 22. Dezember 1871 — aus:

> Ich bin gewiß ferne davon, Beust's Verdienste zu verkennen, aber ebensowenig die große Verantwortlichkeit, die er durch sein zunächst auf momentane Erfolge abzielendes, leichtfertig diplomatisches Vorgehen auf sich geladen hat. Sein ungarischer Ausgleich ist und bleibt doch des Endes Anfang und mit Recht nannte ihn Graf Eugen Kinsky den Grafen Finis Austriae. Für einen solchen Mann fände ich wenigstens, trotz aller seiner reichen geistigen Begabung, kein Motiv zu einem Nationaldenkmal — in Oesterreich. Ob anderswo sich vielleicht dazu mit der Zeit mehr Anlaß ergeben dürfte, wird abzuwarten sein. . .

Derselbe Brief gedenkt auch einer Erkrankung der Gattin des Dichters und schließt: „Für mich wird der Weihnachtsbaum heuer nicht in dem hellen, fröhlichen Lichte leuchten, wie sonst. Gott gebe, daß die Wolke, die ihn verdunkelt, bald wieder vonhinnen gehe“.

Diese Hoffnung sollte sich erfüllen; kein Schmerz, keine Erregung trübte fortab die schöne Ruhe seines Alters.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Die malitiöse Behauptung Gerdts von dem Busche, daß der Präsident von Altrock seine Köchin zur zweiten Frau genommen habe, war nicht buchstäblich zu verstehen. Sofie Gruber stammte aus gut bürgerlichen Kreisen, und war von dem damaligen Richter engagiert worden, um seinem Haushalte vorzustehen, nachdem seine erste Frau, einen einzigen Sohn hinterlassend, gestorben war. Vier Jahre später hatte er sie geheiratet. Im Grunde aus Bequemlichkeit. Sie sah nicht übel aus, besaß gute Bildung und Manieren und — was bei Altrock nicht wenig ins Gewicht fiel — excellierte in der Zubereitung seiner Gerichte. Es war auf beiden Seiten eine Vernunftheirat. Er, vielbeschäftigt und in seinem Privatleben bequem geworden, entging den Anforderungen, die eine Frau aus seinem Gesellschaftskreise an ihn gestellt haben würde; sie gewann eine angesehene Stellung und eine gesicherte, behagliche Existenz.

Es kamen Kinder — nacheinander drei Knaben. Darüber erwachte in Sofie ein starkes Muttergefühl, das mit der Zeit fast ausschließliche Herrschaft über sie gewann. Ihren Kindern widmete sie sich mit voller Hingabe; ihrem Manne gönnte sie nur noch als dem Versorger der Familie wohlwollende Teilnahme. Allmählich sah Altrock sich im Hause mehr und mehr beiseite geschoben. Er trug dies ohne Kummer, da ihm seine Frau den neuen Kindersegen so viel als möglich aus dem Wege hielt und seine Lieblingsspeisen häufig auf den Tisch brachte.

Als die Knaben heranwuchsen, begann Sofie ihre mutmaßliche Zukunft ins Auge zu fassen. Da sah sie denn nicht viel Erfreuliches. Das Vermögen Altrocks stammte von seiner ersten Frau; es fiel später an deren Sohn Bernhard. Das dienstliche Einkommen ihres Mannes aber wurde verbraucht. Die Lebenshaltung im Altrockschen Hause war immer eine sehr anspruchsvolle gewesen, und die frühere Haushälterin hatte, als sie in die Stelle der Hausfrau aufrückte, nicht gewagt, darin etwas zu ändern. Freilich erhielt sie eine Pension, wenn sie Witwe werden sollte. Davon konnte sie leben und auch wohl ihren Söhnen eine gute Erziehung zuwenden — weiter nichts. Wenn für diese Söhne der Kampf ums Dasein begann, waren sie arme Schlucker. Auf alle Fälle.

Das war für die zärtliche Mutter ein unleidlicher Zustand. Sie sann hin und her, wie derselbe zu verbessern sei. Endlich fand sie die Lösung des Problems: Altrock mußte mit einer hohen Summe sein Leben zu ihren Gunsten versichern. Da kam sie aber schön an. Mit einer Heftigkeit, die sehr selten bei ihm war, wies Altrock ihr Ansinnen zurück. Der Gedanke an den Tod war ihm widerwärtig; er scheuchte ihn von sich, wenn er einmal auftauchte. Zudem war er abergläubisch. Wer sein Leben versichere, verkürze es, meinte er. Und endlich: woher sollte die hohe Prämie genommen werden? Altrock hatte nicht die geringste Lust, sich Entbehrungen aufzuerlegen. Wozu auch? War denn nicht für Sofie und ihre Kinder ausreichend gesorgt? Mußte denn jeder der Buben mit einem Rittergut ausgestattet werden, wenn ihm der Bart gewachsen war? — Unsinn! Sie konnten zusehen, wie sie zurechtkamen. Weit besser für sie, wenn sie sich plagen mußten, um zu etwas zu kommen, als wenn ihnen die gebratenen Tauben in den Mund flogen!

Es war nichts mit der Lebensversicherung.

Da legte Sofie sich aufs Sparen. Sie ließ das Inventar verschleißen und schäbig werden. Dafür hatte Altrock kein Auge. Auch den geselligen Verkehr schränkte sie unter allerlei Vorwänden ein und wies jede Teilnahme an Vergnügungen unter Berufung auf ihre Mutterpflichten zurück. Dadurch gelang es ihr, manches erübrigte Goldstück beiseite zu legen, und sie kannte keinen größeren Genuß, als eine runde Summe zur Sparkasse zu bringen.

Als Altrock von Guntershausen zurückkehrte, und anstatt der erhofften Tausendmarkscheine einen Gast mit zurückbrachte — eine junge Dame, die ausgeführt und unterhalten werden mußte, da war Sofiens Stimmung keine rosige. Sie empfing Hilka zwar artig, aber nicht mit verwandtschaftlicher Freundlichkeit. Indessen war Hilka viel zu unerfahren und arglos, um auf den Gedanken zu geraten, daß sie in einem solch vornehmen Hause der Hausfrau unwillkommen sein könnte. Der Empfang, der ihr, der Fremden, zuteil wurde, schien ihr immer noch ein höchst dankenswerter. Tante Sofie trat ihr entgegen als eine rundliche, flinke, brünette Frau mit gutmütigen Zügen. Sie hatte eine feine, schwer zugängliche Dame erwartet, und war angenehm enttäuscht.

Auch die drei Knaben, von denen der älteste acht, der jüngste vier Jahre zählte, hatte Hilka sich anders gedacht. Sie waren eben keine holsteinischen Landeskinder, aufs Gewicht erzogen, fromm und friedlich. Die spezifische Eigenart der Berliner Jugend — allzeit den Schnabel voran — trat bereits bei ihnen hervor, wenn auch nur in drolliger Weise. Spuren von Gemüt waren schwer zu entdecken; was davon etwa vorhanden war, hielt sich scheu und schamhaft verborgen. Alle Organe der übrigens wohlgeratenen Knaben schienen auf Erfassung der Wirklichkeit gerichtet. Sogar der Kleinste zeigte schon einen Hang zum Kritisieren und machte naseweise Anmerkungen über Hilkas Anzug und ihre Provinzialismen, die indessen Hilka selber am meisten belachte.

Erst am Tage nach Altrocks Zurückkunft fand seine Frau Gelegenheit, mit ihm unter vier Augen zu sprechen.

„Deine neu entdeckte Verwandte ist ein nettes Mädchen," sagte sie. „Aber — nimm mir die Frage nicht übel — was soll sie bei uns? — Ich habe aus Eurer Unterhaltung entnommen, daß sie längere Zeit bleiben wird."

„Ich dachte mir, sie sollte Dir etwas zur Hand gehen," erwiderte Altrock. „Natürlich aus eigenem Antrieb. Sie ist an Thätigkeit gewöhnt und wird, nachdem sie sich in unserer Welt zurechtgefunden hat, das Bedürfnis empfinden, sich nützlich zu machen."

„Deine gute Absicht erkenne ich dankbar an. Nur will ich Dir nicht verhehlen, daß eine freiwillige Helferin eine unzuverlässige Stütze ist, die gerade dann versagt, wenn man sich einmal auf sie verlassen möchte."

„Es ist Deine Sache, Hilka zu ziehen," belehrte Altrock die Unzufriedene. „Sie wird sich an Dich schließen, suche Autorität über sie zu gewinnen. Inzwischen wird die Anwesenheit des jugendlichen, frischen, liebenswürdigen Geschöpfes uns eine angenehme Abwechselung sein. Selbstverständlich müssen wir sie auch in unserem Kreise bekannt machen; es wird am besten sein, wir laden gleich auf nächste Woche eine Gesellschaft zusammen."

Da haben wir die Bescheerung! dachte Sofie. Wenn das einmal angefangen hat, wird es lange dauern, bis ich die Sparkasse wieder bedenken kann! — Aber sie wagte nicht, etwas einzuwenden; noch immer war ihr Altrock eine Respektsperson, und offene Auflehnung gegen seinen deutlich kundgegebenen Willen ging ihr gegen die Natur.

Nur als Altrock anfing, Hilka das Leben und Treiben in der Hauptstadt zu zeigen und Sofie als Dritte heranziehen wollte, bat sie, entschuldigt zu werden, da sie regelmäßig abends müde sei und im Theater oder bei Musik einschlafen würde. Demgemäß zog denn Altrock allein mit seiner Nichte, wie er Hilka vorstellte, auf die Pfade des Vergnügens aus. Anfangs im Gefühle seiner Verpflichtung, den Gast zu amüsieren. Dann fand er nicht allein Geschmack an dem naiv-vertraulichen Geplauder seiner Gefährtin, sondern unterhielt sich auch zu seiner Überraschung aufs beste bei den Schaustellungen, die er mit Hilka besuchte. Eine lange Reihe von Jahren war er ihnen fern geblieben; inzwischen war freilich keine neue Kunst heraufgestiegen, aber die alte hatte doch neue Formen gefunden, und auch die seitdem aufgekommenen Varietätenbühnen boten in rastlosem Wetteifer eine Menge Dinge, auf die zwar kein Verstand der Verständigen jemals gekommen wäre, die

aber, vielleicht eben deshalb, auf einseitige Bureaumenschen einen eigenartigen Reiz auszuüben. Altrock hatte sich im Innern eine gewisse Kindlichkeit bewahrt, die niemand in dem förmlich auftretenden Manne vermutet haben würde. Mit Hilka lachte er und mit Hilka war er gerührt. Immer wieder. Es schadete ihm nichts bei ihr; im Gegenteil, sie schloß sich immer zutraulicher an ihn an und entzückte den „lieben Onkel“ durch Äußerungen ihrer kindlichen Zuneigung.

Bald stand zwischen den Beiden eine jener Freundschaften in Blüte, wie sie zuweilen zwischen einem älteren Manne und einem jungen Mädchen sich bilden, jenem eine Quelle der Verjüngung, diesem ein Born der Belehrung. Mit Befremden, ja mit Argwohn, beobachtete Sofie dieses Verhältnis, dessen Art sie nicht verstand. Dazu kam, daß Hilka ihr nicht näher trat. Es war Sofiens eigene Schuld; leicht hätte sie durch mütterliches Entgegenkommen Hilkas Zuneigung gewinnen können. Das aber versäumte sie; kleinlich geworden in der Sorge für ihre Kinder, vermochte sie nicht, dem liebenswürdigen Gaste gerecht zu werden.

Noch schlechter wurde Sofie gelaunt, als plötzlich Bernhard von Altrock, ihr Stiefsohn, von Heidelberg zugereist kam. Zwischen ihr und dem jungen Manne bestand kein Einvernehmen. Er konnte ihr nicht vergeben, daß sie die Stelle seiner angebeteten Mutter einnahm. Von dem Augenblick an, als der damals dreizehnjährige Knabe von der bevorstehenden zweiten Heirat seines Vaters erfuhr, änderte er sein Benehmen gegen die Hausgenossin, mit der er bis dahin auf dem besten Fuße gestanden. Fortan begegnete er ihr nur mit höflicher Achtung, wenn die Hausordnung ihn mit ihr zusammenführte. Niemals richtete er das Wort an sie, wenn er nicht mußte. Schmerzlich empfand Sofie dies Verhalten des jungen Aristokraten. Aber sie war waffenlos dagegen und klug genug, sich nicht zu beklagen.

In den letzten Jahren war Bernhard nur selten im elterlichen Hause erschienen. Zuerst hatte er sich an verschiedenen Universitäten aufgehalten, dann, des „Rechtes und kein Ende“ überdrüssig, gedient, und war schließlich nach Heidelberg gegangen. In den Sommerferien aber nach Berlin zu kommen, nach dem heißen, staubigen, öden Berlin, dazu hatte er keine Lust. Auch in der Sommerfrische, die sein Vater alljährlich sich mit Sofie und ihren Kindern erlaubte, erschien er nicht. Lieber wanderte er, allein oder mit Kommilitonen, umher, wo es Gebirge zu durchklettern gab. Und Weihnachten hatte er nur einmal in Berlin zugebracht. Die Feier, bei der die drei nachgeborenen Altrocks „zweiter Güte“ die Hauptrolle spielten, behagte ihm nicht. Einmal und nicht wieder, gelobte er sich, als er nach genossenem Sylvesterpunsch und abgefahrenen Neujahrsbesuchen wieder auf der Eisenbahn saß.

Als er nun, im Juni schon, mit seiner ganzen beweglichen Habe in die väterliche Wohnung einrückte, machte Altrock große Augen. Er musterte ihn von Kopf bis zu Fuß.

„Hm,“ sagte er. „Krank bist Du nicht, wie ich sehe. Du scheinst eher überfüttert, als überarbeitet. Das ist mir eine große Beruhigung. — Darf ich fragen, was Dich hierher führt?“

Bernhard lachte. „Das ist ganz einfach. Ich beabsichtige, mich auf mein erstes Examen in aller Ruhe vorzubereiten. Ein Zimmer wird sich hoffentlich für mich finden lassen. Ihr werdet nicht viel von mir sehen. Ich muß ein halbes Jahr lang Einsiedler spielen, und nichts in meinen Kopf lassen, was nicht mit dem heiligen Jus durchtränkt ist.“

Dazu konnte Altrock nur beifällig nicken.

Die Anwesenheit einer Cousine, von deren Dasein er bis dahin nichts vernommen, erregte nicht geringes Staunen in Bernhard. Jetzt erst erfuhr er von dem Ergebnis der Testamentseröffnung in Gunthershausen. „Ich Narr!“ rief er mit lebhaftem Ärger. „Warum bin ich nicht hingereist? — O, das schöne Taschengeld, das mir entgangen ist!“

Frischweg duzte er das hübsche Bäschen. Und er begann sofort auch seinerseits für Hilkas Unterhaltung zu sorgen. Da war noch die Umgegend Berlins, die ihr gezeigt werden mußte. Bernhard meinte, daß es mit dem Beginne seiner Studien nicht gerade pressiere, und benutzte die schönen Sommertage, um mit Hilka alle jene Punkte in der Nähe zu besuchen, die dem geborenen Berliner als landschaftlich hervorragende gelten.

Der flotte Studiosus gefiel Hilka ausnehmend gut, besser noch als Albert Malchien. Der Vergleich zwischen beiden konnte freilich kaum anders als zu Bernhards Gunsten ausfallen, der außer einer stattlichen Figur das feingeschnittene Altrocksche Familiengesicht besaß, während der Vetter aus Westerfelde nur eben Militärmaß hatte und grobe Züge, bei niedriger Stirne und unruhigen grauen Augen.

Gleiches Alter ist ein guter Kitt. Namentlich in der Jugend. Den beiden an Havel und Spree Umherschweifenden wurde die Zeit nicht lang. Sie waren keineswegs immer allein. Freunde Bernhards schlossen sich an und brachten auch junge Damen mit. Man fiel nachmittags in ländliche Wirtschaften ein und tanzte, bis die Sonne tief am Horizonte stand. Für Hilka war es ein Leben, wie im Himmel.

Altrock sah diesem Treiben eine Weile passiv zu. Endlich indessen, eines Mittags bei Tisch, machte er seinem Unmut Luft.

„Du bist mir untreu geworden," wandte er sich an Hilka. „Das ist sehr verzeihlich, aber nicht klug. Denn mein Herr Sohn, der Sausewind, wird nächstens in seine Zelle verschwinden, wohin er in dieser für ihn so kritischen Zeit gehört. Und dann, mein Täubchen, wer fliegt mit Dir aus, wenn ich es nicht bin?"

Errötend stammelte Hilka: „Ihr verwöhnt mich; ich habe es viel zu gut hier."

Sofie pflichtete ihr bei. „Fräulein Hilka hat, glaube ich, die richtige Empfindung. Wir machen sie untauglich für die Berufspflichten, die auf ihres Vaters Gut auf sie warten."

Altrock runzelte die Stirne, aber er schwieg.

Abends, als Bernhard mit Hilka im Zoologischen Garten saß, seufzte er: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber!"

Sie sah ihn fragend an.

„Ja, ja, es ist so. Nach der Rüge, die mir heute Mittag erteilt worden ist, muß ich mit dem Examen Ernst machen. Du kennst meinen Alten nicht. Gegen Dich ist er der liebenswürdige Schwerenöter. Natürlich. Wo er aber zu befehlen hat, kann er borstig genug sein. Und ich habe alle Ursache, ihn bei guter Laune zu erhalten. Gleich morgen werde ich in den sauren Apfel beißen. Künftig wirst Du tagsüber mit der Gesellschaft von Frau von Altrock vorlieb nehmen müssen. Oder Du kannst, wenn Du Dir ihre Gunst erwerben willst, anstatt des Kindermädchens mit ihren beiden jüngsten Rangen spazieren gehen."

„Ihre Gunst?" wiederholte Hilka etwas erschrocken. „Hat sie denn etwas gegen mich?"

„Laß dich belehren: Frau von Altrock hat nur ein Interesse, nämlich ihre Kinder. Thue ihnen Gutes und sie wird Deine Freundin. Sonst nicht."

„Du hast nun einmal ein Vorurteil gegen sie."

„Das gerade macht mich scharfsichtig. Ich bemerke mehr, als sie sich träumen läßt. Ich weiß bestimmt, daß kein Stück Mobiliar angeschafft worden ist, seit sie das Regiment im Hause führt. Überall wird gespart. Es ist so schäbig bei uns, daß ich mich vor unseren Gästen schäme. Und dabei klagt mein Vater, er legte nichts zurück. Das ist für mich das Unangenehme von der Sache. Der Alte weiß, daß ich mit meinen Zinsen nicht auskomme; aber obgleich er im Ganzen eine offene Hand hat, so hat er doch seit Jahr und Tag nichts hergegeben. Sogar wehrt er auf seine diplomatische Manier den Appell an seinen Geldbeutel, den er von mir erwartet, im voraus ab. So heute morgen, als ich ihn in seinem Arbeitszimmer aufsuchte, um ihm meine leeren Taschen zu zeigen. Da fing er gleich von seinen Sommerferien an und lamentierte, daß er noch keine Möglichkeit sähe, die erforderliche Summe für eine Reise in den Schwarzwald zusammenzubringen. Ich verstand ihn und schwieg."

Dies waren überraschende Eröffnungen für Hilka. Sie hätte sich nicht träumen lassen, daß den stets gut gelaunten Vetter Bernhard der Schuh drücken könnte.

„Wenn ich nur besser mit Frau von Altrock stände!" fuhr Bernhard fort, von seinen Sorgen überwältigt. „Ich bin überzeugt, sie könnte mir helfen. Aber da ist für mich nichts zu holen."

„Du hast wohl Schulden?" fragte Hilka altklug.

„Du ahnungsvoller Engel Du!" rief Bernhard mit einem komischen Seufzer. „Ja, so ist es. Der Manichäer schreckliches Heer verfolgt mich."

„Was ist das — Manichäer?"

„Das sind Leute ohne die Tugend der Geduld. Erst lassen sie uns schuldig werden, dann peinigen sie uns mit ihren Forderungen."

„Wie aber willst Du sie loswerden, diese — Manichäer?"

„Das ist just die dumme Frage, die auch mich quält. Unter uns, Cousinchen: ich bin nur deshalb hierher gekommen, um zu sparen. Und dann hoffte ich auf die Börse meines Vaters. Doch damit ist es nichts. Bleibt also äußerste Sparsamkeit als einziges Rettungsmittel. Freie Wohnung und Kost habe ich. Gegen alle Versuchungen der Welt werde ich die Augen schließen. Daß es bairisches Bier, Konditoreien und Wiener Cafés giebt, werde ich vergessen. Kurz: ich werde krumm liegen, bis ich die alten Bären

sämtlich losgebunden habe, einen nach dem andern. Gott weiß, wie lange dies dauern muß — ich habe keine Ahnung!"

Hilka dachte nach. Das war ja eine entsetzliche Lage, worin der arme Vetter sich befand! Und was mochte er in den beiden letzten Wochen nicht alles für sie ausgegeben haben, trotz der fürchterlichen Ebbe in seiner Geldbörse!

„Was mir da einfällt!" sagte sie plötzlich. „Ich könnte Dir ja ganz gut aus der Patsche helfen. Wie Du weißt, liegen bei dem Notar in Guntershausen dreitausend Mark für mich bereit. Was soll ich damit machen? Das bischen Taschengeld, das ich gebrauche, giebt mir mein Vater. Wenn Du sie haben willst, brauche ich nur darum zu schreiben."

Bernhard — leider darf die häßliche Thatsache nicht verschwiegen werden — Bernhard hatte die dreitausend Mark beständig in der Ferne schimmern sehen, während er Hilka zur Vertrauten seiner Verlegenheit machte. Er würde sie niemals angepumpt haben — dazu war er denn doch zu stolz. Aber als sie ihm so liebenswürdig entgegenkam, war's ihm, als hörte er die Engelein im Himmel singen und musizieren.

„Du hast ein goldenes Herz, Cousinchen!" rief er enthusiastisch aus. „Aber Dein Anerbieten annehmen — nein, das kann ich wirklich nicht. Dreitausend Mark — soviel brauche ich gar nicht."

„Wieviel soll es denn sein?" fragte Hilka, die der praktischen Klugheit nicht ermangelte.

Bernhard versuchte in der Eile seine Schulden zusammen zu rechnen. Bisher hatte er dies unterlassen, aus Furcht vor der großen Summe, zu der er, wie er richtig ahnte, gelangen würde. Und jetzt, da Hilka auf seine Antwort wartete, konnte er nicht damit zustande kommen.

Er gab es auf. „Mit etwa einem Drittel der Summe würde ich auskommen," warf er hin. „Um soviel wollte ich heute morgen meinen Alten bitten. — O, der elende Mammon!"

„Das wären also tausend Mark," erwiderte Hilka lächelnd. „Du siehst, daß ich rechnen kann."

Bernhard ärgerte sich über sich selbst. Warum hatte er nicht die Hälfte genannt? — Auch sie hätte nicht gereicht, wie ihm plötzlich merkwürdig klar wurde. Aber es wären doch immer fünfhundert Mark mehr gewesen! — Konnte er sich nicht noch berichtigen?

Er setzte an. — Nein — es war ihm nicht möglich . . . Er mußte mit dem Erreichten sich zufrieden geben.

„Das wären also tausend Mark," wiederholte er langsam, sich mit dem kläglichen Ergebnis seiner Diplomatenkünste mannhaft abfindend. „Selbstverständlich," fuhr er fort, „betrachte ich diese Summe als ein Darlehen."

„Wie Du willst," versetzte Hilka sorglos.

Allmählich wurde Bernhard sehr aufgeräumt. Er fühlte doch eine wesentliche Erleichterung der Last, die ihm auf der Brust gelegen hatte. Die Weisen des Orchesters klangen heller, freudiger; freier blickte er um sich; kecker musterte er die Gesichter der Schönen, die ringsumher saßen. Nun brauchte er den Postboten nicht mehr zu fürchten, der fast an jedem Morgen, den Gott werden ließ, einen Mahnbrief an ihn ablieferte. Einige Abschlagszahlungen an die bösartigsten Dränger, und er hatte eine Zeitlang wieder Ruhe. Das Weitere würde sich schon finden.

„Aber arbeiten muß ich doch, des Alten wegen," sagte er plötzlich, wieder kleinlaut werdend. Dann besann er sich: „Ich weiß, wie ich's einrichte. Vormittags büffle ich. Mehr kann kein Mensch verlangen — noch dazu in dieser schönen Sommerzeit. Nachmittags widme ich mich, wie bisher, Deinem Dienste — als frommer Knecht, wie Fridolin. Was sagst Du dazu?"

Hilka nickte ihm zu. In ihr überwog das freudige und ihr ganz neue Gefühl, einen Menschen, dem sie gut war, glücklich gemacht zu haben. Doch meldete sich schon leise der Zweifel, ob sie in ihrer Gutherzigkeit auch richtig gehandelt habe. Sie erinnerte sich plötzlich der wirtschaftlichen Maximen ihres Vaters. Er würde den jungen Herrn von Altrock einen leichtsinnigen Patron nennen, der nicht einmal verstehe, sich nach seiner bequemen Decke zu strecken. Ihm noch Geld zuwerfen, würde er sagen, sei der schlechteste Dienst, der ihm geleistet werden könnte. O weh! Hilka fühlte, daß sie ihrem Vater nicht beichten dürfte, was sie gethan hatte. Und doch — sie bereute es nicht. So froh war sie noch nie zu Bett gegangen wie an diesem Abend.

Einige Tage später schloß Brüninghaus einen Tausendmarkschein in einen gefütterten Briefumschlag, den er dann mit drei Siegeln versah.

„Wie es davonfliegt!“ brummte er vor sich hin. „Die niedliche Holsteinerin hat auch schon mit der Großstadtluft Bedürfnisse eingeatmet, die dereinst ihrem Manne nach den Flitterwochen Kopfschmerzen machen werden. Ja, ja, die Frauenzimmer! Was ihnen gefällt, müssen sie kaufen. Dinge erscheinen ihnen plötzlich als unentbehrlich, die sie noch nie gesehen haben. Billig heißt ihnen, was der Verkäufer mit fünfzig Prozent Nutzen abgiebt, statt früher mit hundert. Die eine verführt die andere. Es ist eine uralte Verschwörung gegen Väter und Gatten. Schwäche, toleriert von Schwäche. So läuft die Welt weiter. Wohl dem, der des Weibes entraten kann!“

Der griesgrämige alte Herr befand sich, wie wir wissen, in betreff Hilkas im Irrtum.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amsel ruft am Gartenzaun . . .

Die Amsel ruft am Gartenzaun, der Nebel fällt, der Tag erwacht,
Es war ein süßer, schwüler Traum, den ich geträumt die lange Nacht.
Ein Gruß aus meinem Lebenslenz, ein Blütenreis der Jugendzeit,
Das längst der Jahre eis'ger Frost mit weißen Flocken überschneit. —

Es rauscht' in meinen Schlaf hinein in grünem Laub ein Frühlingswald,
Ein Jagdschloß trat vor meinen Blick, draus einer Harfe Tönen schallt.
Auf einer Lichtung stand es frei, wo wilde Rosen üppig blüh'n,
Und bleich durchs dunkle Wipfelmeer des Mondes mag'sche Lichter glüh'n.

Ein Wildbach schoß daran vorbei. Am Uferrand ein Felsblock lag,
Um dessen Fuß ihr Murmellied die Welle sang so Tag für Tag.
Auf dessem Pfühl, dem Sammte gleich, gewölbt aus weichem Edelmoos,
Ich manche Nacht in Wonne weilt' und hielt' das schönste Weib im Schoß.

— Die Amsel ruft am Gartenzaun, der Nebel fällt, der Tag erwacht,
Es war ein süßer, schwüler Traum, den ich geträumt die lange Nacht.
Ein Gruß aus meinem Lebenslenz, ein Blütenreis der Jugendzeit,
Das längst der Jahre eis'ger Frost mit weißen Flocken überschneit. —

Wilhelm Müller-Weilburg.

Spuren.

Spuren auf der Seele Grund,
Spuren auf den Straßen —
Manch Gedenken wird uns kund,
Das wir längst vergaßen!

Breite, schwere Schritte sind
Auf dem Weg ich stehen, —
Meines Freunde Spuren sind
Lange noch zu sehen!

Hier hat sie ein kleiner Fuß
Fast verwischt, zertreten
Ja, — es kann ein Kuß, ein Gruß
Manche Freundschaft töten!

Aber sieh! Die kleinen hier
Mengen sich mit andern, —
Freund, — sie ist nicht Dir nicht mir!
Laß vereint uns wandern!

Spuren, Schritte, Gleise rings, —
Unbeirrt wir gehen,
Nicht nach rechts und nicht nach links,
Auf das Ziel wir sehen.

Unsre Spuren, das sind wir,
Die zum Ziele streben,
Laß uns wandern für und für,
Kurz ist unser Leben.

Sieh ein Wind erhebet sich,
Jagt des Staubes Teilchen, —
— Nun, bis dahin, denke ich,
Dauerts noch ein Weilchen!

Börries von Münchhausen.

Zwei Prachtwerke.





Es wäre eine dankenswerte Arbeit, wenn einmal Jemand die Geschichte des deutschen Prachtwerkes schreiben wollte. Sagen wir's ehrlich: es wäre nicht eitel Glanz, was er zu berichten hätte, sondern auch eine Leidensgeschichte, zum beträchtlichen Teil eine Leidensgeschichte des guten Geschmacks. Später, als in England oder Frankreich hat sich das Prachtwerk bei uns eingebürgert, und noch heute haben wir in diesem Zweig der Buchausstattung vom Ausland zu lernen. Was der alte Lübke, sonst wahrhaftig kein schneidiger Mann, vor einem Vierteljahrhundert aussprach: Prachtwerke seien Dinger, die man wohl für teures Geld kaufen, aber nicht um alles Geld der Welt lesen dürfe, ist noch heute nicht ganz überwunden.

Wäre diese Definition die richtige, dann führte dieser Aufsatz seinen Titel zu Unrecht, denn die beiden Prachtwerke, auf die er die Aufmerksamkeit lenken will, sind vor Allem dazu bestimmt, gelesen zu werden; auf dem Text liegt das Hauptgewicht. Freilich haben auch die Anderen ihre ganze Kraft eingesetzt, etwas Schönes zu schaffen: vor Allem der Illustrator, dann der Papiermann und der Drucker und schließlich auch der Buchbinder, aber die Hauptsache ist und bleibt doch, daß den Autoren dasselbe nachzurühmen ist. Aber auch darin fallen sie aus der Definition, daß ihr Preis ein sehr bescheidener ist; jeder deutsche Romanband kostet in der Regel nicht weniger. Als Gemeinsames aber ist ihnen noch ferner nachzusagen, daß sie im Plane neu und selbstständig sind.



Den Frauen den Vortritt, sprechen wir zuerst von einem Buche, das ihnen gilt.

Die Pariserin ist das eleganteste, die Wienerin das reizendste Geschöpf unter der Sonne — so sagt alle Welt seit einigen Jahrhunderten, und was sie mit Millionen Zungen sagt, muß natürlich wahr sein. Was aber ist die **Berlinerin**?!



Du lieber Gott', von der redete man bisher entweder gar nicht oder in einer Art, die alles Andere als schmeichelhaft genannt werden konnte. Sogar die — Berlinerin selbst zuckte über dies arme Geschöpf geringschätzig, im besten Falle mitleidsvoll die Achseln, und wie erst wurde sie von ihren auswärtigen Schwestern angesehen! Der Weltstädterin von traditioneller Größe und Berühmtheit war sie das Parvenu-Weib, der deutschen Provinzlerin die hochmütige, anmaßende Großstädterin. Sie war ein undefinirbares Etwas, an dem Niemand viel Gutes herausfand, eine eckige, ungraziöse Erscheinung, die aus dem zu eng und rissig gewordenen Gewand der Kleinstädterin herausgewachsen war, aber in die Robe der Großstädterin noch nicht hineinpaßte. Man ging ihr auf Reisen ängstlicher aus dem Wege, als der steifsten Engländerin, und fand sie einmal einen Verteidiger, so kam er in den Verdacht, daß ihm nichts imponiert habe, als ihr — Selbstbewußtsein.

Wer dies übertrieben findet, wird doch zugeben müssen, daß in alledem ein richtiger Kern steckt. Und die Erscheinung hatte auch ihre guten Gründe. Die Berlinerin teilt das Schicksal Berlins: sie ist zu rasch zu ihrer Bedeutung gekommen. Im Herzen freut sich jeder Deutsche über den „Wasserkopf" des Reichs, der heute eine der größten und schönsten, und sicherlich die reinlichste und bestverwaltete Großstadt der Welt ist, und war er selber in Berlin, so hat er sich auch an der Berlinerin gefreut — in allen Ehren natürlich —, aber von dieser aufdämmernden Erkenntnis bis zur lauten Anerkennung ist noch ein weiter Weg. Geht es aber von nun ab mit der Berlinerin anders und besser, so wird dies hauptsächlich das Verdienst eines Buches sein, das soeben erschienen ist und die überaus warme Aufnahme, die es bereits gefunden hat, redlich verdient. Es heißt so schlicht



wie möglich: „Die Berlinerin"*), ist aber eine Leistung, die in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert ist.

Vor Allem eins: es ist ein eben so ernstes als amüsantes, eben so belehrendes als unterhaltendes Buch. Dies Amüsement, diese Unterhaltung wird jeder voraussetzen, der einen Blick auf das Inhalts-Verzeichnis wirft; was Berlin an hervorragenden Schriftstellern besitzt, hat sich hier zusammengefunden: Wildenbruch und Stinde, Frenzel und Rodenberg, Stettenheim und Pietsch, Zobeltitz und Wichert, Trojan und Tovote, Wolzogen und Moszkowski, Kretzer und Mauthner, Franzos, Ebers, Grube, Beaulieu, Frank, die wackere Herausgeberin des Werkes — gewiß, sie alle bürgen von vornherein für angeregte Stunden und die Leser der „Deutschen Dichtung", denen ein großer Teil dieser Skizzen zuerst geboten wurde,





und die daher wissen, daß Jeder dieser Schriftsteller — und zwar Jeder ohne Ausnahme — seinen Beitrag sichtlich als wahre Herzenssache betrachtet, mit voller Einsetzung seines Könnens geschrieben hat, werden nicht zweifeln, daß sich bei der Lektüre dieser einundzwanzig Bilder und Geschichten auch der und die Blasirteste nicht langweilen wird. Selten hat ein Buchdeckel so viel stilistische Kunst, so viel anmutigen Humor vereinigt. Aber, wiederholen wir, das Buch ist eben so belehrend als es unterhaltend ist. Denn es giebt ein ehrliches, in jedem Zuge getreues Gesamtbild des Berliner Frauenlebens, wie es derzeit ist, und damit einen wertvollen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte der Gegenwart. Man sieht es den leichtgeschürzten Skizzen gar nicht an, wie schwer sie wiegen. Daß aber das Buch so reiz- und wertvoll zugleich geworden ist, dankt es dem Zusammenwirken all der ausgezeichneten Kräfte und dem Geschick, mit dem jedem Einzelnen die Aufgabe zugewiesen wurde, die er am besten zu lösen vermochte.

So durchgeführt, verdient das Buch seinen Titel; es ist die Berlinerin, die uns geschildert wird; die zusammengefaßten Steinchen werden zur Mosaik, zum Gesamtbild. Nun weiß man, wer sie ist, sieht, in welcher Schärfe den Künstlern, die sie studiert haben, der Typus aufgegangen ist, und wie über die Geschlossenheit dieses Typus staunt man über die Fülle der Einzelzüge; das Buch gereicht zunächst der Berlinerin, aber darüber hinaus der ganzen deutschen Frauenwelt zur Ehre.



Aber bemerkenswert ist das Buch auch durch seine originelle und geschmackvolle Ausstattung. Wie ihre Dichter, so hat die „Berlinerin" hier in Friedrich Stahl, der das Buch mit unerschöpflichem Humor, dabei mit dem feinsten und sichersten Blick für das Wahre und Charakteristische illustriert hat, einen Maler ihrer Individualität gefunden. Die 90 farbig in den Text gedruckten Illustrationen, teils selbständige Typenbilder, teils Illustrationen zu den einzelnen Aufsätzen, gehören zu den



*) Die Berlinerin. Bilder und Geschichten. Herausgegeben von Ulrich Frank. Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von Friedrich Stahl. Berlin 1896. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geh. 5 M., geb. 6 M.





besten Leistungen moderner Illustrationskunst. — Einige Proben sind diesem Aufsatz beigefügt. Die erste Illustration auf Seite 149 ist die Titelzeichnung zu Kretzers „Arbeiterin“ und führt uns in den Innenraum einer Berliner Buchbinderei. Die kleine Illustration stellt das „Komtessel vom Lande“ durch den Stift dar, wie es Zobeltitz (in der „Aristokratin“) im Wort gezeichnet hat: die Dame im Schleier auf der nächsten Spalte führt aus G. v. Beaulieus „Vereins-Dame“ die elegante Präsidentin, die Illustration darunter eine Unterhaltung im Berliner „Hilfsverein für weibliche Angestellte“ vor. Auf Seite 149 grüßt uns das Berliner Blumenmädchen, die beiden kleineren Illustrationen führen Typen jugendlicher Vereinsdamen vor, die größere unten den „Berliner Malerinnen-Ball“ (zu Pietsch's Artikel „Berliner Künstlerinnen“).

Das andere Werk ist den Lesern dieser Zeitschrift gleichfalls wohlbekannt: „Die Geschichte des Erstlingswerks.“ Eingeleitet von Karl Emil Franzos.*) Man weiß, daß das Buch mit den Jugendbildnissen der Dichter geschmückt ist und die Selbsterkenntnisse von Baumbach, Dahn, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Fontane Franzos. Fulda, Heyse, Hopfen, Jensen, Lingg, C. F. Meyer, Schubin, Spielhagen, Sudermann, Voß, Wichert und Julius Wolff über ihren Entwicklungsgang und die innere Geschichte ihres Erstlingswerks enthält. Das Buch an dieser Stelle eingehend zu besprechen haben wir bisher vermieden und wollen dies auch heute unterlassen; wir beschränken uns darauf, ein Urteil der „Deutschen Rundschau“ anzuführen: „Als ein ernstes Unternehmen geplant, ist das Buch auch ernst ausgeführt worden. Ein eigentümlicher, bald frühlingshafter, bald wehmütiger Reiz liegt über den litterarischen Anfängen, je nach der zeitlichen Entfernung, aus der sie betrachtet werden, aber zusammen gestatten sie einen merkwürdigen psychologischen Einblick in die dichterische Persönlichkeit, das Werden des Talents und es ist gewiß nicht zufällig, daß mehrere von den Älteren das erste Schaffen mit der ersten Liebe verglichen haben. Theodor Fontane, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach und Ernst Wichert eröffnen, als die Ältesten, die Reihe, die mit Ludwig Fulda als dem Jüngsten schließt. Nicht alle haben durch ihre späteren Leistungen das Erstlingswerk übertroffen; für alle jedoch, auch wenn es heute vergessen sein mag, ist es charakteristisch geblieben, und es verlohnte sich daher wohl, seine Geschichte zu erzählen. Die, je weiter wir zurückgehen, nach alten Gemälden und Daguerreotypen hergestellten Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, von der Verlagshandlung seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen An-



*) Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geh. M. 6, geb. M. 7,50.

klang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird." Als Proben der Illustrationen teilen wir mit die Jugendbildnisse von: Marie von Ebner-Eschenbach (geboren 13. Februar 1830; Zeichnung nach einem Gemälde der Gräfin Marie Kolowrat aus dem Jahre 1849); Georg Ebers (geboren 1. März 1837; nach einer Zeichnung von Hermann Ernecke aus dem Jahre 1856) und Richard Voß (geboren 2. September 1851; nach einer Zeichnung des Grafen Ysenburg-Büdingen aus den Jahre 1870). —r.

Litterarische Notizen.

— Ein treuer Freund dieser Zeitschrift, ein verdienstvoller Gelehrter, einer der redlichsten deutschen Kritiker und ein wackerer, grundguter Mann hat kürzlich nach jahrelangen furchtbaren Qualen des Körpers und des Gemüts die ewige Ruhe gefunden. Es ist J. J. Honegger, von dem wir sprechen; am 6. November d. J. ist er zu Stäfa im Kanton Zürich, wo er seit drei Jahren in tiefster Abgeschiedenheit lebte, im 71. Lebensjahre dahingeschieden. Was der Verfasser der „Litteratur und Kultur des XIX. Jahrhunderts" und der „Allgemeinen Kultur-Geschichte," die leider ein Torso geblieben ist, für seine Wissenschaft bedeutete, mag hier unerörtert bleiben, aber ein Wort rühmender Anerkennung verdient auch hier die Art, wie er seines Amtes als Kritiker waltete, denn diese Art wird leider heutzutage immer seltener. Honegger war von unbestechlichster Wahrheitsliebe, aber mild und freundlich in der Form; er verstand es, ein Buch abzulehnen, ohne den Autor auch nur durch eine Wendung persönlich zu kränken. Und wie wußte er zu loben — immer maßvoll, nie überschwänglich und doch sichtlich von ganzem Herzen ehrlich erfreut, loben zu können! Als die „Deutsche Dichtung" gegründet wurde, widmete er ihr gern und freudig seine Kraft; neben mehreren Essays stammt auch eine größere Zahl einzelner Rezensionen, die in den ersten Bänden erschienen, aus seiner Feder. In jener Zeit, da er noch klar war, schrieb er uns einmal, daß ihn, wenn etwas, dann einige seiner Lieder zu überleben verdienten; in der That wäre eine strenge Auswahl seiner Lyrik, die mit Unrecht vergessen ist, ein wertvolles und eigentümliches Buch. Mitten in regster Thätigkeit wurde der Mann, dem seine Arbeit Lebensbedürfnis war, von einem furchtbaren Schicksal betroffen: der sonst so klare Geist schien sich zu umnachten. Die Briefe, die er schrieb, blieben klar, verständig, anregend, wie nur je; die für den Druck bestimmten Arbeiten ließen leider keinen Zweifel darüber, daß er nicht mehr der Alte sei. Dann verstummte er plötzlich; auf unsere ahnungsvolle Frage teilte uns seine Gattin mit, wie es um ihn stehe. Seit 1889 konnte jeder, der ihn kannte und schätzte, nur noch den Tod als Erlöser für ihn wünschen; eine Heilung war nicht mehr zu hoffen. Erst wenige Wochen vor seinem Tode gewann sein Geist die Klarheit fast voll zurück; er freute sich der Ruhe und des Friedens um ihn her und hegte wieder Hoffnungen für die Zukunft, bis ihn ein Hirnschlag ohne Schmerz und Todeskampf dahinraffte. Ave, pia anima! Fr.

— Es ist merkwürdig zu beobachten, wie rasch oft ein schriftstellerisches Talent die Kinderschuhe abstreift, um voll entwickelt dazustehen. Ein kurzes Suchen und Tasten nach eigenem Ausdruck, nach dem ihm adäquaten künstlerischen Mitteln und dann plötzlich ein ganzes Können, eigenes Gepräge und eigene Physiognomie. Zeugnis für solche volle Reife giebt der bei Gebr. Paetel, Berlin, erschienene Band „Drei Novellen". Von Anselm Heine; jede der drei eine Probe vollwichtiger Begabung. Am wenigsten gelungen, scheint uns die letzte: „Einklang". Etwas Gezwungenes geht durch die Darstellung dieser Künstlerehe. unsympathisch wirkt das krasse Ende — Franka, die junge Gattin läßt sich, aus Enttäuschung über den verloren gegangenen Seeleneinklang zwischen ihr und ihrem Gatten von einem Eisenbahnzug überfahren — unsympathischer noch die früher dargestellte Angst beider, daß ihnen ein Kind geboren werden könnte, das Aufatmen des Mannes, als die Aussicht darauf zunichte wird. Aber auch diese Erzählung zeigt Kraft- und Farbenreichtum. Ein anderes, das beste Stück des Buches, die feine, psychologisch tief durchdachte und mit liebevollster Sorgfalt ausgeführte Novelle! „Der Rosenstock" ist den Lesern dieses Blattes bekannt. Ihr reiht sich „Peter Paul" würdig an. Der Titelheld, dieser Nichtskönner und Prahlhans, der sich selbst an seinen Phrasen berauscht wie die anderen um ihn her, der sich mit einer fremden Skizze seinen Ruhm als Maler erwirbt und sich dann des gestohlenen Werkes künstlerisch nicht würdig machen kann, der wie eine Erlösung sein Erblinden segnet, weil es ihn des weiteren Kampfes enthebt, um sich dann in einer edlen Märtyrerrolle weiter an seinen Phrasen zu berauschen, während seine Frau ihn ernährt — dieser merkwürdige Charakter ist treffend, lebenswahr und überzeugend vor uns hingestellt.

— Ein liebenswürdiges Buch ist: „Ins Blaue hinein!" Heitere Geschichten von Josef Willomitzer. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.) Josef Willomitzer, der Prager Schriftsteller, der längst in litterarischen Kreisen seinen festgegründeten Namen hat, führt uns in diesem seinem neuen Buche scheinbar „ins Blaue hinein" und geleitet uns durch ergötzliche Täuschung hindurch mit sicherer Hand zum Traulichen und Gemütlichen zurück; durch seine kühnen Träume hindurch blickt ein unbestechliches Auge für den Kern des Lebens. Die fünf Geschichten, die der Band vereinigt, gehören zu den reifen Früchten seines Talents, das sich hier in wohlthuender Mannigfaltigkeit der Farbe darbietet. Die phantastische Skizze ist dem treuen Lebensbilde, das kecke Capriccio der psychologisch feinen Novelle beigesellt. „Das Geheimnis des Schutthaufens" hat alle Elemente einer aufregenden Erzählung und übertrumpft die Kunst der Spannung durch einen überlegenen Humor. „Der schöne Hugo" ist eine phantastische Skizze; „Der Löwenbändiger" und „In der Sturmnacht" erzählen von Glückspilzen, in deren ergötzlichen Schicksalen sich die geheimen Schwächen aller Welt spiegeln, und „Ein Schauspiel für Götter" ist eine feingestimmte Novelle aus der sogenannten „Gesellschaft". Sämtliche fünf Humoresken sind würzig und nahrhaft zugleich, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind stofflich fesselnd und befriedigen den feinen litterarischen Geschmack. Kurzum ein Buch, das vielen Lesern Freude bereiten wird und das zu jenen gehört, die nicht ausgenossen sind, wenn man sie zu Ende gelesen hat. Es sind in jüngster Zeit in Deutschland wenig Bücher erschienen, die an echtem dichterischem Humor diesen Geschichten gleichkommen.

— Backfische und alte Jungfern. Novellen von Marie von Olfers. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.) Wohl das reizendste, gemüt- und humorvollste Buch, daß die mit Recht in weiten Kreisen geschätzte Dichterin hat erscheinen lassen „Glücklich?" verkörpert in dem Geschick zweier junger Mädchen ein tiefgreifendes psychologisches Problem, „Minchens und Binchens Sommerfrische" ist eine Alte Jungfern-Geschichte voll überquellenden, dabei feinen Humors. Das Buch wird sich sicherlich als Geschenkbuch, namentlich auch für junge Mädchen, einbürgern. Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke durch seine Reinheit, seine Poesie und seinen Stoffkreis, wie kaum ein anderes Novellenbuch der neuesten Zeit. Damit soll freilich durchaus nicht gesagt sein, daß es sich hier um die übliche Backfisch-Litteratur handelt. Das Buch, in dem so viel reife Kunst, so viel Lebensweisheit enthalten ist, wird auch ernsten Männern eine Lektüre sein, die ihnen dauernd in Erinnerung bleiben wird. Dafür bürgt uns die Aufnahme, welche die Geschichten bei ihrem ersten Erscheinen in dem mit Recht nicht allzugenügsamen Leserkreise dieser Zeitschrift fanden.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Nicht ein Wort sprachen die Beiden von dem Morde, als sie am anderen Morgen bei einander saßen. Sie saßen ganz dicht zusammen und redeten dies und jenes. Ihre Hände und Schultern berührten sich oft dabei und ein Schimmer lag in ihrer Augentiefe. Sie lächelten auch wohl, aber sie sahen sich kaum einmal an, nur ganz selten gingen die Blicke des einen über den andern hin oder an ihm vorüber. Es war etwas Verschämtes in ihrer beider Wesen und Gehaben, ohne daß sie es selber wußten. Man hätte glauben können, daß sie gestern erst Mann und Frau geworden wären, und ein heißes, aber doch scheues Glücksgefühl lag in ihnen. Einmal legte Serafina ihren Kopf an Severos Schultern und schloß die Augen. Und da schoß es ihr durch den Kopf: „Daß es nicht immer so hat sein können! Das erst dies hat geschehen müssen!" Aber es war kein Bedauern und keine Reue in ihr, nur ein großes Erstaunen. Und sie war stolz auf Severo, sie bewunderte ihn. Er war für sie nun erst wieder zu dem geworden, den sie immer in ihm gesehen, als den sie ihn allein unter all' den Männern geliebt hatte, die je um sie geworben.

Severo war aufgestanden, er mußte fort. Kaum je war er so ungern gegangen, wie heute. Serafina ging eine Strecke weit mit ihm hinab. Als sie an Pietro Mariani's Anwesen vorbeikamen, sagte Severo: „Der ist auch einer von denen, auf die man Verdacht wirft."

Sie verstand erst garnicht. Dann begriff sie, daß es ihm genau so ging, wie ihr, und er sich innerlich ohne Aufhören mit dem Morde beschäftigte, — trotzdem er nichts davon sprach oder vielleicht gerade darum. Und sie begriff auch, daß es ihm Pein verursachte, wenn man einen andern verdächtigen wollte. „Der!" sagte sie in wegwerfendem Ton und machte eine verächtliche Armbewegung. Darüber sollt' er sich nicht grämen.

Dann trennten sie sich. Severo mußte stark ausschreiten, weil er sich etwas versäumt hatte. Er blieb aber unten, wo vor dem Dorfe der Weg links zu den Brüchen abbog, doch noch einen Augenblick stehen und blickte zu Serafina hinauf. Von hier konnte er sie zum letzten Mal sehen. Und wie sich ihre hohe, stolze Gestalt auf dem sich emporwindenden Pfade vom Hintergrunde des lichtblauen Morgenhimmels abhob, war's ihm wunderlich und unbegreiflich, denken zu sollen: „Die da hat Blut vergossen, — die ist eine Mörderin!" Kopfschüttelnd, mit einem gelinden Grausen in der Seele schritt er rascher thalab. Erst als er Hacke und Bohrer wieder rüstig drunten im Gestein handhabte, ward ihm leichter zu Mute und ein Nachgefühl von genossenen Wonnen war in ihm.

Wenn man nur nicht auch heute wieder unablässig von dem Morde geredet hätte! Aber heute war es noch weit schlimmer damit, als gestern, wo viele noch garnichts von dem Geschehenen gewußt hatten, oder doch die näheren Umstände nicht kannten. Heute schwirrte es den ganzen Tag davon um ihn her. Zwischen dem Feilen und Sägen unterhielten sich zwei, die in seiner Nähe arbeiteten, über Aristide Vomero's Ermordung und wenn er vor dem Explodieren einer Mine seinen Schutzwinkel aufsuchte, redete man ihn darauf an, wollte von ihm erfahren, ob er nichts näheres berichten könne. Und nun sogar während der Mittagsrast! Wie das hin und herging!

Sie wunderten sich jetzt schon alle, daß er so mürrisch war, wenn sie ihn auf den Mord anredeten, daß er lieber etwas anderes gesprochen hätte. Und er war sogar unbedachtsam genug

gewesen, einem, der ihm seine Vermutungen über die Thäterschaft Adriano Micca's auseinandersetzen wollte, zuzurufen: „Laßt doch endlich Aristide Bomero ruhen! Er ist ja garnicht wert, daß man soviel über ihn schwatzt. Tot ist tot. Wer's gethan hat, kann uns gleich sein". Nein, er durfte so nicht weiter sprechen, er mußte vorsichtiger sein. Aber es verdroß ihn. Als ob ihrer aller ewiges Seelenheil davon abhinge, herauszubringen, wer Aristide Bomero erstochen hatte! Nein sie sollten es nicht herausbringen, sie würden es nicht herausbringen!

Ein Dutzend unsicherer Gerüchte, aufgebauscht, entstellt und zurecht geflickt, flog von Mund zu Mund. Die lebhafte Fantasie dieser großen Kinder erhitzte sich daran, schwelgte förmlich in dieser Blutthat. Es war zum Verzweifeln. Man mußte freilich denken, daß Aristide Bomero kein gewöhnliches Menschenkind sondern sozusagen eine Standesperson gewesen war, die jedermann geachtet und gefürchtet hatte und deren Einfluß weit reichte. Auch mußte man erwarten, daß um desselben die Blutthat in Gerichtskreisen viel mehr Aufsehen machen werde, als sonst, und daß man sich die Entdeckung und Bestrafung des Mörders ganz besonders werde angelegen sein lassen. Severo hätte am liebsten kein Wort mehr über das Ereignis gehört. Es war geschehen, hatte geschehen müssen, — nun hätte man darüber fortgehen sollen, hätte versuchen sollen, es zu vergessen. Statt dessen wuchs das Interesse daran erst jetzt und bis in's Unabsehbare. Er sah auch ein, daß er nicht, wie bisher, sich schweigsam und ablehnend gegenüber all' den Fragen und Mitteilungen verhalten dürfe, die auf ihn einregneten, weil das Verdacht erregen müsse.

Nun sollte Adriano Micca wieder nachweisen können, daß er von der Osterie direkt nach Hause gegangen war, und also den Mord nicht verübt haben könne. Als ob er nicht nach seiner Heimkehr noch einmal fortgegangen sein konnte — und diesmal, um die That zu begehen! Das war's, was Severo plötzlich in das Gespräch der andern einwarf, das ihn umschwirrte. Und nun wurden alle aufmerksam, alle sahen ihn an. Ja, natürlich: Severo Rocco hatte Recht. Daß man darauf nicht eher verfallen war! Sicherlich war's so gewesen. Adriano Micca war nur nach Hause gegangen, um nachher seinen Unschuldsbeweis zu haben, hatte sich aber heimlich wieder fortgeschlichen, um seinen Racheakt auszuführen. Und mit dieser Überzeugung gingen die Männer wieder an ihre Arbeit.

Severo war aber unzufrieden mit sich selber. Wozu hatte er einen Unschuldigen noch mehr verdächtigt, als er ohnehin in der Meinung der Leute war? Gewiß sollte der wahre Thäter nicht entdeckt werden, aber auch kein Unschuldiger sollte für ihn leiden. Wenn man doch endlich dieses Nachforschen hätte aufgeben wollen! Mit einer wahren Wut hieb er auf das splitternde Gestein. Aber es war schon nicht anders: er machte es gerade so, wie die übrigen. Seine Gedanken wühlten ohne Ende mit einer wahren Wollust in der That umher, die alle Gemüter erregte. Und wenn er sich klarmachte, daß sein Weib — es war eigentlich garnicht auszudenken. Es war doch etwas Ungeheuerliches, daß sie sich dazu hatte fortreißen lassen. Und er hatte also nun in den Armen Einer gelegen, die Blut vergossen hatte, — Menschenblut.

Das ließ ihn garnicht los, er mochte hämmern und hämmern, soviel er wollte. Es war so thöricht, daran zu denken. Er schimpfte auf die andern und machte es selber nicht besser. Und dann fiel ihm plötzlich auch wieder ein, daß gestern einer gesagt hatte, wenn man alle die Ehemänner einsperren wollte, deren Frauen Aristide Bomero zu nahe gekommen sei, müsse man ihn, Severo Rocco, gleichfalls einsperren. Dies freche Geschwätz! Serafina hatte es gethan, weil sie Ruhe haben wollte, weil sie diesem Getuschel und Gewisper ein Ende machen wollte, weil alles zwischen ihr und Severo wieder werden sollte wie früher. Weil er es nicht gethan hatte, hatte sie es gethan, thun müssen. Das machte ihn mitschuldig, das band ihn an diese That. Aber nicht, daß sie sich vor ihm hätte retten wollen, daß sie schwach gewesen wäre, sich schwach gefühlt hätte vor diesem Verführer! Wer wagte ihr das nachzusagen? Hatte ihr das jemand nachgesagt?

Er blickte wild um sich, er wußte es nicht. Es wär in ihm selber aufgestiegen und er sprach es zur Ruhe, — er hämmerte es zur Ruhe. Nein, nein, nicht deshalb, nicht deshalb hatte sie es gethan! Oder gar, weil sie schon schuldig geworden war und den Zeugen und Mitwisser ihrer Schuld deshalb vernichten wollte, — sich an ihm rächen, ihren Zorn, ihre Reue, ihre Empörung in seinem Blut auslöschen und abwaschen wollte. Was das alles für wilde, wahnsinnige Gedanken waren!

Es lag ja ganz offenkundig vor seinen Augen da, warum sie es gethan hatte. Aus demselben Grunde, der auch ihn bestimmt hatte, ein Ende zu machen, ihm das Messer in die Hand gedrückt hätte, wenn er Aristide Vomero am nächsten Tage noch einmal hätte von Serafina sich davon schleichen sehen. Sie hatte ihn davor bewahrt, war ihm zuvorgekommen, die Madonna hatte es so gewollt. Wahrscheinlich, weil Serafina als Thäterin viel eher unentdeckt bleiben konnte, als er hätte bleiben können. Kein Mensch traute ihr jetzt die That zu, kein Mensch dachte bei dieser That an sie, während man ihn wahrscheinlich früher oder später ebenso verdächtigt hätte, wie jetzt die andern. Und das hatte die himmlische Jungfrau nicht gewollt, damit nicht auch nach dieser That, die sie doch zugelassen hatte, sein und Serafina's Glück zerstört blieb. So war's, so durfte er sich's zurechtlegen und ruhig sein.

Aber doch blieb aus all' diesen Grübeleien ein Stachel in ihm zurück. Bis eine Frau sich zu so etwas entschloß, wovor ein Mann zurückschreckte, er selber thatsächlich zurückgeschreckt war, mußte doch etwas Gewaltiges in ihr vorgehen, mußte sie doch erkannt haben, daß es nichts anderes mehr gab, geben konnte, als das. Denn ein Weib trachtete nicht nach Blut, — auch Serafina nicht, trotzdem sie eine der stärksten und kraftvollsten ihres Geschlechts war. Eine Todsünde blieb es doch immer. Und er, Severo, mußte ihr nun helfen, sie zu tragen. Viel beten, viel gutes thun, sanft und nachgiebig sein und seine Natur bezwingen, — das würde seine vornehmlichste Pflicht fortan sein.

Er war froh, als die Tagesarbeit zu Ende war. Hier bei dem Hämmern und Bohren für sich allein summten einem die thörichten Gedanken durch den Kopf, wie aufgescheuchte Bienen. Es macht einen ganz verrückt. Wenn er nur erst wieder bei Serafina war! Und er würde heute noch zärtlicher und milder gegen sie sein, als gestern. Denn mit um ihn hatte sie es doch gethan und weil er selber gezögert hatte. Und nun wagte sie es nicht einmal, sich gegen ihn auszusprechen. Was sie für eine Last mit sich herumtragen mußte!

Auf dem Heimweg wurde von den Steinarbeitern wieder allerlei über den Mord und die vermutliche Thäterschaft geredet, aber Severo hörte garnicht mehr zu. Er hatte es satt und genug zu thun mit seinen eigenen Gedanken. Endlich rief ihm einer zu: „Du bist so griesgrämig, Severo, als thät's Dir leid, daß Aristide Vomero hin ist!“ Nun lachte er hell auf. Es war ja auch wirklich zum Lachen und unglaublich thöricht von ihm, daß er sich mit Grübeleien, die doch sonst nicht seine Art waren, das freudige Bewußtsein trübte, jetzt frei aufatmen zu können.

Das Lachen hatte ihm den Kopf plötzlich klar gemacht. Er beteiligte sich jetzt am Gespräch der Andern, wenn auch nur in überlegen spottender und scherzender Weise, mit der er ihre selbstzufriedenen Behauptungen bezüglich des Mörders abthat, und langte endlich in gehobener Stimmung zu Hause an. Auch der morgige Sonntag wirkte belebend voraus; morgen würde man einmal rasten und in Ruhe seines Lebens froh werden können. Im Grunde war es ja auch lustig, alle diese Menschen sich um die Entdeckung des Mörders mühen zu sehen und sie ihre wichtigen Gründe für die Thäterschaft des einen oder anderen vorbringen zu hören, während man doch selber wußte, daß sie alle in die Irre liefen. Es gab ihm ein Gefühl der Sicherheit und reizte ihn fast, diese Leute, die so klug sein wollten und sich auf ihre Entdeckungen soviel einbildeten, zu foppen. Er mußte sich schließlich noch in Acht nehmen, daß er nicht in seinem Übermut sich hinreißen ließ, ihnen einen Streich zu spielen und sich so zu verraten.

Stürmisch schloß er im Hause Serafina in seine Arme. Sie hatte ihn an der Schwelle schon erwartet, aber es kam ihm vor, als ob sie nicht ganz so rückhaltlos und unbefangen hingebend gegen ihn sei, wie diesen Morgen noch. Fing jetzt bei ihr die Furcht vor der Entdeckung an, die er selber schon überwunden hatte? Oder drückte es sie, daß sie nicht wußte, wie er über ihre That dachte? Es war etwas Ernstes und Verhaltenes in ihrem Wesen, das heute Morgen noch nicht dagewesen war, gerade als wäre sie sich über etwas innerlich nicht ganz im Klaren, was sie lebhaft beschäftigte. Er aber verdoppelte nur seine Zärtlichkeiten gegen sie, um ihr zu zeigen, daß er alles wisse und begreife, und daß nun alles gut sei und sie sich nicht ängstigen solle. „War jemand hier?“ fragte er dann in dem Gedanken, daß sie einen unliebsamen Besuch gehabt haben könne, der ihr bange gemacht habe wegen der Entdeckung ihrer That.

Sie faßte seine Frage aber falsch auf oder mochte daran denken, daß er früher — noch vor-

gestern — immer so gefragt hatte, um zu hören, daß Aristide Bomero dagewesen sei. Ihre Stirn faltete sich. Wollte er sie daran mahnen, wie es sonst gewesen war und was er gethan hatte, um ihr und sich Frieden zu schaffen? Es war wahrlich nicht von nöten. Nur zuviel hatte sie heute tagsüber daran denken müssen, daß er es gethan hatte und daß er keinen andern Ausweg gesehen. Nach einer Weile erst erwiderte sie: „Sora Gioconda ist von Siriano heruntergekommen und hat bei mir gesessen.“

„Was die wieder alles zu schwatzen gehabt haben wird!“

Serafina zuckte die Achseln. „Zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus. Zornig ist sie ja immer auf mich. Auf wen freilich nicht! Schon weil wir keine Kinder haben, sind wir ihre Todfeinde. Aber schwatzen muß sie, wenn sie vorbeikommt.“

„Und nun gar jetzt, wo der Mord verübt ist!“ sagte Severo.

Sie erwiderte nichts und sah ihn auch nicht an. „Davon hat sie doch gewiß eine Stunde lang schwatzen müssen,“ fuhr er fort, in dem Wunsche beharrend, zu hören, ob jemand Serafina Angst gemacht habe. Als sie auch nun nichts entgegnete, brach er aus: „Wen giebt denn die als den Mörder aus, die alte Schwatzbase?“

„Die verdächtigt das halbe Dorf,“ sagte Serafina gleichmütig.

„Hätt' ich mir denken können! Aber sie machen es ja alle nicht viel anders. Den Mörder bringen sie diesmal nicht heraus, — diesmal nicht. Jeder ist verdächtig.“

Serafina nickte. „Glaub' ich auch. Und es ist ja auch gut so. Der soll nicht bestraft werden, der Aristide Bomero erstochen hat.“ Sie hatte erregt gesprochen und stand jetzt auf.

„Du hast Recht,“ sagte Severo. „Wer ihn erstochen hat, ist kein Mörder. Dem ist's nur geworden, wie er's verdient hat.“

Serafina war in die Küche gegangen, ohne noch etwas zu erwidern. Nach einer Weile aber kam er ihr dorthin nach, was ganz gegen seine Gewohnheiten war und legte ihr von rückwärts her, während sie, vom Feuer angestrahlt, in dem brodelnden Dreifuß rührte, die beiden Arme um den Leib, um sie so sacht an sich zu ziehen. „Du, Serafina!“

„Was ist?“

„Meinst Du nicht, wir sollten Sora Gioconda versöhnen?“ flüsterte er.

Sie verstand ihn nicht gleich. „Wie? Was hat denn sie —?“

Er küßte sie auf den Nacken. Dann lachte er, — seltsam heiß und leise. Nun verstand sie.

„Wenn die heilige Jungfrau es will!“ sagte sie nach einer kleinen Weile ernst, beinahe feierlich. „Aber jetzt laß mich los, ich muß die Hände frei haben.“

Er ließ sie los und ging in die Stube hinüber. Er wußte nicht, daß sie ihre Kinderlosigkeit schon lange als einen Fluch empfand und daß sie die Madonna gebeten hatte, ihr jetzt dadurch, daß sie ihr ein Kind schenkte, zu bezeugen, daß Severos That ihm verziehen werden solle. Serafina fürchtete, als sie mit dem Abendessen kam, daß Severo weiter auf das Gleiche zurückkommen werde, was er ihr in der Küche zugeraunt hatte. Und sie wollte davon nicht reden, — davon so wenig, wie von dem Morde. Es war ihr wie etwas Heiliges, an das man nicht tasten durfte. Aber Severos Gedanken schienen schon längst wieder davon abgelenkt zu sein, denn er fragte während des Essens plötzlich: „Ist er schon begraben?“

Sie zuckte leicht zusammen. Immer und immer wieder kam er auf diesen Toten zurück. Es konnte nicht davon los, all' sein Denken kreiste um dies eine. Wer nicht gewußt hätte, daß er der Thäter war, wie leicht hätte er es dem gemacht, es zu erraten! „Aristide Bomero wird heute Abend begraben,“ sagte sie.

Ja, natürlich. Es war thöricht, daß er gefragt hatte. In Borgunto begrub man die Toten immer erst nach Beginn der Dunkelheit. Er aß weiter, aber er sagte dabei: „Das wird ein Begräbnis geben!“

Darauf entgegnete sie nichts. Er würde doch wohl endlich von diesem Toten loskommen. Aber nein. Richtig fing er nach einer Weile wieder an: „Haben sie Adriano Micca schon verhaftet?“

Serafina hatte von Sora Gioconda gehört, daß dies nicht der Fall sei. Nur verhört hätten sie ihn, ihn und Pietro Mariani und Pippo Lamberti. Aber man hatte sie vorläufig alle drei wieder laufen lassen, denn es sei ihnen nichts nachgewiesen, sie sollten sogar Zeugen dafür genannt haben, daß sie aus der Osterie alle drei geraden Wegs nach Hause gegangen waren. Es sollten nun noch zahlreiche Andere verhört werden,

hieß es. Die Untersuchung werde mit ungewöhnlichem Eifer und großem Nachdruck betrieben. Wahrscheinlich werde der Sindaco von Borgunto eine namhafte Belohnung aussetzen für die Entdeckung des Thäters. Man hatte von fünfhundert Lire gesprochen. Serafina hatte alle diese Nachrichten von Sora Gioconda. Und mit einem Mal sagte sie: „Vielleicht verhören sie Dich auch noch, Severo."

Er fuhr vom Tisch zurück, die beiden Hände um die Platte desselben geklemmt. „Mich?" Seine Brauen furchten sich. „Wieso mich? Wie kommst Du darauf? Wer sagt das?"

„Das braucht Dich doch nicht zu erschrecken," sagte sie begütigend. „Dem entgeht kaum einer diesmal."

„Hat Sora Gioconda das gesagt?" fragte er zornbebend.

„Ja," sagte sie. Aber es war nicht wahr, sie hatte es aus sich selber. Sie begriff auch seine Empörung nicht recht. Darauf mußte er doch gefaßt sein! Und was konnte man ihm denn beweisen? Oder hatte er einen Zeugen seiner That? Gab es Spuren, die auf ihn deuteten? Das wäre furchtbar gewesen.

Severo schüttelte seine Faust drohend in der Luft. „Der werd' ich's eintränken." Erst nach einiger Zeit konnte er weiteressen und hatte sich soweit beruhigt, um zu knurren: „Mich sollen sie in Ruh' lassen."

Nun strich sie ihm mit der Hand über die Stirn hin. „Du, wenn's aber doch nicht anders ist, nachher, mußt Dich nicht durch Deine Wut unnötig in Verdacht bringen. Das ist eine Gefahr. Denk' Du d'ran!"

Wie sie klug war! Klug und bedacht. Er sah sie voller Bewunderung an. Ja, sonst hätte sie diese That auch nicht begehn können, ohne sich verdächtig zu machen. Er — er hätte es nicht gekonnt, er würde sicher entdeckt werden. „Hast recht," sagte er. „Was können sie mir auch? Aber ich glaub' garnicht einmal daran." Dann beendeten sie ihre Mahlzeit.

Als er noch einmal vor die Thür hinaustrat, um seine Pfeife zu rauchen, die er sich am Abend vor Sonntag gönnen durfte, weil er morgen schlafen konnte, solange er wollte, hörte er drunten im Dorf die Glocken gehn. Er nahm den Hut vom Kopf und bekreuzte sich. Es fiel ihm ein, daß es mit dem vielen Beten, das er sich vorgenommen, bisher noch nichts geworden war. Beinahe scheu blickte er zu dem Madonnenbildnis in der Mauernische hinüber. Noch nicht einmal gedankt hatte er ihr, daß sie ihn davor bewahrt hatte, Blut zu vergießen. Freilich: um den Preis, daß nun Serafina es vergossen hatte. Es war eine merkwürdige Schickung. Und wenn er es recht bedachte —

Der Wind trug die langgezogenen Töne der Litaneien zu ihm herauf. Dann sah er Fackelschein durch das Dunkel sprühen und ein dumpfes Summen und Surren drang empor. Jetzt begruben sie Aristide Vomero. Es würde sicherlich ein großes Begräbnis werden, alle Welt auf den Beinen, die Brüderschaften aller umliegenden Orte mit ihren Fackeln im Zuge, alle Priester im Ornat und eine feierliche Einsegnung der Leiche in der uralten, romanischen Kathedrale unter Assistenz aller hundert oder mehr Priesterzöglinge aus dem daneben befindlichen Seminar. Man sollte doch das mit ansehen, so etwas bekam man nicht alle Tage zu sehn. Das wachsende Geräusch, das von unten heraufscholl, machte ihn unruhig und trieb ihn gleichsam mit fort. Serafina freilich konnte wohl nicht — sie würde es ihm sogar verübeln, wenn er ging. Aber — und nun machte er schon ein paar Schritte thalab und so leise wie er konnte.

Aber sie hörte ihn doch. Sie war in die Thür getreten und sah ihn und erriet, wohin er wollte. „Severo!" rief sie, „Du willst zum Begräbnis hinab?"

Es lag ein solches Entsetzen im Klang ihrer Stimme, daß es ihn durchfuhr. Aber es ließ auch seinen Trotz wachsen. Warum sollte er denn nicht? „Ja, ich gehe hinunter," rief er zurück. „Es wird sehr schön sein."

Sie verharrte einen Augenblick lautlos auf der Thürschwelle. Sie begriff nicht gleich, was das bedeute, wie er das thun konnte. Dann fuhr es ihr durch den Kopf: er muß das thun, weil man sonst Verdacht schöpfen könnte, er allein darf sich nicht ausschließen, alle werden da sein. Und nun rief sie ihm nach: „Wart' doch, ich komme mit." Wenn er denn schon einmal ging, sollte er nicht allein gehn. Sie gehörte zu ihm, jetzt und immer. Und im Grunde bewunderte sie ihn nicht wenig, daß er das über sich vermochte, jetzt zu Aristide Vomeros Begräbnis zu gehn, daß es ihm garnicht davor zu grausen schien. Sie bewunderte ihn, aber es rann ihr auch etwas kalt dabei über den Nacken hin, es entfremdete ihn ihr um etwas. Sie hatte das nicht von ihm gedacht, sie fand ihn anders, als

er hätte sein müssen nach dem, wie sie sich ihn vorgestellt. Denn ein Mord war es ja doch immerhin gewesen, den Severo begangen hatte. Ein notwendiger Mord, ja, — aber wenn man fragte, was Aristide Bomero denn eigentlich gethan und warum er den Tod verdient hatte, wußte man keine Antwort.

„Du! Du willst mit?" Severo war stehn geblieben. Er war eher verlegen, als erschrocken. Was sollte das? Wozu zwang sie sich dazu? Sie wollte doch nicht etwa gar vor ihm selber Komödie spielen? Sie dachte doch nicht, weil er nie etwas zu ihr von dem ungeheuerlichen sprach, was sie gethan, er wisse es nicht! Beinahe wäre er wieder umgekehrt, nur um ihr den Zwang zu ersparen, den sie sich anthat. Aber dazu war doch zu trotzig. Warum ließ sie ihn auch nicht allein gehn? „Du, — Du bist aber neugierig!" sagte er mit dem Versuch, zu scherzen, fühlte aber selber, daß dieser Versuch plump ausfiel.

Serafina erwiderte nichts.

V.

Sie gingen nebeneinander den Weg hinab und das verworrene Geräusch der Trauerglocken und der gesungenen Grabgebete, das durcheinanderwogte, drang ihnen immer lauter entgegen. Sie sahen den hellen Lichtschein der Fackeln, die in langem Zuge die schmale Gasse hinabkamen, die zum Dom führte, und es war, da die Träger zwischen den hohen Häusern nicht sichtbar wurden, als ob der halbe Ort in Flammen stände. Der Platz vor der Kathedrale war von Menschen überdeckt. Alles war zusammengeströmt, auch aus den weiter abgelegenen Ortschaften waren sie in hellen Haufen gekommen, Männer, Weiber und Kinder. Alle wollten das „große" Begräbnis sehn, alle standen, den Hut vor dem Mund, und murmelten die Trauerlitanei mit. Die Glocken dröhnten über die Menge hin. Und dann sah man den Zug. Alle Brüderschaften der Umgegend waren aufgeboten worden, und alle diese Männer in ihren schwarzen Mänteln aus Glanzkattun, den Hut über den Rücken gebunden, das Gesicht schwarz maskiert, sodaß nur Augen und Mund freiblieben, trugen Fackeln und sagen mit heiseren Stimmen, langsam vorschreitend, ihre Totengebete. Als dann die Priester sichtbar wurden, die dem Sarge voranschritten, fiel alles auf die Kniee nieder und der durch den dichten Rauch sprühende Fackelschein zuckte über hunderte von tief ergriffenen, angstscheuen Gesichtern hin. Dann trug man den Sarg in die Kathedrale und die Menge strömte nach.

Severo und Serafina hatten sich, eng aneinandergepreßt, mitten unter den andächtigen, gaffenden und betenden Haufen gemischt, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Im Gedränge hatte sie sich an seinen Arm gehängt, aber nicht ein einziges Mal hatten sie einander angeblickt. Sie waren mit niedergekniet und hatten murmelnd die Lippen bewegt, wie alle andern. Nun zogen sie auch mit in die Kirche. Hier brannten überall Lichter an den mächtigen Steinsäulen und die sonst so dämmerigen, niedrigen Kirchenschiffe waren taghell erleuchtet. Alle Bekannte sahen und begrüßten einander; ein bunter Strom wogte gegen den Hochaltar zu. Es roch nach Weihrauch, Pech und Blumen; als dann das Gedränge so dicht wurde, daß eine Vorwärtsbewegung nicht mehr möglich fiel und draußen vor dem weit offenen Portal sich Kopf an Kopf staute, auch nach Knoblauch und Tabak. Die eintönigen Totengebete begannen, der Trauerchoral wurde geblasen, die Einsegnung der Leiche ging vor sich. Und nun defilierten alle Anwesenden an dem noch offenen Sarge vorüber, wie um dem Toten noch einen letzten Abschiedsblick, ein letztes Abschiedswort zu gönnen. Ein Gebet murmelnd, knixend und sich bekreuzend zogen sie neben dem Katafalk hin, einer nach dem andern, um dann die Kirche zu verlassen.

Severo sah Serafina einen Augenblick scheu von der Seite an. Ausschließen konnte man sich nicht, ohne aufzufallen. Aber würden sie die Kraft haben —? Auf ihrem unbewegten Gesicht las er keine Antwort. Sie wurden auch schon vorwärts gedrängt und konnten garnicht mehr zurück. Man schob sie bis an den Katafalk, denn die hinten stehenden fürchteten, man könnte den Sarg schließen und wegtragen, ohne zu warten, bis alle herangekommen waren. So sah sich Severo dem Toten gegenüber, noch ehe er's gedacht hatte. Und er konnte es nicht verhindern, daß er bei dem Anblick desselben leicht zusammenzuckte. Serafina mochte er garnicht ansehn. Aristide Bomero hatte nicht einmal im Tode einen friedlichen Ausdruck im Gesicht, seine Züge waren finster und drohend zusammengezogen, es war, als suchten sie nach dem Mörder. Severo spürte, daß es ihm kalt den Rücken entanglief,

er war froh, als er von den nachdrängenden weitergestoßen wurde; er hat sich nicht einmal bekreuzt vor dem Sarge. Serafina's Arm fühlte er in dem seinen, es war ihm auch, als krampfte sie sich immer fester an ihn, aber er wollte den Ausdruck von Angst und Entsetzen nicht wahrnehmen, die er jetzt in ihren Mienen vermutete. Er blickte nicht nach ihr, er hätte sonst ja das Schweigen brechen müssen, das er über das Geschehene bewahren wollte, sie fragen müssen, warum sie diesen Toten nicht anschauen könne. Er zog sie nur immer hinter sich her. Warum hatte sie sich das auch angethan? Wenn man sie nun beobachtet hätte! Daran war freilich bei der allgemeinen Erregung wohl nicht zu denken.

Endlich waren sie aus der Kirche wieder in's Freie gelangt, — halb betäubt, gedrückt und gestoßen. Sie atmeten beide auf. Der Platz war noch immer von Menschen dicht belagert, die nun das Wiedererscheinen des Leichenzuges erwarteten und ihn bis zum Friedhof begleiten wollten. Severo hörte sich hie und da angerufen, nickte und grüßte, ging aber zu Niemand heran. Er hatte jetzt genug von dieser Leichenfeier, überhaupt genug von diesem Toten. Was man für ein Wesen von ihm machte! Als ob ein vornehmer Herr gestorben wäre! Als ob so einer garnicht zu ersetzen wäre! Es war schon unsinnig.

„Wir wollen nach Hause gehn," sagte er unwirsch. „Zum Friedhof bringen mich keine zehn Pferde mehr hinaus."

„Ja, wir wollen nach Hause." Auch Serafina's Stimme klang erleichtert.

Sie hatten Mühe, sich durchzudrängen, denn die Massen standen so dicht gestaut, daß alle Straßeneingänge versperrt waren. Schon hörte man wieder die dumpfen Litaneien der Brüderschaften, die sich langsam aus der Kirche in's Freie bewegten. Da die nächste Gasse, die sie nach Hause hatten einschlagen wollen, unpassierbar erschien, war Severo einen andren Weg gegangen. Auf diesem gelangten sie nach wenigen Schritten an die Osterie zum „Silbernen Mond", deren Thür und Fenster offen standen. Auch war es hell drinnen, aber man sah keinen Menschen, weder an den Holztischen, noch hinten bei den aufgestapelten Fässern. Alles war offenbar zur Kirche geströmt und erst nach Beendigung der Leichenfeier durfte man hier regen Besuch erwarten. Severo verspürte Durst, er zeigte Neigung, einzukehren; gerade daß noch Keiner hier war, verlockte ihn. Aber als er einen Schritt auf die Thür zu machte, riß ihn Serafina heftig am Arm zurück. Er sah ihr erstaunt in's Gesicht, ihre Augen waren schreckhaft-verwundert auf ihn gerichtet, als ob er etwas Unerhörtes vor hätte. Plötzlich begriff er. Hier hatte Aristide Vomero gesessen, bis zu dem Augenblick, wo er den Heimweg angetreten, den er nicht mehr hatte vollenden sollen, hier wollte sie nicht einkehren, — am allerwenigsten in dieser Stunde, wo sie ihn begruben. Mit einem unmutigen Achselzucken ging er weiter. Diese Empfindsamkeit! Und auf Schritt und Tritt dieser Mord! Man konnte garnicht mehr reden, denken oder thun, man stieß darauf — immer darauf.

Und nun konnten sie garnicht anders, sie mußten durch die Salita Santa Maria, wenn sie nach Hause wollten; sie hätten sonst wieder umkehren müssen. Severo wußte das ganz genau, aber er hastete jetzt mit trotziger Entschlossenheit vorwärts. Plötzlich plagte ihn auch die Neugierde. Wo war es denn eigentlich geschehen? Und wo hatte sie gestanden, um auf ihn zu lauern? Er war noch garnicht am Thatort gewesen, wo doch nach den Erzählungen der andern Steinarbeiter in diesen zwei Tagen vom Morgen bis zum Abend die Neugierigen sich gaffend und schwatzend zusammengedrängt hatten. Sogar ein Kreuz sollte man an der Stelle errichtet haben, damit jeder, der vorbeikam, ein Vaterunser für die arme Seele sprach, die so ganz ohne Vorbereitung in die Ewigkeit hatte abfahren müssen. Padre Goachino, der Kurat, hatte das veranlaßt.

Und richtig: da war es auch schon. Keine dreißig Schritte die Salita hinauf, gerade dort, wo sie einen Knick machte. Im Schatten der hohen Weinbergsmauer hatte Serafina auf ihn gewartet. Kein Haus in der Nähe. Und wer von unten heraufkam, konnte selbst bei hellem Tageslicht nicht sehen, ob sich hinter der Ecke ein Mensch verborgen hielt oder nicht. Hier hatte Aristide Vomero vorüber müssen, weil er oben an der hohen Straße wohnte. Jetzt, in der sternhellen Nacht, schimmerte das Holzkreuz deutlich herüber. Ein Kranz hing daran. Sonst war alles still und leer. Mit raschen Schritten ging Severo auf das Kreuz zu, er dachte an garnichts mehr, er war nur neugierig. Und zu seiner Überraschung hatte Serafina keinerlei Einwand gegen den Weg erhoben, den er gewählt, auch nicht gezögert, näher zu treten, sondern stand

jetzt dicht neben ihm und betrachtete die Stelle, wo der Mord verübt worden war, mit stummer Neugierde. Ihre Augen waren groß aufgeweitet, ihr Gesicht blaß. Keiner von ihnen beiden sagte ein Wort. Und nur einmal blickten sie sich an, flüchtig, scheu und erschrocken. Aber sie gingen nicht, es war, als ob sie irgend etwas an den Platz bannte. Sie standen immer weiter und starrten darauf nieder. Beiden fiel ein, daß sie eigentlich nun hier beten müßten, aber sie beteten nicht. Von ferne, aus der Tiefe hörte man das Summen und Brausen der Menschenmassen, die Litaneien, das Glockengeläut. Ein rauchiger Feuerschein zuckte himmelan. Nun würde sich der Trauerzug zum Friedhof hinausbewegen. Und sie gingen noch immer nicht.

Erst ein hallender Schritt auf der Steilgasse hinter ihnen ließ sie zusammenfahren. Hastig brachen sie auf, ohne sich nach dem umzusehen, der hinter ihnen dreinkam. Der aber hatte sie bald eingeholt und rief sie an. Es war Pietro Mariani, der Einarmige. „Wir haben ja wohl den gleichen Weg," rief er aufgeregt, „da unten komme einmal einer durch! Es ist eine Schande. Dies Aufhebens um so einen!" Er sah sehr rot aus, als ob er viel getrunken hätte, der Hut saß ihm im Nacken, das Wollenhemd war vorn offen.

Severo grüßte kühl, während Serafina that, als sehe sie Pietro Mariani garnicht. Obgleich dieser das nicht zu bemerken schien, glaubte Severo doch, um deswillen freundlicher werden zu müssen. Serafina hatte doch wahrlich keine Ursache, die Leute vor den Kopf zu stoßen; Feinde durfte man jetzt nicht haben. Und nun gar einen so reichen und einflußreichen Mann, wie Pietro Mariani, vor dem man auf der Hut sein mußte! Er ließ sich gleich mit ihm in ein Gespräch ein, er gab ihm recht, daß dies Getriebe da unten widerwärtig sei. Dann wurde er sogar zutraulicher, und fragte neugierig: „Dich haben sie also auch verhört?"

„Gewiß haben sie mich verhört." Der Sprecher lachte durch die Zähne. „Alle Welt werden sie verhören. Dich werden sie auch verhören." Er stieß das ingrimmig aus. „Um so einen!" sagte er noch einmal hintennach.

„Mich verhören?" Severo ballte die Faust. „Möchte wissen, wie sie darauf kommen sollten. Ich hab' neulich Nachts im Bett gelegen, von Abend bis Morgen. Wenn man tagsüber in den Brüchen arbeitet, liegt man Nachts nicht auf der Lauer, um einen niederzustechen. Die Hand würd' einem zittern oder man schliefe ein, eh' der Erwartete kommt."

„Wie dumm, daß er sich so weitläufig verteidigt!" dachte Serafina zähneknirschend. „Und er lügt ja, daß er die ganze Nacht zu Bett war. Wenn ihn nun einer draußen gesehen hat! Wie dumm! Und wozu das nur alles? Wenn Pietro Mariani klug ist, muß er ja gerade aus dieser Verteidigung merken, was Severo für ein schlechtes Gewissen hat. Sich so preiszugeben!" Sie hatte gegen Pietro Mariani immer einen instinktiven Haß gehegt, trotzdem sie überzeugt war, daß er sie im stillen liebte — oder vielleicht gerade deshalb. Seine Augen gefielen ihr nicht. Es lag etwas so Lauerndes und heiß Begehrliches darin. Sie hatte manchmal den Eindruck gehabt, als warte er auf etwas bei ihr, auf eine Stunde, wo er an sie können würde. Und immer, wenn sie an ihm vorüberging, wußte sie ganz genau, er verfolge sie mit seinen Augen, so lange er sie gewahren konnte, obgleich sie sich doch nie nach ihm umsah. Manchmal hatte es sie ganz unruhig gemacht. Was wollte er denn eigentlich? Sie hatte doch nichts mit ihm zu thun. Und seit Aristide Vomero zu ihr kam, hatte er sogar immer ein Lächeln um die Lippen gehabt, so oft er sie sah, — ein abscheuliches Lächeln. Sie hatte es nicht verstehen wollen, das Lächeln, sie hatte sich beinahe davor gefürchtet. Und nun dieses Zusammentreffen hier und Severo's Unvorsichtigkeit!

Pietro Mariani hatte gelacht. „Sie wollen eben durchaus einen finden," sagte er jetzt. „Grundlos oder nicht. Warum haben sie denn mich verhört? Weil ich mit ihm in der Osteria einen Wortwechsel hatte. Beinahe jeden Abend hatte ich einen Wortwechsel mit ihm. Mit andern auch. Und andere auch mit ihm. Deshalb sticht man einen doch nicht gleich nieder. Und Adriano Micca hat ihm sogar sein Glas an den Kopf werfen wollen, weil er ihm gesagt hatte, die Marinccia, seine Schwester, könne keinen Orangenblütenkranz mehr tragen, wenn sie zur Trauung ginge. Und Pippo Lamberti hat ihm gedroht, er würde ihn über die Felsstiege hinab, wenn er ihm das nächste mal auf dem Weg nach Siriano begegnete. Und sind doch alle beide unschuldig an diesem Morde. Man redet so was wohl hin. Sie haben sie wieder freilassen müssen."

„Aber irgendwer muß es doch gethan haben," sagte Severo aushorchend.

„Das ist freilich wahr," lachte der Einarmige. „Und Du — wen hast Du im Verdacht?"

„Du, das ist eine verhängnisvolle Frage, Severo. Ich werde mich hüten, Dir zu antworten."

„Du hast also doch einen im Verdacht?" beharrte Severo.

„Vielleicht." Pietro Mariani lachte immerzu. „Du doch wohl auch? Du bist heute köstlich. Willst Du Dich nicht vom Prokurator als Gehülfe anstellen lassen?" Er schlug ihm derb auf die Schulter.

Serafina zitterte vor Zorn und Scham. Würde dieser Tölpel von Severo dem einarmigen Hallunken da nicht lieber gleich in's Gesicht schreien, er sei der Mörder nicht, auf ihn möge nur ja niemand Verdacht haben? Diese Unbeholfenheit! Dieser Leichtsinn! Wenn es so weiter ging, tappte der noch in sein Verderben, ehe einer ein Auge auf ihn hatte.

Zum Glück war man bei Pietro Mariani's Anwesen jetzt angelangt und er bot ihnen gute Nacht. „Ihr scheint stumm geworden zu sein, Sora Serafina," sagte er dabei. „Nun ich denke, Ihr findet die Sprache schon noch wieder."

Lag etwas Drohendes in seinen Worten oder klang nur der Spott daraus, den man bei ihm gewohnt war? Sie wußte es nicht, sie ging, auch jetzt antwortlos, weiter. Aber es überrieselte sie bei dem Gedanken, daß er schon jetzt Argwohn geschöpft haben könne. Sie wollte Severo Vorwürfe machen, aber sie begriff, daß dies nicht möglich sei, ohne ihm zu verraten, daß sie selbst Mitwisserin seiner That war. Und das sollte er ja nicht wissen, das sollte ihn nicht beunruhigen; er sollte nach wie vor glauben, daß niemand seine That kenne, niemand je davon erfahren werde. So sagte sie jetzt nichts, als: „Daß Du Dich mit so einem einläßest!"

„Ich begreife nicht, was Du gegen ihn hast," erwiderte er aufgebracht.

„Ich hab' ihn nie leiden können."

„So einen darf man sich doch nicht zum Feind machen."

„Noch weniger aber zum Vertrauten!"

Er zuckte die Achseln. Er verstand nicht recht. Sie hatte Launen, daß war alles. Er war auch ärgerlich, daß sie nicht irgendwo eingekehrt waren. Und dann hatte ihn alles, was sie gesehen hatten, aufgeregt und was Pietro Mariani geredet hatte, ging ihm innerlich nach. Wozu war er auch zu diesem Begräbnis gelaufen? Und nun gar Serafina! Als sie bei ihrem Hause angelangt waren, ließ er sie vorangehen, und kehrte um, warf sich vor der Madonna in der Mauernische drüben nieder und betete. Er wußte selber nicht, warum und für was, aber er hatte das Bewußtsein, beten zu müssen. Mocht' es immerhin für Aristide Bomero's arme Seele sein! Zäh genug hatte der ja d'ran glauben müssen. Und seine Schuld war doch am Ende wirklich keine todeswürdige gewesen.

Mitten in seinem Beten hörte er sich vom Hause aus gerufen. Es war Serafina. Beinahe ängstlich klang ihre Stimme.

„Was willst Du denn?" Er stand auf und ging zu ihr, unmutig, daß sie ihn unterbrochen hatte, daß sie ihn überhaupt keinen Augenblick mehr schien allein lassen zu wollen. Es war auch etwas wie Scham dabei, daß sie ihn beten gesehen hatte. Plötzlich erschien ihm das unmännlich und schwächlich. Ihre Sache wär's, zu beten, sie hatte es wahrhaftig nötig. Und sie, die doch ein Weib war, dachte offenbar garnicht daran. Wie stark sie sein mußte! Aber man hätte sich auch davor fürchten können, daß sie es war.

„Ich dachte, Du wärest noch einmal ins Dorf gegangen," sagte Serafina aufatmend.

Er antwortete nichts. Warum hätte er denn nicht ins Dorf gehen sollen, wenn ihm der Sinn danach stand? Was fürchtete sie denn eigentlich und warum bevormundete sie ihn so? Es lehnte sich etwas in ihm dagegen auf. Oder ängstigte sie sich nur, allein zu bleiben, — jetzt, wo ihr's wie ein Schreckgespenst vor der Seele stand, daß man kommen und sie holen könne? War sie doch nicht so stark, wie er eben noch gedacht hatte und hielt nur ihr Trotz, ihr Pochen darauf, daß sie nichts gethan, was sie nicht hatte thun müssen, sie vom Beten ab? Er hatte plötzlich wieder Mitleid mit ihr. Wie ihr wohl zu Mute sein mußte! Erst dies Leichenbegängnis, der Anblick dieses Toten, der so furchtbar ausgesehen hatte, das Wiedersehen der Stätte, wo sie den tötlichen Stoß geführt hatte, dann das Zusammentreffen mit Pietro Mariani, den sie haßte und der so anzügliche Reden geführt hatte — natürlich mußte ihr das alles schrecklich gewesen sein, natürlich mußte das alles eine tiefe Wirkung bei ihr hervorgebracht haben und machte sie nun ängstlich, ließ ihr das Alleinbleiben unerträglich erscheinen, besonders jetzt, wo die Stunde bald wieder da war, wo sie neulich — er begriff das

alles. Aber warum war sie so neugierig gewesen und hatte durchaus mit ihm gehen müssen? Und ans Alleinbleiben mußte sie sich nun doch einmal gewöhnen, in die Brüche konnte sie doch nicht mit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baum.

Wie sollt' ich die Scholle nicht lieben,
Das gute, treue Land,
Wo ich Wurzeln getrieben,
In allen Winden stand.

In allen Wettern und Winden
Wuchs auf ich und trieb
Blüten. Kein Baum ist zu finden,
Der dankbar der Scholle nicht blieb.

Nun tragen meine Äste
Früchte, rot und blank,
Die Vögel, die himmlischen Gäste,
Kommen und sagen nicht Dank.

Ich aber treib indessen
Die Wurzeln tief in den Grund,
Und während sie oben essen,
Trink ich unten mit durstigem Mund.

Und fühle die Säfte steigen,
Und fühl' die lebendige Kraft,
Den klingenden Lebensreigen
Kreisen durch meinen Schaft.

Gustav Falke.

Bretonisches Volkslied.

(La chanson de la glu.)

War einmal ein armer Wicht —
Und lon lan laire und lon lan la —
War einmal ein armer Wicht,
Die er liebte, die liebt' ihn nicht.

„Bring mir morgen," sprach ihr Mund —
Und lon lan laire und lon lan la —
„Bring das Herz mir," sprach ihr Mund,
„Deiner Mutter für meinen Hund."

Und die Mutter erschlägt der Sohn —
Und lon lan laire und lon lan la
Und die Mutter erschlägt der Sohn,
Nimmt ihr Herz und läuft davon.

Da er lief, da fiel der Knab' —
Und lon lan laire und lon lan la —
Da er lief, da fiel der Knab,
Rollt das Herz in den Staub hinab.

Wie das Herz im Staube liegt —
Und lon lan laire und lon lan la —
Wie das Herz im Staube liegt,
Hört der Knabe, wie es spricht.

Weinend fragt das Herz geschwind —
Und lon lan laire und lon lan la —
Weinend fragt das Herz geschwind:
„Hast dir wehgethan, mein Kind?"

Übersetzt von Paul Heyse.

Weiße Winde.

Weiße Winde, träumerische,
Rätselvolle nickt aus dunklem
Laub mir grüßend, und ich denke
Eines bleichen Frauenbildes.

Eines bleichen Frauenbildes,
Dem der Leidenschaften Glutstrom,
Dem der Freude warmer Anhauch
Nie die weiße Wange färbten;

Dem den marmorreinen Frieden
Nimmer Schmerz noch Zorn zerstörten —
Weiße Winde, bleiche Frauen,
Seid der Sphinx uraltes Rätsel!

War's nicht Liebe — sagt, wer lehrt' euch
Denn, in anmutreicher Treue
Den Gefährten zu umschlingen,
Holder als der ernste Epheu?

Frühling war es. Jene Stätte
Sucht' ich wieder, als der späte
Sommer weiße Fäden streute,
Weiße Fäden, die der Herbst spinnt.

Doch aus dunklem Laube grüßt' mich
Weiße Winde; doch erstorben
War der Strauch, den sie umstrickte —
Die Gefährtin trank sein Herzblut.

H. Robertin.

Der Vikar.

Novelle in Versen von Adalbert von Hanstein.

Goldstrahlend erhebt sich aus nebligem Tau
Die Frühlingssonne durch dämmerndes Grau:
Schon blinken die Waldhöhn in grünlichem Schein,
Schon blitzen die Wellen im rauschenden Rhein;
Vom Fluß zu den Bergen, weißblühend wie Schnee,
Die Obstbaumwipfel wie wogende See;
Spitznadlig der Kirchturm hebt sich daraus
Und um ihn gesellen sich Haus bei Haus —
Von den Bäumen umblüht, von den Bergen umkränzt,
Von dem Rheinstrom umrauscht und vom Licht überglänzt!

Auf dem Markt ist's noch still. Ihn bewachen zu zweit
Die Kirch' in der Mitte — das Gasthaus zur Seit'.
Die Kirche auf trotzigem Unterbau
Aufgipfelnd und zipfelnd zum Himmelsblau —
Das Wirtshaus breitmassig dahingedehnt,
Draus das Hofthor schwarzbreit wie ein Rachen gähnt.
Dazwischen der Platz, von Menschen noch bar —
Bei der Kirche das Häuslein des jungen Vikar.

Der lehnt an das Fenster sein junges Gesicht,
Drauf spielen die Strahlen vom Morgenlicht.
Die Züge — wie Elfenbein weiß und weich —
Die Augen so düster — so milde zugleich,
Auf der schneeweißen Stirn als dunkele Hülle
Der tiefbraunen Locken gekräuselte Fülle.
Mitt in auf dem Haupte der Scheere Spur —
Die weiße, die leuchtende Priestertonsur.
Zum Gasthof blickt er sinnend hinüber,
Es gleiten im Geiste ihm Bilder vorüber
Aus des Lebens fröhlicher Kinderzeit —
Dem Jüngling so fern jetzt wie Ewigkeit.
Aus des Hofthors schwarzem gähnenden Schlund
Enttauchen sie ihm wie dem Zeitengrund.

Er sieht sich noch spielen als Knaben da drinn
Mit dem Josef von drüben voll sorglosem Sinn —
Mit dem Josef, dem blonden, dem wilden Gesellen,
Dem Wirtssohn, dem kühnen, dem launigen, schnellen,
Dem Knaben des reichen, gewaltigen Herrn,
Des stattlichen Wirtes vom goldenen Stern. —
Wie hatten sie oft sich im Hofthor versteckt
Und Vorübergehende scherzend geneckt.
Sie spielten nach rheinischem Kinderwitz
Da Wanderin, Räuber und „Schandитz".
Er war der Gendarm, der strenge und milde,
Der Räuber war Josef, der lachende, wilde.
Die Wanderin aber, das war sie —
Der Nachbarin Tochter, die kleine Marie. —
Wie war doch den Kindern dies Hofthor erschienen,
Ein Paradies, eine Welt war es ihnen
Mit seinen Winkeln und Ecken und Ritzen,
Mit seinen geheimen Verstecken und Sitzen.
Wie hatten sie da gelacht und getollt,
Gezankt und gehänselt, gejauchzt und geschmollt.
Und was ist es heut? — Der Vikar mußte lachen:
Nichts mehr als ein unschöner gähnender Rachen,
Nichts mehr als ein dunkler, häßlicher Fleck, —
Daß Wagen drinn fahren sein einziger Zweck. —

Und wo ist ihm seine Kindheit geblieben?
Da drinnen, da ist sie noch eingeschrieben:
Auf jedem Pflasterstein groß und breit
Ist genagelt ein Stück seiner Knabenzeit.
Was ihm damals von freudiger Hoffnung geblinkt,
Was von künftigem Glück ihm das Leben gewinkt,
Was so groß ihm erschienen, so ewig und schön,
Ist ihm leise verrauscht nun zu fernem Getön.
Zwar alles — alles hat er erreicht,
Was den Mut ihm gespornt einst, das Herz ihm erweicht:
Hochwürdiger Herr Pfarrer ist er geworden —
Das ist mehr als Reichtümer, Titel und Orden.
Wenn er jetzt durch die Straßen des Städtleins geht,
Jeder Bürgersmann grüßend am Hausthor steht,
Die Kinder laufen ihm zu und müssen
Ihm ehrerbietig die Hände küssen —
Seine eigenen Eltern am Weinberge fern,
Begrüßen ihn als den Hochwürdigen Herrn.
Der Vater, die Mutter selber — sie bangen
In Ehrfurcht vor ihm, um das Heil zu erlangen;
Und wenn er dann abends heimkehrt — im Gehen
Bleibt er sinnend oft vor dem Hofthor stehen.
Wenn ein Wagen drinn über das Pflaster rasselt
Und auf den holprigen Steinen prasselt
Und tief in dem schwarzen Schlunde verschwindet —,

Und langsam ins Innre des Hofes sich windet —,
Dann fährt er sich leis über Augen und Stirn,
Um die Sehnsucht zu streichen aus Herzen und Hirn.
Wenn der Sternwirt dann auf die Straße tritt
Mit dem mächtigen Leib und dem kräftigen Schritt,
Dann nimmt er das Käppchen vom grauen Haupt:
„Ich grüß' Euch, Hochwürden, wenn Ihr es erlaubt." —
Das ist der Mann, der vor manchem Jahr
Ihm einst wie ein zweiter Vater war,
Der ihm die Mittel zum Studium gegeben,
Der ihm begründet Wissen und Leben,
Der Vater des Josef — den morgen er traut
Mit der jungen Marie, der lieblichsten Braut!
Da wird das Haus sich in Festschmuck hüllen
Und wird sich mit fröhlichen Gästen füllen.
Von der Kirche zum Hause das junge Paar —
Geleiten wird es der Herr Vikar.
Er wird in der fröhlichen Gäste Reihn
Der Gefeiertste, Erste und Würdigste sein.
Und wenn die Trompeten dann spielen und klingen,
Und die Gäste im lustigen Reigen sich schwingen —
Dann wird er von seinem Ehrenplatz
Hinblicken auf Josef und seinen Schatz
Und wird — mit der Hand sich die Augen beschatten:
Nie wird eine Gattin ihn grüßen als Gatten.
Sein Weg führt zurück in die Einsamkeit —
Dem Himmel so nah und der Welt so weit!
Wie das dunkle Thor steht die Zukunft ihm offen,
Zu träumen von einst — und den Himmel erhoffen.

Still tritt er vom Fenster! Wozu das Gegrübel?
Da winkt Dir Dein Schreibtisch, da liegt Deine Bibel!
Hast irdische Ehren und Glück Du begehrt,
Als selber Dein Herz Du dem Himmel bescheert?
Gieb acht, aus der Seele das Unkraut zu jäten! —
Und er setzt sich in Demut, zu lesen — zu beten. —

Indessen steigt höher die Sonne am Himmel
Und schaut alsbald auf das Marktplatz-Gewimmel.
Da drängt sich's von Menschen — so klein auch der Ort —
Sie eilen zum Gasthof mit stürmischem Wort.
Ein Laufen — ein Rennen — ein Stoßen — ein Fragen —,
Dann Stille, als würde ein Toter getragen —,
Und dicht vor dem Hofthor, dem gähnenden Schlunde,
Steht schweigend die Menge in harrender Runde.

Der Pfarrer hat nichts von dem allen vernommen —
Ganz ist seine Seele in Andacht entglommen.
Das Haupt auf die Bibel gesenkt in Sinnen,
So sitzt er im Häuslein am Schreibtisch da drinnen.

„Hochwürden" — die Thür wird aufgerissen —
„Hochwürdiger Herr Pfarrer — Ihr müßt es ja wissen! —"
Jäh fährt er empor: „Was willst Du, Lisette?"
Die Alte steht schweigend.

„Nur Thorheit, ich wette!
Was stürmst Du so wild in mein Morgengebet
Mit dem weltlichen Lärm, der die Andacht verweht?"
„Hochwürden, Verzeihung! — Der Josef im Stern —
Der Josef ist tot! —"

„Bei der Gnade des Herrn!" —
Auf springt er — „der Josef!"

„Sie fanden ihn eben —
Im Blute — er selber nahm sich das Leben!" —

„Das lügst Du!" — das Buch stürzt zur Erde im Bogen —

„Herr Pfarrer — wann hab ich Euch jemals belogen?"
— Die Alte schüttelt das Haupt verdrossen. —
„Er hat sich — heut Morgen — ins Herz geschossen
Herr Pfarrer, die ganze Stadt weiß es ja schon! —
O Gott — und der einzige — der einzige Sohn!" —

Der Vikar tritt ans Fenster. Da schaut er die Masse
Des staunenden Volks auf dem Markt — in der Gasse —
Sieht den Schwarm, der sich dicht vor dem Thor weg drängt.
Und sieht drüben im Gasthof die Fenster verhängt
Still kehrt er sich wieder zurück zu der Alten,
Die den keuchenden Atem mühsam verhalten,
Jetzt heimlich an ihrer Schürze zupft
Und verstohlen sich dann die Augen tupft.

„Lauf hinüber zum Stern und sag', ich will kommen
Um Trost zu spenden den Eltern, den frommen!"
Schnell eilt sie hinaus und der Pfarrer steht,
Die Hände gefaltet, wie zum Gebet.
„Herr Gott — so läßt Du den Jüngling enden,
Auf den Glück Du streutest mit vollen Händen?!
Der der Eltern einziger Liebling war —
Den reichen Erben, den Bräutigam gar?! —
Barmherziger Gott, Du hast mich gesehn
Als Knaben und Jüngling neben ihm stehn —.
Du weißt, was ich alles gegeben für ihn —
Und nun läßt Du ihn so in's Verderben ziehn? —
Zwei gebrochene Eltern müssen ihn sehn? —
Eine jungschöne Braut muß um ihn vergehn? —
Du bist mein Gott, dem ans Herz ich ihn lege —
Herr, unerforschlich sind Deine Wege!" —

Er schreitet mit Käppchen, Talar und Brevier
Hinaus zu des Häusleins hölzerner Thür.
Das Volk hat ihn kaum erschaut mit dem Blick
So weicht es entblößten Hauptes zurück,
Und in dem dunkeln Portal alsbald
Verschwindet seine hohe Gestalt. —

Jetzt drückt er die Thür — jetzt steht er im Zimmer —
Von nebenan glimmt es wie Kerzenschimmer.
Er ahnt, wer dort in dem Schlafgemache
Bei dem Toten hält die traurige Wache! —

Sie kommen heraus, um ihn zu begrüßen —
Die Köpfe gesenkt, mit schleichenden Füßen:
Die grauen Alten — noch gestern so stark —
Gleich Schatten heut — ohne Mut — ohne Mark!
Die Mutter — aufjammernd — von Thränen betaut —
Der Vater — verschlossen — stumm, kalt, ohne Laut. —
Sie küssen die Hand ihm — er spendet den Segen.
Wie der Mutter die Hand auf die Stirn er will legen,
Da bricht sie aufweinend zusammen vor Qual
Und umhalst laut schluchzend den stummen Gemahl.
Der legt ihr schweigend den Arm um den Leib
Und geleitet hinaus sein verzweifelndes Weib. —

Allein bleibt der Pfarrer. Was soll er hier sprechen?
Jedes Wort muß die blutenden Wunden erbrechen! —
Giebt's denn einen Trost zwischen Himmel und Erde,
Der in solcher Stunde nicht machtlos werde? —
Er schaut zu Boden. Da hört er im Zimmer
Aus fernster Ecke ein leises Gewimmer.
Da kauert ein Mädchen — ja, ja, das ist sie —
Die Ärmste der Bräute — des Nachbars Marie! —
Er geht auf sie zu — sie wankt ihm entgegen —
„Hochwürden — Herr Pfarrer, nicht Euren Segen!" —

Und mit blutlosem Munde haucht die Erbleichte:

„Hochwürden — Herr Pfarrer — hört mir die Beichte!"

Der Vikar ergreift ihre Hand und spricht:
„Gut, aber nur hier und nur heute nicht!"

„Ja heute und hier!" — so ruft sie wild —
„Oder dort, bei der Leiche schrecklichem Bild! —
Sonst jagts mich dahin, wo kein Leben mehr ist,
Zu der Stätte der Schande, wo jeder Christ
Vor sich und seinem Schöpfer errötet —
Hochwürden — Herr Pfarrer — ich hab' ihn getötet." —

Auf fährt der Vikar: „Du redest im Fieber!" —

„O nein doch! hört meine Beichte doch lieber! —
Soll mich nicht noch heute der Wahnsinn schlagen,
So muß ich es einem Menschen sagen!" —

Mild spricht der Vikar: „So komm nur mein Kind!
Da wir Priester doch Tröster und Helfer sind! —
Wenn Dein Herz sich sehnt, sich selbst zu befrein —
Wohlan denn, so will ich Dein Beichtiger sein!"

Er setzt sich, und langsam läßt sie die Glieder
An seinem Sessel zur Erde nieder —
Die Hände faltend auf seinem Knie —
Die bleiche, die blonde, die schöne Marie.
Ihr lichtes Haar — wirr die Stirn überflutend —
Ihre Augen — ängstlich durch Thränen glutend —
So schaut sie, scheu blickend, auf und spricht:
„Laß mich beichten — und unterbrich mich nicht!"

„Ich sollte ja morgen — Ihr wißt es führwahr —
Mit dem Josef treten zum Trau-Altar!
Ich war ihm verlobt seit Jahr und Tag —
So lang', daß ich's gar nicht mehr denken mag.
Und alle die Zeit, seit ich ihm mich verband,
Seit ich zitternd und weinend ihm reichte die Hand, —
O, alle die Zeit — Gott mag mir's verzeihn! —
War mir nur eine furchtbare Herzenspein! —
Fünf Jahre sind's her — ich war noch so jung. —
Hochwürden, Euch sagt's die Erinnerung: —
Fünf Jahre sind's her — da warb Josef um mich —
Und ich sagte nein! — ich Unselige ich!
Ihr wißt ja, wir waren Jugendgespielen!
Wie waren die Stunden so schön — o, die vielen! —
Wie waren sie kindlich und glücklich und rein, —
O, könnt' es das ganze Leben so sein! —
Doch — da warb er um mich! — O, ich seh ihn noch stehn! —
Seiner großen Augen glühendes Flehn —
Das Zittern der Hand und das zitternde Wort; —
O Gott — es war an geheiligtem Ort —
Da unten am Rhein — an der alten Mauer, —
Wo die Mutter Gottes steht in Trauer,
Von Epheu umrankt und von Eisen umgittert,
Von Bäumen umrauscht und vermorscht und verwittert.
Da stand er vor mir — da wollt er mich frei'n —
Und da sagt ich ihm zitternd ein bebendes Nein. —
Noch heut seh ich's, wie da vor Groll
Auf der Stirn ihm die mächtige Ader schwoll,
Wie da sein Arm die Luft durchsauste
Und in der Brust ihm der Atem brauste! —
O, er war so wild, so feurig, so jäh,
Und mir that er selber im Herzen weh.
Ich war ihm ja gut, wie man's ist einem Freund,
Ich hat es stets ehrlich mit ihm gemeint, —
Ich wollt ihn begüt'gen, — ich wollte ihn bitten,
Er stieß mich zurück — er hat's nicht gelitten! —
Ich faßte ihn bebend bei der Hand,
Er schlug mich — und warf sich wild in den Sand. —
Ich ging unter heißen Thränen von dannen, —
Weiß noch, wie sie reichlich vom Auge mir rannen!
Ich sah ihn dann viele Tage lang nicht —
Doch nicht aus dem Auge kam mir sein Gesicht!
Er that mir so leid — doch — ich konnt' ihn nicht lieben! —
Ein anderer war tief mir hier eingeschrieben —
Ein andrer — o Gott — kehrt ab Eure Augen! —
Sie woll'n aus der Brust die Seele mir saugen! —
Ein andrer — der andre starb tags darauf —

Für die Welt — für mich — doch, ich gab ihn nicht auf! —
Das Muttergottesbild unten am Rhein,
Das könnte noch heut mein Zeuge sein,
Wie ich in einsamen Abendstunden —
Da geblutet habe aus Herzenswunden!
Wie ich mir schwur, mich heilig zu fassen
Und von meiner sündhaften Liebe zu lassen.
Denn sündhaft war meine Liebe für ihn —
Ich stahl sie dem Himmel — der Jungfrau Marien. —

Er war tags drauf ohne Abschied gegangen, —
Nie hatte sein Herz an dem meinen gehangen —
Nie hat er geahnt, wie ich an ihm hing,
Und wie weh es mir that, daß er grußlos ging! —
Und Josef, — den ich so schlecht erhört,
Ging traurig umher wie verwirrt und verstört! —
Das alte Hofthor im goldenen Stern, —
Wie liebt ich es einst — o, wie hatt ich es gern! —
Doch jetzt erschien mir's wie ein Höllenschlund
Und ich mied es wie einen Teufelsgrund! —

(Schluß folgt.)

Taugenichts.

Taugenichts saß am Wege und sann,
Humpelt ein altes Weib heran.

Und das Weib hieß Melancholie,
„Setz mich ein wenig," krächzte sie.

Raffte ihr Kleid und ließ sich nieder,
Weinerlich sang sie Ammenlieder, —

Biedermann kam des Wegs daher
Auf dem Rücken den Tragkorb schwer:

„Taugenichts auf! Erwirb dir Geld
Handel und Wandel regiert die Welt!"

Greinte das Weib: „Ich kenne ihn,
Der wird nicht mit der Kiepe ziehn!"

Taugenichts sah den Weg entlang,
Träumenden Auges, — und gähnte lang.

Sprach der Mann: „Versuch nur dein Heil!
Stell auf den Markt dich und halte feil!"

Höhnte die Alte: „Wozu denn das?!
Glaub mir, aus dem wird doch nie was!"

Aufsprang Taugenichts, — ließ sie stehn
Sorglos sang er im Weitergehn:

„Wirbelnde Lerchen, Veilchenduft!
Starke, würzige Frühlingsluft!

Wolken ziehen am blauen Gezelt,
Ich zieh mit durch die fröhliche Welt.

Amseln jubeln, ich jubele mit,
Bächlein wandre, ich halte Schritt,! —

Findet der Spatz auf der Straße sein Brot,
Leidet der Taugenichts auch keine Not!"

Börries von Münchhausen.

Herbstmorgen.

Nun hat der herbstlich schöne Morgen
Die goldnen Thore aufgethan,
In ros'gen Nebeln noch verborgen,
Betritt die Sonne ihre Bahn,
Die Ferne, die sich erst verhüllte,
Stellt sich dem Auge lachend dar; —
Was ahnungsvoll das Herz erfüllte,
Das macht der Morgen offenbar.

Ich aber geh' mit ernstem Sinnen
Durch's feuchte Gras den Wald entlang
Und denk an mein entferntes Minnen,
Als noch im Mai die Amsel sang.
Ich frage, was in weiter Ferne
Mein Liebchen thun und denken mag,
Seh', wie im Glanze mild'rer Sterne,
Vergang'nen Glückes Tag um Tag.

Ich weiß, ich hab' vor jenen Tagen
Den Wert des Daseins nicht gekannt,
Erst da die Augen aufgeschlagen,
Als ich mein holdes Kleinod fand:
Das Leben, das sich mir verhüllte,
Stellt' sich erst da dem Auge dar;
Was ahnungsvoll das Herz erfüllte,
Ward durch die Liebe offenbar!

Hans Müller.

Anastasius Grüns letzte Jahre.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig August Frankl.

I.

Mild und friedvoll wie sein Lebensabend sind ich die Briefe Grüns aus diesen Jahren. Mehr ls bisher fällt dem jüngeren der beiden Freunde ie Aufgabe zu, den älteren anzuregen, zur Aussprache u bringen. Gleich der erste Brief Frankls aus dem Jahre 1872 (Wien, 7. Juli) kann als Beispiel dafür elten:

. . . Sie haben, wie er mir erzählte, unsern Statuarius[1]) kennen gelernt und werden sich an dem schlichten, einfachen deutschen Manne, der jedenfalls besser in Marmor als in Worte haut, erfreut haben . . .

Mein Antrag, den Grundstein von Marbach her zu bestellen, daß sich Schiller in Oesterreich auf wirklich „heimischem Boden“ fühle, hat unser Comité angenommen und ich wandte mich deshalb an das Denkmal-Comité in Marbach; dasselbe hat den Wunsch mit Freude begrüßt und, wie Sie aus dem anliegenden Briefe des Präses Med. Dr. Föhr, den ich im vorigen Jahre in Marbach kennen lernte, ersehen, wird unser Wunsch erfüllt werden.

Ich freue mich, daß auch die Tochter Schillers den Einfall gut findet. Sie hat auch meine, schon vor einem Jahre an sie gerichtete Bitte um eine Reliquie für den Grundstein gütig zugesagt und nun dieselbe durch Übersendung eines Originalbriefes Schillers und einer Locke von ihm erfüllt. Ich kann es mir nicht versagen, die Gegenstände, da diese am nächsten 10. November mit dem Grundstein von der Oberfläche der Erde für ewige Zeiten verschwinden werden, Ihnen und den verehrten Ihren zur Ansicht einzusenden, mit der Bitte, sie mir gütigst bald wieder zukommen lassen zu wollen, weil ich die Reliquien vor meinen Ferien, die ich diesmal mit den Meinen in Berchtesgaden zuzubringen gedenke, der Sicherheit wegen in der feuerfesten Casse unseres Cassiers, des Freiherrn von Schey, hinterlegen will.

Sollen aber diese Reliquien für immer begraben werden? Nun, der Brief kann, wenn es nicht schon geschehen ist, durch den Druck veröffentlicht werden; aber die Locke findet für „ewig“ (ein Wort, das Schiller so häufig und mit Vorliebe gebraucht, wie Sie das schöne Bild der „Rose“) ihr posthumes Grab. Könnte — allerdings müßte die Genehmigung der Baronin Gleichen-Rußwurm dazu eingeholt werden — die Locke nicht, wie z. B. der Schädel Schillers, im Museum oder in der Bibliothek unter Glas aufbewahrt werden? Oder würde das den modrigen Duft des Reliquienkrams erregen und den Verfasser der „Götter Griechenlands“ mitleidig über uns lächeln machen, wenn er vom olympischen Göttermahle zu uns herabsieht? Ich bitte um Ihre Meinung, die ich unserm Comité in der nächsten Sitzung vorlegen will.

Die letzten 8 Tage las ich ausschließlich Grillparzers Gedichte, zweimal, als sollte ich öffentlich Rechenschaft darüber ablegen müssen; vielmehr that ich's, um für Lebenszeit mir das Bild des lyrischen Dichters festzustellen. Der Band enthält kostbare Gedichte, die mit zu den schönsten deutschen zählen, nur hätte der Herausgeber weniger Pietät bewähren sollen, es wäre pietätvoller gewesen.

In der Abtheilung „Leben und Lieben“ sind, ohne die Originalität zu schädigen, echt Göthe'sche Lieder. Wie Grillparzer überhaupt sich an Göthe und gar nicht an Schiller heran gebildet zu haben scheint. Entweder er ziselirte in der Jugend sorgfältig oder sie sprangen bei frischer Begeisterung gelungen hervor.

In den späteren Gedichten ist die Form hart, eckig, sogar grammatikalisch unkorrekt, was hindern wird, ihn den deutschen Klassikern anzureihen, indem er Dichter, aber kein Künstler ist, bis er sich endlich nur der Verse bediente, um in dieser ihm geläufigen Form mehr den Denker charakterisirende Ideen auszusprechen.

Eigen ist es, daß die besten Gedichte des Bandes alle durch den Dichter selbst mitgetheilt worden sind. Die neu hinzugekommenen — mit wenigen Ausnahmen — scheint er nur flüchtig entworfen zu haben, um sie vielleicht noch später sorgfältig durchzuarbeiten oder auch ungedruckt zu lassen . . . So wie er ist, macht der Band den Eindruck eines kostbaren Venezianischen Spiegels, der aber viele blinde Flecke zeigt. Und wie Vieles

[1]) Johannes Schilling.

wurde trotzdem unterdrückt, um es einer späteren Zeit aufzubewahren, namentlich Epigrammatisches, weil es zu persönlich ist. Er schonte seine besten Freunde, seine Verehrer nicht und trat rücksichtlich dynastischer Personen in vollen Widerspruch mit seinen Gedichten an Kaiser Franz, Ferdinand u. s. w. Gewiß ist, daß der Schwerpunkt seines Talentes im Drama liegt und im — Epischen; ich denke an die unübertreffliche Novelle „Der Spielmann“.

Alles in Allem: er war ein trefflicher Dichter und wäre noch kühneren Schwunges emporgekommen, wenn er den Muth gehabt hätte, sein Talent in der Jugend „hinaus“, in die freiere geistige Strömung zu bringen. Es wäre mir zur Belehrung wichtig, Ihre Ansicht über Ihren älteren, glänzenden Zeitgenossen zu hören, statt meiner, verzeihen Sie! doch nur flüchtigen Auseinandersetzung. Ein so begabter Geist, auf den Oesterreich stolz sein muß, läßt sich nicht in den Rahmen eines noch so langen (zu langen! wie der vorliegende es für Ihre Geduld sein wird) Briefes fassen. Ich erwähne nur noch, daß ich nach dem Gedichte „An Kaiser Josef II.“[2]) das Ihre[3]) las und dem letzteren die Palme zuerkennen mußte; so schöne Gedanken auch das erstere enthält, poetisch schwunghafter ist entschieden das Ihre. Lesen Sie einmal selbst die beiden Gedichte nacheinander.

Besuchen Sie in diesem Jahre kein Bad? Ist Ihre Frau Gemalin wieder vollkommen gesund? Gedeiht Ihr Söhnchen, das ich schon drei Jahre nicht sah, körperlich und geistig?

Und nun leben Sie recht wohl — unbekümmert um die neuen Statthalter[4]), die allerdings Ihr Behagen stören könnten, und bewahren Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen, indem ich Sie bitte, den Ausdruck meiner unwandelbaren Verehrung für Sie zu gestatten. Frankl.

Grün erwiderte:

Verehrter Freund!

Um Ihnen und mir selbst jeden Anlaß zur Beunruhigung zu benehmen, beeile ich mich, die mir übersandten kostbaren Schiller-Reliquien, für deren freundliche Mittheilung und liebenswürdigen Geleitbrief ich vielmals danke, unverzüglich zurückzustellen, damit dieselben baldigst in die von Ihnen erwähnte sichere Verwahrung gelangen können . . . .

Ich theile mit Ihnen die Pietät, welche jene werthvollen Reliquien so gerne vor dem Begrabenwerden retten möchte. Aber ich glaube, wenn Schiller's Tochter selbst keinen Anstand nahm, jene Gegenstände zum Versenken in die Fundamente des Denkmals zu bestimmen, daß es kaum an uns sein dürfte, gegen die Verwirklichung dieser Widmung Bedenken zu erheben. Selbstverständlich setze ich dabei voraus, daß die Reliquien durch unsere Vorsorge auch an ihrem unterirdischen Aufbewahrungsorte thunlichst vor Zersetzung und Zerstörung gesichert werden. Aber sollte das Monument selbst nicht auch ein Anrecht haben, mit dem großen Manne, den es ehren will, gerade durch jene geheiligten Reste in einen näheren weihevollen Zusammenhang gebracht zu werden? Sie möchten wenigstens die Locke vor dem Verschwinden retten, dagegen ich, wäre eine Wahl hier statthaft, den Brief, denn dieser ist, ganz abgesehen von dem Inhalte, doch ein unmittelbares Produkt seiner Hand, ein Denkmal seiner eignen Thätigkeit, während jene, ein von außenher Gewordenes, der gleichen Eigenschaft entbehrt. Wenn wir aber Beides, so werthvoll es durch seinen Ursprung uns ist, der Widmung gemäß in den Grundstein versenken, so üben wir einen selbstlosen Akt jener schönen und reinen Idee, welche dem Reliquien-Cultus ursprünglich zu Grunde lag, und wir versündigen uns an dem großen Unsterblichen gewiß weniger, als wenn wir ein Exemplar seiner Gesammtwerke in den Grund senkten, sobald der Genuß derselben dadurch auch nur einem Leser entzogen würde . . . .

Auch ich habe mich in letzter Zeit eingehend mit Grillparzer beschäftigt . . . .

Ich halte Grillparzer nach Anlage und Begabung weitaus für die bedeutendste dichterische Kraft, welche seit Göthe und Schiller zu Tage getreten ist. Wer könnte sich an innerem poetischen Fond, an schöpferischer Gestaltungsgabe, an Tiefe und Feinheit des Gefühls, an Kenntnis des Menschenherzens, an Schärfe des Gedankens, an Schwung der Phantasie, an Fülle wahrer Lebensweisheit wohl mit ihm messen? Allerdings muß ich zugeben, daß er bei uns das nicht geworden, was er nach aller Anlage anderwärts hätte werden können. Aber auch in dem, was er geworden, liegt eine Großartigkeit und zugleich Vielseitigkeit, die wir bewundern und freudig genießen dürfen. Mag seine Wirkung in der Dramatik und Epik liegen, seinen Schwerpunkt möchte ich doch fast vorwiegend in der Lyrik suchen. Mir scheint er als Lyriker ebenso bedeutend, als eigenthümlich. Wäre der Eindruck dieser Lyrik nicht durch die Zerbröcklung des organisch Zusammengehörigen und sich chronologisch Entwickelnden einigermaßen abgeschwächt, so sähe man fast Schritt für Schritt den Dichter aus sich heraus wachsen und immer höher und größer sich emporringen. Man sähe aber auch haarscharf, welchen Einfluß die äußeren Lebensverhältnisse allmählich auf den Dichter nehmen. Wie rein und poetisch formschön, wie künstlerisch ciselirt (nach Ihrem Ausdrucke) sind die Gedichte aus der Jugend-

[2]) „Kaiser Josefs Denkmal“. Grillparzers „Sämtliche Werke“. 4. Auflage. Stuttgart 1887 I., 122 ff.

[3]) „Sein Bild“. Grüns „Gesammelte Werke“. II., 369 f.

[4]) Im Juli 1872 wurden wichtige Statthalterposten neu besetzt. Die Auswahl einiger Persönlichkeiten erregte das Befremden der Anhänger des Ministeriums.

zeit, als noch keine Enttäuschung, keine bittere Erfahrung den unentweihten hoffnungsreichen Schaffensdrang beirrte! Wie hingegen theilen spätere bittere Erlebnisse auch den späteren Dichtungen eine gewisse Herbheit und Sprödigkeit mit, die sich glücklicherweise, ohne den Reichthum und Werth des geistigen Inhalts zu schädigen, meist nur in der rauher werdenden äußeren Form manifestirt! So ist diese an dem herrlichen Baume nur die rissige rauhe Rinde, welche uns weder das edle Mark des kräftigen Stammes, noch die schöne Laubkrone seiner Wipfel verkümmern darf und soll . . .

In alter treuer Gesinnung, mit den herzlichsten Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

Der Bau des Blinden-Instituts auf der Hohen Warte war im Spätherbst 1872 beendet; am 1. Dezember fand die Feier der Schlußsteinlegung statt. Auch an Grün kam eine Einladung zur Feier, er erwiderte aus Graz, 3. Dezember 1872:

Von ganzem Herzen beglückwünsche ich Sie zu der geistigen Urheberschaft dieses Unternehmens, bei welchem Ausführung und Erfolg so rasch wie selten der Idee nachgekommen sind. Ich bedaure nur, daß ich verhindert war, Ihnen diesen Glückwunsch an Ort und Stelle unmittelbar und persönlich darzubringen, wie ich so gerne gethan hätte . . . .

Beruhigend ist doch auch, wenngleich nicht vollkommen befriedigend, was Sie mir über den Fortgang der Vorarbeiten und Vorkehrungen für unser Schillermonument mittheilen. Mit einiger Geduld und Ausdauer und unterstützt von der Ihnen eigenen unermüdlichen Rührigkeit werden wir allgemach doch ans Ziel gelangen. Mittlerweile ist aber auch jene Dame, deren Bekanntschaft ich in Kissingen gemacht und welche ich vor Allen als Zeugin und Theilnehmerin bei der seinerzeitigen Enthüllungsfeier anwesend gewünscht hätte, nämlich des Dichters Tochter, Frau von Gleichen, aus der Reihe der Lebenden geschieden. Wäre sie bei jenem Feste gegenwärtig, man hätte Schiller selbst als Anwesenden geglaubt, so ergreifend ähnlich und bedeutend waren ihre Gesichtszüge. Mich hat die Todesnachricht der edlen Frau, die ich vor Kurzem noch so wohl und rüstig gesehen, tief erschüttert.

Das nächste Schreiben Grüns, das wir mitzutheilen haben, bedarf einer Erläuterung. In der ersten Gesamtausgabe von Grillparzers Werken findet sich folgendes „A. Gr." überschriebenes Epigramm:

Soll ich genau es schildern,
Wie mir gefällt Dein Gedicht,
Du verstehst wohl gut zu bildern,
Allein zu bilden nicht.

Nach Erscheinen äußerte Grün Frankl gegenüber, es habe ihn empfindlich berührt, daß die Herausgeber (Laube und Weilen) jenen stachligen Versen seines verehrten Dichterfreundes Raum gegönnt[5]), hingegen ein schwungvolles Gedicht rühmendster Anerkennung, das Grillparzer an ihn gerichtet, unbeachtet gelassen. Weilen beeilte sich, Grün durch Frankls Vermittelung zu versichern, daß er von der Existenz des Gedichts keine Ahnung gehabt und erbat sich dasselbe für die zweite Auflage. Grün erwiderte im März 1873:

Verehrter Freund!

Wenn die Herausgeber der Grillparzer'schen Werke oder Einer derselben den Wunsch aussprechen, die Originalhandschrift des an mich gerichteten Gedichtes zur Einsichtnahme oder Veröffentlichung von mir zu erhalten, so bin ich mit Vergnügen bereit, das in Rede stehende Autograph einzusenden. Dagegen möchte ich aber sogar den Schein mit den sich daran knüpfenden Mißdeutungen vermeiden, als ob die Initiative zu einem Abdrucke jenes Gedichtes von mir ausgegangen sei. In diesem Sinne mußte ich, wie früher bereits Ihnen, so später dem Minister Unger zu freundlichen Anerbieten, die Veröffentlichung einzuleiten, meine Zustimmung versagen. Mir persönlich genügt der Besitz einer poetischen Urkunde, welche darthut, daß der von mir so hochverehrte Mann und Meister einst mit mir zufrieden gewesen. Wenn er später meinen Werth geringer anschlug, so liegt dies vielleicht in meinem Verschulden, vielleicht auch in der Verschiedenartigkeit der Charaktere und ihrer Richtungen.

Die Geschichte, wie das Manuscript in meine Hände kam, ist sehr einfach. Bald nach dem Erscheinen der „Spaziergänge" teilten Freunde mir mit, daß unter den Erfolgen dieser Schrift auch jener nicht gering zu halten sei, daß selbst Grillparzer sich dadurch zu einem Gedichte veranlaßt gefühlt habe.

Als ich im Jahre 1834 einmal — wie regelmäßig bei jedem längeren Aufenthalt in Wien — dem Dichter meinen Besuch abstattete, erwähnte Grillparzer selbst des Gedichtes und las es mir vor. Meinen begreiflichen Wunsch, das Gedicht zu besitzen, und zwar nicht in Abschrift, sondern womöglich in der Handschrift des Verfassers, lehnte er augenblicklich zwar nicht ab, aber überbrachte mir dasselbe erst nach einigen Tagen in das Café Neuner.[6]) Das Datum des Empfanges habe ich am Rande der Handschrift bemerkt. Dies ist zugleich auch die wahrscheinlichste Erklärung des Umstandes, daß sich gerade von diesem Gedichte kein Exemplar in der Schrift Grillparzers, sondern nur in Abschrift, die er vermuthlich vor Abgabe des Originals

[5]) Andere Epigramme Grillparzers gegen Grün sind erst nach Grüns Tode publiziert worden. Wir glauben sie, da sie sichtlich nur einer üblen Laune Grillparzers entsprungen sind, hier nicht mitteilen zu sollen. (Vrgl. Grillparzers „Sämtliche Werke". II. 190.)

[6]) Das „Silberne Kaffeehaus."

an mich anfertigen ließ, in dem Nachlasse vorfand.
Mit den herzlichsten Grüßen Ihr aufrichtig ergebener
(März 1873.) Ant. Auersperg.

Weilen wandte sich nun direkt an Grün, doch traf das Manuskript zu spät ein, um noch in der zweiten Auflage Platz zu finden. Am 15. September 1876, dem Begräbnistage Grüns, publizierte es Frankl zum ersten Male.[7] Wir geben hier die Hauptstellen wieder:

An Anastasius Grün (1834).

Auersperg, Du letzter Ritter
Eines Stamms, der ruhmbelaubt,
Streit' nicht mehr im Helmesgitter,
Zeig Dein freies, edles Haupt!

Nicht mehr grün sind Deine Früchte,
Weit und hoch, zu hoch dem Zwerg.
Du Erstandner im Gedichte,
Anastas und Auersperg.

Gehst ja in der Väter Bahnen,
Kämpfst für Wahrheit und für Recht.
Schau, es sehn auf Dich die Ahnen
Und erkennen ihr Geschlecht.

Also bleib' am Rechten hangen,
Und ob Dich die Welt verläßt
Sie Dich ausspähn, binden, fangen,
Halte Du am Glauben fest,

Daß, wenn einst zerstäubt die Gitter,
Rings um all, was gut und wahr,
Man Dich grüßt als ersten Ritter
In der Nachgekommnen Schaar.

Brücken, die nicht abgetragen,
Haben Stamm und Glück entzweit,
Uns vielmehr laß Brücken schlagen
In die beßre Enkelzeit!

Seither hat das Gedicht auch in die Gesamt-Ausgabe von Grillparzers Werken Aufnahme gefunden.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[7]) „Neue freie Presse" Nr. 4331.

Wanderblumen.

Wächst ein Pflänzlein im Gartengerent,
„Jungfer im Grünen" nennen's die Leut',
„Braut in Haaren" die andern;
Draußen vorm Zaun im Goldesglanz
Lustig blinkert der „klingende Hans" —
Pflückte sie beide beim Wandern.

Blühten am Hute treu und schlicht —
Eine vergessene Kindergeschicht'
Kam mit dem Wind aus den Dünen.
Heissa, wie lockte die Wiese zum Tanz!
Ich war der Hans, der klingende Hans,
Leni, du: Jungfer im Grünen!

Hinter dem Haus am Gartenstacket,
Leni, ob wohl die Bank noch steht,
Wo wir so selig waren?
Leni, dein Ohr, welch süßer Schrein!
Und das Wörtchen, gewispert darein,
Leni, war's: Braut in Haaren?

Ist so lange, so lange her!
Blies ein rauher Wind vom Meer,
Hingst dein sonnig Köpflein.
Herbststurm spielt mir auf zum Tanz,
Warf ins Auge dem klingenden Hans
Ach, ein salzig Tröpflein . . .

Wilhelm Arminius.

Falke und Erdbeerblüte.

Rumänisches Volkslied.

Auf der Fichte höchstem Ast
Hat ein Falke Fuß gefaßt,
Blickt zur Sonne kühn und wagend,
Unaufhörlich flügelschlagend.
Unten, zwischen Moos und Stein,
Sprießt die Erdbeerblüte klein,
Drückt sich vor der Sonne Schein
Scheu in ihr Versteck hinein.

„Bergesblume ohne Tadel,
Bin ein Falk von Falkenadel.
Komm' hervor an's Tageslicht,
Daß ich seh' dein Angesicht;
Denn zu mir auf in die Lüfte
Fliegen deine süßen Düfte.
Drum, o Holde, laß dich pflücken,
Meinen Flügel sollst du schmücken,
Durch die Sonne mit mir schweben,
Ihre Glut wird dich beleben,
Wind mir deine Liebe geben!"

„Falke, weißt gar wohl zu reden,
Doch das taugt nicht einem jeden.
Du hast Schwingen, du kannst fliegen,
Dich im Sonnenlichte wiegen;
Mir, der Blüte, ward beschieden,
Aufzublühn im Schattenfrieden.
Schwebe du in Sturmeswehn',
Mich laß auf der Erde stehn.
Auf! daß Glück den Weg dir hüte;
Und vergiß der Erdbeerblüte,
Denn die Welt ist groß genug
Meinem Blühn wie deinem Flug."

Übersetzt von **Robert F. Arnold.**

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die Aktionäre der Gambrinus-Brauerei in Westerfelde hatten in der jährlichen Generalversammlung die Freude gehabt, für das verflossene Geschäftsjahr eine Dividende von zwanzig Prozent zugesagt zu erhalten. Nach Beendigung der kurzen, erbaulichen Sitzung drängten sie sich um den strahlenden Direktor Malchien, der dieses glänzende Ergebnis unbedenklich als sein alleiniges Verdienst in Anspruch nahm, und beglückwünschten ihn und sich.

Fritz Malchien war eine populäre Persönlichkeit in Westerfelde. Schon wenn man ihn ansah, wußte man, daß man von ihm sich keiner pessimistischen Weltanschauung zu versehen hatte. Die tonnenartige Figur mit den kurzen Beinen und dem runden Kopfe darauf, aus dem über den fleischigen roten Wangen zwei graue Äuglein vergnügt in die Welt zwinkerten, — sie konnte nur einem Manne angehören, der mit sich selbst und dem Zustande der Dinge im allgemeinen äußerst zufrieden war. Und so verhielt es sich auch. Fritz Malchien befand sich im Besitze eines allezeit heitern Gemüts. An den verschiedenen Stammtischen, die er im Laufe des Tages zu besuchen pflegte, ging es immer lustig zu. Da gab es keine nutzlosen Erörterungen über schwebende politische Fragen, jene fließenden Gebilde, die mit jedem neuen Tage ein anderes Antlitz zeigen; da gab es kein verbitterndes, den Appetit verderbendes Parteigezänk; da gab es endlich auch kein Aufeinanderplatzen der Meinungen über städtische Angelegenheiten. Fritz Malchien ließ kein ernhaftes Gespräch aufkommen. Es war seine Natur, alles humoristisch aufzufassen und über Störendes mit einem Scherze hinwegzugleiten. Er stand sich gut dabei. In ganz Westerfelde hatte er keinen Feind. Seine Bekannten sahen in ihm den jovialen Gesellschafter, der ihnen Kurzweil verschaffte. Es erging Fritz Malchien, wie es den Theaterkomikern ergeht, an die sich das Publikum gewöhnt hat: sie brauchen sich nur zu zeigen und eine Grimasse zu machen, und der Jubel bricht los.

Während Direktor Malchien seine getreuen Aktionäre mit einigen jener Scherze unterhielt, die nur eine mündliche Verbreitung finden, wurde ihm ein Telegramm überreicht.

„Privatim, meine Herren!“ sagte er. „Es ist keine Bestellung auf tausend Kisten Exportbier für unsere Kolonien, wie Sie vermuten. Kommt auch noch; aber wir erleben's nicht mehr.“

Er las: „Vier Anwesende der jüngsten Generation erben. Übers Jahr definitive Verteilung.“

„Das Telegramm ist von meinem Sohne,“ erzählte er in der Freude seines Herzens. „Er hat mit seiner Schwester einen Großoheim begraben helfen, einen Junggesellen, der in einem aufblühenden Landstädtchen im Rohre gesessen und Pfeifen geschnitten hat. Der alte Herr war der Rothschild der Gegend. Meine Kinder sind Glückspilze: sie erben die Hälfte. Direkt. Ich bin übergangen. Wunderlich! Aber doch praktisch. Sie haben es nötiger wie ich; für mich sorgt die Brauerei reichlich. Und kann es auch, meine Herren; Dividenden, wie sie unser Gambrinus aus Malz, Hopfen und Wasser herausschlägt, triefen von Fett.“

Ein behagliches Lachen erschütterte den Bauch des zufriedenen Direktors.

Die Kunde von einer kolossalen Erbschaft, die den beiden Kindern des Direktors Malchien zuge-

fallen sei, verbreitete sich mit einer Schnelligkeit, wie sie der Bedeutung dieses Ereignisses entsprach. Als Albert und Klara nach Westerfelde zurückkehrten, fanden sie sich in der Schätzung ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen beträchtlich gewachsen. Mit welch' geringer Berechtigung wußten sie selber am besten. Noch lag das Vermögen Gottlieb Schmeling's unter Schloß und Riegel und nur Cerberus-Brüninghaus wußte, wohin es übers Jahr wandern würde. Vielleicht auch der nicht einmal. Aber weder Albert noch Klara hatten das Bedürfnis, die öffentliche Meinung zu berichtigen, da sie ihnen von Vorteil waren. Auch unverdiente Hochachtung verursacht einen angenehmen Kitzel. Manche erfreuen sich ihrer zeitlebens, ohne jemals rot zu werden.

Albert war bei der Verwaltung einer Maschinenfabrik angestellt. Dort verrichtete er gewohnheitsmäßig und mit ausreichender Geschicklichkeit die ihm obliegenden Arbeiten. Es fehlte ihm nicht an Intelligenz. In einem weniger bureaukratisch geregelten Betriebe würde er, weil zu selbständigem Denken genötigt, wahrscheinlich bald hervorgetreten sein. Die bequeme Routine machte seinen Geist stumpf. Was von ihm gefordert wurde, vermochte er halb mechanisch zu leisten. Die Folge war, daß er sich des Nachdenkens entwöhnte, als einer überflüssigen Anstrengung. Er brauchte nur seine Pflicht zu thun und er rückte allmählich auf. Ja, die Beschränkung auf den engen Kreis der ihm zugewiesenen Arbeiten empfahl ihn seinen Vorgesetzten. Denn Strebsamkeit ist durchaus nicht immer und überall eine erwünschte Eigenschaft bei einem Subalternen. Die Teilung der Arbeit ist individuellem Ehrgeiz wenig günstig.

Von seinem Vater hatte Albert die leichte Ader. Er genoß die Gegenwart und machte sich keine Sorge um die Zukunft. Tausende seines Standes leben so. Sie nehmen das Leben wie es ist, schlafen ruhig und halten sich sorgfältig von allen Problemen fern, deren Lösung ihre tiefer angelegten Zeitgenossen beschäftigt. Es ist die große Heerde der Philister, die in der Politik dem Tamtam der Presse, in allem übrigen der weniger geräuschvollen Führung der Mode folgt. Manche liebenswürdige Kerle sind darunter, mit denen wir gerne beim Glase Wein verkehren, — vielleicht Verwandte von uns, deren Kinder wir taufen helfen und denen wir willig einen Kranz auf den Sarg legen. Ein solcher war auch Albert Malchien. Er besaß kleine gesellschaftliche Talente, die er ohne Präsentation verwertete. Er sang ein wenig, verfertigte Gelegenheitsgedichte zu bekannten Melodien, wußte eine Menge von Scherzrätseln und konnte eine Anzahl von verblüffenden Kartenkunststücken vorführen. Dabei war er gutmütig und gefällig. Kurz: ein Mensch, der unter gewöhnlichen Verhältnissen seinen sicheren Kurs mit der allgemeinen Strömung nahm.

Auf einmal galt er in Westerfelde für reich. Dies genügte, um seine träge Stabilität zu erschüttern. Als man den Hut tiefer vor ihm abnahm, wuchs er in seinen eigenen Augen. Langsam erschlossen sich ihm Kreise, in die hineinzukommen er niemals erwartet hatte. Die Plutokratie der Gegend lächelte ihn gnädig an und führte ihm ihre Töchter vor. Nach opulenten Diners, wenn zum Kaffee die Zigarre geraucht wurde, nahmen Geldleute ihn vertraulich bei Seite und erläuterten ihm mit engelhafter Geduld die Vorteile ihrer neuesten Gründungen. Die goldene Jugend von Westerfelde, die den Kommis mit dreitausend Mark Gehalt bisher über die Achsel angesehen hatte, bemühte sich, ihn zum Eintreten in ihren Klub zu bestimmen. Seine Chefs sprachen ihr Bedauern aus, daß sie voraussichtlich in kurzer Zeit eine so „bewährte Kraft" würden verlieren müssen.

So ergoß sich mit betäubendem Wohlgeruch ein lieblicher Regen von Schmeicheleien auf den vermeintlichen Erben einer halben Million. Diese Summe hatte sich schließlich in den Köpfen der Westerfelde festgesetzt. Niemand wußte, wer sie genannt hatte. Der Direktor Malchien war es nicht gewesen; seit er Alberts Bericht vernommen, ließ er sich über die Erbschaft kein weiteres Wort entwischen. Einerlei: jedermann glaubte daran. Und jedermann wartete auf die lustigen Sprünge, die Albert Malchien nunmehr machen würde.

Albert indessen entsprach den Erwartungen seiner Mitbürger nicht. Weder schaffte er sich ein Reitpferd an, noch richtete er sich eine raffiniert luxuriöse Junggesellenwohnung ein, noch kündigte er seine Stellung bei der Westerfelder Maschinenfabrik A.-G. Daß er dies alles nicht thun konnte, war ihm peinlich genug. Immer begehrlicher blickte er nach Gunthershausen, wo für ihn bereit lag, was er gebrauchte, um seine verbesserte pekuniäre Lage vor aller Augen zu demonstrieren. Aber er wagte nicht, davon zu nehmen; die von ihm beabsichtigte Verwendung

des Geldes war keinesfalls im Sinne des alten Schmeling. Freilich: als es ihn immer ärger in der Hand juckte, an den Notar Brüninghaus zu schreiben, flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf, daß er über die Verwendung des Geldes ja gar nicht die Wahrheit zu berichten brauche. Ein Eid auf die Richtigkeit seiner Abrechnungen würde nicht von ihm verlangt werden. Er konnte Ausgaben darin einstellen, die ihm zur Ehre gereichten. Doch schrak er noch vor solchem Betruge zurück.

Die Versuchung wurde jedoch bald stärker. Bei seinen neuen Bekannten lernte Albert ein Mädchen kennen, in das er sich sehr rasch verliebte. Gundel Wülfrath war die Tochter eines Kohlenbarons. Herr Wülfrath hatte verstanden, aus den schwarzen Diamanten weiße zu machen. Längst schon befand er sich in der beneideten Lage, sein Einkommen nicht verzehren zu können. Es lag nicht in seinem Charakter, Demut im Glück zu bewahren. Die Predigt, daß Reichtum verpflichte, ging unbeachtet an seinen Ohren vorüber. Er war Selbstling geblieben, ein Raubtier, das im großen Style weiter jagte. Kein Fürst mit dreißig Ahnen konnte den Kopf höher tragen als Léon Wülfrath, dessen Vater im Kohlenbecken der Ruhr eine Schnapsschenke betrieben hatte.

Albert Malchien hätte niemals seine Augen zu Gundel erheben sollen. Dies sagte er sich selbst, wenn er nüchtern seine Lage übersann. Seine gesellschaftliche Stellung beruhte auf einer falschen Voraussetzung. Es war ein Humbug. Wenn er übers Jahr mit leeren Händen von Gunthershausen zurückkam, konnte er sich in Westerfelde nicht mehr blicken lassen. Dies war alles unzweifelhaft richtig. Aber hört ein Verliebter immer auf die Stimme der Vernunft? Und was wäre an der Liebe daran, wenn sie nicht mit göttlichem Eigensinn sich gegen alle Hindernisse würfe, hoffend gegen alle Wahrscheinlichkeit?

Gundel war ein reizendes Mädchen. In ihrer Naivetät erinnerte sie etwas an Hilka von dem Busche, mit der sie auch in Farbe und Ausdruck der Augen Ähnlichkeit zeigte. Allerdings: so ungeniert wie mit der holsteinischen Bauerntochter ließ sich nicht mit ihr verkehren. Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Sie war nicht stolz, aber sie hatte das Bewußtsein ihrer hervorragenden sozialen Stellung. Es war ihr anerzogen; bei unzähligen Gelegenheiten hatte sie empfunden, daß die volle Börse ihres Vaters ein Piedestal war, das sie über die meisten Menschen emporhob. Sie fand sich in die Thatsache, ohne darüber nachzudenken. Schon von der Schule her wußte sie, daß es von jeher Reiche und Arme gegeben hat. Gott habe es so eingerichtet, sagte man ihr, und dabei beruhigte sie sich. Mit den unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft war sie nie in Berührung gekommen. Von ihren wohlerzogenen Dienstboten sah sie nur die leuchtende Satellitenseite. Mitleid mit Not und Elend war ihr freilich nicht fremd. Gehörte doch Almosengeben zu dem Christentum, worin sie erzogen worden war, und das sie bekannte. Aber das Gefühl der Gleichheit aller vor Gott hatte sie nie überwältigt. Nur die Theorie war ihr geläufig; sie war ein Teil ihrer Bildung, doch unfruchtbar, wie das meiste darin.

Trotz alledem: Gundel Wülfrath war ein reizendes Mädchen. Ihre inneren Mängel kamen in ihrem Kreise nicht in Betracht. War jemand besser als sie, dann gab er sich alle Mühe, dies nicht zu zeigen. Ein junges Mädchen in der holden Blüte seiner Jugend — es ist wie eine allgemeine Verabredung, nichts an sie kommen zu lassen, das den harmonischen Zirkel ihrer Träume stören könnte. Gundel lebte heiter dahin, unbefangen die Freuden der Gegenwart genießend, in eine rosige Zukunft hinein, von der sie eine Steigerung ihres Glückes sicher erwartete.

Die Huldigungen der jungen Herren nahm Gundel als etwas Selbstverständliches entgegen. Die unsichtbaren Schranken, die ihres Vaters Reichtum um sie zog, gestatteten nur denjenigen den Zutritt zu ihr, die als Gleiche mit ihr verkehren konnten. Man war sehr exklusiv in der Villa Wülfrath. Die Gepflogenheit der großstädtischen Geldkreise, Gelehrte und Künstler an ihren geselligen Orgien teilnehmen zu lassen, hatte in den Westerfelder Geldkreisen noch keinen Eingang gefunden. Man war am liebsten unter sich. Offiziere würden allerdings sehr willkommen gewesen sein. Aber Westerfelde hatte keine Garnison. Die nächste lag zwei Fahrstunden entfernt. Nur selten gelang es deshalb, die Einförmigkeit des bürgerlichen Fracks durch einige Uniformen angenehm zu unterbrechen.

Gundel beachtete anfangs den jungen Herrn Malchien sehr wenig. Er empfahl sich dem Auge nicht durch männliche Schönheit. Im Gegenteil: Albert war eher unansehnlich und hatte nur

einen freundlichen Gesichtsausdruck, der allenfalls für ihn einnehmen konnte. Dazu kam, daß er sich in der gesellschaftlichen Sphäre der Wülfrath und Konsorten zunächst mit Zaghaftigkeit bewegte. Allmählich erst, als er sah, daß auch dort mit Wasser gekocht wurde, gab er sich freier und legte seiner natürlichen Dreistigkeit keinen Hemmschuh mehr an. Nur gegen Gundel blieb er blöde. Wenn ihn ihre tiefblauen Augen anstrahlten, stockten ihm die Worte auf der Zunge. Dagegen half nichts, keine Bowle, kein Champagner. Das fiel ihr auf; es genierte sie. Was hatte sie denn an sich, das den jungen Herrn aus der Fassung brachte? Sie versuchte ihn zu ermutigen, indem sie ihm kleine Auszeichnungen zuteil werden ließ. Aber das Übel, das sie heilen wollte, wurde dadurch nur noch schlimmer. Endlich merkte sie, welche Krankheit den Symptomen zugrunde lag. Da erschrak sie und zog sich ängstlich zurück. Doch konnte sie nicht unterlassen, den schüchternen Verehrer mit einem ganz neuen Interesse zu beobachten. Er war der erste Mann, von dem sie wußte, daß er sie liebte. Diese Kenntnis trieb ihre Gedanken immer wieder zu ihm.

Es ist ein altes, wahres Wort, daß Liebe Gegenliebe erweckt. Das Bewußtsein, geliebt zu werden, wirkt gar wunderbar, namentlich auf junge Herzen, denen es ganz neu ist. Dem Mädchen bringt es eine Offenbarung der Macht, die es auszuüben vermag. Der Mann, der sie begehrt, der um sie seufzt, den ihr Blick verwirrt, der bei einer zufälligen Berührung ihrer Hand zusammenschrickt — er streut ihr den Weihrauch süßester Schmeichelei. Er braucht kein Adonis zu sein. Sobald sich ihre Phantasie mit ihm beschäftigt, wird sie ihn schon idealisieren.

Die Zeit kam, da Albert kaum mehr daran zweifeln konnte, daß Gundel seine Neigung erwiderte. Diese Wahrnehmung brachte ihm aufs neue die schwindelhafte Grundlage seiner sozialen Stellung peinlich zum Bewußtsein; das Schlimmste war: er konnte nicht mehr zurück. Es war zu spät, die Wahrheit zu bekennen. That er es, so war ihm die allgemeine Verachtung gewiß; mit Schande bedeckt, mußte er die Geliebte für immer fliehen.

Während Albert sich in einem Zustande vollständiger Ratlosigkeit befand, erhielt er eines Tages den Besuch eines früheren Schulkameraden, der jetzt als Agent und Makler Geldgeschäfte aller Art vermittelte. Franz Klimpermann war keine Persönlichkeit, mit der Albert sich hätte in der Öffentlichkeit zeigen mögen. Der Ruf haftete ihm an, daß er seine Kunden sehr scharf zu scheren verstände und daß er seine beste Beute aus trüben Gewässern fischte. Aber es war ihm niemals etwas Ungesetzliches nachgewiesen worden und Franz Klimpermann trug den Kopf so hoch, als ob die Achtung seiner Mitbürger ihn auf seinem Lebenswege begleitete.

„Ich bin so frei, Ihnen meine Dienste anzubieten, Herr Malchien," sagte Klimpermann, die alte Bekanntschaft vorsichtig ignorierend. „Wenn Ihnen daran liegt — und wie sollte es nicht? — für Ihre Kapitalien hohe Prozente zu machen, so kann ich Ihnen dazu verhelfen — keiner besser als ich. Mehr noch: Sie können in kurzer Zeit Ihr Vermögen verdoppeln. Ich verspreche niemals mehr, als ich halten kann, Herr Malchien. Meine Geschäftsfreunde verdienen alle viel Geld. Das ist mein Stolz. Und auch mein Vorteil, Herr Malchien. Wenn sie's nicht thäten, wovon sollt' ich leben? — Ich habe eine Frau und fünf Kinder; was das sagen will, davon werden Sie in Ihrem glücklichen Junggesellenstand kaum eine Ahnung haben. Solch kleines Volk satt zu bekommen, das allein ist schon eine Aufgabe."

Nun wußte Albert recht gut, daß man bei Klimpermanns sich nichts abgehen ließ. Die Klatschbasen in Westerfelde behaupteten sogar, Küche und Keller verschlängen den dritten Teil seines nicht kleinen Einkommens. Und wenn man die behäbige Gestalt des ruhmredigen Maklers und seine blühende Gesichtsfarbe betrachtete, dann klang seine Hungerlitanei allerdings komisch genug.

Albert war indessen nicht in der Stimmung, über den Heuchler zu lächeln; der Glaube des Geschäftsmannes an seine großen Kapitalien setzte ihn in Verlegenheit.

„Ihr Anerbieten ist dankenswert, Herr Klimpermann," versetzt er mit leichter Befangenheit. „Leider aber kann ich gegenwärtig davon keinen Gebrauch machen. Das Vermögen, das mir zugefallen ist, wird nur langsam mobil werden; es steckt in Bauplätzen, Ländereien und dergleichen. Da darf man einen Verkauf nicht erzwingen wollen. Sie verstehen, Herr Klimpermann. Später einmal komme ich auf Ihre Offerte zurück."

Doch der geschäftehungrige Makler ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Schade, sehr schade," sagte er. Es ist eine günstige Zeit: freundliches Wetter auf allen Börsen und nicht das kleinste Wölkchen am Horizont. Flüssiges Geld, wachsende Unternehmungslust. Alle Papiere steigen. Und die Hausse hat erst angefangen; es wird noch ganz anders kommen. Wie gesagt: schade, sehr schade. Es ist ein Jammer, Herr Malchien, daß Sie eine solche Chance vorübergehen lassen müssen."

„Man muß sich nach den Verhältnissen richten."

„Wahr, sehr wahr. Doch sollten Sie wenigstens, so weit Sie können, dem Glücke die Hand bieten. Fehlt es Ihnen noch an barem Gelde, nun — da ließe sich ein Ausweg finden. Ich bin kein reicher Mann, aber ich habe gute Verbindungen, und wenn Sie Lust haben, so können wir gleich heute das Netz auswerfen. Wenn wir's am nächsten Ultimo wieder einziehen — ich garantiere Ihnen, Herr Malchien, daß wir einen guten Fang gemacht haben werden."

Der Köder, den der schlaue Makler auswarf, war so verlockend, daß Albert anbiß. Hier bot sich ihm ein Ausweg aus seiner fatalen Lage. Warum konnte nicht er, so gut wie andere, durch geschicktes Börsenspiel zu Vermögen gelangen? Dann mochte die Entscheidung in Gunthershausen ausfallen, wie sie wollte. Niemand konnte ihm dem Lügner nachweisen.

Diese Aussicht schon elektrisierte ihn. Es fiel ihm ein, daß er nicht nötig habe, sich von Klimpermann ganz ins Schlepptau nehmen zu lassen. So gänzlich mittellos, wie Jener annahm, war er doch nicht. Er konnte sich aufspielen und that es.

„Da fällt mir eben ein," sagte er, „daß in den nächsten Tagen ein kleines Kapital zur Rückzahlung kommt. Es sind freilich nur fünftausend Mark. Ich hatte meinen Mandatar beauftragt, hypothekarische Belegung dafür zu suchen. Anstatt dessen will ich das Geld hierher ziehen. Es mag zu einem Versuche dienen. Ich will einmal sehen, Herr Klimpermann, ob Sie ein zuverlässiger Berater sind."

Ein vorsichtiger Mann! dachte der Makler. Ich muß für ihn thun, was ich kann. Er wird schon hitziger werden, wenn er erst Blut geleckt hat. Mit der Zeit kann es ein großes Geschäft mit ihm werden.

Am nächsten Ultimo ergab sich für Albert ein Nutzen von fünfzehntausend Mark. Klimpermann hütete sich wohl, eine triumphierende Miene anzunehmen, als er die Abrechnung überreichte.

„Es geht für den Anfang," sagte er bescheiden. Ich hoffe, daß Sie mit meiner Bedienung einigermaßen zufrieden sind. Es wird noch besser kommen. Wir müssen mehr ins Große gehen, Herr Malchien; die kleinen Sachen buttern nicht."

Albert stopfte die Reichsbanknoten in die Tasche, als ob sie Makulatur wären. Heuchelei gegen Heuchelei.

Aber er hatte „Blut geleckt". Unter Leitung von Klimpermann ging er ins Große.

Viertes Kapitel.

Seit vor fünf Jahren ihre Mutter starb, war Klara Malchien sich selbst überlassen gewesen. Der Vater hatte sich nie sonderlich um sie gekümmert, während sie heranwuchs. Es fehlte ihm gänzlich der Sinn für das Zartschöne in der weiblichen Natur. Vielleicht hatte er ihn einst besessen, als er das Mädchen seiner Wahl zum Altare führte; jedenfalls war er ihm abhanden gekommen in seiner langen Ehe mit einer Frau, die sich nicht mit einem Engel vergleichen ließ. Sie war ihm schließlich nichts anderes gewesen, als seine Haushälterin, und als sie zu den ewigen Ferien eingegangen war, verstand es sich für ihn von selbst, daß Klara an ihre Stelle trat. Gefragt wurde sie nicht darum. Fritz Malchien war, wie dies anerkannte joviale Gesellschafter und Witzbolde meistens sind, in seinem Hause ein Tyrann.

Klara sah sich plötzlich zu unliebsamer Arbeit gezwungen. Die Mutter, den Rest ihres Ansehens eifersüchtig hütend, hatte sie von allen häuslichen Geschäften fern gehalten. Nun sollte sie, die nichts davon verstand, eintreten und zwei anspruchsvolle Hausgenossen zufriedenstellen. Nachsicht wurde ihr nicht zuteil; Anerkennung hatte sie nicht zu erwarten. Was sie leistete, schien ihrem Vater Kinderspiel.

So gelangte sie zu keiner Freude darüber, daß sie sich nützlich machte. Die kleinlichen Sorgen, die ein Haushalt mit sich bringt und die sich nur durch Lust und Liebe überwinden lassen, blieben ihr zuwider. Ihren Pflichten widmete sie nicht mehr Aufmerksamkeit, als sie mußte. Das Gefühl eines widerwärtigen Zwanges verbitterte sie und machte sie unliebenswürdig.

Vor etwa einem Jahre hatte Klara eine

Bekanntschaft gemacht, die großen Einfluß auf ihre weitere Entwicklung ausübte.

An einem Sonntagabend war es gewesen, bei einem Ausfluge über Land. Die Gesellschaft, der Klara zugehörte, machte Spiele im Freien. Springen und Laufen war indessen Klaras Liebhaberei nicht; bald entwich sie in ein Gehölz, das sich an den Wirtschaftsgarten anschloß. Es war ganz einsam darin. Die Abendsonne strahlte hinein und färbte die Baumstämme mit rötlichem Licht; von einer entlegenen sumpfigen Wiese klang fast melodisch das geschwätzige Quaken der Frösche herüber. Sonst herrschte tiefe Stille. Einer andern als Klara würden Verse in den Sinn gekommen sein, Verse von Goethe, von Eichendorff, von Geibel, — Verse, die tiefen Frieden atmeten, mit einem schwachen Duft unbestimmbarer Sehnsucht. Aber Klara hatte längst verlernt, poetischen Stimmungen zugänglich zu sein. An ihre Leiden denkend, schlenderte sie langsam weiter und achtete kaum auf ihre Umgebung. Allmählich legte sich mit zunehmendem Druck das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit auf sie. Endlich stand sie still, gähnte, und brach in den Ausruf aus: „Ist das langweilig!"

Aus der Nähe, vom Boden her, antwortete eine männliche Stimme: „Finden Sie das auch, mein Fräulein?"

Erschrocken blickte Klara um. Sie sah einen wohlgekleideten Mann, dessen Alter sie auf dreißig Jahre schätzte, lang ausgestreckt auf dem Boden liegen, mit dem Kopfe auf einem moosgepolsterten Wurzelknubben ruhend. Ein Buch lag geöffnet neben ihm.

Der Unbekannte fuhr fort, ohne sich zu rühren: „Freilich ist mein Fall ein anderer. Allein zu sein ist einem Gewohnheit. In der Regel genügt mir meine eigene Gesellschaft. Höchstens lade ich mir einen zweiten dazu," — er zeigte auf das Buch, — „aber mein heutiger Kumpan ist ein stumpfsinniger Bursche, der unverstandene Ideen zu einem wirren Durcheinander verschlungen hat. Wenn man ihm zu folgen versucht, erlahmt das Gehirn. Wahrscheinlich wär' ich eingeschlafen, wenn Ihr Seufzer mich nicht ermuntert hätte."

Klara war empört über des Fremden Mangel an Höflichkeit. „Verharren Sie doch ja in ihrer Bequemlichkeit mein Herr," spottete sie. „Ich gehe schon wieder."

Jener lachte belustigt auf, indem er sich erhob.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein!" erwiderte er. „Ich bin nicht der Strolch, für den Sie mich halten. Man rechnet mich sogar zu den Gebildeten. Mein bürgerlicher Beruf ist ein sehr nützlicher, dem selbst die Achtung der Obrigkeit nicht fehlt. Ich bin Lehrer, angestellt, um die Kinder der Armen mit den notwendigen Kenntnissen für einen wohlgefälligen Lebenswandel auszurüsten."

Klara war stehen geblieben und hatte sich dem Redenden zugewandt. Ein Paar große, braune, intelligente Augen ruhten auf ihr. Sie schämte sich ihres brüsken Betragens.

Als sie nicht gleich einzulenken wußte, nahm der Volksschullehrer wieder das Wort: „Wahrscheinlich haben sie sich von den Spielen der Kindheit, die Ihre Gesellschaft dort im Garten treibt, degoutiert zurückgezogen."

Der Ton des Fremden ärgerte Klara aufs Neue.

„Wundert Sie das?" fragte sie schnippisch.

„Es war nicht klug. Wer sich von dem Treiben seiner Gefährten ausschließt, wird scheel angesehen und verscherzt sich ihre Zuneigung. An Ihrer Stelle würde ich zurückeilen und wieder mitthun. Nicht mit gerümpfter Nase und verzogenen Lippen, sondern freudig und mit vollem Anteil."

„Ich bin kein Kind aus Ihrer Volksschule," versetzte Klara.

„Nein. Doch würden Sie auch dort kleine Sonderlinge Ihres Schlages finden, die sich gerne von der Schaar absondern, weil sie sich besser dünken. Ich lasse sie niemals gewähren. Wer sich zu früh von der Menge trennt, wird sie niemals übersehen lernen. Auch Sie, mein Fräulein, sind noch nicht reif für die Einsamkeit."

Nun wurde Klara ernstlich böse.

„Was wissen Sie von mir?" rief sie zornig aus. „Schulmeistern Sie, wo Ihr Katheder steht; ich habe keine Leitung nötig."

Damit wandte sie dem anmaßenden Fremden den Rücken und ging auf dem kürzesten Wege zu ihrer Gesellschaft zurück. Die Spiele waren inzwischen wilder geworden. Klara trat ein und tollte mit. „Nun gerade!" sagte sie sich.

Nach einer Weile wandelte der Schulmeister gemessenen Schrittes vorüber. Die Spielenden beachtete er nicht.

„Wer mag dieser Melancholikus sein?" fragte Klara ihren Herrn. „Vorhin schon sah ich ihn im Walde mit einem Buch."

„Der?" erwiderte der junge Kaufmann etwas verächtlich. „Er nennt sich Johannes Trost, ist von Beruf Volksschullehrer und betreibt nebenbei die Aufklärung der Arbeiter."

„Er ist doch kein Sozialdemokrat?"

„Das scheint nicht so. Er hat einen Bildungsverein gegründet, worin er Vorträge hält. Unter großem Zulauf, wie man sagt. Das Thema steht jedesmal im Anzeiger. Ich erinnere mich, daß er kürzlich gesprochen hat: über altrömische Kultur, über die wirtschaftlichen Verhältnisse im deutschen Mittelalter, über die Dramen Schillers und über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Sie sehen: Herr Trost ist sehr vielseitig."

„Er muß ein interessanter Mann sein," meinte Klara, im stillen bedauernd, daß sie so empfindlich gewesen war.

„Es ist möglich," entgegnete der junge Kaufmann trocken. „Die jungen Leute aus unseren Fabriken scheinen ihn dafür zu halten." —

Der ersten Begegnung folgte bald eine zweite, zufällig wie jene. Wieder auf dem Lande, bei einem Ausfluge, den Klara mit ihrem Vater und einigen befreundeten Familien machte. Bei der Einkehr in eine bäuerliche Wirtschaft trafen sie Trost mit seiner Klasse. Das kleine Volk saß im Freien um einen langen Tisch und erquickte sich an Milch und Brot.

Trost erkannte Klara. Ihre Gesellschaft grüßend, redete er sie an: „Dies sind die Kleinen, die meiner Weisheit stillhalten müssen. Sehen Sie sich die Schaar einmal an. Es ist allerlei Gewächs darunter, das Ihnen gefallen wird. Manches könnte besser im Kraut stehen. Leider läßt der Nährboden bei den Eltern meist viel zu wünschen übrig. Dennoch: die Intelligenz, des Menschen charakteristisches Merkmal, findet sich überall."

Der Direktor des „Gambrinus" kam herzu. Er hatte, sofort nach Ankunft, aus den mitgebrachten Weinvorräten eine Bowle auf Erdbeeren angesetzt. In dieser Kunst war er groß.

Ihm war so ziemlich jedermann in Westerfelde bekannt. Auch mit Trost war er schon zusammengetroffen.

„Ah, Herr Trost!" rief er aus und bot ihm die Hand. „Als Hirt, seine Herde auf die Weide führend! — Und wie amüsieren sich unsere jungen Proletarier? Sind sie noch zufrieden bei Milch und Brot? — Sie kennen meine Tochter, Herr Trost?"

„Ich wußte bisher nicht, daß diese junge Dame Ihre Tochter sei."

„Wissen Sie was, Herr Trost? — Jagen Sie Ihre Bande auf die Spielwiese und trinken ein Glas Bowle mit uns."

Trost lehnte dankend ab. „Ich bin im Dienst, Herr Direktor," sagte er. „Ich gehöre zu meinen Kindern. Ein getreuer Hirte verläßt seine Herde nicht." —

Bei der Bowle wandte sich das Gespräch auf den Lehrer, den man in einiger Entfernung die Spiele der Kinder unverdrossen leiten sah.

„Er steht nicht an der richtigen Stelle" bemerkte einer der Herren. „Für den Posten, den er bekleidet, ist er viel zu bedeutend. Und doch wär' es schade, wenn er ginge. Niemand kann gewissenhafter seine Pflicht thun. Und sein Lebenswandel leuchtet."

„Nur sollte er sich darauf beschränken, was seines Amtes ist," sagte ein anderer. „Seine Thätigkeit unter den Arbeitern ist unpassend für ihn und schädlich für sie. Ich weiß wohl, daß er keinen Umsturz predigt. Die Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter ist ein Gegenstand, den er in seinen Vorträgen niemals berührt. Auf diesem Wege tummeln seine Gedanken sich nicht. Aber er wirft Ideen unter die Menge, die in unklaren Köpfen eine unberechenbare Gährung erzeugen. Ich bezweifle nicht, daß die besten Absichten ihn leiten. Er glaubt, daß Bildung frei mache. Unter Bildung aber versteht er Vermehrung des Wissens. Das ist sein Irrtum. Dazu kommt noch die fragmentarische Art seiner Mitteilungen. Er führt seine Zuhörer auf die verschiedenartigsten Gebiete spazieren. Heute läßt er sie hier naschen, morgen dort. Er giebt die gefährlichen Waffen der Kritik in ungeschickte Hände. Das Unkraut sollen sie treffen, aber der Weizen fällt mit. Und die Leute werden anmaßend. Weniges nur begreifen sie, damit jedoch glauben sie alles zu wissen. Trost ist ein Fanatiker der Aufklärung, der an dem unrichtigen Publikum operiert. Unsere Arbeitersöhne werden aus dem Boden gerissen, auf dem sie gewachsen und geworden sind, und treiben dann mit jedem Winde über die Erde."

Klara hörte dem Redner mit steigendem Unwillen zu. Sie fühlte, daß er Trost nicht gerecht werde. Wenn er doch hier wäre, um sich zu verteidigen! dachte sie.

Eine Weile nachher marschierten die Kinder auf dem Heimwege singend durch den Garten.

Trost schloß den Zug; er sang tapfer mit. Im Vorübergehen grüßte er. Mit Bedauern sah Klara ihn verschwinden.

Und dann traf sie ihn bald darauf abermals, und zwar in der Stadt während eines Gewitters, als sie in einem gedeckten Thorwege Schutz suchte.

„Haben Sie noch immer zuweilen Langeweile?“ fragte er sie.

„Leider,“ antwortete Klara. „Was soll ich dagegen thun?“

„Thätig sein.“

„Das bin ich. Der ganze Haushalt liegt mir auf die Schultern. Glauben Sie, daß das eine Kleinigkeit ist?“

„Ich erkühne mich nicht, darüber ein Urteil zu haben.“

„Aber Sie wissen doch, Herr Trost, wie erbärmlich kleinlich dieses Wirtschaften ist. Immer dasselbe, einen Tag wie den andern. Kaum habe ich morgens die Augen aufgemacht, da stehen alle die lumpigen Sorgen grinsend an meinem Bett. Das sei die Domäne der Frau, sagt man. Und die Dichter nennen die Plackerei, der sie sich unterziehen muß, das köstliche, segensreiche Wirken und Walten der Hausfrau. Als ich noch ein dummes Ding war, glaubte ich ihnen. Da malte ich mir die Tretmühle der Hauswirtschaft als das Paradies auf Erden aus. Jetzt weiß ich's besser. Unser gewöhnliches bürgerliches Leben — von A bis Z — wie viel Schönfärberei wird nicht darauf verwandt, um etwas daraus zu machen! Und wie ist und bleibt es doch so kläglich dürftig, — ein geräuschvolles Betreiben von lauter Nichtigkeiten!“

„Und welche Art von Leben würde Ihrem Ideal entsprechen — jetzt, da Sie kein dummes Ding mehr sind?“ fragte Trost.

Klara sah ihm vertrauensvoll in die Augen.

„Ach, wenn ich das nur wüßte!“ rief sie aus. „Einen andern Inhalt müßte es jedenfalls haben, das ist sicher. In stagnierendem Wasser vegetiere ich und das Blut wird mir sauer; ich möchte hinaus, wo der Strom rauscht.“

Trost wußte nicht, was er aus dem Mädchen machen sollte, daß ihn so ungescheut in ihr Inneres blicken ließ.

„Sie lesen wohl viel, Fräulein Malchien?“ forschte er.

„Gewiß,“ erwiderte sie eifrig. „Dreizehn Hefte jede Woche. Dabei gewinne ich einen Ausblick in Regionen, die mir verschlossen sind.“

Trost mußte lächeln.

„Die wirkliche Welt sehen Sie da auch nicht,“ sagte er.

„Wo denn sonst? — Was soll ich lesen? Raten Sie mir!“

„Ich will darüber nachdenken.“

„Versprechen Sie mir's. Gewiß und wahrhaftig?“

„Hier ist meine Hand darauf.“

In dem Gewitter war eine Pause eingetreten. Trost verabschiedete sich; Klara verweilte noch kurze Zeit in dem Thorwege, ehe auch sie auf die Straße trat. Sie mußte sich vorher sammeln.

Einige Wochen vergingen, bis Trost sich bei Klara blicken ließ. Er brachte ihr eine Anzahl von Broschüren, die von den idealen Bestrebungen der Gegenwart Rechenschaft ablegten.

„Lesen Sie — langsam und mit Nachdenken,“ sagte er. „Sie werden erfahren, was heutzutage die edelsten Geister unseres Volkes bewegt; Sie werden lernen, wie man denken muß, um groß und frei werden zu können.“

Klara erzählte ihrem Vater von dem Besuche des Lehrers, ohne jedoch die Veranlassung zu erwähnen. Sie verhehlte indessen ihre Freude nicht.

„Du möchtest zuweilen über deines Vaters Braufässer hinüberguden,“ bemerkte Fritz Malchien. „Ich kann Dir's nicht verdenken. Du kommst nun allmählich in das Alter, worin die jungen Damen den Geschmack an Spiel und Tanz verlieren. Da muß denn etwas Neues heran. Probier' es einmal mit der höheren Bildung. Davon hat Trost immer ein paar Brocken lose in der Tasche. Wir wollen ihn bald einmal einladen, — mit anderen Gästen. Es ist ohnehin ein gutes Werk. Der arme Schlucker wird ein Glas Nackenheimer Auslese zu schätzen wissen.“

Darin irrte sich nun freilich der trinkfrohe Herr Direktor. Trost kam zwar hin und wieder, aber die guten Dinge, die ihm vorgesetzt wurden, wußte er offenbar nicht zu würdigen. Den wohlwollenden Nötigungsversuchen des Wirtes gegenüber zeigte er eine fast beleidigende Mäßigkeit. Einmal, als er arg bedrängt wurde, sagte er: „Ich darf mich nicht verwöhnen lassen, Herr Direktor. Neue Bedürfnisse, neue Ketten. Meine Lebensarbeit erfordert Verzicht auf alles Entbehrliche. Erlauben Sie mir, daß ich auch bei Ihnen von meinen frugalen Gewohnheiten nicht abweiche.“

Von da an ließ Fritz Malchien den „eigensinnigen Schulmeister“ unbehelligt. „Er muß am besten wissen, was ihm frommt,“ äußerte er sich hernach zu Klara. „Nach meiner Meinung ist er auf dem falschen Wege. Wenn er sich mit Genuß satt äße, würde er mit der Welt zufriedener sein, und sich wahrscheinlich entschließen, sie laufen zu lassen, wie es Gott gefällt. Bessern wird er doch nichts daran.“

Auch Trost sprach sich gegen Klara aus.

„Ihr Vater meint es gut in seiner Weise,“ sagte er. „Was er schätzt, möchte er auch mich genießen sehen. Wahrscheinlich würde er eine bessere Meinung von mir gewinnen, wenn ich seinen Lieblingsweinen besser zuspräche. Ich kann ihm den Gefallen nicht thun. Was mich immer wieder zu Ihnen zieht, sind nicht die Etiketten auf Ihres Vaters Weinflaschen; es ist etwas ganz anderes. Ich habe noch nie ein Familienleben kennen gelernt, noch nie behagliches Dasein aus nächster Nähe angeschaut. Sie zeigen mir beides. Mehr noch: ich darf daran teilnehmen. Wenn ich zwischen Ihnen sitze, habe ich das Gefühl, als ob meine öde Jugend nur ein schwerer Traum wäre, — als ob auch ich, wie andere Menschen, in eines der Verwandschaftsnetze eingesponnen wäre, die mit ihren feinen Nervenfäden die bewohnte Erde überziehen. Es ist eine gar angenehme Illusion.“

Und Klara sympathisierte mit ihm und freute sich über seine Offenherzigkeit.

Auf Alberts Bureau war es Mode, über alle „Weltverbesserer“ zu spotten, soweit sie nicht entweder bereits tot und in den gangbaren Lehrbüchern der Geschichte anerkannt waren, oder, falls sie noch lebten, sich durch Rang oder Stellung als zu ihrem Beginnen legitimiert ausweisen konnten. Trost, der diese Legitimation nicht besaß, und der obendrein nicht einmal in nebelhafter Ferne — in Rußland oder Norwegen etwa — sein Aufklärungswerk betrieb, sondern im Weichbilde von Westerfelde, unmittelbar vor der Nase der klugen Nazarener, — Trost galt für einen gehirnkranken Schwärmer, der ohne jede Berechtigung die herrschende Gemütlichkeit störe. Einige, die sich auf ihre Schlauheit etwas zugute thaten, hielten ihn auch für einen Ehrgeizigen, der von sich reden machen wollte. In jedem Falle war Albert mit dem übrigen kaufmännischen Personal der Westerfelder Maschinenfabrik A.-G. dahin einverstanden, daß eine nähere Bekanntschaft mit Johannes Trost schon aus geschäftlichen Rücksichten — Vermeidung von Anstoß nach oben hin — zu vermeiden sei.

Nun brach der Wolf in seinen eigenen Schafstall. Unangenehmeres hätte ihm nicht begegnen können. Er zeigte ihm nicht gerade die Zähne, behüte! War er doch in einer Gesellschaft groß geworden, die um des lieben Friedens willen alle Gegensätze möglichst hinter die Kulissen drängt und sich in künstlicher Harmonie durch ihre Feste schaukelt. Aber er schüttelte ihm auch nicht verbindlich die Hand und versicherte ihm, daß es ihm sehr angenehm sei, ihn persönlich kennen zu lernen. Sehr bald jedoch fand er, daß der neue Hausfreund sich kaum merklich von anderen Menschenkindern unterscheide. Allerdings sprach er etwas gewählter als Albert und seinesgleichen und ließ sich überhaupt weniger gehen. Das hing jedoch mit seinem Beruf zusammen und war eigentlich nicht einmal zu tadeln. Im Übrigen aber gab Trost sich vollständig anspruchslos. Nie erwähnte er seine Thätigkeit für Volksbildung, und wenn es ein anderer that, lenkte er sofort bescheiden ab. Auch enthielt er sich jeder Kritik bestehender Zustände. Er ließ jedem seine Meinung, und wenn einmal Debatten entstanden, unterstützte er die Streitenden unparteiisch mit Argumenten für ihre Ansichten.

Auf den Gedanken, daß der eigentliche Trost sich ihm garnicht zeige, kam Albert nicht. So wie er ihm erschien, glaubte er sich mit ihm befreunden zu können, ohne sich etwas zu vergeben. Demgemäß fing er an, ihn zu patronisieren. Und Trost hatte seinen stillen Spaß darüber und ließ sich die Gönnerschaft des jungen Mannes mit guter Miene gefallen.

Seinen Kollegen am Kontor berichtete Albert: „Der Schulmeister ist im Grunde ein ganz vernünftiger Kerl. Wenn er erst einige Zeit in unserem Hause verkehrt hat, werden die schrullenhaften Ideen, die ihm noch im Kopfe spuken, schon entweichen.“

Mit dieser Prophezeihung hatte Albert nun freilich kein Glück; der heilsame Einfluß des Malchien'schen Hauses auf Johannes Trost blieb aus. Den ganzen Winter über, einmal in jeder Woche, hielt er seine Vorträge, genau wie früher. Er gab sogar mehr Ärgernis als je zuvor, da er sich beikommen ließ, in einer Reihe von Abenden die Geschichte der christlichen Kirche zu behandeln. Über die Entwicklung der Dogmatik und die Ausbildung die Hierarchie bekamen die Arbeiter die Quintessenz der neuesten historischen Forschun-

gen zu hören. Und nicht allein die Arbeiter. Allmählich wuchs das Interesse an diesem Cyclus in weitere Kreise hinaus. Noch immer hat bei der freien Behandlung solcher Fragen, die irgendwie mit der Religion zusammenhängen, unser Volk in breiten Schichten die Empfindung, als ob es dabei zu einem Schmause von verbotenen Früchten Gelegenheit hätte — jenen ähnlich, die vom Paradiese her bekannt sind. Bald bemerkte Trost Handwerker und kleine Geschäftsleute unter seinen Zuhörern, — selbständige Leute, Familienväter, die andächtig dasaßen, wie in einer Kirche. Immer voller wurde der Saal, worin er redete. Er freute sich über die Zunahme des Interesses an höheren Dingen bei der Bevölkerung von Westerfelde, ohne zu ahnen, daß er ein sensationelles Thema gewählt habe. Doch konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß die kühle Objektivität seiner Darstellung von seinem Publikum weder verstanden noch geteilt wurde. Man erzählte ihm, das ehrsame Bürger abends bei ihrem Schoppen Bier über Papsttum, Mönchswesen und Konzilienbeschlüsse debattierten. Langsam entfachte sich der Hader zwischen den verschiedenen Konfessionen. Trost hörte es mit Verwunderung; er begriff die Erregung der Gemüter nicht. Aber es kam noch schlimmer, als er zu dem Zeitalter der Reformation gelangte. Er befleißigte sich möglichster Unparteilichkeit, ohne jedoch vermeiden zu können, daß das siegreiche Prinzip der freien Forschung als Gewinn jener Periode deutlich hervortrat. Damit gerieten die aufgestachelten Geister auf das unbegrenzte Feld theoretischer Erörterungen. Alles, was im Himmel und auf Erden ist, war ihnen verfallen. Der Streit um Dinge, die wir nicht wissen können, verpflanzte sich in die Werkstätten, in die Familien, und wurde immer hitziger. Westerfelde, die sonst so friedliche Stadt zerfiel in feindliche Lager, die sich grimmig befehdeten. Unter dem Feldgeschrei: „Hie Papst! hie Luther!“ schlug man sich abends die Köpfe blutig.

Mit steigendem Unbehagen beobachteten die Väter der Stadt diese Erregung der Gemüter, die durch Johannes Trost heraufbeschworen worden war. Und als der Frühling in's Land kam, hatte sich endlich die Ansicht bei ihnen Bahn gebrochen, daß etwas geschehen müsse, um die Quelle des Unheils zu verstopfen.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch des Aufsatzes: „Nur ein Arbeiter“, den wir in Band XV. 272 ff. dieser Zeitschrift veröffentlichten. Wir teilten darin auf Felix Dahn's Anregung einige Briefe mit, die ein Eisenarbeiter, Ludwig Palmer in Schorndorf, an ihn gerichtet hatte und fügten einige Gedichte Palmers bei. „Es geschieht,“ sagten wir, „nicht hauptsächlich, geschweige denn allein deshalb, weil dieser Mann poetisches Talent hat, sondern aus rein menschlichen Gründen: weil die Erscheinung an sich so rührend und so erquicklich anmutet.“ Und wir schlossen mit der Andeutung, ob sich nicht der und jener Leser bewogen fühle, seiner Sympathie für das harte Loos des armen Familienvaters auch andern Ausdruck, als den durch Worte zu geben. Ob sich diese Hoffnung erfüllt hat, wissen wir freilich nicht; auf Palmer selbst wirkte — dies sei nicht verschwiegen — die Veröffentlichung seiner beiden Gedichte, die wir ausgewählt hatten, anders, als wir es in seinem Interesse gewünscht hätten: er schickte uns wiederholt neue Sendungen, die wir drucken sollten, und wurde ungeduldig, als wir, ungern aber notgedrungen, ablehnten, weil wir der Ueberzeugung waren, daß die Gedichte, für einen Arbeiter sehr merkwürdig, doch an sich nicht eigentümlich und wertvoll genug seien, um ohne die Betonung dieses äußeren Moments veröffentlicht werden zu können. Herr Walter Kellerbauer in Tübingen war unserer Meinung: ihm schien es, nachdem er den Aufsatz anderer Zeitschrift gelesen, richtig, sich im Interesse Palmers um einen Verlag für die Gedichte umzuthun und mit Erfolg: die „Deutsche Verlags-Anstalt“ in Stuttgart fand sich dazu bereit und das Büchlein liegt nun in sehr schmucker Ausstattung vor: „Gedichte eines Arbeiters. Von Ludwig Palmer, Eisenarbeiter in Schorndorf.“ Sogar das Porträt Palmers ist beigegeben: es zeigt sympathische, intelligente Züge. Es fällt uns nicht leicht, unsere Ansicht über das Büchlein zu äußern, eben weil wir für Palmers Loos warme menschliche Teilnahme empfinden und eine Besserung dieses Looses herzlich wünschen, aber gesagt muß doch sein, daß wir über diese Gedichte nun nicht anders urteilen können, als da uns ein Teil von ihnen im Manuskript vorlag. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: in der Kunst gilt nur der Wert des Geschaffenen und nicht die äußere Schwierigkeit, die den Schaffenden behinderte, und es ist für den guten Geschmack, wie für die Würde der Litteratur sehr gefährlich, beide Gesichtspunkte durch einander zu werfen. Möge dies Büchlein jenen Zweck, der uns bei Veröffentlichung unseres Aufsatzes vorschwebte, wirksamer erreichen, als uns möglich war. Palmer ist ein über seinen Stand gebildeter, nach unsern eigenen, wie nach Herrn Kellerbauers Informationen auch sonst durchaus wackerer Mann; er verdient, daß ihm jemand, der dazu in der Lage ist, eine Stellung einräume, der er genügen kann, die ihm ermöglicht, seinem rastlosen Bildungsstreben zu folgen, und die ihm — das ist die Hauptsache — den Kampf um's Brot für sich und die Seinen erleichtert. Wer dies thut, erwirbt sich ein Verdienst um Palmer; wer seine Gedichte wider besseres Wissen loben wollte, hätte einen sehr zweifelhaften Anspruch auf seinen Dank. Wir halten es um so mehr für unsere Pflicht, dies auszusprechen, weil das Streben, durch die Betonung des niederen Standes und der harten Schicksale des Dichters für Gedichtbände Reklame zu machen, seit den wüsten Ausschreitungen des Johanna Ambrosius Cults nicht mehr als harmlos gelten kann. Johanna Ambrosius, die angebliche Bäuerin aus Groß-Wermeningken, dann Christian Wagner, der ehemalige „Bauer aus Warmbrunn“ und nun Ludwig Palmer, der „Eisenarbeiter in Schorndorf“ — die Sache wird nachgerade Mode! Und sie darf nicht Mode werden, denn das ist, wir müssen dies nochmals entschiedenst betonen, keine harmlose, geschweige denn löbliche Mode. Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Er strich ihr mit der Hand über's Haar hin. Sie that ihm wirklich leid. Aber hatte sie es denn auch thun müssen? Das stieg immer wieder in ihm auf. Wenn sie sich doch keiner Schuld bewußt war, wenn sie sich auch nicht vor Aristide Vomero zu fürchten hatte, weshalb hatte sie es denn gethan? Es war seltsam: manchmal war es ihm ganz natürlich vorgekommen, manchmal hatte er gedacht, es habe wirklich nicht anders sein können, und dann wieder begriff er es garnicht, fand er nicht den kleinsten, zwingenden Grund aus, erschien es ihm ungeheuerlich und unglaubhaft. Er war dann auch erstaunt, daß er trotzdem gleich auf Serafina geraten, gleich ihr die Blutthat zugetraut hatte. Und doch hätte sie ja warten können, ob nicht er selber thun würde, was denn doch einmal nicht zu vermeiden war, hätte sie ihm ja sagen können: ‚Du oder ich, einer muß es thun, damit wir wieder Ruhe haben!‘ Warum war das nicht geschehen? Oder warum hatte sie dem frechen Eindringling nicht einfach die Thür gewiesen? Gleich das Äußerste brauchte man doch nicht zu thun, wenn sich ein Lüstling ins Haus drängte. Und wenn sie sich nichts vergeben hatte, sich nicht für irgend etwas, wozu er sie verführt, an ihm rächen oder sich jede Versuchung aus dem Wege schaffen wollte — nein, es war nicht zu fassen. Mensch ist doch immer Mensch. Ein Weib greift doch nicht gleich zum Messer. Ein anderer mochte klug daraus werden. Ihm, Severo, drehte sich alles im Kopfe herum, je länger er darüber nachdachte. Er wurde noch toll davon.

Er hatte ja auch garnicht mehr nachdenken wollen. Es war nun einmal, wie es war. Jetzt kam es auf nichts mehr an, als daß man einer Entdeckung aus dem Wege ging, daß man klug und vorsichtig war. Denn beweisen konnte ja wohl niemand Serafina etwas. Aber heute Abend war man nicht klug und nicht vorsichtig gewesen. Garnicht mehr reden von der Sache, garnicht mehr sich darum kümmern, das alles weglöschen, abgethan sein lassen, — das war's, darauf kam's an. Und jetzt wollte er schlafen gehen.

Und er ging wirklich. Auch Serafina ging. Aber sie sprachen nicht mehr zusammen und sie näherten sich auch nicht einander. Es stand plötzlich etwas zwischen ihnen, sie wußten nicht was? Aber es war alles anders, als gestern, ganz anders, das fühlten sie, auch Severo trotz seines Mitleids mit ihr. Es nagte etwas an ihm, darüber konnte er nicht weg. Immer hatte er das finstere, drohende Gesicht dieses Toten vor sich, und nicht los ließ es ihn von dem Gedanken, daß Serafina keinen anderen Ausweg mehr gesehen hatte, als den, Aristide Vomero zu erstechen. Wie weit war es also zwischen ihnen gekommen? Wenn er das gewußt hätte! Und warum fragte er sie nicht danach? Ehe er Klarheit darüber hatte, würde er sie nicht mehr berühren können. Sie mußte es ihm sagen. Das war nicht Neugierde, die ihn stachelte, es zu wissen, es war sein natürliches Recht, daß er es erfuhr, Serafina war ihm Rechenschaft darüber schuldig. Wenn er neugierig gewesen wäre, hätte er sie doch darüber ausgefragt, wie sie die That vollbracht hatte, wie alles damals gewesen war. Seit er heute die Mordstätte gesehen hatte, beschäftigte ihn das innerlich. Aber danach würde er sie nicht fragen, neugierig war er nicht. Nur das Eine — das Eine mußte sie ihm beichten.

Und während er, unablässig hierüber grübelnd, wach lag, hörte er, daß auch Serafina nicht schlafen konnte. Begreiflich genug nach den Erlebnissen dieses Abends. Wenn schon ihm das Gesicht dieses Toten und all' das Andre keine Ruhe ließ, wie mochte es dann erst bei ihr sein!

Er vernahm, daß sie sich in ihren Kissen hin und her wälzte. Das Mitleid wurde wieder mächtiger in ihm. Und nach einiger Zeit, als es ihm vorkam, sie wolle aufstehn, rief er sie sogar an. Aber da gab sie keine Antwort, sondern blieb ganz still. Das verdroß ihn und erstickte alle weichen Regungen in ihm. Er drehte sich nach der andern Seite um und vergrub sich in seine Decken.

Serafina ihrerseits hatte ihm nicht geantwortet, weil sie bestimmt glaubte, er werde ihr jetzt unter dem Schutze der Nacht, wo er sie nicht anzusehen brauchte und keinen Lauscher zu fürchten hatte, ein Bekenntnis seiner That ablegen wollen, und es lasse ihm keine Ruhe mehr. Das aber wollte sie nicht, sie wollte es nicht von ihm hören. Sie wollte vor aller Welt sagen können: „Er hat es nicht gethan, ich weiß nichts davon, daß er es gethan hat, er hat es mir nicht gesagt.“ Sie würde nicht mehr den Mut dazu haben, sie traute sich die Kraft dafür garnicht mehr zu, wenn sie ihn erst einmal angehört hatte. Sie hatte lebenslang immer schlecht lügen können. Man würde ihr's vom Gesicht ablesen, wenn sie seine Beichte kannte. Und auch ihm selber gegenüber hätte es sie unfrei gemacht, hätte ihr ein Übergewicht über ihn verliehn, nach dem es sie nicht verlangte. Severo würde nachher sein Bekenntnis wahrscheinlich wieder bereut haben und dann scheu und argwöhnisch geworden sein, immer gefürchtet haben, sie könne ihn einmal wider Willen verraten, sich verschwatzen, sich vor Gericht einschüchtern lassen oder dergleichen. Man konnte nicht wissen, ob er sie als Mitwisserin seiner That nicht schließlich sogar hassen oder doch sich vor ihr fürchten mußte. Kurz: es war besser, alles blieb, wie es war. So würde man am ehesten darüber fortkommen, so konnte sie am ehesten ihm tragen helfen, was doch nun einmal geschehen war. Und wenn er sich von der Last befreien wollte und mußte, die ihm auf der Brust lag, was sie ja gut genug begriff, sollte er morgen beichten gehn. Im Beichtstuhl war der Platz, wo er Ruhe finden konnte. Sie — sie wollte von dem Allen nichts mehr wissen. —

VI.

Andren Morgens, als sie sich gegenübersaßen, und nur hin und wieder ein verlorenes Wort redeten, sagte sie ihm: „Du wirst wohl heute beichten gehen.“

Er sah sie, halb verschlafen und verdrossen, von der Seite an. Was war das nun wieder? Sollte das heißen, sie wolle beichten gehen und, damit es nicht auffiel, solle er mitkommen? Aber er dachte garnicht daran. Und sie wollte doch nicht etwa gar dem Priester alles bekennen? Das blieb Beichtgeheimnis, jawohl. Aber wenn Padre Gioacchino nun von ihr forderte, sie solle hingehen und ihre That auch bei Gericht eingestehn, sonst werde er ihr keine Absolution erteilen, wie dann? Wenn er ihr mit allen höllischen Strafen drohte und sie von der heiligen Kommunion ausschloß, falls sie das nicht that? Und er würde so verfahren, würde sie ängstigen, schrecken und quälen bis zum Äußersten, — bis sie nicht mehr anders konnte, bis sie wirklich hinging und sich anzeigte. Padre Gioacchino kannte man ja. Er war keiner von den Schlimmsten, gewiß nicht, man brauchte mit den Weibern nicht vor ihm auf der Hut zu sein, und er machte es einem nicht zu schwer mit den Pönitenzen. Er lebte und ließ leben. Blos in einem Punkt war er eigen: er hielt's mit den Behörden, er wollte keinerlei Konflikte zwischen Staat und Kirche. Er sei ein Streber, sagten sie ihm nach, wolle es mit dem weltlichen Regiment nicht verderben und habe Gott weiß was für hochfliegende Zukunftsaussichten. Jedenfalls redete er stets seinen Beichtkindern zu, auch vor der Welt solche Sünden zu bekennen, die nach dem weltlichen Gesetz strafbar waren. Und nun gar hier, wo die Sache solch' Aufsehen gemacht hatte, wo es sich um eine Todsünde handelte! Kein Gedanke daran, daß er dafür Absolution erteilt hätte, — nach den härtesten Pönitenzen noch nicht einmal, — wenn man nicht die weltliche Strafe zugleich auf sich zu nehmen gelobte. War denn Serafina toll, daran nicht zu denken, das nicht zu begreifen?

„Ich werde nicht beichten gehen,“ sagte er. „Und Du auch nicht.“ Es klang fast drohend.

Sie nahm an, daß er fürchte, sie werde im Beichtstuhl etwas davon sagen, das sie um seine That wisse und sich durch diese Mitwissenschaft beschwert fühle. Für was er sie nur eigentlich hielt? Sie wußte ja garnichts, — Gott sei Dank, daß sie nichts wußte! Sie brauchte also auch nichts zu sagen. Nicht einmal, daß sie ihn für den Mörder hielt, brauchte sie zu sagen. Das war keine Sünde. Und sonst — ihr Stolz bäumte sich auf. Was kam ihm denn überhaupt in den Sinn, ihr verbieten zu wollen, daß sie

beichten ging? War sie seine Dienerin, daß er sich solchen Ton gegen sie anmaßte, wo er doch fürchten mußte, — wo er doch eigentlich in ihre Hände gegeben war! Nur durch seine Angst vor der Entdeckung, vor einer Unvorsichtigkeit ihrerseits ließ sich das entschuldigen. Und nun würde sie erst recht beichten gehen. Mochte er thun, was er wollte! Und sie sagte es ihm: „Ich gehe heute beichten, — auf jeden Fall gehe ich."

In Severos Augen funkelte es wild auf. Wie sich ihr Gewissen beschwert fühlen mußte! Womöglich würde sie den Mord garnicht beichten wollen, — so verblendet war sie denn doch wohl nicht, — sondern sich nur ihres sträflichen Verhältnisses zu Aristide Vomero zeihen und dafür Absolution erbitten. Das war's, was mit einem Male in ihm aufstieg, ihn mit Zorn und Erbitterung erfüllte, ihn die beiden Fäuste gegen sie ballen ließ. Wenn es das war — und was konnt' es denn sonst etwa sein? Er trat dicht auf sie zu, er reckte sich drohend vor ihr auf. War's das, was sie drückte? Aber auch ihre Schande, die zugleich seine Schande war, sollte sie dem Priester nicht eingestehen, — dem nicht und keinem. Nicht über ihre Lippen sollte das kommen. Er wollte es nicht. Nun Aristide Vomero tot war, war ja auch das tot, — tot und begraben. Kein Mensch brauchte je davon zu erfahren, auch der Priester nicht. Sie hatte ja dem ein Ende gemacht, hatte sich gerächt, hatte es gesühnt, — wie man es nun nennen wollte. Und dann: das eine beichten und das andere verschweigen, — das war ja Wahnsinn, das konnte man ja garnicht. Das hing beides doch unlöslich zusammen und Padre Gioacchino, selbst wenn sie ihm die Mordthat verschweigen wollte, würde sie erraten, würde von ihr verlangen, daß sie nun auch das weitere beichtete, und nicht eher ruhen, als bis sie es gethan. „Du, was hast Du denn eigentlich zu beichten?" fragte Severo voll Hohn und Groll. Seine Augen bohrten sich förmlich in die ihren.

Sie lächelte verächtlich. Was für Angst er hatte, daß sie ihn verraten könnte! „Mein Gott, man hat doch immer allerlei zu beichten. Ich weiß nicht, wie Du Dich anstellst. Ich bin lange nicht mehr beichten gegangen."

Seine Augen ließen sie nicht. „Von — von Aristide Vomero wirst Du doch nichts sagen in Deiner Beichte?"

Sie hielt seinen Blick voll aus. Dann zuckte sie die Achseln. „Von Aristide Vomero? Ich glaube, Du bist toll. Wenn's nicht früher Morgen wär', könnte man meinen, Du wärest schon in der Osterie gewesen." Sie wandte sich ab und ging in die Küche hinüber.

Als sie nach einer Weile zurückkam, war sie zum Ausgehen gerüstet. Severo saß auf dem Schwellenstein und rauchte. „Du gehst also wirklich?" fragte er. Im Grunde hatte er garnicht daran gezweifelt, daß sie gehen würde, er kannte sie ja: wenn sie sich etwas vorgenommen hatte, ließ sie nicht davon. Und sein Drohen hatte sie nur in ihrem Trotz bestärkt. So war sie nun einmal.

„Gewiß gehe ich," sagte sie. „Und Du?"

„Ich gehe nicht."

„Gehst Du nicht einmal zur Messe mit?"

Er schüttelte den Kopf. Warum? wußte er eigentlich nicht. Aber er wollte ihr den Gefallen nicht thun, — nun gewiß nicht. Sie lehnte sich ja offen gegen ihn auf. Und hätte doch wahrhaftig alle Ursache gehabt, jetzt fügsam und nachgiebig zu sein. Wo ihr Schicksal — ihr Leben in seiner Hand lag!

Einen Augenblick schien sie sich wirklich zu besinnen, ob sie nicht bleiben sollte. Aber dann ging sie, — ohne ihm einen Gruß zu gönnen, mit raschen Schritten, als ob sie fürchte, zu spät zu kommen. Severo wollte nun also ganz zum Heiden werden. Eine Todsünde auf der Seele und weder beichten noch zur Messe gehen! Aus bloßer Angst, irgendwie, durch irgend was könnt' er sich verraten. Oder er fürchtete sich auch vor der Madonna, vor dem Priester, — vor aller Welt. Und von ihr glaubte er, sie würde sein Geheimnis preisgeben, — von ihr! Wie das geklungen hatte: „Von Aristide Vomero wirst Du doch nichts sagen?!" Ebenso gut hätte er fragen können: „Mich dem Gericht ausliefern willst Du doch wohl nicht?" Und nun hatte er ihr also verraten, er wisse, daß sie sein Geheimnis kannte, — das hatte er sich selber wohl nicht einmal klar gemacht. Und deshalb ging er in seiner Scham und Angst jetzt nicht einmal mit ihr zur Messe, wie er sonst doch alle Sonntagmorgen gethan hatte. Und hatte doch Blut vergossen und die Barmherzigkeit Gottes wahrlich vonnöten. Mit solchen Gedanken betrat Serafina die Kathedrale.

Als sie die Messe mit angehört hatte, die gerade begann, sah sie, daß alle drei Beichtstühle besetzt waren. Sie hätte warten müssen, bis die

Reihe an sie kam, und doch trieb sie etwas nach Hause. Während sie unschlüssig noch im Betstuhl kniete, überlegte sie sich, daß sie ja im Grunde auch garnichts zu beichten hatte. Wenn sie verschweigen wollte und mußte, daß sie um Severos blutige That wußte, konnte sie nichts vorbringen. Sie war eigentlich bloß hierher gegangen, um ihren Willen zu haben. Wenn Severo nicht mit ging, hatte dieser Kirchgang gar keinen Zweck gehabt, sie für ihre Person hatte nicht nötig, sich die Seele frei zu beichten, auf ihr lastete nichts. Und wenn sie jetzt, wie sonst, dem Priester ein paar nichtige Kleinigkeiten eingestand und Absolution dafür erhielt, ohne ihm das wichtigste zu beichten, daß sie wisse, ihr Mann habe eine Todsünde begangen, und sie selber trage die Mitschuld daran, weil sie ihn zur Eifersucht gereizt und auch innerlich gewünscht und gewollt habe, er möge auf diese blutige Art einem unerträglichen Zustande ein Ende machen: was konnte solch' eine Beichte frommen? Das war ja gar keine. Und wenn der Priester sie gefragt hätte, ob sie sich weiter keiner Schuld bewußt sei, und sie hätte dann mit einem „Nein“ geantwortet, würde sie sich schwere Sünde aufgebürdet haben und ihre Beichte wäre also dann keine Entlastung, sondern im Gegenteil eine Verschuldung gewesen, in die sie sich verstrickte. Besser, sie ging dem aus dem Wege, sie ließ erst Gras über das alles wachsen.

Mit raschem Entschluß stand sie auf und ging. Draußen wollten von den Leuten, die in sonntäglichem Müßiggang in ihren Festkleidern auf dem Kirchplatz umherstanden und schlenderten, etliche sie anrufen und aufhalten, aber sie wich ihnen aus. Was würd' es da wieder anderes zu reden geben, als von dem Morde und von dem Begräbnis gestern! Sie hatte wahrlich genug davon. Auch nach Severo fragte man. Warum man Severo nicht sähe? Und nachmitags kämen sie doch in die Canova del Mugnone hinaus? Alle Welt würde da sein und Sor Niccolò hatte wieder von seinem Pomino bekommen, man konnte sich auf einen guten Tropfen gefaßt machen. Serafina war froh, als sie nur endlich auf der Straße zu ihrem Hause war. Aber da ging wieder dicht vor ihr Pietro Mariani, der ebenfalls von der Messe zu kommen schien. Er war im Sonntagsstaat und hatte sein Gebetbuch mit Goldschnitt unterm Arm, der leere, linke Ärmel schlotterte ihm an der Seite. Da er ganz langsam bergan schlenderte, mußte sie ihn einholen, oder er würde über kurz oder lang ihre Schritte doch hinter sich hören. Nach kurzem Zaudern wollte sie mit einem Gruß an ihm vorüber. Aber nun rief er sie an und hielt sich neben ihr.

„Sora Fina, wie geht es Euch? Eben hab' ich mit dem Brigadier unten gesprochen. Morgen wird Severo Rocca verhört. Es ist ganz sicher. Er kann sich gefaßt machen.“

„Immerhin!“ Sie war sehr erschrocken, aber sie würde das doch diesem hier nicht zeigen, — dem am allerwenigsten.

„Wie ich Euch gesagt habe: einer nach dem andern. Wo nur irgend ein Häkchen von einem Verdacht eingeschlagen werden kann. Die lassen nicht locker.“

„Severo hat ja nie etwas mit Aristide Bomero gehabt,“ sagte Serafina leichthin, aber doch mit einem geheimen, ausforschenden Ton.

„Hm,“ machte er. „Blos daß sie sagen, Aristide Bomero hätte es mit Euch gehabt, Sora Fina. Und das erstemal wär's ja wohl nicht, daß einer einen unbequemen Besucher so überseit geschafft hätt'. Mich haben sie im Verhör darüber ausgefragt, ob ich 'was wüßte, wie Ihr und Aristide Bomero zusammen gestanden habt; ich wohnte ja nahe genug, haben sie gemeint, um darüber Auskunft zu geben.“

Er sagte das alles in harmlosem Ton und ohne sie dabei anzusehen, langsam neben ihr bergauf schreitend. Serafina fühlte, daß sie bis unter die Haarwurzeln von einem heißen Rot überflammt wurde. Es kochte in ihr. „Nun,“ fragte sie nach einer Weile verächtlich, „was habt Ihr ihnen denn da geantwortet, Sor Pietro?“

„Die Wahrheit. Vor Gericht muß man so gut die Wahrheit sagen, wie im Beichtstuhl. Man wird sonst meineidig.“

„Und was nennt Ihr die Wahrheit?“ Ihre Lippe bebte vor Spott und Empörung.

„Daß ich Aristide Bomero in der letzten Zeit alle Tage — auch am Tage vor seiner Ermordung — habe zu Euch gehen sehen, während Severo Rocca in den Brüchen war.“

„Nun?“ Ihre Zähne hatten leise aufeinander geknirscht.

„Weiter nichts. Weiter habe ich nichts gesehen. Weiter kann ich also auch nichts sagen.“ Er blieb stehen und schlug Feuer an, um sich seine Virginia wieder in Brand zu stecken, die ihm ausgegangen war!

Serafina zuckte ein paarmal nacheinander

die Achseln. Sie stellte sich ganz ruhig. „Wen das wohl zu kümmern hat! Severo kann niemand etwas nachweisen. Severo war in jener Nacht garnicht draußen."

Hierauf schwieg der Einarmige eine kleine Weile, dann sagte er, langsamer weiter gehend, die Augen am Boden: „Ja, wenn ihn niemand draußen gesehen hat, dann ist's gut, dann ist alles gut. Kein Teufel kann dann an ihn. Aber wenn man einen Zeugen hat — man muß nur keinen Zeugen haben, wißt Ihr. Ein Zeuge ist schlimm. Daran hängen sie sich, das wirft einen zu Boden. Ist kein Zeuge da, so kann Severo Rocca ganz ruhig sein. Guten Morgen, Sora Fina. Auf Wiedersehen!"

Er lüftete seinen Hut und ging, da sie den Eingang zu seinem Anwesen inzwischen erreicht hatten. Heute hatte er ihr nicht ein einziges Mal einen seiner lauernden Blicke zugeworfen, und was er gesprochen, hatte so unbefangen geklungen, als unterhielte er sich mit ihr über das Wetter und die Aussichten der Weinernte. Aber nie hatte sie ihn so gehaßt, wie in dieser Stunde, und mehr, als das: nie ihn so gefürchtet. Ja, sie fürchtete ihn jetzt plötzlich. Dieser Mann wußte etwas, wußte mehr, als er sagen wollte. Schon gestern Abend hatte er ihr gedroht, sie werde ihre Sprache ihm gegenüber schon wiederfinden. Und heute — jetzt eben — wie hatte er doch gesagt: „Man muß nur keinen Zeugen haben — aber wenn man einen Zeugen hat — ein Zeuge ist schlimm." Was sollte das anderes bedeuten, als daß es einen Zeugen dafür gab, daß Severo in jener Nacht doch draußen gewesen war und der ihn also als Lügner vor Gericht entlarven konnte, wenn er das Gegenteil behauptete? Serafina begriff auch ganz gut, daß er dadurch noch viel verdächtiger werden mußte, als wenn er von vornherein zugegeben hätte, draußen sei er zwar gewesen, aber Aristide Bomero habe er dennoch nicht erstochen. Seine Lüge mußte ihn verderben, — einer, der sich unschuldig wußte, brauchte nicht zu lügen. Und warum sprach Pietro Mariani von diesem Zeugen für Severos Draußensein, wenn er nicht selber es war? Natürlich war er's und kein anderer. Es war ja auch klar genug: Pietro Mariani war damals aus der Osterie nach Hause gegangen, in der Aristide Bomero noch zurückgeblieben war, und auf seinem Heimweg hatte er mit Severo zusammenstoßen müssen, der auf dem gleichen Wege thalab geschlichen war, um jenem aufzulauern. Wahrscheinlich hatte Severo Pietro Mariani garnicht gesehen, er ahnte also auch nichts von der Gefahr, die ihm durch diesen drohte! Sonst wäre er nicht so gemütsruhig und selbstsicher gewesen. Ob sie ihn warnen sollte? Aber was konnte er denn thun, um sich gegen Pietro Mariani zu schützen? Und warum sollte dieser ihn verderben wollen? Die Wahrheit müsse man vor Gericht bekennen, wie im Beichtstuhl, hatte er gesagt. Aber wenn ihn niemand darnach fragte, ob er Severo in jener Nacht draußen gesehen habe, brauchte er auch zu niemand davon sprechen. Wenn er es that, geschah's nur aus bösem Willen, nur um Severo zu verderben. Und wenn dazu kein Anlaß für ihn vorlag —

Serafina kam mit ihrem Nachsinnen zu keinem Ergebnis. Nur das Bewußtsein einer großen Gefahr, die über Severo und ihr schwebte, war in ihr, und diese Gefahr drohte von Pietro Mariani. Sie nahm sich vor, Severo wortgetreu zu wiederholen, was dieser ihr gesagt hatte, dann mochte er selber mit sich zu Rate darüber gehen, was zu thun blieb. Ihr Grauen vor Pietro Mariani war also nicht grundlos gewesen; soviel stand fest, die Madonna selbst hatte es ihr in die Seele gepflanzt.

Severo war garnicht zu Hause, als sie heimkam. Erst um die übliche Essensstunde kam er wieder, ohne ihr zu sagen, wo er gewesen war. Wenn sie nicht alles täuschte, hatte er getrunken. War es schon so weit mit ihm, daß er lieber seine Gewissensbisse vertrank, als sich im Beichtstuhl zu erleichtern? Sie sah ihn an. Er kam ihr gedunsen im Gesicht vor und sah mürrisch aus; offenbar wußte er nicht recht, wie er ihr begegnen sollte, und ihm selber war nicht gut zu Mute. Sie brachte ihre Warnung jetzt nicht über die Lippen, sie wollte ihn nicht noch mehr ängstigen. Der da war ja sichtlich verängstigt durch und durch. Halb erbarmte sie das, halb fand sie es aber auch verächtlich — für einen Mann. Warum hatte er es gethan? Sie dachte schon kaum mehr daran, daß sie selber es innerlich von ihm verlangt und erwartet, daß sie die That für unvermeidlich gehalten hatte. Plötzlich wäre es ihr recht gewesen, sie ungeschehen zu machen.

„Du warst beichten?" fragte er sie, ohne sie anzusehen.

„Ja," erwiderte sie. Sie begriff kaum selber, warum sie es ihm vorlog. Aber um

keinen Preis hätte sie ihm jetzt eingestanden, daß sie nicht gebeichtet habe. Das wäre ihr wie das Eingeständnis einer Schwäche und Schande vorgekommen. Ihr Trotz gegen ihn war im Wachsen. Und es stachelte sie auch, ihn noch mehr in Sorge und Angst zu stürzen, ihn im Ungewissen zu lassen, — sie wußte nicht recht, weshalb?

Sein Gesicht verfinsterte sich, aber er sagte nichts und fragte sie auch nicht weiter aus. Es war ihnen beiden merkwürdig: sie hatten geglaubt, daß nun alles gut, alles zwischen ihnen wie früher sei, da Aristide Vomero tot war, und am ersten Abend war es auch wirklich so gewesen. Sie waren sich beide wie erlöst vorgekommen und jeder war dem andern dankbar gewesen und hatte ihn gerührt als Helfer und Befreier betrachtet. Weich, fast beschämt war ihre Stimmung gewesen. Wie und warum das dann plötzlich anders geworden war, wußten sie nicht. Sie hatten nachzudenken begonnen. Sie hatten sich nicht mehr blos gesagt: der einzige, der zwischen uns stand, ist tot; sondern sie fragten sich: warum hat er sterben müssen? War es nötig, daß Blut vergossen, daß eine Todsünde begangen wurde? Und das schreckte sie jählings wieder auseinander, nachdem sie kaum sich in die Arme gefallen waren, — das erfüllte sie mit einem gewissen Grauen vor einander. Sie schlichen um einander herum, ohne mehr zu wissen, wie sie sich behandeln sollten. Sie scheuten sich einer vor dem andern und sie grollten sich deswegen, daß dies alles so war. Es war kein Frieden und keine Sicherheit in ihnen. Sie waren sich weder klar über sich selber, noch jeder über den andern, und gerade das quälte sie nur noch mehr. Und dann kam in beiden die Furcht dazu. Sie fürchteten sich vor der Entdeckung, vor etwas Unbestimmtem, was über ihnen und zwischen ihnen lag. Und diese Furcht machte sie verbissen, trotzig, ließ sie so handeln, daß sie mit sich selber unzufrieden waren, ohne sich doch aus diesem Zustande mehr herauszufinden. Das Unausgesprochene, das früher zwischen ihnen gewesen war und langsam ihr Glück zerstört hatte, — jetzt war es in anderer Art abermals da, noch drohender, noch dumpf-gefahrvoller. Damals war es mit einer Bluttat zerrissen worden. Wohin würde es jetzt sie treiben? Aus der blutigen Saat konnte kein friedliches Glück keimen. Das war's, was unklar auf ihnen lag und in ihnen gährte. Und doch war jeder entschlossen, den andern vor der Entdeckung und den Folgen seiner That zu bewahren.

Severo warf sich, nachdem sie gegessen hatten, auf sein Bett und schlief. Er war oben in Siriano gewesen und hatte mit ein paar Kameraden, die der Zufall ihm in den Weg geführt, in der Osterie gesessen. Nun war er müde. Er wußte garnicht, was ihn eigentlich dort hinauf getrieben hatte. Nur daß er sich selber hatte hindern wollen, Serafina in die Kathedrale nachzulaufen, was er sonst vielleicht doch gethan hätte. Das vormittägige Trinken, daß er nicht gewöhnt war, hatte ihn schläfrig gemacht. Natürlich war auch in Siriano fast nur von dem Mord in Borgunto und von dem feierlich-großartigen Leichenbegängnis Aristide Vomero's die Rede gewesen und da hatte er aus Ärger und Unbehagen noch mehr getrunken, als er sonst gethan hätte. Nun schlief er ganz fest, und Serafina grollte, daß er den einzigen freien Nachmittag, den sie in der Woche zusammen hatten, so benutzte. Früher waren sie an diesen Sonntagnachmittagen immer auf die Hügel gegangen, waren in einer ländlichen Weinwirtschaft eingekehrt, wo man tanzte, Boccia und Morra spielte, und waren fröhlich gewesen unter den Fröhlichen. Immer war Severo der geschickteste unter den Spielern, der unermüdlichste unter den Tänzern gewesen und wenn die Wandermusikanten zur Guitarre ein toskanisches Volkslied anstimmten, war keiner mit hellerer Stimme eingefallen, als er. Alle hatten auf ihn geblickt, alle hatten sie beneidet. Und sie selber war immer stolz auf ihn gewesen. Das war all' die Zeit so gegangen, — ehe Aristide Vomero ein Auge auf sie geworfen hatte. Und nun, da er doch tot und begraben war, lag Severo auf seinem Bett und schnarchte, wenn es Sonntagnachmittag war. Es konnte also nie wieder werden, wie es einmal gewesen war? Sie hätte weinen mögen vor Zorn und Gram. Und während sie auf der Schwelle saß und seine gleichmäßig tiefen Atemzüge bis zu ihr herausdrangen, verhärtete sich ihr Herz immer mehr gegen ihn.

VII.

Als Severo sich endlich ermunterte und gähnend, die Arme reckend, hinauskam, war Serafina nicht mehr da. Anfangs wunderte er darüber, dann sagte er sich, daß es ihm gerade recht sei. Was hätten sie denn auch zusammen

jetzt thun sollen? Sie wußten ja kaum etwas miteinander zu sprechen. Serafina war ihm fremd geworden durch das, was sie gethan, — eine andere, eine, mit der er sich erst wieder einleben mußte, wenn das überhaupt möglich war, die ihm jetzt Unbehagen und Verlegenheit bereitete durch ihre Nähe. Ein Weib, das einen Mann erstochen hat, — nicht in Notwehr, nicht in ehrlichem Kampf, nein, heimlich, bei Nacht, wie ein Bandit! Nur um Ruhe vor ihm zu haben. Konnte sie denn nicht in anderer Art ein Ende machen? Nicht warten, bis er, Severo, selber —

Diesen Gedanken dachte er nicht zu Ende. Er erinnerte sich, daß er der Madonna gedankt hatte, weil sie ihn davor bewahrt, einen Mord zu begehen, und er schämte sich. Aber Blut klebte an ihren Händen und vor einem Weibe mit blutbefleckten Händen graute ihm. Was konnte man sich von so einer nicht alles getrauen! Und warum überhaupt gleich das äußerste thun, wenn man nicht schuldig war? Darauf kehrten seine Gedanken immer wieder zurück. Bis sich ein Weib dazu entschloß — Wenn er nur darüber wenigstens Klarheit gehabt hätte! Das war's im Grunde, was ihn marterte. Wenn Serafina jetzt hier gewesen wäre, er hätte sie gleich gefragt, fragen müssen. Dies Drumherumgehen war doch auf die Dauer unmöglich. Und also war's gut, daß sie nicht da war. So hatte man doch seine Ruhe, brauchte sich seinen Sonntagnachmittag nicht zu verderben.

Ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen, wo Serafina wohl sein mochte, ging er fort und gegen Mugnone zu thalab. In der Canova Sor Niccolò's kehrte er ein. Er fand dort lustige Gesellschaft und guten Wein. Hier konnte man wieder ohne Grübeln seines Lebens froh werden. Bald war er mitten unter den Morraspielern und in Kurzem der Erste von Allen. Dann wurde gesungen und getanzt. Severo Rocca war heut wieder einmal der Alte, — Alle sahen das und sprachen es auch aus. Und Einen hörte er einmal sagen: „Kein Wunder, seit Aristide Vomero tot ist!" Das fing er auf und es drehte ihm gleich alles im Leibe herum, daß er hätte aufschreien mögen. Innerlich war's mit seiner Lustigkeit seit diesem Augenblick vorbei. Er stellte sich nur noch, als wäre nichts vorgefallen. Und dann trank er, er trank viel und rasch. Und der Pomino war jung und erhitzte das Blut. Nach einiger Zeit sah er alles nur noch wie durch einen leichten Nebel und seine eigne Stimme schien ihm aus einer weiten Entfernung zu kommen, so daß er sich anstrengen mußte, um sie zu hören.

Plötzlich sah er Serafina. Gerade als er die Musikanten bestimmt hatte, ein Lied zu spielen, das etwas anrüchig war und vor dem die Weiber immer davonliefen. Das sang er, vor ihnen rittlings auf einem Schemel sitzend, von einem Kranz lachender und johlender Burschen umgeben, mit schwankender Stimme mit, den Takt mit den Fäusten in der Luft bezeichnend. Anfangs glaubte er, er habe sich getäuscht. Serafina hier und allein, — daß schien ihm unmöglich. Aber so vernebelt waren seine Augen denn doch noch nicht, daß er sie nicht hätte erkennen sollen. Sie stand in einiger Entfernung unter einem Haufen anderer Weiber und schien sich gar nicht um ihn zu kümmern, obgleich sie ihn sehen mußte, auch auf Musik und Gesang nicht weiter acht zu geben. Das empörte ihn besonders. Und nun sang er mit laut hallender, herausfordernder Stimme:

„Das ist ja der Männer — der Männer Fluch:
Nie haben die Weiber an Einem genug!"

Wieherndes Gelächter der Umstehenden übertäubte die zirpenden Klänge der begleitenden Guitarre. Alle wiederholten den Refrain. Die Frauen hielten sich die Ohren zu, liefen lachend davon und drohten mit den Fäusten herüber. Nur Serafina hatte gar keine Miene verzogen, Severo hatte das ganz deutlich gesehen. Und nun, als er mit der Faust auf den Tisch schlug und neuen Wein bestellte, stand sie plötzlich hinter ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit ruhiger Stimme: „Es ist genug. Komm'! Wir wollen gehen."

Er wollte auffahren, sie in ihre Schranken zurückweisen, ihr hier vor aller Welt den Herren zeigen. Aber er schämte sich plötzlich. Es kam ihm vor, als hätte er Serafina eben bloßgestellt, sie vor diesen Leuten hier beschimpft. Und schließlich ging es ja Niemand etwas an, wie sie Beide miteinander standen, sie konnten das unter sich ausmachen. Vielleicht fürchtete er sich auch vor ihr. Die leichte Trunkenheit, die ihn befallen hatte, machte ihn schwach. Und dann: eine Frau, wie Serafina! Was konnte man sich von der nicht alles versehen! Wenn sie doch zur Mörderin geworden war —

Er murmelte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen, stand schwerfällig auf, warf sein Geld auf den Tisch und ging. Nach seinen Ge-

nossen von vorhin sah er sich garnicht um und nahm auch nicht Abschied von ihnen. Er hatte die Empfindung, wenn die ihm ein spitziges Wort zurufen würden oder eine spöttische Miene machten, würde er sich hinreißen lassen, mit den Fäusten auf sie loszugehen. Ein zufriedenes Gesicht zeigte er aber gerade nicht, als er neben Serafina den Heimweg antrat. Lange Zeit fiel kein Wort zwischen ihnen.

Dann fragte er: „Wo kommst Du eigentlich her?“

„Aus Borgunto,“ sagte sie kurz.

Er zuckte die Achseln. Was das nun wieder heißen sollte! Was hatte sie in Borgunto zu thun gehabt! Warum sagte sie ihm nicht, bei wem sie dort gewesen war und was sie gewollt hatte. „Woher wußtest Du denn, daß ich in der Canova dort war?“ fragte er noch unwirscher, als vorher.

„Ich dachte mir's.“

Gedacht hatte sie sich's! Wenn das richtig war, war's ja beinahe unheimlich. Aber es würde ihr wohl jemand gesagt haben, der aus der Kellerwirtschaft Sor Niccolò's nach Borgunto zurückgekommen und ihr begegnet war. Sie wollte das blos nicht eingestehen, sie hatte ja immer so etwas Heimliches. Es ärgerte ihn nun plötzlich doch, daß er gegangen war. Nun würde sie innerlich triumphieren. Seit sie Aristide Vomero niedergestochen hatte, dachte sie Gewalt über ihn zu haben, seitdem wollte *sie* der Herr im Hause sein. Aber sie sollte sich täuschen. Heute noch wollte er ihr mit der Frage kommen, weshalb sie es gethan hatte, — heute noch. Sein Rausch war verflogen, nur in seinem Blut brannte und gährte es noch. Eifersüchtige Regungen kamen ihm. Weshalb sie denn blos nach Borgunto gegangen war? *Wollte* sie ihn eifersüchtig machen, damit er sich nicht von ihr abwandte, trotz seines Grauens vor ihrer That wieder zu ihr zurückkehrte? Allerlei Wirres und Tolles wogte in seinem Gehirn durcheinander. Und Serafina sprach nichts. Warum sprach sie nichts? Glaubte sie etwa, er sei betrunken? Warum nicht gar! Wenn er's gewesen wäre, dies Kreisen seiner Gedanken um immer den einen gleichen Mittelpunkt hätte ihn wahrhaftig wieder nüchtern gemacht, — keine Sorge!

„Warum sollte ich eigentlich fortgehen?“ fragte er plötzlich.

„Es ist nicht gut, wenn sie sehen, daß Du's so toll treibst. Sie könnten denken“ — sie sagte nicht, was man denken könnte.

Und Severo verstand sie nicht. Er blickte eine Weile wie stumpf vor sich hin. Was meinte sie denn? „Daß bei uns Du das Regiment führst,“ sagte er endlich, „das werden sie denken. Sonst nichts.“ Als sie darauf nichts erwiderte, sondern ihn nur mit einem halb geringschätzigen, halb mitleidigen Blick von der Seite streifte, setzte er, sich erhitzend, hinzu: „Aber es ist das letzte Mal gewesen, Du. Verstehst Du? Das nächste Mal geh' ich nicht. Das nächste Mal nimm Dir das nicht heraus!“ Es klang hastig und polternd.

Serafina sagte auch jetzt nichts. Und nun that ihm fast wieder leid, was er gesprochen hatte. Er hatte sich ja eigentlich vorgenommen gehabt, ihr mild und nachgiebig zu begegnen, um sich ihr dankbar für das zu bezeigen, was sie gethan hatte. Es kam alles so ganz anders, als er sich's gedacht hatte. Das wurmte ihn, aber er konnte ja doch nicht anders. Was war denn zu thun? Und wenn sie nur wenigstens gesprochen hätte! Wenn man sich hätte gegenseitig auszanken und dann wieder beruhigen können! Aber nun fraß und fraß das weiter, — immer weiter.

Mit einem Male, als sie schon ganz dicht bei ihrem Hause waren, fing Serafina zu sprechen an. Aber nun war's wieder, als ob das, was er vorher gesprochen hatte, garnicht zu ihr gedrungen sei, sie sich dessen garnicht mehr erinnerte oder es doch keiner Erwiderung für wert hielt. „Du mußt Dich darauf gefaßt machen, Severo,“ sagte sie, „daß sie Dich morgen holen werden. Sie werden Dich aus den Brüchen abholen und verhören. Sie machen kurzen Prozeß.“

„Was?“ Er war stehen geblieben und stierte sie an. „Mich abholen? Wieso? Woher weißt Du das?“

„Heute früh hat mir's Pietro Mariani gesagt, der ja mit dem Brigadier gut Freund ist. Und weil ich's ihm trotzdem nicht glaubte, bin ich heute Nachmittag hingegangen und habe ihn selber gefragt. Er sagte „ja.“ Aber es ist eine bloße Form, sagte er. Ich soll mich nicht ängstigen. Er muß das thun.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Vikar.

Novelle in Versen von Adalbert von Hanstein.

(Schluß.)

Die Mutter des Josef kam bald zu mir
Und bat mich für ihn — o, was sagte ich ihr? —
Sie war mir fast wie eine Mutter gewesen,
Und nun konnt ich den Gram von der Stirne ihr lesen!
Ich konnte ihr Helferin, — Trösterin sein,
Doch ich sagte ihr nein! — und nochmals nein! —
Meine Mutter nur hatte Erbarmen mit mir,
Sie schickte mich endlich fort von hier
Und zahlte die weite Reise sogar
Für mich zu dem Onkel nach Wallendar.
Vier Jahre lang blieb ich bei ihm — allein,
Dann zog mich's zurück nach dem lieben Rhein.
Zu der alten Mutter — zur alten Stadt —
Was ist man noch, wenn man die Heimat nicht hat?
Ich glaubte, der Josef hätte indessen
Mich selbst und sein wildes Lieben vergessen, —
Ich Thörichte, die ich doch selber nicht
Vergessen konnte ein anderes Gesicht!
Ich kam — o wie grüßt' ich mir Berg und Wald!
Wie herzt' ich die Mutter und küßte sie bald!
Dann sah ich den Josef, — der trotzige Geselle
War still und verschlossen — die einzige Stelle
In seinem Herzen, die Niemand kannte,
Ich sah sie und wußte, was da brannte!
Ich sah ihn so oft vorübergehn —
Dann war's mir als müßte ich stille stehn,
Und müßte ihn rufen und müßte ihm sagen:
„Laß ab, mich Tag und Nacht zu verklagen!
Ich will Dir mein doch verlorenes Leben
Als Lohn für Dein treues Lieben geben!" —

So stand ich im Abendsonnenschein
Einst wieder am heiligen Bild von Stein.
Von ferne her hatte ich Schritte vernommen, —
Da hört' ich, da sah ich den Josef kommen!
Jetzt bog er den letzten Zweig auf die Seite —
Und da stand er vor mir — kein Mensch in der Weite!
Nur die Wellen rauschten und blitzend klar
Bestrahlte die Sonne den Stein-Altar!
Da stand er vor mir — und er hat mich erkannt —
An's Auge legt er beschattend die Hand —
Und sah nach mir hin, als müßt er sehn
Bis tief mir in's Herz und dann vergehn! —
Da war mirs, als riefe die Jungfrau mir nieder:
„Hier! Jetzt ist die Stunde! Nie kehrt sie wieder!"
Da hatt' ich mich plötzlich zu ihm gewandt,
Da hob ich den Arm, da hob ich die Hand —
Da rief ich seinen Namen — ich weiß nicht mehr wie —
That ich's, oder that es die Jungfrau Marie? —

Er sah es, er hörte, er staunte, er sprang
Mit einem Satz auf die steinerne Bank!
Er umfing mich, er drückte mich, küßte mich wild
Dicht unter dem heiligen Madonnenbild, —
Er küßte mich, — o — mit bebender Glut,
Mit lachender Freude, — mit liebender Wut!
Ich rang mich los und wußte zur Stunde —
Nie konnt ich froh sein an seinem Munde!
Doch — nun war es geschehn, und er nahm meinen Arm,
Und führte mich fort in glückseligem Harm,
Und er führte mich zu seines Vaters Haus,
In den dunklen Thorweg und wieder hinaus —
In die Stube, wo Vater und Mutter kamen
Und liebend in die Arme mich nahmen,
Und hießen mich herzlich als Tochter willkommen —
Und mir waren Sinne und Seele benommen!
Und er führte mich wieder heraus aus dem Saal,
An seinem Arm trat ich durch das Portal —
Zu meiner Mutter nun führte er mich,
Und sie küßte mich — weinend herzinniglich.
Und alles war Freude und eitel Lust —
Und der Tod saß mir in meiner Brust!

Je mehr Josef wieder zum Leben erwachte,
Je froher er scherzte, je lauter er lachte,
Desto schwerer senkte sichs mir aufs Herz —
Ich konnt' ihn nicht lieben, das fühlt' ich mit Schmerz.
Und Wochen gingen — und Wochen kamen,

Es wuchs mir die Angst ohne Grund und Namen —
Und da — eines Tages — da hatt' ich vernommen,
Der Andre würde wiederkommen,
Der Andre, an dem ich so innig hing —
Und der ohne Gruß einst von mir ging!
Hochwürden — Herr Pfarrer — es war mir geblieben
Die Liebe zu ihm, und ich durft' ihn nicht lieben!
Es war Sünde — war Sünde — o, faßt mich nicht an! —
Es war Sünde, — denn er war ein heiliger Mann!
Es war Sünde — war schwere Sünde — und doch
Ich liebt' ihn und liebe ihn heute noch! —
Hochwürden — Herr Pfarrer — ich beichte Euch ja —
Muß alles erzählen so, wie es geschah!
Ich war so verlassen — kein Mensch gab mir Rat,
Vergebt mir — vergebt mir, was ich da that!
Ich bat zu der Jungfrau — ich flehte zu Gott —
Um Erlösung von Josef — solch Beten ist Spott!
Und näher kam — näher der Hochzeitstag —
Kein Ort, wohin ich flüchten mag!
Ich zählte die Tage zu meinem Verderben,
Ich zählte die Stunden, als sollte ich sterben!
Und — morgen sollt ich am Altar stehen —
Und gestern — da ist das Letzte geschehen! —
An Josefs Arm im Abendschein
Ging ich wieder einmal hinab zum Rhein,
Und wieder standen wir, Hand in Hand,
Der Mutter Gottes zugewandt.
Wie war mir das Herz so weh und so weich —
Aufjammernd sank in die Kniee ich gleich —
Und rang meine Hände zum Josef empor
Und füllte mit Bitten und Jammern sein Ohr.
Ich weiß nicht mehr, was mir für Worte kamen —
Ich rief sie wie betend, mit heiligem Amen.
Ich schwor ihm, daß ich mich selber betrogen,
Ich schwor ihm, daß ich ihn liebend belogen,
Ich schwor ihm, ich könnte ihn niemals frein,
Und ich bat ihn um Freiheit, um Freiheit allein.
Er hörte mir zu, so still wie noch nie —
Wie die Jungfrau so steinern — so weiß auch wie sie —
Und als ich zu Ende war, dreht' er sich um
Und ging nach Hause, gelassen und stumm.
Ich aber lag weinend Minuten lang
Noch auf der alten steinernen Bank.
Dann schlich ich nach Hause — wie Sünder schen —
Im Herzen Kummer und bittere Reu —
Und — heut morgen — heut morgen, du gütiger Gott —
Da drinn — seine Leiche — für mich ist er tot! —
O wollt' er noch einmal die Augen aufschlagen,
Ich wollt' ihm ja tausendmal Gutes sagen!
O, könnt' er nur einmal die Arme noch regen,
Ich wollt' meinen Kopf in die Hände ihm legen! —
Ich meine stets, seine Lippen müssen
Noch einmal sich öffnen — wie wollt' ich sie küssen!
O — die Jungfrau Maria — nach himmlischem Plan
Hat sie ja schon manch heiliges Wunder gethan —
Wollte sie nur die Hand auf das Herz ihm drücken,
Gleich müßt' ihn ja feuriges Leben durchzücken!
Aber — sie hat sich von mir gewendet im Grimme,
Weil ich nicht gehört auf die heilige Stimme.
Sie wollte, ich sollte mein Herz überwinden,
Und sie mußte so klein und so sündig mich finden,
Bis sie mich mit Strafen der Hölle erreichte. —
Hochwürdiger Herr Pfarrer — das ist meine Beichte! —
Nun nennt mir die Buße — recht hart und schwer, —
O Gott — ich ertrag ja das Leben nicht mehr!"

Der junge Vikar hatte stille gelauscht,
Kaum merklich hat sein Talar ihm gerauscht,
Kaum merklich hat eine Hand er nach oben
Zu Stirn und Augen emporgehoben,
Mit der Linken drückt er des Mädchens Hand,
Mit dem Kopf hat er still sich zum Fenster gewandt —
Keinen Laut giebt er von sich — er atmet kaum —
Nur des Mädchens Weinen durchzittert den Raum,
Nur des Mädchens Seufzen und Bitten und Klagen:

„Hochwürden, die Buße, Ihr müßt sie mir sagen! —
Und wahrlich, sagt Ihr die Buße mir nicht,
Die mir Frieden kann geben vor Gottes Gericht,
Die mich rein kann waschen von Sünde und Blut —
Dann — dann spring ich hinab in des Rheines Flut —
Dann will ich nicht Menschen noch Priester mehr sehn,
Mit dem armen Josef zur Hölle gehn!"

Der Vikar steht da wie ein Bild von Stein —
Jedes Wort bohrt sich tief in die Seele ihm ein —
Und langsam und weich wie von Thränen durchdrungen,
So kommt's ihm jetzt leis von den Lippen geklungen:

„Noch ist Deine Beichte nicht ganz und vollkommen.
Wer war's, der dem Josef Dein Herz genommen, —
Nur dem völligen Beichtiger der Himmel vergiebt;
Wer war der Andre, — den Du — geliebt?"

Schnell hebt sie ihr Köpfchen — schnell neigt sie es wieder,
Sie öffnet die Augen, — sie schließt ihre Lider,
Sie drückt mit den Händen errötend sie zu.

„Hochwürden — Herr Pfarrer — Du warst's, Georg, Du!"

Sie schreit's wie im Krampfe, das Wort, das sie spricht —
Er schlägt sich die Hände jäh vor's Gesicht!
Er stößt sie zurück — er taumelt zur Seit —

Sein Körper erzittert in bebendem Leid!
Sie rutscht auf den Knieen herbei und erhebt
Die Hände, von schluchzendem Jammer durchbebt!

„Hochwürden, die Buße!“

Da hört sie mit Stöhnen
Die Worte von seinen Lippen tönen:

„Nicht ich kann Dir geben des Herzens Ruh,
Denn ich bin ja ein ärgerer Sünder als Du.“

Schnell hat er sich wieder zu ihr gewandt,
In zitterndem Fieber greift er ihre Hand —
Mit glühroten Augen schaut er sie an,
Während Thräne auf Thräne vom Auge ihm rann:

„Dieselbe Maria, vor der Du gekniet,
Die heilige Jungfrau, die alles ersieht,
Sie hat mich erschaut in der schrecklichsten Stunde:
„Maria,“ quoll's betend mir vom Munde.
Doch nicht die Heilige war gemeint,
Die einst um den ewigen Sohn geweint, —
Eine andere Maria stand vor mir im Geist, —
Blauäugig, blondlockig — Dir glich sie zumeist. —
Fünf Jahre sind's her, daß Abends am Rhein
Auch ich gekniet vor dem Bilde von Stein —
Und neben mir sah ich in wachendem Traum
Den Josef — totbleich und noch atmend kaum! —
So war er erst eben von mir gegangen,
Mit sprühendem Rot auf den wachsbleichen
Wangen —
So hatt' er mir eben erst zugerufen
Dicht unter des Bildes steinernen Stufen:

„Wer warst Du, als Dich aus Armut und Graus
Mein Vater nahm in sein gastliches Haus?
Wer warst Du, als ich, in Freundschaft entbrannt,
Für's Leben Dir reichte die Bruderhand?
Wer bist Du, der mir heut Alles genommen,
So daß Haus, Hof, Gut mir und Leben nicht frommen?
Dir lächelt sie zu, Dir reicht sie die Wangen
Zu neckischem Kuß und in Freundschaftsverlangen!
Dir fliegt sie entgegen, wenn Du Dich ihr nahst —
Dir lebt sie, Dich liebt sie, seit Du sie erfahst!
Dir gab Alles mein Vater — so danks ihm mit Hohn
Und nimm' ihm dafür seinen einzigen Sohn!“

So war er gegangen, ich weiß nicht, wohin?!
Mir zerrissen die Worte Seele und Sinn.
Da sank ich verzweifelnd am Weg auf die Steine —
„Maria, Du Himmelsbraut, werd' ich der Deine,
Vergessen will ich und Allem entsagen
Und mein irdisch Leid zu Deinem tragen!“ —

Fünf Jahr sind seitdem mir in Demut verstrichen,
Doch die Zeit hat nichts in mir ausgeglichen! —
Ich habe gerungen Jahr für Jahr,
Vom lernenden Schüler bis auf zum Vikar.
Fromm war ich in Arbeit, im Dienen, im Dulden,
Doch Dein Bild blieb in mir — das war mein Verschulden!
Und wenn ich zur heiligen Jungfrau gefleht,
Dein süßer Name durchwob' mein Gebet! —
Und, wenn ich zu Kranken und Sterbenden kam,
Dein Bild war der Trost, den ich mit mir nahm!
Und — fleht' ich zu Gott, daß Du Josef verbliebest,
So faßte mich Wut, daß Du mich nicht mehr liebest!
Zu Gottes Dienst sollt ich mein Leben weihn,
Und in Deinem Dienst lebt ich Jahr aus Jahr ein!
Und, wollt' ich vor Arbeit zur Ruhe entrinnen,
Nur die Jugend — Du nur standst vor meinen
Sinnen!
Und als hier erkrankte der alte Herr Pfarr,
Und ich ihm gesandt ward als sein Vikar —
„Geh nicht,“ rief laut in mir Gottesstimme —
„Geh doch!“ — schrie ich lauter in sehnendem Grimme.
Seit ich meinen Fuß in dies Städtlein gesetzt,
Ward von alter Erinnerung ich täglich gehetzt!
Wie oft stand ich abends in sehnender Qual
Vor dem großen, dunkelen Hofportal —
Und sah meine eigene Knabenzeit
Und Dich — und Dich — in liebendem Leid!
So oft Du nur über die Straße kamst
Und grüßend bei der Hand mich nahmst,
Gings glühend, wie Feuer, durch all mein Wesen,
O Gott — ich weiß, daß es Sünde gewesen!
„Gott, gieb sie dem Josef“ — so betet' ich laut —
Und leise doch seufzt ich: „Gott, nimm ihm die
Braut!“
Ich gab ihm den Segen, so oft ich ihn fand,
Und doch — innerlich zürnt ich ihm wutentbrannt! —
Verlogen wars all in mir früh und spät,
Verlogen mein heimlichstes, stillstes Gebet,
O — ich irdischer Mensch mit dem Priestergesicht —
Ich floh vor mir selber — und konnt es doch nicht!
Ich drohte mir selber mit Höllenstrafen —
Doch Dein Bild — Dein Bild — es wollte nicht
schlafen —
Und, hätt' ich Euch morgen zusammengesprochen,
Ich glaube — es wäre das Herz mir gebrochen!
Du, reines Mädchen, bist frei von Schuld,
Um mich riß dem Schöpfer die heilige Geduld!
Ich kann Dir nicht geben Frieden und Ruh,
Denn ich bin ja ein ärgerer Sünder als Du!“

Er sieht sie nicht an, als er seufzend geendet,
Sie aber hat langsam sich zu ihm gewendet,
Sie richtet sich auf, als tauchte sie jäh
Empor auf Wellen aus flutender See! —
Es glimmt ihr im Auge ein seliger Schein
Hervor aus den Thränen so licht und so rein, —
Sie faßt ihm mit beiden Händen die Rechte

Und schaut innig ihn an, als ob Schönes sie dächte —
Und ein sonniges Lächeln den Mund ihr umgiebt:

„Georg — Du hast mich — Du hast mich geliebt?“ —

Schnell fährt er herum, — heiß schaut er sie an, —
Wie ein glückliches Fieber durchschüttelt's den Mann!
So nah seinen Wangen ihr liebes Gesicht —
Die zarte Gestalt, ein lebend'ges Gedicht! —
Das war's, was ihn niemals in Träumen gelassen,
Und hier — so nah — ach, so nah zum Erfassen.
Für einen Kuß möcht' er den Himmel geben —
Aufjubelnd jauchzt er: „Maria, mein Leben!“

Da fällt sein Blick auf sein priesterlich Kleid,
Ihm sinken die Arme — schnell tritt er bei Seit' —
Und in ihren Augen, den strahlenden zwein,
Sieht er langsam verlöschen den seligen Schein.
Sie stehn sich so nah, — seit so lange vertraut,
Sie waren in Wirklichkeit Bräut'gam und Braut!
Und doch schiebt sich schwer zwischen Blick und Blick
Eine Welt von Entsagen und totem Glück!

Er hat sich gefaßt, — er nimmt ihre Hand,
„Maria, Maria, halten wir Stand!“
Auf die bleiche Stirn, — wie das Siegel zum Schluß,
Drückt er sanft ihr einen Priesterkuß.
Sie neigt sich, — auf seine Hand sich zu bücken
Und den Kuß des Beichtkinds darauf zu drücken.
Dann schleicht sie zur Thüre, aus der noch das Licht
Der Kerzen matt durch die Spalten bricht.
Sie öffnet sie weit, daß das weiße und weiche
Lichtschimmernde Lager sich zeigt mit der Leiche,
Ein tritt sie, und auf des Bettes Geländе
Legt zitternd sie die gefalteten Hände.
Und drückt ihr Gesicht, wie ein scheues Gewissen —
Tief in die hoch aufschwellenden Kissen.

Fern steht noch in seinem schwarzen Talar
Gesenkten Hauptes der junge Vikar.
Und hell durch die Fenster flutet herein
Auf sein bleiches Antlitz der Sonne Schein.

Die leuchtet indes über Marktplatz und Dom,
Über Heiligenbilder und rauschenden Strom,
Über Blütenbäume und Frühlingshöh'n —
Durch des neu erwachenden Tages Getön —
Und strahlt in das wirrende Menschengetriebe
Ihre uralte Botschaft — die Botschaft der Liebe! —

Die Dichtung.

Ich sah im Aether der Dichtung Schloß.
Gold glänzende Ritter nahten zu Roß
Und ritten durch ein durchbrochenes Portal
In einen hohen, hallenden Saal.
Gleich Strahlen aus einem marmornen Becken
Stiegen die Säulen empor zu den Decken
Mit heiliger Andacht die Halle taufend,
Und oben in weiche Schnörkel verlaufend.
Auf goldenem Thron saß die Kunst. Ein Talar
Umfloß sie faltig und wunderbar,
Und ihr zu Häupten in schimmerndem Laube
Saßen ein Adler und eine Taube.
Da trat die Göttin begeisterungsheiß
In den erlauchten, glänzenden Kreis
Und machtvoll sprach sie:

„Die ohne zu klagen
Ihr meinen funkelnden Harnisch getragen,
Ihr, die ihr in Demut vor mir gebüßt:
Seid mir willkommen und seid gegrüßt!
Wohl habt Ihr nicht wundenlos bezwungen
Das köstliche Ziel nach dem ihr gerungen,
Doch fester kittet das Herz an's Herz
Das herbe Weh und der bittere Schmerz.
Das ist die Weihe, die Euch erhebt,
Die dunkle Wolke, auf der Ihr schwebt
Zu meiner Klarheit unendlichen Sphären,
Zu meiner Schönheit bekränzten Altären! —
Es ragt ein Kreuz an des Lebens Bahn,
Verwaschene Stufen führen hinan,
Dort sah ich Euch oft mit gebrochenen Schwingen
Mit Eurer Seele Begierden ringen
Und manchem Besiegten grub still ich ein Grab
Und wandte mich thränenden Auges ab.
Wer will in meinem Lichte sich baden,
Ihn darf nicht die irdische Sehnsucht beladen,
Die Sehnsucht, die fiebernd begehrt zurück
Nach einem staubgeborenem Glück.
Wen ich mit tönender Stimme rief,
Zerreiße des Lebens verheißenden Brief! —
Doch führ' ich Euch mächtig zum Pfade der Sonne,
Die hehre Weihe, die stumme Wonne,
Die in heiligen Stunden Euch übertaut,
Die nennt Euch nimmer ein irdischer Laut!
Mit kargen Broten die Welt Euch speist,
Ich aber, ich nähre Euch mit dem Geist!
Mit flammender Kraft und mit purpurnen Reben,
Die Welt führt zum Tod! Ich leite zum Leben!“ —

Und stolz warf sie ab den verbrämten Talar,
Entfesselt herab fiel ihr glänzendes Haar,
Schwer floß es um ihre Büste, gleich hellen,
Goldfarbigen Lichtern auf Marmorschwellen.
Hinauf zu der Sterne hochheiligem Rand
Wies ernst und gebietend sie mit der Hand
Und also verschwand sie, wolkengehoben,
Vor meinen Blicken im Lichte nach oben.

Paul Wimmershof.

Anastasius Grüns letzte Jahre.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig August Frankl.

II.

Der nächste Brief Frankls an Grün — Wien, 17. Januar 1874 — berichtet über die Nachwehen der finanziellen Krise vom Mai 1873 u. a. wie folgt:

... In Wien herrscht eine triste Stimmung. Ich erlaube mir nicht, die Namen all derer zu nennen, welche in die finanzielle und industrielle Kalamität hineingezogen sind. Es sind Personen aus allen Gesellschaftskreisen und vielfach aus solchen, bei denen die Phrase gegolten — hat: noblesse oblige.

All das hindert nicht das Wiener Volk, daß es leichtsinnig hingaukelt und in frenetischem Lisztjubel, welcher die Virtuosenschwärmerei des Vormärz um eine volle Wahnsinnslänge überbietet, unglorreich sich hervorthut.

Liszt verlangte, als ihn der Sekzionschef Hofmann in Pest einlud, in Wien zu spielen, daß eine Deputazion des Gemeinderathes dahin komme, um ihn offiziell einzuladen. Das geschah denn auch. Drei Gemeinderäthe mußten eine Nacht durchreisen, um dem Wagner-Dioskuren zu genügen.

Der Präses des Musikvereines erzählt, Liszt habe auch gefordert, daß das Klavier, auf dem er spielen werde, mit Lorbeern bedeckt sei. Das war es denn auch und überdies aus besonderer Verehrung für des Unsterblichen H.... auch der Sitz, auf dem er sich vor dem Klaviere niederließ.

Charakteristisch ist das Betragen Liszts bei der letzten Soirée des Grafen Andrassy. Er stand unbeweglich mit gekreuzten Händen an einer Thürpfoste angelehnt und unbekümmert um den ganzen Salon sah er, wie in Weltverachtung verloren, fort und fort zur Erde. Man sah ihn befremdet an, Niemand sprach zu ihm, um ihn nicht zu stören. Nach längerer Zeit erschien der Primas, Liszt näherte sich ihm rasch, beugte ehrerbietig ein Knie und küßte dem hohen Geistlichen die Hand und verließ sofort den Salon.

Der Komödiant! der seinem Genie sehr zu statten kommt ....

Aus Grüns Antwort — Graz, 21. Januar 1874 — sei das Urteil über Liszt mitgeteilt:

.... Amüsant in traurigster Weise war mir all das Detail, was Sie mir über das jüngste Liszt-Concert mittheilten; amüsant durch die mächtige vis comica, welche den einzelnen Szenen an und für sich unläugbar innewohnt; traurig in hohem Grade durch die Betrachtungen und Folgerungen, welche sich daran knüpfen, sowohl wenn man den gefeierten Heros als wenn man die in unwürdigster Selbstvergessenheit taumelnde Menge ins Auge faßt.

Es ist nur die Frage, wer steht tiefer und kleiner da, jener, der sich so huldigen läßt, oder wer so huldigt? ...

Wenige Wochen später ließ Grün nach jahrelangem Schweigen wieder eine Dichtung „Veldes“[8]) erscheinen. Frankl schrieb ihm darüber am 11. Februar 1874:

Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen unter dem frischen Eindrucke der Lektüre Ihres Gedichtes „Veldes“ in den mir heute zugekommenen „Dioskuren“ meine Freude und, wenn sie gesteigert werden könnte, meine Bewunderung für Ihren dichterischen Genius auszusprechen.

Ich kenne Veldes, dieses Juwel Ihres Heimatlandes. Eine schönere Verklärung konnte das slavische Gebiet von einem deutschen Dichter nicht empfangen, sie ist typisch und wird, wenn Krain sich stolz berühmen will, in allen künftigen Zeiten zitirt und gesungen werden. Es ist ein in An-

[8]) „Die Dioskuren.“ Litterarisches Jahrbuch des ersten allgem. Beamtenvereines. Wien, Hof- und Staatsdruckerei S. 28 ff. Dort besteht der Cyclus nur aus drei Gedichten.

schauung und Form plastisch schön vollendetes Gedicht.

Ich zweifle nicht, daß der Inhalt des Gedichtes 3. in seiner mächtigen Gedankenfülle, in seiner patriotisch edlen Bedeutung einen allgemeinen stärkeren Anklang finden wird, ist es doch ein gewaltiger „Weckruf“, ein voller mahnender Glockenklang für die Gegenwart, beseelt von kulturfreundlicher Gesinnung eines Sohnes für sein Heimatland.

Jedenfalls ist jenes aber vollauf geeignet, eine mächtige Bewegung unter den „Dicken und Dünnen“ hervorzurufen, die es frappiren wird, daß der Dichter seinem katholischen Heimatlande das — Lutherthum prophezeiend wünscht.[9])

Sie klagten letzthin über Alterskränklichkeit. Sie aber sind gesund und bringen wie zur Zeit, als Sie noch „grün“ waren, eine starke geistige Wellenbewegung hervor. Möge Ihnen diese Kraft noch lange eigen bleiben zu Ihrer Freude und der Ihrer Mit- und Nachwelt!

Ihr Sie stets bewundernder und treuest ergebener Verehrer Frankl.

Unmittelbar nach Erhalt dieses Schreibens, noch am selben Tage erwiderte Grün:

Es konnte für mich nur im hohen Grade tröstreich und ermuthigend sein, zu einer Zeit, in welcher ich an mir selbst und meiner geistigen Kraft zu zweifeln begann, von einem Berufsgenossen und Sachkundigen wie Sie, über meine jüngsten „Veldes“-Gedichte ein so zustimmendes Urtheil zu erhalten. Vielleicht haben Sie Recht, und was ich für Indizien des Unvermögens hielt, ist vielleicht nur die Abnahme der Arbeitslust. Für diese sollen Ihre freundlichen Worte ein neuer Sporn werden.

Ueber den poetischen Werth der einzelnen Nummern des genannten Cyklus möchte ich, wenn mir ein Urtheil in propria causa zukäme, Ihre Ansicht vollkommen theilen. Übrigens ist der Cyklus noch nicht abgeschlossen; auf Nummer 3, welche sich auf mein engeres Heimatland bezieht, sollte Nr. 4 mit einem weiteren Ausblick auf das Allgemeine ab- und sich im Ideenkreise wieder an Nr. 1 anschließen. Leider drängte mich aber Hofrath v. Falke mit dem Termine zur Einsendung meines Beitrages so, daß das beabsichtigte Schlußgedicht damals noch in der Feder zurückblieb.[10]) Diesem Gedrängtsein ist es auch zuzuschreiben, daß Nr. 3 etwas überhudelt und deßhalb vielleicht an einer Stelle von Ihnen mißverstanden wurde. Denn nicht das Lutherthum, welches heute überall ein „überwundener Standpunkt“ ist, wünsche ich prophezeihend meinem katholischen Heimathlande, wohl aber zeitgemäß Analoges, nämlich was das Lutherthum dort schon vor dreihundert Jahren auf kurze Zeit gewesen, in fortschrittlich entwickelter Anwendung auf die Gegenwart: Protest gegen geistige Hörigkeit, Läuterung und Erhebung. Daß ich aber von einem Manne so feinen Verständnisses, wie Sie, in diesem Falle mißverstanden werden konnte, beweist mir nur, daß ich mich unzulänglich oder nicht präcis genug ausgedrückt und daß ich das fragliche Gedicht für einen allfälligen Wiederabdruck noch einmal durchzuarbeiten habe, was denn auch geschehen soll, und so schließe ich für heute mit dem herzlichsten Danke für Ihren ermuthigenden Zuruf und lehrreichen Wink.[11])

Noch habe ich eine kleine Frage an Sie, der Sie mit den literarischen Kreisen Wiens genauer, als ich, bekannt sind. Ich las dieser Tage eine Notiz in der N. fr. Presse, wonach ein Literat daselbst mit der Absicht umgehen soll, Gedichte Grillparzer's, welche in die Gesammtausgabe nicht aufgenommen sind, zu sammeln und selbstständig herauszugeben. Ist Ihnen über dieses Unternehmen und die dabei betheiligte Persönlichkeit etwas Näheres bekannt?

Frankl antwortete am 13. Februar 1874:

Ich danke Ihnen, wie jedesmal, wenn solche kommen, für Ihre soeben an mich gelangten Zeilen und bin stolz darauf, daß Sie einer flüchtigen Bemerkung, die ich mir erlaubte, solchen Werth beilegen, daß Sie eine kleine Revision des 3. „Veldes“-Gedichtes vornehmen wollen . . .

Nun was die Anfrage wegen Herausgabe von Gedichten betrifft, die in der Gesamt-Ausgabe Grillparzer's nicht enthalten sind, diene Ihnen Folgendes:

Unser Freund Wurzbach erzählte mir, daß vor etwa 4 Wochen der ihm früher unbekannte Freih. v. Rizy, Excellenz, bei ihm gewesen sei, um sich wegen einiger Quellen über Grillparzer Auskunft zu holen. Bei dieser Gelegenheit theilte er mit, daß er Ungedrucktes von Grillparzer ediren wolle.[12]) Wahrscheinlich hängt dies mit der Notiz in der N. Fr. Presse zusammen, denn ich wüßte

---

[9]) Die betreffenden Strophen an Krain lauten:

Das Licht, entquollen einst in Strahlen
Dem Lämpchen jenes Bergmannssohn's,
Es flog vom Schacht zu Höh'n des Thron's
Und leuchtet' einst auch diesen Thalen.

Gesalbte Schergen doch zertraten
Mit plumpem Fuß den Funkenrest;
Die Finsterniß begann ihr Fest
Und Geistesnacht reift ihre Saaten.

Wach auf! Wach auf! Vom Leibe raffe
Die Lappen finst'rer Dienstbarkeit,
Für hohe Ziele kämpft die Zeit,
Umgürt' auch dich mit ihrer Waffe!

[10]) In den „Gesammelten Werken“ (II 181 ff.) ist dies vierte Gedicht beigefügt.

[11]) Der Dichter ist von dieser Absicht zurückgekommen. Der Wortlaut in den „Gesammelten Werken“ (II 178–181) stimmt mit jenem in den „Dioskuren“ überein.

[12]) Rizy's „Wiener Grillparzeralbum“. Stuttgart 1877 (nicht im Buchhandel).

Niemanden, wenn nicht den genannten Verwandten Grillparzers, der noch Reliquien des Letzteren besäße. Übrigens ist, wenn auch Rizy publizirt, der poetische und briefliche Nachlaß nicht erschöpft, da sicher anzunehmen ist, daß Katharina Fröhlich, ehe sie das Manuscript zur Herausgabe übergab, alles auf sie selbst Bezügliche vorerst an sich nahm und vielleicht vernichten wird. Sicherer ist die Benützung dereinst jener Aufzeichnungen, welche Katharinen's Schwester Josefine durch 40 Jahre mit peinlicher Genauigkeit geführt hat.[13])

Eine Schrift: „Grillparzer als Beamter" ist von Dr. Wolf in Vorbereitung und wird demnächst erscheinen. So häuft sich das Materiale fort und fort und der künftige Biograph Grillparzers wird leichte Arbeit haben.

Ich zweifle aber, daß Grillparzer trotz der großen und mitunter herrlichen Dichtergabe den Platz in Zukunft behaupten wird, den ihm die Gegenwart, zunächst die österreichische einräumt.

Man wurde, zumal in Wien, sich dessen bewußt, was das vom Dichter so warm geliebte Oesterreich an ihm verbrochen hat, und das suchte man zu sühnen durch das Maaß überschreitende Huldigungen, denen das hohe Greisenalter des Dichters zu Gute kam. Zwanzig Jahre vor seinem Tode galt und das zwar mit Unrecht Grillparzer — in Deutschland noch um 20 Jahre früher — zu den Verlebten, bis ihn Laube wieder aufs Burgtheater brachte. Sicher scheint es, daß das jetzige Urtheil über Grillparzer nicht das der Nachwelt sein wird.

Die Motive Laube's waren nicht rein ästhetischer Natur; er drückte Halm, er schwieg Hebbel todt und so brauchte er einen Poeten, den er patriotisch österreichisch scheinend, protegirte, ohne zu ahnen, wie gering Grillparzer von Laube dachte, ohne darum diesem undankbar zu sein.

Laube schrieb eine Charakteristik Grillparzers im „Oesterreichischen Lloyd", wo er die außerordentliche Bescheidenheit Grillparzers hervorhob. Ich war zufällig der Erste, der ihm über diesen Artikel Kunde brachte und von dem Umstande sprach, daß seine Bescheidenheit besonders hervorgehoben sei.

Fast zornig erwiderte Grillparzer: „Bescheiden, bescheiden! Herr Laube lese seine Dramen durch und dann die meinen und er wird sehen, ob ich bescheiden bin!"

Sind Ihnen schon die kleinen epischen Gedichte: „Savilia" und „Aus Hellas" von Friedmann zu Gesichte gekommen? Ein junger klassisch durchgebildeter Poet, der, in Frankfurt geboren, seit zwei Jahren, durch Reichthum unabhängig, in Wien lebt.[14])

Aus Grüns Antwortschreiben (Graz, 14. Februar 1874) seien hier folgende Stellen mitgeteilt:

Für Ihre so schnelle und detailirte Beantwortung meiner Fragen in Betreff der Nachlese Grillparzer'scher Dichtungen meinen wärmsten Dank. In Rizy hätte ich kaum den Herausgeber vermuthet. Ich bin begierig, Näheres aus seinem eigenen Munde zu erfahren, wozu mir eine der nächsten Herrenhaussitzungen wohl die passende Gelegenheit bieten dürfte. Über Grillparzer's Dichterwerth habe ich — wie Sie sich vielleicht noch aus einer früheren Äußerung erinnern werden — eine höhere Meinung als Sie, und ich glaube, daß er in den bekannten Worten: „Nach Schiller und Göthe" u. s. w. ohne Selbstüberschätzung, aber in richtigem Selbstgefühle sich ganz korrekt klassifiziert hat. Und was seine Anerkennung betrifft, so möchte ich glauben, daß die Zukunft den bewußten „Abstand" eher verringern, als erweitern dürfte, nicht uneingedenk jenes Byron'schen Prophetenwortes von dem schwer auszusprechenden Namen.

Den Verfasser der „Savilia" und „Aus Hellas" kenne ich bisher nur aus Proben und Auszügen in den Journalen, welche mich jedoch sehr lüstern machen, dieses namhafte Talent auch noch näher kennen zu lernen und dessen Schöpfungen als Ganzes zu genießen.

Am 25. Mai 1875 übersandte Grün dem Freunde ein von ihm verfaßtes Gedenkblatt an seinen Jugendfreund Josef Fellner, dem er einst den „Letzten Ritter" gewidmet, und schließt dazu:

Wenn ich Ihnen heute als ein kleines Lebens- und Erinnerungszeichen beiliegendes „Gedenkblatt"[15]) übersende, so geschieht dies nicht aus dem Grunde, als ob ich auf den Aufsatz irgend einen schriftstellerischen Werth legte, sondern weil ich weiß, daß Sie Theilnahme und Verständniß für ein Werk der Pietät haben, als welches allein derselbe gelten und seinen Werth finden kann und will. Ich habe diesen Nachruf, schon seiner lokalen Beziehungen halber, in der hiesigen Tagespost am 21. Mai veröffentlicht, dem Jahrestage der Bestattung meines ältesten und unvergeßlichen Freundes Josef Fellner, welchem ich schon 1829 die erste Auflage des „Letzten Ritter" gewidmet hatte. Wenn es mir nur einigermaßen gelungen sein sollte, die Vorzüge des seltenen und trefflichen Mannes, dessen Dasein sich in edelster Zurückgezogenheit und Weltscheue abspielte, nur annäherungsweise darzulegen, so wird der nur in wenigen Separatabdrücken neu aufgelegte Aufsatz wohl auch für Sie von einigem

[13]) Diese Mitteilung beruht auf einem Irrtum. Solche Aufzeichnungen — die aber vernichtet wurden — hat Anna Fröhlich geführt.

[14]) „Savilia." „Aus Hellas." Dichtungen von Alfred Friedmann, 1874.

[15]) Das Gedenkblatt findet sich nachgedruckt in „Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes" von P. v. Radics. Leipzig 1879. S. 147 ff. Charakteristisch ist, daß „Der letzte Ritter", dieses Ehrenbuch Oesterreichs, der politischen Verhältnisse wegen den Namen des Gewidmeten in Verstellung (Ernsell) bringen mußte.

Interesse sein. In diesem Sinne empfehle ich ihn Ihrer freundlichen Aufnahme.

Frankls Dankbrief für die Gabe (Wien, 26. Mai 1874) lautete:

Ich kenne Josef Fellner schon seit dem Jahre 1829, das heißt seinen Namen, der Ihrem „Letzten Ritter" vorgesetzt ist. Und so oft ich ihn wieder las, regte er eine edlere Neugierde in mir an. Da ich vom gesellschaftlichen Leben des Mannes nichts wußte, so interessirte es mich stets, welche Beziehung zwischen ihm und Ihnen bestand, welches geistige Band ihm eine beneidenswerthe Huldigung vermittelte. Nun er todt ist, tritt mir durch Ihre treffliche Schilderung die plastische Gestalt entgegen, die tief innere Schönheit eines nach außen hin so still bescheidenen, scheuen Menschen leuchtet plötzlich über einem Grabe.

Welch ein schönes Monument haben Sie ihm geschrieben! Jedenfalls ist er Einer, der schon in dieser Beziehung „nach dem Tode glücklich zu preisen ist." Ich danke Ihnen herzlich für die aus mir vermittelte Bekanntschaft mit einer geistig hochbegabten edlen Natur. Einer neuen Ausgabe des „Letzten Ritters" sollte der Nekrolog Fellners beigefügt sein . . .

(Ein dritter Artikel folgt.)

„Wenn uns doch vor Augen bliebe . . ."

Wenn uns doch vor Augen bliebe,
Daß dereinst der Tag wird kommen,
Wo das Beste, was wir lieben,
Durch den Tod uns wird genommen!

Wenn das Flackern und Verlöschen,
Wenn das Enden und Verstäuben,
Wie wir es an Andern schauten,
Uns doch möcht' als Warnung bleiben!

Nimmermehr zurück zu rufen
Blick und Worte und Geberde,
Stumm die Lippe, starr die Glieder
Und sein Bett die kalte Erde!

Wenn's uns doch vor Augen bliebe —!
Aber nein! Schon an den Wehen,
Dieses einzigen Gedankens,
Müßten wir zu Grunde gehen.

Robert Waldmüller-Duboc.

Rauhreif.

Jeder Baum ein luftges Geistchen,
Zarter Elf ein jeder Strauch . .
Vor dem bläulich heitern Himmel
Nicht ein grauer Nebelhauch.

Weiß in Weiß ein Farbenklingeln
Wie ein dünner Silberlaut.
— Eine Welt voll leichten Glückes
Hat der Rauhreif aufgebaut.

Ja, das wär ein holdes Leben
Anmutreicher Seligkeit,
Zart und kühl vorüberblühen
Jedem Wunsch und jedem Leid . . .

Aber lichter wird die Weite
Und der Nebel sinkt zu Thal;
Mächtig trifft der Lebenssonne
Derber, heller, heißer Strahl!

Otto Sachs.

Prüfung.

Wenn jetzt ich sterbe, hab ich nichts geschaffen,
Nur vorbereitet. Mächtig wuchs in's Breite
Das Fundament; des Wissens ganze Weite
Wollt' ich durchdringen, nicht blos schnell erraffen.

Inzwischen tummeln unreif grüne Laffen
Schreibselig sich in anmaßlichem Streite;
Wer selber noch bedarf, daß man ihn leite,
Schwingt eitlen Herzens schon erborgte Waffen.

O Prüfung, langsam nur und spät zu reifen!
Zu trotzen still und kühn der Menschen Spotte
Die naschhaft nach den frühen Früchten greifen

Und lachen ob des Sonderlings Marotte,
Der einfach auf das Recht sich will versteifen
Die Wahrheit nur zu wählen sich zum Gotte!

J. Schubert.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

V.

Einige Wochen nach Gottlieb Schmelings Tode brachte Albert die Nachricht mit nach Hause, daß der Gemeinderat von Trost das bündige Versprechen gefordert habe, im Herbst seine Vorträge nicht wieder aufzunehmen.

„Und wenn er sich weigert — was wird ihm widerfahren?“ fragte Klara ängstlich.

„Er wird seine Stelle verlieren.“

„Ist das so schlimm? — Dann erhält er eine andere.“

Albert zuckte die Achseln. „Das wird schwer halten.“

„Aber er ist doch anerkannt als vorzüglicher Lehrer!“

„Wenn auch. Das würde ihm nichts helfen, nachdem er entlassen worden wäre, weil er hier die Bevölkerung verhetzt hat.“

„Dann ist Trost ja in einer schlimmen Lage!“ rief Klara.

„Gewiß ist er das. Warum ist er auch so thöricht gewesen, seine Weisheit auf den Gassen auszuläuten? — Nun muß er sich den Mund verbieten lassen. Angenehm ist das nicht.“

„Wie ich ihn kenne, wird er das geforderte Versprechen nicht leisten.“

„Pah! — Es ist eine Existenzfrage für ihn. Seine Vorträge haben ihm noch keinen Pfennig eingebracht. Wenn er für den nächsten Entree erhöbe, würden die Stühle leer bleiben, — oder er müßte versprechen, zum Schluß einen lebendigen Menschen spurlos verschwinden zu lassen. — Was will er anders machen als kuschen? Als Märtyrer seiner Überzeugung im Lande umherreisen und um Almosen betteln? — Dazu ist er der Mann nicht. Außerdem zieht so etwas heutzutage nicht mehr. Wer sich den festen Boden unter den Füßen wegräsonniert, gilt einfach für einen dummen Kerl.“

„Du solltest einmal mit ihm sprechen,“ bat Klara.

„Ich? Warum nicht gar? — Ich dränge niemandem meinen Rat auf. Wenn er mich fragen sollte, kann er meine Meinung zu hören bekommen. Eins will ich Dir indessen sagen: sollte Trost so wahnwitzig sein, zu opponieren, dann hoffe ich, daß er unser Haus meiden wird. Gerade jetzt, wo ich Zutritt in die maßgebenden Kreise gewinne, würde es mir sehr schlecht passen, wenn er versuchte, sich an meine Rockschöße zu hängen.“

Der Direktor kam herzu. Auch er hatte bereits von der Sache gehört. Seinem Temperament gemäß nahm er sie nicht tragisch.

„Dies Vorgehen gegen Trost ist zu plump,“ sagte er. „Wülfrath hat den Beschluß durchgedrückt. Die Minorität des Gemeinderats wollte Trost für sein Schweigen eine Gehaltszulage bieten. Das war rationell, und so wird es auch noch kommen.“

„Hoffentlich nicht,“ rief Klara hitzig. „Wenn sich jemand mundtot machen läßt, weil er sonst verhungern würde, dann bleibt er ein ehrenwerter Mann; läßt er sich aber für sein Stillschweigen bezahlen, dann ist er ein verächtliches Subjekt.“

„Sehr schön gesagt,“ erwiderte Fritz Malchien. „Auf der Bühne vorgetragen, würde dieser Satz stürmisch applaudiert werden. Im praktischen Leben aber gilt eine bequemere Moral. Du kennst die Welt nicht, Kind. Mit Meinungen wird ein ausgedehnter Schacher getrieben. Dergleichen hängt man nur nicht an die große Glocke.“

„Schlimm genug! Trost aber handelt nicht mit — er nicht!"

Fritz Malchien lächelte überlegen: „Wir werden ja sehen."

Bekümmert ging Klara nachmittags umher. Sie sah den teuren Lehrer von rauhen Händen angefaßt; sie sah ihn in einen Konflikt versetzt, der ihm entweder Demütigung oder Not brachte. Und peinlich war ihr zum Bewußtsein gekommen, welche weite Kluft zwischen ihrem Denken und Empfinden und demjenigen der Ihrigen lag. Ja, sie mußte sich sagen, daß in dem ganzen Lebenskreise, dem sie angehörte, die Anschauungen ihres Vaters stillschweigende Geltung hatten.

Welch eine niederschmetternde Entdeckung! Seit wann stand sie denn fremd und abgesondert neben der Schar ihrer Bekannten?

Langsam hatte die von Trost ihr verordnete Lektüre gewirkt. Ihre Weltanschauung war eine andere geworden. Aber jetzt zum erstenmale ging ihr der bittere Ernst der Fragen auf, mit denen sie sich bisher nur als mit theoretischen Problemen beschäftigt hatte. Sie alle — diese Erkenntnis brachte ihr die Stunde — sie alle wurzelten tief im Leben. Jeder einzelne mußte Stellung zu ihnen nehmen, und je nachdem er dies that, gestaltete sich sein Schicksal, — sein Schicksal nicht nach dem gewöhnlichen niedrigen Begriff äußerlichen Wohlergehens, sondern in jenem Reiche des Geistes, worin alles Leben entspringt und wieder verläuft.

Es war Klara nicht möglich, unthätig abzuwarten, wie Trost entscheiden möchte. Sie sandte ihm einen Zettel in seine Wohnung: „Soeben höre ich ich, was Sie betroffen hat. Ich bin entrüstet über die Brutalität der Behörde, zugleich aber voller Sorge um Sie. Wenn Sie am Abend einmal bei uns vortreten wollten, würde ich Ihnen herzlich dankbar sein."

Als das Brieflein unterwegs war, begab Klara sich in den Garten, der sich hinter dem Hause etwa vierzig Schritte tief erstreckte, bis er das Flüßchen traf, das Westerfelde durchplätscherte. Dort setzte sie sich in eine Laube und wartete. Eine Arbeit hatte sie nicht mitgenommen; Langeweile kannte sie schon lange nicht mehr.

Murmelnd zog das helle Wasser vor ihr vorüber. Aber es brachte ihr keine freundlichen Gedanken. Die Welt, worin sie zu leben wünschte, schien noch tausend Jahre entfernt. Einstweilen war die Macht bei denen, die am Irdischen kleben.

„Ach, daß ich nur ein Weib bin!" seufzte sie.

Da hörte sie Schritte. Er war es schon — Johannes Trost. Sie eilte ihm entgegen, nicht daran denkend, ihre Erregung zu verbergen.

Indem er ihre Hand festhielt und ihr in die Augen sah, sagte er weicher, als sonst seine Art war: „Sie also haben Sorge um mich? Das ist mehr, als ich mich gewöhnt habe, von irgend einem Menschen zu erwarten. Ich danke Ihnen, Fräulein Klara. Persönlicher Anteil thut doch wohl. Selten habe ich's bisher empfunden. Es mag sein, daß ich ihn zu wenig gesucht habe."

Diese Art seiner Ansprache brachte Klara in Verwirrung. Ein so starkes Echo ihrer rasch hingeworfenen, kaum erwogenen Worte hatte sie nicht erwartet.

Verlegen führte sie Trost zu der Laube, wo sie gesessen.

„Sie werden erfahren wollen, was ich zu thun gedenke," fuhr er fort, neben ihr Platz nehmend.

„Ach ja . . . Sind Sie denn schon entschlossen?"

„Das ist wohl möglich. Doch ehe ich Ihnen Bescheid gebe, erführe ich gerne, was Sie von mir erwarten."

„Ich denke, daß Sie sich nicht unterwerfen werden."

„Und würden Sie es billigen, wenn ich mich an die Luft setzte?"

„Ich weiß es nicht recht," bekannte Klara. „Der Gedanke ist mir schrecklich, daß Sie in materielle Not kommen könnten."

Trost lächelte. „Dieses Bedenken habe ich zu hören erwartet," sagte er. „In den bürgerlichen Kreisen, wo Sie wurzeln, gilt die gesicherte äußere Existenz als das vornehmste Lebensideal. Sie zu erringen und festzuhalten, ist das Streben, das lange Jahre hindurch fast sämtliche geistige Kräfte in Anspruch nimmt. Das eigene Selbstbewußtsein, die Schätzung anderer richtet sich nach der erreichten Position. Die Carriere der Söhne, die Versorgung der Töchter — das sind die beiden wichtigsten Angelegenheiten innerhalb der Familie. Sie dominieren weit mehr, als billig ist. Dabei hat sich in unserem Bürgertum eine kleinliche Anschauungsweise entwickelt, die an alle Dinge den Maßstab des persönlichen Nutzens legt. Dem gewöhnlichen Gebildeten, der überall nur den Kampf ums Dasein sieht, ist der größte Gelehrte derjenige, der die fetteste

Professur hat, der bedeutendste Künstler derjenige, der mit seinen Werken die höchsten Einnahmen erzielt. Und so weiter. Auch das ist ein Zug unserer Zeit, aber kein schöner."

Klara fühlte, als ob sie ausgescholten worden wäre. Etwas kleinlaut verteidigte sie sich: „Muß man denn nicht zuerst zu essen haben, ehe man daran denken darf, ein höheres Leben zu suchen?"

„Darüber ein anderesmal," erwiderte Trost. „Jetzt sollen Sie endlich erfahren, was ich über mich beschlossen habe. Ich habe zum Herbst gekündigt. Ohne zu zögern. Es war die einzig mögliche Antwort auf ein Ansinnen, das sich nicht auf Gründe, sondern auf die Gewalt stützte. Diejenigen, die es an mich stellten, konnten darüber nicht im Zweifel sein, daß sie mich damit vertrieben. Sie haben erreicht, was sie wollten."

„Das ist aber sehr traurig!" rief Klara aus, nach erlangter Kenntnis der Entscheidung sofort alle prinzipiellen Fragen beiseite lassend. „Wie viel werden Ihre Schüler verlieren, die kleinen wie die großen! Ich kann mir Westerfelde gar nicht ohne Sie denken!"

„Wie entbehrlich auch ich bin, werden Sie bald genug ausfinden."

„Sie sind zu bescheiden, Herr Trost."

„Der Lärm, den meine letzten Vorträge verursacht haben, täuscht mich nicht über den Wert meiner Leistungen. Ich habe nur anregen wollen, da anregen, wo die Geister am tiefsten im Staube liegen. Aus Mitgefühl mit dem Volke, dem auch ich durch meine Geburt angehöre. Als Sohn eines Arbeiters kenne ich die Sehnsucht nach Erleuchtung, die auch da unten in so manchen Gottesgeschöpfen unvertilgbar lebt. Sie zu stillen, habe ich redlich versucht. Ob es mir hier und dort gelungen ist — ich hoffe es. Doch wenn auch: es ist nur unendlich wenig im Verhältnis zu der ungeheuren Größe der geforderten Arbeit. Millionen harren noch in der Tiefe und wollen Menschen werden."

Herzlich sagte Klara: „Wie viel auch ich Ihnen verdanke, — heute erst, als mich die Furcht ergriff, daß ich Sie verlieren könnte, ist mir's lebhaft zum Bewußtsein gekommen. Doch noch sind Sie der unsere. Ich werde zu vergessen suchen, daß Sie es nicht bleiben können. Wenn Sie geschieden sind, ist Zeit genug, zu trauern."

Sinnend ließ Trost den Blick auf ihr ruhen.

„So ist es recht," erwiderte er. „Man soll nicht zu weit hinausdenken. Schon der nächste Tag kann alles ändern. Sicher ist nur die Gegenwart; sie zu nützen, ist die höchste Weisheit."

Er erhob sich.

„Entschlagen Sie sich aller Sorgen um mich, Fräulein Klara! In mir lebt die feste Zuversicht, daß irgendwo anders eine neue Aufgabe auf mich wartet, wichtiger als diejenige, die mir hier gesetzt war. Diese Zuversicht stimmt mich froh und heiter. Welch ein schlechtes Werkzeug wäre ich, wenn ich mich von den Zwergen brechen ließe, die den Schullehrer Trost besolden!"

„Seltsamer Mann!" sagte Klara. „Ich muß Sie bewundern."

„Thun Sie das lieber nicht. Bewunderung beschämt. Bleiben wir auf dem bisherigen Fuß."

Im Gehen brach Klara eine La France-Rose vom Strauch.

„Die Schülerin dem Lehrer," sagte sie, Trost die Blume überreichend. „Aus Dankbarkeit!"

Die Rose im Knopfloch, ging Trost aus dem Hause. So geschmückt hatte er sich noch nie auf den Straßen gezeigt. Es sah aus wie eine Kundgebung gegen die bösen Väter der Stadt. Abends erzählte man sich von dieser Rose in den Bierschenken. Die Anhänger Trosts frohlockten: er giebt nicht nach; er zeigt öffentlich, wie wenig ihn das Schnauben unserer kleinen Tyrannen auf dem Rathause kümmert!

Am nächsten Tage wurde die Antwort Trosts bekannt. Verächtlich schüttelte er den Staub von den Füßen und ging. Die Gemeinderäte und ihre Freunde atmeten auf; sie hatten nicht erwartet, den Friedensstörer so leichten Kaufs loszuwerden; er hatte sie der immerhin unangenehmen Notwendigkeit überhoben, ihn aus dem Amte zu jagen. An diesem Vormittage wurde im Ratskeller, wo es nur Wein gab, reichlicher und besser gefrühstückt als gewöhnlich.

Weniger heiter war die Stimmung in den plebejischen Kreisen. Dort zog sich ein Gewitter zusammen. Trosts ungebildete Freunde beruhigten sich keineswegs bei der Erwägung, daß er selbst seine Entlassung genommen. Er galt ihnen nichtsdestoweniger als ein gewaltsam Vertriebener, und sie fühlten, daß der gegen ihn geführte Schlag auf sie gemünzt sei. Die herrschende Klasse wollte sie der Gelegenheit berauben, sich Kenntnisse anzueignen. Sie, die Wissensdurstigen, waren die eigentlich Verfolgten, Trost dagegen, der vortreffliche, uneigennützige Lehrer, nur das unschuldige Opfer.

Noch im Laufe des Tages brach sich die Überzeugung Bahn, daß etwas in dieser Angelegenheit geschehen müsse. Die Idee einer Volksversammlung am nämlichen Abend tauchte auf und fand sofort begeisterte Zustimmung. Im Nu war ein Komitee gebildet und das Nötige verabredet. Mit jener geheimnisvollen Schnelligkeit, mit der sich bei Volksbewegungen Nachrichten verbreiten, durcheilte die Kunde die Stadt, daß Abends um acht Uhr im großen Saale des Casino „etwas los" sei — daß daselbst den reaktionären Gemeinderäten gehörig der Kopf gewaschen und die Zurückziehung des Schweigemandats an Trost gefordert werden solle.

Der Bürgermeister wagte nicht, der angemeldeten öffentlichen Besprechung über Mittel und Wege, Herrn Johannes Trost dem Dienste der Stadt zu erhalten, seine Genehmigung zu versagen. Um acht Uhr war der Casinosaal überfüllt. Die geschickt geleitete Debatte verlief innerhalb zulässiger Grenzen; indessen war doch eine hochgradige Erregung unverkennbar. Die Leute, die da Schulter an Schulter standen, wollten sich ihren Anspruch auf Bildung nicht zu einem nur theoretischen Recht machen lassen. Ueber den vorliegenden Spezialfall hinaus fanden einige gewandte Redner den Weg zu zündenden Schlagworten. Wie bei jeder derartigen Bewegung drohte die Entwicklung, sich von dem ursprünglichen Anlaß zu entfernen.

Noch waren die Beschlüsse gemäßigt genug. Es wurde eine Adresse an den Magistrat angenommen, worin die Bitte ausgesprochen war, diese Körperschaft möge sofort geeignete Schritte thun, damit die bisherige gemeinnützige Wirksamkeit des Herrn Trost der Stadt in vollem Umfange erhalten bleibe. Außerdem beschloß man, am nächsten Abende einen Fackelzug zu veranstalten, als Ausdruck der Verehrung für den geliebten Lehrer und der Anerkennung für seine segensreiche Thätigkeit.

Damit war denn für Westerfelde der Fall Trost zu einer Angelegenheit ersten Ranges geworden, zur nicht geringen Bestürzung derjenigen, die noch am Morgen leichten Herzens die zweite halbe Flasche Rheinwein auf die glückliche Erledigung der verdrießlichen Sache geleert hatten. Nun begannen sie, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen. Keiner von den Gemeinderäten, die für den Erlaß an Trost gestimmt hatten, wollte eigentlich von der Klugheit dieses Schrittes überzeugt gewesen sein. Wenn Wülfrath nicht so dazu gedrängt hätte, — Wülfrath, dem man so manche Verbindlichkeiten schuldig war — es würde niemals dazu gekommen sein. Nun mochte Wülfrath auch die Suppe ausessen, die er eingebrockt hatte. Er hatte die moralische Verpflichtung, den brauenden Sturm zu beschwichtigen. Wie, das war seine Sache.

Der Sündenbock war gefunden. Aber Wülfrath, dem am Abende der Volksversammlung in der Ressource klargemacht wurde, was seine Standesgenossen von ihm erwarteten, besaß starke Nerven. Er verlor den Kopf nicht, weil die Plebs rumorte. „Gut, meine Herren," sagte er. „Ich will versuchen, den brausenden Strom in den Sand zu lenken. Ich hoffe, er wird uns nicht einmal die Stiefel naß machen. Trost muß abwiegeln. Er wird seinen Preis haben. Gut; zahlen wir ihn. Mit seiner Quittung machen wir ihm vollends den Garaus. Kein Mensch soll ihn zu halten wünschen."

Bewundernd riefen die übrigen Gemeinderäte: „Ein ausgezeichneter Plan!" und gingen ruhig schlafen.

Am nächsten Morgen, als Trost seiner Schulklasse die Gesetzmäßigkeit allen Geschehens einprägte, empfing er einen Brief von Wülfrath. Der einflußreichste Mann der Stadt bat um seinen Besuch nach beendigten Schulstunden, um sich mit ihm über die „schwebende Angelegenheit" zu unterhalten, die zu seinem Bedauern „weitgehende Mißverständnisse" hervorgerufen zu haben scheine. Der Brief, mit der Schreibmaschine geschrieben, schloß über der eigenhändigen, kaum lesbaren Unterschrift Wülfraths mit der „Versicherung ausgezeichneter Hochachtung."

Trost mußte lächeln. Wie weiche Sammetpfötchen der grimmige Herr machen kann! meinte er. Sollte es auf einen Rückzug abgesehen sein? Hat man Furcht vor meinen turbulenten Freunden? — Ich muß doch hören, was er mir zu eröffnen hat.

Wülfrath war erst einmal in persönliche Berührung mit Trost gekommen, nämlich vor drei Jahren, als der neuangestellte Lehrer auch ihm seinen Besuch machte. Damals hatte Trost die Anschaffung neuer Lehrmittel für den Anschauungsunterricht mit Nachdruck befürwortet. Wülfrath, der prinzipiell bei allen Ansprüchen an den Gemeindesäckel die Stirne kraus zog, erwiderte unwirsch, Trost möge erst in seinem neuen Amte etwas warm werden, ehe er auf kostspielige Neuerungen dränge. Der junge

Lehrer indessen, den man mit einem Anfangsgehalt von tausend Mark abgefunden, ließ sich nicht einschüchtern. Er könne sich nicht denken, sagte er, daß die reiche Kommune Westerfelde beabsichtige, den dörflichen Zuschnitt ihrer Volksschulen länger aufrechtzuerhalten. Wenn er erst warm geworden wäre, hoffe er noch ganz andere Dinge durchzusetzen, als die Anschaffung einiger Wandtafeln und eines Globus. Das Selbstgefühl mit dem dieser armselige Lehrer auftrat, ärgerte den Nabob. Er entließ ihn mit der ungnädigen Bemerkung, daß er in seiner Stellung überhaupt keine Vorschläge zu machen habe. Nach einigen Wochen reichte Trost bei seiner vorgesetzten Behörde einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Volksschulen in Westerfelde ein und wies nach, inwiefern derselbe den Ansprüchen nicht genüge, die neuerdings allenthalben in größeren Gemeinwesen als berechtigt anerkannt würden. Zugleich bemächtigte sich die Lokalpresse, soweit sie keine Rücksichten auf die Clique Wülfrath zu nehmen brauchte, dieses Gegenstandes, und die öffentliche Meinung erklärte sich so lebhaft für eine zeitgemäße Umgestaltung der unteren Schulen, daß der Gemeinderat schließlich nicht umhin konnte, Konzessionen zu machen.

Nach Art kleiner Autokraten faßte Wülfrath dies als eine Niederlage auf, die Trost ihm persönlich beigebracht habe. Und von diesem Augenblick an haßte er den „intriganten" Lehrer und beobachtete seine Führung, gierig nach einem Vorwand spähend, um sich an ihm zu rächen. Jetzt endlich glaubte er nahe am Ziele zu sein.

Wülfrath hatte eine Methode, jemanden, dem er übel wollte, durch Liebenswürdigkeit zu erdrücken. So oft hatte sie sich bewährt, namentlich solchen gegenüber, deren soziale Stellung unter der seinigen war, daß er beschloß, auch Trost windelweich zu schmeicheln. Demgemäß warf er, als Trost in sein Privatkabinet eintrat, mit ostensiver Eile seine Feder hin, schnellte von seinem Polsterfessel auf, ging Trost einige Schritte entgegen und streckte ihm mit breitem Lächeln die Hand hin.

„Was sind das für wunderliche Geschichten, mein lieber Herr Trost!" begann er, mit der Miene eines Mannes, der die Welt nicht mehr versteht. „Ich habe ein wahres Bedürfnis, mich darüber einmal mit Ihnen auszusprechen. Was sagen denn Sie dazu? — Es heißt ja, kleine Ursachen, große Wirkungen — nicht wahr? Aber solch ein eklatantes Beispiel dazu ist mir noch nicht vorgekommen. Aus unserer harmlosen geschäftlichen Korrespondenz, die noch nicht einmal abgeschlossen war, entwickelt sich in wenigen Stunden ein Strohfeuer, daß ängstliche Seelen schon zu schreien anfangen: Spritzen heraus! — Aber nehmen Sie Platz, Herr Trost, wir können uns ebensogut in aller Bequemlichkeit verständigen. — Rauchen Sie?"

Er holte aus einem Schränkchen unter seinem Schreibtische, das er aufschließen mußte, eine Kiste Zigarren hervor.

„Havanna letzter Ernte," erklärte er. „Regalia-Londres. Es soll das beste sein, was gewachsen ist. Ich muß freilich gestehen, daß mir die Sorte von Jahr zu Jahr weniger mundet. Entweder die Qualität geht zurück oder meine Geschmacksnerven werden stumpfer. Ich fürchte, das letztere. Das Alter meldet sich, Herr Trost."

Trost rauchte nicht, selbst keine Havana letzter Ernte.

„Sie sind ein Muster von Enthaltsamkeit," lobte Wülfrath. „Wahrscheinlich perhorreszieren Sie alle narkotischen Genußmittel. Sie sind eben in der beneidenswerten Lage, ein ruhiges, dem Studium gewidmetes Leben führen zu können. Ich dagegen komme aus den Aufregungen nicht heraus. Kaum, daß ich meiner Familie täglich eine Stunde widmen kann — die Mittagsstunde. Glauben Sie mir, mein lieber Herr Trost, in einem Geschäftsbetriebe, wie dem meinigen, muß der zäheste Mensch vor der Zeit mürbe werden. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke — ich stamme aus kleinen Verhältnissen — das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß ein bischen weltlicher Erfolg mit so viel schwerer Arbeit erkauft werden muß. Ich glaube, ich wäre glücklicher geworden, wenn ich mich als Ackerknecht verdungen hätte, anstatt mich auf einen Kontorbock setzen zu lassen. Aber solche Gedanken darf ich nicht gegen jedermann laut werden lassen. Ich würde ausgelacht werden. Sie sind einer der wenigen, bei denen ich Verständnis dafür voraussetzen darf."

Trost saß staunend ob der Kreuz- und Quersprünge, die der unglückliche Reiche vor ihm ausführte. Was mochte er wohl in petto halten, das einer solchen Einleitung bedurfte?

Direkt auf die Sache losgehend, sagte Trost: „Ich habe das Bedürfnis, zunächst ausdrücklich zu erklären, daß ich an der lärmenden Bewegung, die sich um meinetwillen erhoben hat, nicht den mindesten Anteil habe. Nicht durch mich ist die

amtliche Korrespondenz zwischen dem Gemeinderat und mir in das Publikum getragen worden. Ich halte es nicht für überflüssig, diese Thatsachen hier vor Ihnen festzustellen.“

„Das war gänzlich unnötig, mein bester Herr Trost!“ rief Wülfrath. „Niemand hat daran gedacht, daß Sie den Krawall im Casino in Szene gesetzt haben könnten. . . Das ist es ja gerade, was mich bei diesem Spektakel so frappiert. Sie haben — aus welchen Gründen, weiß ich nicht — für gut befunden, unseren Arbeitern einiges aus dem Schatze Ihres Wissens mitzuteilen. Sehr wohl. Die Leute sind aus den Kneipen weggeblieben und haben sich von Ihnen etwas Neues erzählen lassen. So weit gut. Aber, daß sie auf Enthüllungen aus der Kirchengeschichte einen solch ungeheuren Wert legen könnten, um gegen ihre Einstellung mit einem wilden Geheul zu rebellieren — das geht mir über den Verstand. Ja, wenn es sich noch um eine Geschichte der Streiks gehandelt hätte, mit gelegentlicher Nutzanwendung auf die Gegenwart! Doch akademischer Kenntnisse halber, mit denen sogar wir Gebildeten nicht viel anzufangen wissen — sagen Sie selbst, Herr Trost: ist das nicht eine verblüffende Erscheinung?“

„Nicht für denjenigen, der mit der Volksseele vertraut ist,“ versetzte Trost. „Glauben Sie mir, Herr Wülfrath: in ihr lebt unvertilgbar der Hunger und Durst nach Erkenntnis. Wohl drängt ihn die Not des Lebens zurück. Häufig scheint er sogar gänzlich erloschen, und nur das Tier regt sich noch. Kaum aber hört der Druck auf, da stellt er sich wieder ein und sucht nach Befriedigung. Ungeschult wie er ist, fällt er leicht auf Überflüssiges, ja auf Schädliches. Statt Nahrung wird ihm Gift. Deshalb bedarf das Volk der Leitung. Nicht der Bevormundung. Alles, was danach schmeckt, wird in der Regel energisch abgelehnt. Das Volk fürchtet immer, daß es auch in geistige Bande geschlagen werden soll. Es ist schwierig, dieses tiefgewurzelte Mißtrauen zu besiegen. Ich habe es versucht. Es schmerzte mich, zu sehen, daß ein öder, trostloser Materialismus Herrschaft über die Geister der Arbeiter gewann. Unwiderstehlich wurde der Trieb in mir, dagegen eine höhere Weltanschauung geltend zu machen. Doch mußte ich mich hüten, den geraden Weg zu gehen. Ich durfte nicht direkt angreifen, was ich vernichten wollte, — noch weniger den Gott zeigen, dem ich die Herzen allmählich zu öffnen gedachte. Wenn meine Absichten nicht verstanden worden sind, namentlich nicht in jenen Kreisen, die den Inhalt meiner Vorträge nur vom Hörensagen kennen, so muß ich das eben leiden. Im Laufe der Zeit würde mein Ziel immer deutlicher hervorgetreten sein. Versöhnen wollte ich. Nicht durch Vertuschung der Wahrheit, daß alles Menschenwerk unvollkommen ist und bleiben wird, auch Staat und Gesellschaft. Dennoch aber würde ich die Welt als groß und göttlich gezeigt haben. Meine Lehre sollte zu dem Glauben an eine sittliche Weltordnung führen. Und da ich nicht schweigen kann, gehe ich.“

Während dieser Auseinandersetzung hatte Wülfrath die Empfindung, daß er, der reichste, angesehenste Bürger der Stadt, in den Augen dieses idealistischen Schwärmers, der nur ein armer Volksschullehrer war, als ein kleinlicher, beschränkter, unduldsamer Mensch erschien. Das genierte ihn; es drängte ihn, seinem Gaste eine bessere Meinung von sich und seinen Kollegen vom Gemeinderat beizubringen.

„Es ist ein Unglück, daß wir nicht besser unterrichtet gewesen sind,“ erwiderte er. „Wir würden ja nicht daran gedacht haben, Ihrem vortrefflichen Unternehmen etwas in den Weg zu legen. Mein Gott! wir stehen doch notorisch — mit wenigen Ausnahmen — auf der Seite des Fortschritts. Es ist unser Stolz, ein liberales Regiment zu führen. Niemand darf uns vorwerfen, daß wir das freie Wort fürchten. Ich persönlich bin politisch immer für die weitgehendsten Forderungen eingetreten. Mit Ihnen wünsche ich, einen Zustand allgemeiner Glückseligkeit auf Erden herbeigeführt zu sehen. Allen freie Bahn — das ist mein Grundsatz. Natürlich denke ich dabei an keinen Umsturz. Das Bestehende muß sich logisch weiter entwickeln. Ich und meine Kollegen erblickten in Ihrem Vorgehen eine Störung gedeihlichen Fortschreitens auf der gewiesenen Bahn zum Heile Aller. Mit Unrecht, wie ich jetzt eingesehen habe. Ich bedauere lebhaft unsern Irrtum. Wenn das Geschehene rückgängig zu machen wäre — ich würde meinen ganzen Einfluß daran setzen. Leider ist dies unmöglich. Denn, das werden Sie mir zugeben: eine Behörde, die bei jedem lauten Murren getroffene Anordnungen zurücknimmt, thäte am besten, gleich abzudanken. Die Autorität muß behauptet werden, selbst wenn einmal eine Dummheit mit untergelaufen ist.“

Mit ironischem Lächeln sagte Trost: „Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Wülfrath. Da aber der Gemeinderat sich durch seine Prinzipien gezwungen sieht, keinen seiner Beschlüsse zu revidieren, so vermag ich nicht zu begreifen, weshalb Sie diese Zusammenkunft gewünscht haben. Ich bitte um Aufklärung.“

Weitere Winkelzüge waren unstatthaft; Wülfrath mußte Farbe bekennen.

„Ich halte Sie für einen guten Staatsbürger, Herr Trost,“ begann er geschmeidig. „Und außerdem für einen Mann von hellem Blick und gesundem Urteil. Sie werden sich der Erkenntnis nicht verschlossen haben, daß die gegenwärtige tumultuarische Bewegung mit Einschluß des geplanten Fackelzuges zu Ihren Ehren nichts anderes ist, als eine vom Zaune gebrochene Demonstration nach oben. Ihre Angelegenheit ist nur ein willkommener Vorwand, einmal wieder Radau zu machen. Schon in den Reden gestern Abend trat dies deutlich hervor. Ich kann mir nicht denken, daß Sie Lust haben, die Fahne des Aufruhrs mit Ihrem Bilde schmücken zu lassen. Zu einem Arbeiterheiligen sind Sie zu gut.“

„Ich danke für das Kompliment, das Sie mir jedenfalls haben machen wollen,“ entgegnete Trost. „Und was erwarten Sie von mir, wenn ich fragen darf?“

„Warten Sie einen Augenblick; ich muß noch eins erwähnen. Der Gemeinderat wünscht Ihnen zu zeigen, daß er Ihre Verdienste als Lehrer würdigt und Sie mit Bedauern aus Ihrem Amte scheiden sieht. Wir haben erwogen, daß Sie durch die Ihnen gewissermaßen aufgezwungene Kündigung in eine bedrängte Lage geraten könnten, da eine neue Stelle sich nicht so rasch finden lassen möchte. Dieser Fall darf nicht eintreten; Sie sollen sich ohne Sorgen um ein anderweitiges Unterkommen bemühen können. Wir haben beschlossen, Ihnen eine Gratifikation im Betrage Ihres Jahresgehaltes zuzuwenden. Ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen die Summe gleich einzuhändigen.“

Wülfrath griff in ein Fach seines Schreibtisches, holte ein Kouvert daraus hervor und schickte sich an, es Trost auszuliefern.

Diesem war das Blut sichtlich zu Kopfe gestiegen.

„Und welche Gegenleistung würde ich zu übernehmen haben?“ fragte er, ohne sich zu rühren.

„Gegenleistung?“ wiederholte Wülfrath etwas betroffen.

„Nun — der Ausdruck ist vielleicht etwas zu präzise. Ich hätte fragen sollen, ob ich mich den Herren für ihre Freundlichkeit auch irgendwie erkenntlich erzeigen kann.“

„Das ist etwas anderes . . . Wir würden Ihnen allerdings verpflichtet sein, wenn Sie Ihren Einfluß auf die Arbeiter dazu benutzen wollten, um unserem Gemeinwesen den arg gefährdeten Frieden wiederzugeben. Sie können es, wenn Sie wollen. Jeder weiteren Agitation würde der Boden unter den Füßen weggezogen werden, wenn Sie öffentlich mißbilligen, was bereits geschehen ist.“

Trost dachte einige Augenblicke nach.

„Gewähren Sie mir acht Tage Urlaub,“ sagte er. „Ich werde heute Nachmittag verreisen, so daß der mir zugedachte Fackelzug unterbleiben muß. Wenn ich auf mein Katheder zurückschlüpfe, werden die Gemüter sich beruhigt haben. — Was die Gratifikation betrifft, von der Sie gesprochen haben, so muß ich ihre Annahme ablehnen. Sagen Sie den Herren vom Gemeinderat, daß ich nicht derjenige bin, für den sie mich zu halten scheinen. Ich bin weder ehrlos noch käuflich. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich auch darauf verzichten muß, von Ihnen verstanden zu werden. — Ich empfehle mich Ihnen, Herr Wülfrath!“

Er ging, mit der Miene eines Siegers.

Am Abend berichtete Wülfrath in der Ressource: „Weiß Gott, der Schulmeister hat mir imponiert. Sein Bettelstolz hat etwas Großartiges. Schließlich sind wir die Beschenkten. Das ist nicht angenehm. Diese Idealisten sind eben unberechenbar, und wir würden arg ins Gedränge kommen, wenn wir mit Vielen seiner Art zu thun hätten. Ich lobe mir die Leute, die mit sich handeln lassen. Mit ihnen verkehrt man auf bekanntem Boden, und wenn das Konto abgeschlossen ist, bleibt kein ärgerlicher Rest, der sich nicht in Ziffern verwandeln läßt.“

Wülfrath hatte eine neue Erfahrung gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— „Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Luise Maria, Tochter des Freiherrn Klemens August v. Droste zu Hülshoff und seiner Gemahlin Maria Theresia Luise, geb. Freiin zu Harthausen, wurde am 10. Januar 1797, Nachmittags 3 Uhr auf dem Hause Hülshoff bei Münster geboren“ — so steht im Taufbuch der Pfarrei Roxel bei Münster geschrieben und es ist daher der 10. (nicht, wie es in vielen biographischen Quellenwerken heißt, der 12.) Januar d. J. der hundertste Geburtstag der bedeutendsten deutschen Dichterin, vielleicht der bedeutendsten überhaupt. Diese Zeitschrift pflegt zu derlei Gedenktagen nur dann größere Aufsätze zu bringen, wenn sie neue und wichtige Materialien zur Erkenntnis des Gefeierten beizusteuern vermag, oder wenn es gilt, verschollene, von der Gegenwart zu Unrecht nicht mehr gewürdigte Verdienste neu zu Ehren zu bringen. Keiner dieser beiden Fälle liegt hier vor. Die zuletzt (1884—1887 bei Ferdinand Schöningh in Paderborn) erschienene Gesamt-Ausgabe: „Der Freiin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff Gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten“ bringt alles irgend zugängliche Material in größter Vollständigkeit; man kann darüber streiten, ob der Herausgeber in dem Ausmaß dessen, was er von Briefen, Fragmenten, Jugend-Versuchen und textkritischem Apparat der Mitteilung wert hielt, nicht etwas zu weit gegangen ist; sicherlich aber hat er nicht zu wenig geboten. Neben dieser Gesamt-Ausgabe, die an Vollständigkeit des Materials und gewissenhafter Textkritik als Muster gelten darf, besitzen wir aber auch eine ausgezeichnete Biographie der Dichterin, die daneben auch nicht allzuvieles, aber sehr wichtiges Material bietet, das zu dem Wenigen gehört — wenn es nicht das einzige ist —, was Kreiten nicht zugänglich war; wir meinen das 1887 erschienene Buch: „Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin.“ Von Hermann Hüffer. (Gotha, Perthes.) Das ist ein Denkmal, wie es nicht vielen deutschen Dichtern beschieden war; es ist in jeder Beziehung, inhaltlich wie formal, eine vollendete Arbeit. Aber auch der zweite Grund, der eine eingehende Betrachtung der Dichterin an dieser Stelle rechtfertigen würde, liegt hier nicht vor: Annette von Droste-Hülshoff gilt noch heute, und heute vielleicht noch unbestrittener, als vor dreißig oder vierzig Jahren, als das, was sie ist: die bedeutendste deutsche Dichterin. Einige der Haidebilder, mehrere Balladen, einzelne Gedichte des Cyclus: „Das geistliche Jahr“ leben noch jetzt so unverwelklich fort und üben ihre Wirkung, daß man wohl glauben möchte, sie würden nicht eher sterben, als die Sprache, in welcher sie gedichtet sind. Bleibt sich hier die Wirkung gleich, so hat sie sich bei der einzigen Novelle der Annette — „eines, aber ein Löwe!“ — noch gesteigert: ‚Die Judenbuche‘, scheinbar sorglos nach einer wahren Begebenheit und zeitgenössischen Aufzeichnungen hingeschrieben und lange Jahre nach dem Erscheinen noch nicht voll gewürdigt, gilt nun längst als ein Muster- und Meisterstück unserer epischen Prosadichtung. „Ich glaube“, schließt Hermann Hüffer sein schönes Buch und wir zitieren die Worte, weil sie unsere eigene Anschauung wiedergeben, „man darf mit ruhiger Ueberlegung auch die Worte der begabten österreichischen Dichterin wiederholen, welche Annette für die größte Dichterin aller Länder und Zeiten erklären möchte. Anmutige und gefühlvolle, auch leidenschaftliche und tiefsinnige Gedichte sind nicht selten einer weiblichen Hand gelungen, aber von so bestimmter Originalität, so ganz aus sich selber schöpferisch gestaltend kenne ich auf dem Gebiet moderner Poesie, so weit sie metrischer Formen sich bedient, keine zweite Dichterin und man müßte vielleicht auf das Altertum zurückgehen und aus den wenigen uns erhaltenen Fragmenten der lesbischen Sappho ein Bild ihrer gesamten Persönlichkeit zu gewinnen suchen, um neben Annette von Droste eine Dichterin von gleicher Begabung hinzustellen“.

— Man wußte in litterarischen Kreisen schon seit Emanuel Geibels Tode, daß ein stattlicher Band Gedichte aus seinem Nachlaß zu erhoffen sei, und es war auch damals und einige Jahre später öffentlich davon die Rede. Jetzt endlich tritt der Band („Gedichte von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlaß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) an's Licht. Warum man so lang damit gezögert hat, wissen wir nicht; innere Gründe oder die Schwierigkeit des Unternehmens können dabei nicht den Ausschlag gegeben haben. Übrigens kommt es auf den Zeitpunkt nicht an; die Tage, wo Geibel in der Mode war, sind längst vorüber, und jene Tage, wo eine Sammlung seiner Gedichte ein unberechtigtes Unternehmen wäre, sind noch nicht gekommen und werden hoffentlich nicht so rasch kommen, als es Viele wünschen, die eigentlich nur eine Verwässerung seiner Art bieten und sich dabei dennoch ungeheuer modern dünken. Mehr als ein Achtungserfolg freilich dürfte dem Bande nicht beschieden sein, und einen größeren verdient er wohl auch nicht, diesen Achtungserfolg aber allerdings in vollstem Maaße. Schönere Lieder, bedeutendere Gedichte, als sie in den früheren Sammlungen zu finden sind, bringt der Band nicht, aber manches, was ebenso schön und bedeutend ist, wie jene Verse, an denen wir uns einst, in unserer Jugend Tagen, erfreut haben und sehr weniges, was glattweg unbedeutend ist. Ein neuer Ton ist nicht angeschlagen, der Schatz jener Gedichte, von denen man wünschen möchte, daß sie für immer vor dem Loos des Alterns und Welkens bewahrt blieben, nicht gemehrt; gleichwohl wird die Sammlung jedem, der Geibel nach Verdienst schätzt, nicht bloß Freude machen, sondern auch das Bild des Dichters und des Menschen noch deutlicher hinstellen, als er es bisher in sich getragen. Denn die ersten Gedichte, die hier mitgeteilt sind, stammen aus der Knabenzeit, das jüngste, ein Seufzer nach Erlösung, wohl aus dem Sterbejahr des Dichters, und von den langen Jahren, die dazwischen liegen (1831—1884) sind vermutlich nur wenige durch keine Gabe vertreten. So führt uns der Band den ganzen Geibel vor, wenn nicht in gleißender Frische, so doch in Zügen, die uns deutlich in's Gedächtnis zurückrufen, warum er einst so stark auf uns gewirkt hat und warum wir auch heute noch nimmer glauben mögen, er sei als Dichter tot und jede Wirkung zu Ende.

— In unser letztes Heft hat sich ohne unser Verschulden eine Reihe sinnstörender Druckfehler eingeschlichen, die wir hiermit richtig stellen. In der Novelle von Telmann: „Wer that's?“ hat auf den Seite 153, Spalte rechts, Zeile 5 von unten schließenden Absatz: „Wie das hin und herging!“ zunächst der Absatz: „Ein Dutzend unsicherer Gerüchte“ bis: „Verdacht erregen müsse“ zu folgen; dann erst hat sich der nun irrtümlich vorher abgedruckte Absatz: „Sie wunderten sich“ bis „nicht herausbringen!“ anzuschließen. In derselben Novelle muß es S. 154, Sp. links, Z. 23 v. o. statt: „Daß um desselben“ richtig zu lauten: „Daß um seinetwillen“; S. 158, Sp. links, Z. 4 v. u. statt: „sagen mit heiseren Stimmen“: „sangen“; S. 159, Sp. rechts, Z. 16 v. u. statt: „Ich Schatten“. „Im Schatten“; S. 161, Sp. l., Z. 3 v. o. statt: „verhängnisvolle Frage“: „verfängliche Frage“. Im Gedichte: „Weiße Winde“ von H. Robertin ist in Strophe 3, Z. 3 statt „Frauen“: „Fraue“ zu lesen. In Bergers Roman „Schmelings Erben“ soll es S. 171, Sp. l., Z. 3 v. u. statt: „ernhaftes Gespräch“: „ernsthaftes Gespräch“: S. 172, Sp. l., Z. 13 v. o. statt: „von Vorteil waren“: „war“; S. 172, Sp. r., Z. 20 v. u. statt: „Westerfelde“: „Westerfelder; S. 175, Sp. l., Z. 23 v. u. statt: „dem Lügner“: „den Lügner“; S. 178, Sp. l., Z. 14 v. o. statt: „auf die Schultern“: „auf den Schultern“ zu lauten. Endlich ist in der „Litterarischen Notiz“, S. 190, Sp. l., Z. 11 v. u. der dort beginnende Satz wie folgt richtig zu lesen: „Herr Walter Kellerbauer in Tübingen war anderer Meinung: ihm schien es, nachdem er den Aufsatz unserer Zeitschrift gelesen“ u. s. w.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Eine Fülle von unklaren Vorstellungen wogte in Severo durcheinander. Serafina war mit Pietro Mariani zusammen gewesen, den sie doch angeblich nicht leiden konnte, — das fiel ihm zu allererst auf. Und gesagt hatte sie ihm nichts davon. Und dann war sie heute Nachmittag, während er schlief, zum Brigadier gelaufen, — sie! Warum hatte sie das nicht gleich gesagt, als er vorher gefragt hatte, wo sie gewesen sei? Warum hatte sie blos gesagt: „In Borgunto"?! War ihr erst jetzt eingefallen, daß es ja doch herauskommen, daß der Brigadier morgen es ihm ja doch sagen würde? Es war unerhört. Wenn der Brigadier ihn morgen verhören wollte, was ging es sie an? Wie hatte sie deshalb zu ihm zu laufen? Wie unvorsichtig vor allem war das auch! Über seinem Erstaunen und seiner Entrüstung wegen ihres Thuns vergaß er beinahe, was ihm selber drohte. Nur schwebte ihm unklar vor, daß dies Verhör, das man mit ihm vornehmen wollte, in Zusammenhang mit ihrer unsinnigen Beichte heut' morgen stehen könne. Und die Galle stieg in ihm auf. „Da hast Du's nun!" schrie er. „Was läufst Du zum Pfaffen und zum Brigadier und zu aller Welt? Bleib', wo Du hingehörst, dann wird Dir keiner was anhaben."

„Mir?" Serafina war sehr verwundert.

„Mir und Dir! Das ist alles eins. Heute mir, morgen Dir! Was wollen sie denn von mir? Wie sind sie denn gerade auf mich verfallen? Das hast Du mir eingebrockt und kein anderer." Er war außer sich vor Wut. Sollte er am Ende gar noch die heiße Suppe für sie auslöffeln? Das hätt' ihm fehlen können!

Sie fing wieder an, ihn zu beruhigen. Er war wohl immer noch nicht wieder ganz klar im Kopf, daß er glaubte, sie hätte mit dieser Sache etwas zu thun. Eigentlich hatte es ihm ja jeder vorher gesagt, auch er würde einmal verhört werden, und sie hatte nur Sicherheit haben wollen, damit er wußte, was ihm bevorstand und nicht ängstlich war und dadurch Verdacht erregte. Nun wußte man's. Und übrigens würde Severo nicht der einzige sein, den sie morgen in den Brüchen abholen würden. Der Brigadier hatte gesagt, wer nur irgend mit dem Mord in Beziehung zu bringen sei, werde verhört werden.

„Was der Brigadier blos gedacht haben muß!" fiel er ihr in's Wort. „Der muß glauben, daß wir uns vor Angst kaum mehr zu lassen wissen. Diese Tollheit!"

Allmählich beruhigte er sich etwas. Und dann fragte sie ihn: „Hast Du denn keine Angst?"

„Ich? Warum sollt' ich denn Angst haben? Wovor denn?"

Sie sah ihn nicht an, und sagte auch nichts mehr. Sie kamen jetzt nach Hause und Severo hatte nur noch in sich hinein gekurrt. Er wurde immer noch nicht klug aus der ganzen Sache. Dem Brigadier nur so in's Haus zu rennen! Wenn der ein klein bischen scharfsichtig war, mußte er doch begreifen, um was es sich da handelte, daß sie Furcht hatte, es käme nun auch an sie selber. So sich zu vergessen! Und ob er Angst hatte, fragte sie. Sie selbst sah freilich garnicht danach aus als ob sie ängstlich wäre. Und doch mußte es ja an einem Faden hängen, daß man sie für verdächtig erklärte.

Während er draußen vor seiner Hausthür saß und alles das in sich herumwälzte, kam Serafina aus der Küche zurück, die Holzkelle, mit der sie die Abendsuppe gerührt haben mochte, noch in der Hand und fragte: „Du hast doch keinen Zeugen gehabt — damals?"

Er sah sie von unten herauf an. War sie

toll geworden? Was meinte sie eigentlich? „Zeugen? Ich? Wobei?"

„Ich meine: ob Dich damals draußen einer gesehen hat?"

Er wurde wütend. „Wann denn? Was willst Du denn? Wo soll mich denn einer gesehen haben?"

„Du warst doch draußen damals in der Nacht."

Er ließ einen langgezogenen Laut hören. „Ah!" Das wußte sie also. Sie hatte ihn damals in der Nacht hinausgehen hören und wiederkommen sehen, ehe sie selber — Und deshalb fürchtete sie, es könne ihn damals einer draußen gesehen haben und ihm also nachweisen, daß er nicht die ganze Nacht zu Hause gewesen sei und geschlafen habe. Wie klug sie nun doch wieder war und wie umsichtig! Er staunte sie an. Übrigens war es ihm peinlich, daß sie damals sein Fortgehen bemerkt hatte. Was dachte sie sich davon? Und weshalb hatte sie das noch niemals erwähnt? „Nun," sagte er endlich gedehnt, „wenn ich auch draußen war — wenn auch —" Er wußte selbst kaum, was er sagen sollte.

„Ja, wenn Dich niemand gesehen hat," wiederholte sie.

„Zum Teufel, mich hat niemand gesehen," fuhr er auf.

Sie trat in's Haus zurück, ohne mehr zu sagen. Wenn das nur auch wirklich so war! Wenn ihn nur nicht doch einer gesehen hatte, ohne daß er es wußte! Und wenn dieser eine nur nicht Pietro Mariani war! Das ließ sie garnicht mehr los, das wurde schon beinahe zur fixen Idee bei ihr. Der Brigadier hatte ihr freilich heute Mut gemacht. Kein Mensch denke ja in Wahrheit an Severo Rocca, hatte er ihr gesagt, es geschehe blos, um den Leuten die Mäuler zu stopfen, die da der Justiz nachredeten, sie thue nichts, um den Schuldigen zu finden, und die allgemeine Sicherheit liege also hierorts im Argen. Der Brigadier hatte gut reden. Wenn Pietro Mariani aber bezeugen konnte —

Beim Abendessen sagte sie Severo, es werde gut sein, wenn er morgen im Verhör gleich eingestand, er sei in jener Nacht draußen gewesen. Das sei unverfänglicher, als wenn er es leugnete, und man ihm nachher doch nachwies, er sei draußen gesehen worden. Aber Severo wollte davon nichts hören. Warum nicht gar! Damit sie gleich einen Haken hatten, an dem sie ihn festhielten. Er würde sich wohl hüten. Draußen! Was hieß überhaupt draußen? Vor der Hausthür hatte er gesessen, weil's drinnen vor Schwüle nicht auszuhalten gewesen war. Wenn sie ihn damals gehört hatte, mußte sie ja wissen, daß er nicht zehn Schritte weit vom Hause fortgegangen war. Was hatte das also mit dem Mord auf der Salita Santa Maria zu thun? Daß er ein Narr gewesen wäre, zu bekennen, er hätte das Haus damals verlassen. Dann hatten sie ihn gleich, dann spannen sie weiter und weiter, bis der Strick fertig gedreht war, an dem sie ihn aufknüpfen konnten. Nein, danke. Lieber gleich einen Riegel vorgeschoben! Er hatte keine Lust, für andere zu bluten. Gesehen hatte ihn auch draußen keiner, — natürlich nicht. Sie, Serafina, sollte sich also nicht etwa unterstehen, davon je zu reden.

Sie zuckte die Achseln. „Zu wem denn etwa auch?"

„Weiß ich, mit wem Du alles zusammenhockst?" brach er aus. „Mit Pfaff und Brigadier! Und übrigens, denkst Du denn, sie werden Dich nicht auch noch verhören?"

„Mich?" Sie lachte kurz auf.

„Natürlich Dich. Warum denn nicht? Warum denn mich? Eins ist so verrückt wie das andere." Er aß mit einer wahren Wut. Dann rief er: „Gieb mir noch zu trinken! Ich bin durstig!"

Er hatte geglaubt, sie würde ihm mehr Wein verweigern, und er war darauf vorbereitet gewesen, dann mit ihr einen wütenden Zwist vom Zaun zu brechen; er freute sich förmlich schon darauf. Aber sie ging ganz stillschweigend hin und holte ihm noch mehr. Sie wollte ihn also wohl gut stimmen, sie hatte kein reines Gewissen ihm gegenüber. Jetzt schmeckte ihm der Wein garnicht mehr, da er ihn ihr nicht hatte abtrotzen müssen. Der bei Sor Niccolò war besser gewesen. Er saß immer noch am Tische und trank, unwirsch, mit sich selber unzufrieden, in langen Zwischenpausen, während Serafina schon wieder gegangen war und in der Küche hantierte. Die Mißstimmung gegen sie und der wühlende Verdacht wuchsen in ihm bei dem einsamen, freudlosen Trinken. Und daß er das alles so stumm in sich hineinfressen mußte, steigerte seinen Groll nur. Er konnte es nicht aus dem Kopf bringen, daß Serafina ihm die ganze Suppe mit dem morgigen Verhöre eingebrockt hatte — wie und warum,

wurde ihm freilich nicht klar, aber das erbitterte ihn gerade noch mehr.

VII.

Als der Wein endlich ausgetrunken war, stand er auf und schob sich etwas schwankenden Ganges vor die Hausthür hinaus. Er hatte fast Lust, nach Borgunto hinab und in die Osteria zu gehen, — blos weil es Serafina erbosen würde. Aber er war zu müde und dann hatte er jetzt auch nicht mehr weit bis zu einem Rausch, im Rausch aber hätte er ausschwatzen können, daß er den Mörder Aristide Vomero's kenne oder sonst etwas, was man besser nicht erfuhr und was an ihm hängen geblieben wäre. Er blickte zu dem Madonnenbilde hinüber. Ob er beten sollte? Er wußte nicht, was? Für Serafina? Aber ihm selber drohte ja mehr Gefahr, als ihr, an sie dachte niemand, sie wollte niemand verhören. Und dann hatte sie ja gebeichtet heute, würde ihre Pönitenz absolvieren und war ihrer Sünden ledig. Und für sich selbst? Er hatte ja nichts gethan.

Nein, er würde nicht beten. Die Madonna würde ihm ohnedies gram sein, weil er heute die Messe versäumt hatte. Besser, er ließ sich heute nicht mit ihr ein.

Als er endlich zu Bett ging, sah er, daß Serafina schon vor ihm schlafen gegangen war. Sie lag da, als ob sie schliefe. Das wurmte ihn. Damals hatte sie auch so dagelegen, und dann hatte sie doch gehört, wie er aufgestanden und hinausgegangen war. Es war also Spiegelfechterei. Sie wollte blos nicht, daß er heute Nacht noch mit ihr sprach, sie zur Rede setzte, er kannte sie jetzt. Warum hatte sie ihm das nicht eher gesagt, sie habe ihn damals gehört, war erst heute plötzlich damit herausgekommen? Das Heimlichthun wieder! Und was sie wohl damit bezweckte? Das war ihr wohl gar gerade recht gewesen, daß er damals draußen gewesen war und, wenn es darauf ankam, war sie imstande, den Verdacht daraufhin von sich ab und auf ihn zu lenken. Deshalb riet sie ihm, im Verhör nur ja zu gestehen, daß er nicht die ganze Nacht geschlafen habe und im Hause gewesen sei, — deshalb! Denn was ging das sonst den Brigadier und die Richter an? Es hätt' ihn einer können gesehen haben, meinte sie. Wer denn wohl? Doch blos sie, ganz allein sie. Und sie wollte wohl gar gegen ihn Zeugnis ablegen, damit es nur nicht ihr selber an den Kragen ging? Sie fühlte sich ja so merkwürdig erhaben über allem Verdacht, hatte ihn ausgelacht, als er darauf hingedeutet hatte, auch sie könne verdächtigt werden; warum nur? Warum anders, als weil sie im Notfalle lieber ihn wollte die Suppe auslöffeln lassen? Und wenn nun sie selber einer gesehen hatte?

Eine wilde Blutwoge war wieder in ihm aufgestiegen. Wie gut, hatte er geglaubt, sei alles geworden, nun Aristide Vomero tot war! Und statt dessen — es brachte ihn beinahe außer sich. Sinnliche Glut, Eifersucht, Zorn, Furcht, Unzufriedenheit mit sich selber, das alles quirlte, wirbelte, siedete in ihm durcheinander. Und plötzlich warf er sich über Serafina, würgte sie mit seinen beiden Händen am Halse und schrie ihr in's Ohr: „Wie weit warst Du mit ihm gekommen, Du? Gesteh's! Jetzt gesteh's endlich einmal ein!“

Serafina hatte nicht geschlafen. Sie war's nur müde, immer dasselbe mit ihm zu bereden, sie wollte Ruhe haben. Und es stieß sie auch etwas von ihm zurück, — sie wußte selbst nicht genau, was es war. Ob es das war, daß er Blut vergossen hatte, oder daß er jetzt so furchtsam war und seine Furcht im Wein betäuben wollte. Sie hatte Scheu vor ihm. Der Mann, der sich fürchtete, war für sie auch Severo Rocca nicht mehr, der Severo Rocca, den sie geliebt hatte wegen seiner Wildheit und Kühnheit. Wie er jetzt unvermutet über sie herfiel, hätte sie ihm alles wieder verziehen, nur weil er wieder so ganz der alte war, wenn er nur nicht diese wahnsinnige, empörende Frage dazu an sie gerichtet hätte, diese Frage, die jeden Blutstropfen in ihr zur Empörung brachte, ihre Zähne in Haß und Zorn aufeinander knirschen ließ. Und eher hätte sie sich die Zunge abgebissen, eher hätte sie selber ihn gewürgt, als sie sich dazu herbeigelassen hätte, ihm Rede zu stehen, ihm auf seine schamlose, beleidigende Frage auch nur eine Antwort zu gönnen. Sie wehrte sich, sie rang gegen ihn an, aber sie verteidigte sich nicht. Nichts stieß sie aus, als ein verächtliches: „Feigling!“

Und das traf, damit hatte sie das beste Abwehrmittel gefunden. Gleich ließ er sie los, aber er röchelte vor wilder Erregung. Und ohne sie mehr zu berühren, aber doch immer noch über sie gebeugt, beharrte er bei seiner Frage: „Wie weit warst Du mit ihm gekommen? Sag' es mir! Sag' es mir doch!“ Er bat und

bettelte zuletzt förmlich darum, er heulte ihr die Frage ins Ohr, die Stimme brach ihm dabei. Es war ein widriges Schauspiel. Und Serafina zuckte nur immer die Achseln. „Du bist toll," sagte sie, „Du weißt nicht mehr, was Du redest, Du bist kindisch. Geh' zu Bett! Schlaf' Deinen Rausch aus!"

Allmählich beruhigte er sich. Er schämte sich, daß er sich so weit hatte fortreißen lassen. Aber es gährte in ihm und endlich mußte er doch einmal Klarheit haben. Wenn ein Weib einen Mann niedersticht, muß sie doch schon weit mit ihm gekommen sein. Aber, wenn er sie vergewaltigt hatte, warum hatte sie es ihm, Severo, nicht eingestanden, nicht ihm das überlassen, was geschehen mußte? Sie hatte also nur den Mitwisser und Mitthäter ihrer Schuld stumm machen wollen, damit sie Ruhe hatte. Was denn sonst? Und so heiß er sie auch begehrt haben mochte, jetzt verlangte ihn nicht mehr nach ihr, jetzt ganz und garnicht. Eine, die ein anderer besessen hatte, und eine Mörderin obendrein — nein, ihre That hatte ihr nichts geholfen, ihr nicht und ihm nicht. Schlimmer gemacht hatte sie alles, viel schlimmer. Er begriff nicht mehr, daß er auch nur einen Augenblick lang hatte denken können, nun sei alles gut geworden mit Aristide Bomeros Tod. Ja, wenn er ihn getötet hätte, vielleicht — Aber sie, Serafina, hatte es nicht dürfen, hätte, selbst wenn sie unschuldig gewesen wäre, dadurch sich ja verdächtig gemacht. Und das hätte sie nicht wissen sollen, sie, die so klug und umsichtig jetzt sich zeigte? Natürlich hatte sie es gewußt. Aber sie war ihres Liebhabers überdrüssig geworden, und hatte gewußt, daß er ja nun doch sterben müsse, — wenn nicht durch sie, dann durch Severo. Und lieber hatte sie ihn gleich selber niedergestochen, damit er nur in der letzten Stunde nicht noch ausschwatzen konnte. So war's, das begriff sich.

Severo hatte sich in seine Kissen geworfen, ein innerliches Stöhnen ließ ihn sich, seinen Körper durchrüttelnd, hin- und herwälzen. Er fühlte, daß er sich eben kläglich benommen hatte. Serafina hatte ganz recht, ihn einen „Feigling" zu nennen und ihn für betrunken zu halten. Aber was sollte er denn thun, um hinter die Wahrheit zu kommen? Und das mußte er doch, das wollte er doch. Er konnte sonst garnicht weiterleben. Der einzige Mitwisser war tot, und freiwillig würde Serafina ihm die Wahrheit nicht eingestehen, — natürlich nicht, sonst wäre ja ihre That überhaupt nicht nötig gewesen. Wenn er sie also nicht bedrohte, nicht einschüchterte — Nur: die ließ sich eben nicht einschüchtern. Eben erst hatte er ja den besten Beweis davon gehabt. Die legte noch nicht einmal ein Bekenntnis ab, wenn er sie am Halse würgte, verstockt, wie sie war. Dem Pfaffen, ja, — ihm aber nicht. Und doch hätte sie begreifen sollen, daß er sie eines Tages erdrosseln würde — erdrosseln mußte, wenn sie die Wahrheit nicht eingestand. Begriff sie das denn nicht? Oder hatte sie ihm deshalb dies Verhör morgen eingebrockt und wollte ihn durch ihren Überredungsversuch, er solle eingestehen, daß er in jener Mordnacht außer dem Hause gewesen, ans Messer liefern, weil sie es begriff und weil sie sich seiner entledigen, sich vor ihm sichern wollte? Ein grauenhafter Argwohn, der da in ihm aufstieg, an ihn herankroch, wie eine vielfüßige, ekelhafte Spinne und ihn eingarnte, mit seinem Gewebe umkrallte und gefangennahm! Aber ein Weib, das einen getötet hat, — wessen ist solch' ein Weib nicht fähig? Er oder sie, — darauf wird es schließlich wohl hinauslaufen. Nun einmal Blut geflossen war, gab es kaum etwas anderes. Blut wollte Rache — auch dies Blut würde sich rächen wollen.

Allmählich ließ die Müdigkeit Severos die wühlenden Gedanken in ihm zur Ruhe kommen und er schlief ein, weil er nicht weiter zu denken vermochte, — es gab da keinen Ausweg für ihn. Am Morgen weckte ihn Serafina in alter Art und schlaftrunken taumelte er empor, um in seine Kleider zu fahren. Erst allmählich besann er sich wieder auf das, was geschehen war, und ein harter Zug trat um seine Mundwinkel. Als er gehen wollte, trat Serafina, die sich bis dahin garnicht wieder vor ihm hatte sehen lassen, an ihn heran und raunte ihm zu: „Denk' d'ran, daß heute das Verhör ist!" Ihr Atem wehte heiß an seinem Gesicht vorüber.

„Nun? Und was weiter?" erwiderte er verdrossen.

„Du mußt sagen, daß Du draußen warst damals."

Er stieß einen wilden Fluch aus und erhob drohend seine Faust. „Sieh Dich vor, daß ich nicht ganz andres noch aussage — Du — Du — Das sag' ich nicht! Kannst mich ja meineidig machen nachher vor Gericht. Aber ich thu' Dir den Gefallen nicht. Lauf' zum Pfaffen d'rum!" Und er warf sich die Spitzhacke über die

Schulter und ging, ohne ihr einen Gruß zu gönnen.

Jedem, mit dem er zusammenstieß, vor und in den Steinbrüchen, schrie er zu, ob er denn schon wisse, daß er, Severo, heute als verdächtig des Mordes an Aristide Bomero verhört werden solle. Dazu lachte er rauh auf, schlug sich an die Brust und schrie: „So sieht also ein Mörder aus! Weißt's schon? Sieh' ihn Dir recht an, Du! So sieht er aus!“

Alle Welt in den Brüchen wußte also: heute wird Severo Rocca verhört werden. Und alle nahmen's als guten Spaß, lachten und witzelten darüber; auch an derben Anzüglichkeiten fehlte es nicht. Die nahm aber Severo heute scheinbar mit lächelnder Gelassenheit hin. Im allgemeinen gab es nichts als Spott für die Behörden, die nun wirklich auch Severo Rocca schon verdächtigten. Und als die Carabinieri dann wirklich kamen, ihn abzuholen, gab es ein Halloh und ein Gejohle, daß man hätte denken können, ein Faschingsscherz solle in Szene gesetzt werden. Die Carabinieri wußten garnicht, was sie davon denken sollten, lachten am letzten Ende aber selber mit. Von allen Seiten erklangen Zurufe: „Wann komm' denn ich d'ran, Giambattista?“ „Wollt ihr nicht lieber gleich die ganze Einwohnerschaft von Borgunto auf einmal verhören?“ „Schickt uns alle zusammen ins Bagno, dann habt ihr den Schuldigen doch vielleicht drunter.“ Und so fort. Der Lärm wuchs noch, als die Gendarmen nun wirklich dazu schritten, außer Severo noch drei andere Burschen zum Verhör mitzunehmen. Die Steinarbeiter machten Miene, alle zusammen in langem Zuge den Vieren der Ihrigen nachzufolgen und sie mit dem Absingen von lockeren Ritornellen bis zum Brigadier zu begleiten. Erst die Aufseher mußten sich ins Mittel legen, um das zu verhindern, und dem tollen Gehaben überhaupt ein Ende zu bereiten, es dauerte lange, bis die Ruhe in den Brüchen wiederhergestellt war.

Das Lärmen fing erst wieder an, als die Burschen sämtlich nach ein paar Stunden zurückkamen. Man hatte ihnen nichts anhaben, überhaupt keinerlei Verdachtsmomente bei ihnen feststellen können. Alle vier hatten zugegeben, daß ihnen Aristide Bomero eine unliebsame Persönlichkeit gewesen sei, deren Wegräumung sie nicht bedauern konnten, — hatte er doch sie mit seinen Steuerforderungen bis aufs Blut ausgepreßt und nebenbei noch bei ihren Weibern gewildert, — aber die That begangen zu haben, wiesen sie weit von sich und konnten glaubhaft nachweisen, daß sie in der Nacht, wo die That geschehen, weit ab davon in ihren Betten gelegen hatten und nichts von ihr wußten So hatte man sie bald wieder laufen lassen. Severo hatte bei der Frage des Brigadiers, ob er in jener Nacht wirklich nicht außerhalb seines Hauses gewesen sei, sich einen Augenblick besonnen. Er hatte an Serafina gedacht. Aber, wenn er jetzt diese Frage bejahte, hätte er auch erklären müssen, weshalb er draußen gewesen war und was er damals bei sich umhergewälzt hatte, — daß er zuletzt entschlossen gewesen war, Aristide Bomero am Tage darnach niederzustechen, wenn er ihn wieder von seiner Frau würde kommen sehen. Und das durfte er doch nicht eingestehen, wenn er nicht in hohem Maße sich verdächtig machen wollte. So hatte denn auch er erklärt, nein, er sei nicht draußen gewesen. Aber es hatte ihm einen Stich durch die Brust gegeben, als er es that, denn er war nicht gewohnt, zu lügen. Und er sagte sich auch, daß nun Serafina, wenn sie beschwor, ihn in jener Nacht gesehen zu haben, wie er aufgestanden und nach draußen gegangen war, ihn verderben könne. Und wenn sie selber in Gefahr gerieth, würde sie es thun. Vielleicht aber auch sonst, — um sich seiner zu entledigen.

Auf dem ganzen Rückwege zu den Steinbrüchen, während die andern sangen und johlten, mußte er wieder daran denken. Wenn er Serafina nicht ganz für sich hatte, konnte es nur noch zu einer Entscheidung kommen zwischen ihr und ihm. Und sich ihr zärtlich zu nähern, während der schimpfliche Verdacht gegen sie in seiner Seele brannte und ihre Hände befleckt waren vom Blut ihres Verführers, widerstrebte ihm im Tiefsten. Er hätte es garnicht über sich vermocht, nicht einmal, um sich selber zu retten. Um diesen Preis nicht! Und dann also: sie oder er. Einer von ihnen beiden schien zuviel zu sein auf der Welt.

VIII.

Serafina hatte den Vormittag bei ihrer Flechtarbeit in allerlei sich bunt durcheinanderwirrenden Gedanken verbracht. Sie war so stolz auf Severo gewesen, daß er die That begangen, sie hätte sich trotz allem immer wieder gern daran gehalten. Denn er hatte es doch nur ihretwillen gethan, und sie hatte diese That von ihm gefordert, — nicht mit Worten, aber in ihrem

Innern. Warum zeigte er sich nun danach so schwach und feig? Und warum kam nun sein schmählicher Argwohn, aus dem heraus er allein gehandelt hatte, gegen sie so wild und widrig zum Vorschein, daß sie ihn verachten, statt bewundern und gleichzeitig vor ihm auf ihr r Hut sein mußte, damit er sich nicht an ihr vergriff, wie er gestern Abend schon gethan? Nicht, weil er sie verdächtigte, nicht aus Eifersucht, aus gekränkter Ehre oder aus Rache hatte er Aristide Vomero niederstechen sollen, sondern einzig um den frechen Eindringling und Störenfried zu beseitigen, durch den ihrer beider bis dahin so friedliches Eheglück vernichtet wurde. Das hatte sie von ihm erwartet und das hätte sie beide zu einander zurückgeführt. Statt dessen war Severo nun zum Mörder geworden aus Gründen, die hinfällig und für sie schimpflich waren, und sie beide standen sich schroff und feindselig gegenüber. Es war schlimmer geworden, als früher. Sogar nach dem Leben trachtete er ihr. Blos weil sie nicht gestehen wollte, was sie doch nicht gestehen konnte. Und wenn sie selbst bekannt hätte, daß sie sich wirklich mit Aristide Vomero vergangen, nur um seinen quälenden Zweifeln ein Ende zu machen, und weil er ihr ja doch wohl nicht geglaubt hätte, daß sie unschuldig war, — sie hätte auch wohl dann schwerlich Frieden gehabt, sondern dann erst vollends hätte er das Leben an ihrer Seite nicht mehr ertragen, hätte er sie in seiner eifersüchtigen Raserei erwürgt. War das alles die Strafe dafür, daß sie gewollt hatte, es solle Blut fließen? Wurden ihre sündigen Wünsche so an ihr heimgesucht? Sie hätte sich zu Severos Füßen niederwerfen und ihn anflehen mögen, doch seinen unseligen Argwohn aufzugeben, der sie entehre und sie beide unglücklich mache, hätte ihm beim Blut des Gekreuzigten zuschwören mögen, daß sie unschuldig sei und nie ihre und seine Ehre auf's Spiel gesetzt habe; aber ihr Stolz litt das alles nicht. Soweit konnte sie sich nicht vor ihm demütigen, — nach dem, was gestern geschehen war — und auf die Gefahr hin, daß er ihr nicht glaubte! Seit sie sich klar darüber war, warum er Aristide Vomero getötet hatte, war jeder Rest von Bewunderung für ihn um deswillen in ihr erstorben und kaum mehr ein schwächliches Mitleid konnte neben ihrer harten Erbitterung bestehen. Sie sich mit so einem vergessen! Wenn man Severo Roccas Frau war! Daß er so wenig Selbstgefühl besaß und so wenig wußte, wie sie ihn liebte! Den Severo, der gestern in Sor Niccolòs Weinwirtschaft halb berauscht unzüchtige Lieder gesungen hatte, freilich nicht, — den nicht mehr. Er hatte es überhaupt meisterlich verstanden, ihr in kurzem ihre Liebe zu ihm aus der Brust zu reißen. Wenn es ihm darum zu thun gewesen war —

Serafina hatte den Platz vor der Hausthür verlassen müssen, weil ein Regenschauer niedergegangen war. Auch nachher blieb es kühl und windig draußen, und sie setzte sich drinnen ans Fenster, um weiter zu flechten und ihren Gedanken nachzuhängen. Sie fühlte sich einsam, — heute eigentlich zum ersten Male. Früher war ihr's immer recht gewesen, daß ihr Haus abseits vom Dorfe und droben am Hügelhang lag. Sie liebte das ewige Schwatzen mit den Gevatterinnen von Hausthür zu Hausthür, von Stiege zu Stiege nicht, sie mochte auch nicht, daß ihr die andern in alles hineinsahen und von allem Bescheid wußten. Auf den Bergen war man kürzer angebunden gewesen, weil die härtere Lebensfrohn wortkarg und verschlossen machte, und jeder hielt dort eifersüchtig auf seine Freiheit. Heut kam's ihr, daß sie doch merkwürdig verlassen und schutzlos hier oben sei, förmlich wie abgeschnitten von allem Leben. Früher, in der guten Zeit, bevor Aristide Vomero ins Haus gekommen war, war sie manchmal, wenn die Flechtarbeit nicht drängte, unter Tags in die Steinbrüche hinuntergegangen, um Severo eine Weile bei seiner Arbeit zuzusehen, und nachher während der Mittagsrast bei ihm zu sitzen und mit ihm zu schwatzen. Sie hatte dann oft etwas Besonderes für ihn zu essen mitgebracht, und die andern Arbeiter hatten Severo unter allerlei Scherz- und Stichelreden um solch' eine Frau beneidet. Es waren glückliche Stunden gewesen. Solche würden nie wiederkommen. Und doch war nichts, nichts anders geworden. Nur Blut war geflossen. Das war's, was keinen Frieden mehr zwischen ihnen gedeihen ließ. Und sie hatte gewünscht, daß es fließen solle. Das war ihre Strafe jetzt!

Sie fuhr plötzlich zusammen, denn ein Finger hatte draußen an's Fenster geklopft. So schreckhaft war sie sonst auch nie gewesen. Pietro Mariani stand draußen. Sie zwang sich zur Ruhe, öffnete das Fenster und fragte kurz: „Was wollt Ihr?" Aber ihr Herz schlug so laut, daß sie meinte, er könne es unter ihrem Mieder zucken sehen.

„Ich hab' Euch nur sagen wollen, Sora Fina, daß sie Severo Rocca nicht dabehalten haben. Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen um ihn!"

„Ich dank' Euch, Sor Pietro." Mehr aus Ärger über ihr eigenes, sinnloses Herzklopfen, als über seine immer lauernden Blicke, in denen heute wieder etwas merkwürdig Überlegenes war, fügte sie gleichmütig hinzu: „Ich habe mich aber nicht geängstigt." Sie log und sie begriff sofort, daß er das merkte. Das verdroß sie immer mehr.

Er zuckte leicht mit der einen Achsel, mit der, welche sich nicht in einen Arm fortsetzte. Es war das Zeichen bei ihm, daß er es der Mühe nicht für wert hielt, einer Sache näher zu treten. „Ja," sagte er gleichmütig und gedehnt, „es ist auch nichts zu ängstigen, wenn kein Zeuge da ist." Serafina zuckte wieder zusammen, biß aber die Lippen aufeinander, um nicht zu antworten. Sie fühlte, daß Pietro Mariani's Augen auf ihr hafteten. „Der Brigadier ist wieder zurück," fuhr er langsam fort. „Er hat nichts herausgebracht. Alle Verhörten haben sich frei geredet. Ich traf ihn eben im ‚silbernen Mond' und er sagte mir's. Ja, wenn kein Zeuge da ist, wird der Mörder Aristide Vomero's wohl in aller Ewigkeit unentdeckt bleiben."

Er hatte den Ellenbogen auf's Fenster gelegt, als ob er hier länger stehen bleiben und in aller Gemächlichkeit mit ihr schwatzen wollte. Serafina hätte ihn für ihr Leben gern durch eine brüske oder herrische Bemerkung verjagt, aber sie fürchtete sich vor ihm, sie begriff, daß sie es nicht durfte. Auch war ein bohrender Trieb in ihr, endlich in's Klare darüber zu kommen, was es mit seinen geheimnisvollen Andeutungen über die Gefahren einer etwa vorhandenen Zeugenschaft eigentlich auf sich hatte, ob da bloß Großthuerei und Lust am Quälen im Spiele war, oder er wirklich etwas von der That Severos wußte oder doch ahnte. So sagte sie, ohne von ihrer Flechtarbeit aufzusehen, scheinbar leichthin: „Einen Zeugen wird der doch schwerlich gehabt haben, der Aristide Vomero erstochen hat."

„Warum meint Ihr das, Sora Fina?"

„Weil der Zeuge sich doch längst gemeldet hätte."

„Hm. Man kann doch nicht wissen" — Pietro Mariani rieb sich kopfschüttelnd mit der Hand das stoppelbedeckte Kinn, was einen eigentümlich knirrenden Ton gab. „Er kann Gründe haben, — Gründe — Man verrät doch nicht gern einen, der vielleicht seine Gründe hatte, das Messer zu gebrauchen. Es giebt da allerlei. Und das Schweigen — wer kann wissen, wozu dem Zeugen das Schweigen wieder gut ist, — wozu er es nötig hat? Nein, Ihr solltet das nicht so bestimmt sagen, Sora Fina. Einen Zeugen kann es recht wohl geben, wenn er sich auch noch nicht gemeldet hat."

Er sagte das alles mit so langsamer, scharfer Betonung, daß es Serafina durchfuhr. Er wußte also wirklich etwas! Severo hatte ihr zwar erwidert, es habe ihn niemand gesehen, aber wie konnte er das so sicher wissen? Und was wollte Pietro Mariani damit andeuten, daß der Zeuge sein Schweigen zu etwas nötig haben könne? War das eine Drohung? Wollte er etwa gar damit ihr sagen, er habe Macht über sie, er könne Severo verderben, es koste ihn ein einziges Wort? Es flog ihr kalt über den Leib hin. Macht über sie? Dieser da? Es wehrte sich alles in ihr dagegen. Und noch wollte, konnte sie es auch nicht glauben. Aber nun mußte sie wieder fragen, nun mußte es vollends heraus. Mit einer heißen Schreckempfindung kam's ihr, Severo könne heut im Verhör ausgesagt haben, daß er in jener Nacht sein Haus nicht verlassen. Und auch das würde Pietro Mariani wissen. Sie hatte Severo genugsam gewarnt. „Wenn einer in jener Nacht überhaupt nur draußen war," sagte sie plötzlich, „ist's schon gefährlich für ihn."

„Das will ich meinen," versetzte Pietro Mariani ruhig.

„Also wird jeder sagen, er wär' im Hause und im Bett gewesen," fuhr Serafina fort, die Augen auf ihrer Strohflechterei.

„Warum sollt' er das auch nicht sagen?" klang es gemächlich zurück. „Wenn es wahr ist — oder wenn er wenigstens keinen Zeugen hat, der das Gegenteil beschwören kann —"

Es versetzte Serafina beinahe den Atem. Immer kam er auf diesen Zeugen zurück! Es stachelte sie so, daß sie ihm am liebsten entgegengeschrieen hätte: „Und Ihr — habt Ihr Severo in jener Nacht draußen gesehen oder nicht?" Wie sie das erleichtert hätte, wenn sie endlich die Wahrheit hätte erfahren können! Lieber, tausendmal lieber die, als diesen qualvollen, peinigenden Zweifel weiter in sich wühlen zu lassen. Wenn er ihr aber dann entgegnet hätte: „Ja, ich habe ihn gesehen," — was würde sie weiter

thun? Dann waren sie ja in seine Hand gegeben. Und hatte er Severo nicht gesehen, so gab sie sich und ihn durch solche unbesonnene, verräterische Frage geradezu preis, erweckte zum mindesten einen Verdacht in Pietro Mariani, der Severo verhängnisvoll werden konnte. Aber schweigen konnte sie auch wieder nicht. Schweigen hätte sie toll gemacht. „Ich weiß nicht, was Severo ausgesagt hat," fing sie nach einer kleinen Weile wieder an, während ihre Finger sich fleißig regten. Ihr Herz klopfte fast atemberaubend.

„Oh," machte er, den Kopf wiegend, „wer das glaubt, Sora Fina!"

„Wieso glaubt Ihr das nicht?" Sie blitzte ihn jetzt mit ihren finsteren Augen an.

„Man weiß doch, daß Ihr ein Herz und eine Seele mit ihm seid, Sora Fina. Also werdet Ihr auch wohl eingehend mit ihm besprochen haben, was er heute ausgesagt hat."

Sie zuckte mit den Schultern. „Wißt Ihr, was er gesagt hat?" fragte sie ablenkend. — „Natürlich, Ihr wißt ja alles!" Es klang bitter und herausfordernd gegen ihren Willen.

Er ließ sich das aber offenbar nicht anfechten, sondern verharrte immer in seiner kühlen, überlegenen Ruhe, gerade weil er merkte, daß die ihr peinlich war und sie aufbrachte. „Alles weiß blos der da oben," sagte er und hob seine hellen, ins Grünliche schimmernden Augen auf. „Aber was Severo Rocca heute vor dem Brigadier ausgesagt hat, das weiß ich freilich, das zu wissen, ist eben kein Kunststück."

Serafina zwang sich, nicht weiter zu fragen. Was sollt' er davon denken? Sie mußte sich durch ihre Aufregung ja verraten. Und doch hätte sie für ihr Leben gern gewußt, ob Severo die Wahrheit insoweit bekannt hatte, daß er zugegeben, in der Mordnacht draußen gewesen zu sein, wie sie es ihm angeraten hatte. Aber natürlich hatte er es gerade deshalb nicht gethan und weil er auch zu viel Furcht hatte und nicht einsehen wollte, daß gerade diese Lüge ihn verderben konnte, ihn selbst dann hätte verderben können, wenn er garnicht schuldig gewesen wäre. Und daß sie ihn nicht gleich als verdächtig zurückbehalten hatten, wußte sie ja nun. Weiter, als daß sie Pietro Mariani gesagt hatte, sie wisse nicht, was Severo im Verhör geäußert, konnte sie nicht mehr gehen, schon das hatte verdächtig genug geklungen.

Draußen hatte es wieder leise zu regnen angefangen, und Pietro Mariani bat um die Erlaubnis, für einen Augenblick in's Haus treten zu dürfen, es werde bald vorübergehen. Serafina mußte wohl oder übel zustimmen, aber sie sah garnicht dabei auf und bewegte sich auch nicht von ihrem Platze. Sie that, als wenn er garnicht da wäre. Was wollte er denn eigentlich? Warum ging er nicht? Die hundert Schritte bis zu seinem Hause würd' er im Regen ja doch wohl machen können. Und wenn er blos gekommen war, ihr zu sagen, Severo Rocca sei aus dem Verhör unangefochten wieder entlassen worden, — das hatte sie ja nun erfahren, deshalb hätt' er nun längst wieder fort sein können. Aber sie begriff ganz wohl: er hatte noch etwas auf dem Herzen. Es war ja auch nicht schwer, zu ahnen, was es war. Und er wollte diesen Triumph nicht gleich aus der Hand geben, wollte sie vielmehr langsam damit quälen, in Atem erhalten, sich gefügig machen. Das war's! Wie hatte er neulich Abend schon gesagt, als sie durch ihr Stummbleiben ihn ihren Haß wieder einmal hatte deutlich fühlen lassen und fühlen lassen wollen? „Ihr werdet Eure Sprache schon wiederfinden, Sora Fina!" Es klang ihr immer noch in den Ohren. War jetzt die Stunde da, wo sie sie wiederfinden sollte? Und welche Sprache war das? Die der Bitte ihm gegenüber, er solle Severo Rocca nicht verraten? Und um welchen Preis denn nicht verraten? Umsonst that doch Pietro Mariani nichts. Dieser Preis also würde sie sein. Ein unsäglicher Ekel stieg in ihr auf. Und um Severo zu retten, der ihr mißtraute, der Aristide Bomero nur aus Eifersucht erstochen hatte, und der ihr selber in seiner Raserei nach dem Leben trachtete? Nein, wahrlich nein! Diesmal würde Pietro Mariani's Rechnung nicht stimmen.

Der Einarmige war ein paarmal in dem kleinen Raume auf- und niedergegangen und hatte vom Wetter und der Olivenernte, vom Streik der toskanischen Stroharbeiterinnen und vom Hagelschaden in den Gärten gesprochen, ohne daß Serafina ihm etwas anderes, als „ja, ja" und „Ist schon so" erwidert hätte. Nun sah er kurz zum Fenster hinaus, vor dem der Regen wie ein graues Gitter niederhing, rückte sich einen Schemel ihr gegenüber, setzte sich rittlings darauf und sah sie, leicht mit den Fingern ihr Strohgewebe betastend, an. Eine drückende Stille entstand. Plötzlich fragte er: „Ihr wißt

also wirklich nicht, was Severo Rocca im Verhör ausgesagt hat?"

„Wie soll ich das wissen? Er wird gesagt haben, daß er in jener Nacht zu Hause war und schlief. Was sonst?"

„Ja, das hat er gesagt. Das haben sie alle gesagt. Natürlich."

„Nun also." — Ein ganz leises Zittern war in ihrer Stimme.

„Es wird doch auch wahr sein, Sora Fina?"

„Was soll wahr sein?"

„Was er gesagt hat."

Sie zuckte in erheucheltem Unmut die Achseln, sagte aber kein Wort. Sie dachte nur: „Jetzt wird es kommen. Jetzt ist er so weit, mir zu sagen, daß Severo gelogen hat, daß er ihn dieser Lüge überführen kann, und daß er das nur unterlassen wird, wenn ich —" Aber Pietro Mariani sprach das nicht, sondern schwieg. Nur seine Augen ließen nicht von ihr. Und nach einer Weile erst sagte er: „Es ist gut, wenn es wahr ist. Nur keinen Zeugen darf es geben, der etwas anderes aussagen kann — und beschwören kann." Er hatte eine kurze Pause vor den letzten Worten gemacht.

Serafina erbebte leise. Nun war's also klar, daß er sie verderben konnte. Aber sie ließ sich nichts merken von dem, was in ihr vorging. Nur die Frage beschäftigte sie, warum er jetzt nicht losbrach, warum er ihr noch diese Galgenfrist gewährte. Geschah das nur, um sie auf die Folter zu spannen und so ihren Widerstand, den er ahnte, um so sicherer zu brechen?

Eben als sie ihm eine Erwiderung geben wollte, rief eine Stimme zum offenen Fenster hinein: „Guten Tag, Sora Fina. Darf man einen Augenblick eintreten? Es regnet, als ob es nie wieder aufhören wollte. Und verdient hätten's die Menschen ja. Wenn ich der liebe Gott wäre — Ach so, so — Ihr habt Besuch. Dann will ich natürlich nicht stören. Bitte vielmals um Entschuldigung. Das konnt' ich ja nicht wissen."

Es war Sora Gioconda, die ihren dicken Kopf mit den vorquellenden Augen zum Fenster hereingesteckt hatte, den heraufgeschlagenen Kleidrock bis in die Stirn gezogen. Pietro Mariani war — absichtlich oder unabsichtlich — ein wenig von Serafina abgerückt und ließ jetzt, aufstehend, ein leises, spöttisches Lachen hören. „Ihr dürft schon hereinkommen," sagte Serafina, „es ist Sor Pietro." Sie hatte sich gezwungen, einen unbefangenen Ton anzuschlagen, aber sie begriff, was diese Begegnung bedeutete: heute Abend wußte man in ganz Borgunto, daß Pietro Mariani während der Abwesenheit ihres Mannes bei ihr in der Stube saß — und nahe, auffallend nahe. Ohnehin waren er und Sora Gioconda sich spinnefeind. Pietro Mariani konnte das alles freilich nur gelegen kommen, es trieb sie ja vollends in seine Arme.

„Ich hoffe nicht, daß ich Euch vertreibe, Sora Gioconda," sagte der Einarmige mit einem gezierten Bückling. „Überdies räume ich Euch das Feld. Ich habe Sora Fina genug gelangweilt und bis zu mir herunter komme ich schon im Regen. Ihr natürlich —"

Aber Sora Gioconda war nicht zu bewegen, einzutreten. Es gab noch allerlei spitze Redensarten hinüber und herüber, bis Pietro Mariani endlich erklärte, er werde sich ein Vergnügen daraus machen, Sora Gioconda zu begleiten, zumal er einen Schirm mit sich führe; übrigens würde es ja wohl nicht weit sein, da jedes Haus, an dem sie vorbeikämen, unglücklich sein würde, wenn Sora Gioconda nicht einträte, und bekanntlich bringe sie solche Hartherzigkeit ja auch niemals über sich. Und dann ging er wirklich mit ihr, obgleich Sora Gioconda rot geworden war wie eine Päonie, vor Zorn und Empörung, bot ihr sogar vor dem Hause mit einer grotesken Verbeugung seinen Arm, den sie aber mit einer Flut von schnippischen und anzüglichen Redensarten ausschlug. Von Serafina hatte Pietro Mariani sich ganz harmlos und freundlich verabschiedet. Und draußen hörte sie ihn sagen: „Keine schönere Frau in ganz Borgunto, als meine Nachbarin Sora Fina, findet Ihr nicht, Sora Gioconda?"

Mit einem Ruck warf sie das Strohgeflecht zur Erde und stand auf. Ihre Brust hob sich ein paarmal schwer, wie unter einer drückenden Last. Es war ihr, als müßte sie fort, jetzt gleich auf der Stelle zu Severo hinunter, um ihm zu sagen, eine ungeheure Gefahr drohe ihm und er müsse fliehen, Pietro Mariani habe ihn damals in der Nacht gesehen und werde jetzt nur den günstigsten Augenblick abwarten, um ihn an's Messer zu liefern. Aber Severo würde ihr ja doch wohl nicht glauben. Und dann? wohin fliehen? Und allein? Sie hatte ihn ja genugsam gewarnt. Warum hatte er nicht auf sie gehört? Jetzt hatte sie keine Verpflichtung mehr gegen ihn.

Und doch war ihr so eng um die Kehle geworden, daß sie zu ersticken meinte und mit beiden Händen sich vorn ins Kleid griff, um sich Luft zu schaffen. Wie sie diesen Pietro Mariani, den heimtückischen Schleicher, haßte, der jetzt um seine Beute kreiste, bis er ihr — im günstigsten Augenblick — die Tatze ins Genick schlagen würde! Aber noch war es nicht soweit, — noch nicht. Wilde, blutgierige Zorngedanken stiegen jäh in ihr auf. Wer war sie denn, daß sie widerstandslos und ratlos sich dem überliefern sollte, was ihr drohte? Hatte sie nötig, zu warten, ob und wann es diesem Marder, der ihr Haus umschlich, gefallen würde, seine Zähne zu weisen? Gab es nicht auch für sie ein Mittel, dem vorzubeugen, das zu verhindern? Severo hatte Aristide Bomero niedergestochen, der den Frieden seines Hauses gestört hatte! Warum stach nicht sie diesen da nieder, der das Gleiche wollte und plante und von dem ihnen Schlimmeres drohte, als von jenem, weil er Gewalt über sie hatte? Was Severo gekonnt und gemußt hatte, konnte und mußte doch auch sie, wenn das Gleiche auf dem Spiel stand. Nieder — nieder mit ihm!

Sie hatte unwillkürlich eine Armbewegung gemacht, als ob sie das Messer gegen irgendeinen zöge. Dann besann sie sich wieder. Noch einen Mord! Noch einmal Blut vergießen! Und welch' Segen war denn aus der ersten Bluthat geflossen? War es besser seitdem geworden? Oder nicht vielmehr schlimmer, — viel schlimmer? Ja, wenn Severo sie noch geliebt hätte, wenn er noch der Severo von einst gewesen wäre! Um den — um dessen Rettung hätte sie auch das noch, hätte sie alles gethan. Aber jetzt — da er Aristide Bomero nur erstochen hatte, weil er sie, Serafina, für schuldig gehalten, und da er sich nun feig und furchtsam zeigte, — auch vor ihr — und sich an ihr vergriffen hatte — nein, jetzt nicht, jetzt nicht mehr. Was nun freilich werden sollte, wußte sie nicht. Es hätte alles noch gut werden können, wenn Severo der alte gewesen wäre; nun war das Unglück da, nun würde es weiter gehen, immer weiter. Und wenn sie sich Pietro Mariani's Schweigen nicht erkaufte, war er verloren. Sie würde es nicht erkaufen. Eher — Und wieder zuckte es in ihrer Hand. Wenn Severo nur schon dagewesen wäre! Wenn sie mit ihm das alles hätte besprechen können! Warum sprachen sie sich nicht aus, wie früher, sondern gingen umeinander herum, als fürchte jeder sich vor dem andern? Diese Heimlichkeit hatte sie auseinander gebracht. Sie hatten es beide gut damit zu machen gedacht und es war zum Üblen ausgeschlagen. Wenn sie jetzt noch den Mut hätten, einander die Wahrheit zu sagen, einander die Wahrheit tragen zu helfen —

Serafina hatte sich mit ihrer Flechtarbeit wieder am Fenster niedergelassen und verbrachte dort in düsterem Grübeln den Rest des Tages. Severo kam heute spät, später als sonst. Sie zitterte seiner Ankunft entgegen, aber sie war sich noch immer nicht klar über das, was werden sollte, sie wußte nicht einmal, ob dies Zittern eins der freudigen Erwartung, der Angst oder des Grauens war. Ein paarmal ging sie vor die Thür hinaus, um den Weg hinabzuspähen, und wunderte sich dann über sich selber, daß sie so aufgeregt war. Das war gerade, wie in der allerersten Zeit nach ihrer Verheiratung, wo sie es auch immer nicht hatte erwarten können, bis Severo heimkam. Und doch wußte sie nicht, wie sie ihn empfangen sollte. Als sie ihn endlich kommen sah, lief sie schnell ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Punto del Capo.

Es war am Cap und unter wilden Myrthen.
Die Purpurflut umspült das Felsgestein,
Darauf noch Trümmer stehn der Säulenhallen
Von Nero's Kaiserburg, die lang versank,
Mit ihrem Götterschmuck an Marmorbildern,
Mit Goldgeschmeide und Juwelenglanz.
Wir aber liegen still in Thymian
Und gelben Blüten, und die Welle raunt
Uns alte, süße Schmeichellieder vor,
Von unsrer Liebe, die du fast vergessen. —
Und wieder ruht mein Arm um deinen Nacken,
Mein Auge dringt in deines, draus zu lesen,
Ob es auch dir noch töne so wie mir,
So irr und heiß und sinnbethörend süß . . .
Ein Donnern in der Ferne; am Vesuv
Steigt jäh ein Wetter auf! aus Wolkenballen
Dröhnt's dumpf an's Ohr und wieder, immer wieder,
Indeß die Wellen nur noch süßer raunen
Und immer leuchtender die Blüten sprüh'n
In Gold und Glanz der Abendsonnenglut,
Die rings opalgleich alle Wasser färbt,
Das Felsgestein in Rosengluten taucht.
Dem Myrthenlaub entsteigt ein herber Duft
Und aus dem Hallenbau der Kaiserburg.

Drin blauschwarz schon die Abendnebel huschen,
Haucht's kühl wie Moderduft. Doch Donnergrollen
Durchzittert wie der Schlußakkord des Lebens
Und jeden Glückes, diese schöne Welt,
Zu deren Füßen noch die gleichen Wellen,

Die Heros brünstige Träume einst umrannt,
Die gleichen, irren Sehnsuchtslieder rauschen.
Vom Glück, das flüchtig ist, wie Blumenduft,
Vom Ruhm, der nichtig ist, wie Seifenschaum,
Vom Sein, das schon zerstiebt — noch eh' wir's lebten.

Hermine von Preuschen.

Ich und du.

Ich bin die Wolke, und du bist der See,
In dir seh ich gespiegelt Freud und Weh.

Ich bin der Wind, du bist der Fichtenwald
Was mich bewegt, auch leise dich durchschallt.

Ich bin der Bogen und du bist der Pfeil,
Und deine Kraft ist meiner Kraft ein Teil.

Ich hab sie in dich, stark und schön, gelegt,
Daß ganz dein Leben meine Liebe trägt.

Und alles, was sich atmend regt in dir,
All deine Seele hast du nun von mir!

Börries von Münchhausen.

Thau.

Gott sprach zur wilden Nacht: „Aus meiner Gnadenquelle
Hab' ich für dich geschöpft wohl eine Silberwelle.
Damit die Flut du still in jenes Thal magst gießen,
Daraus die Düfte mir am reichsten, reinsten fließen."
Die Nacht erwiedert' sanft: „O Herr, so Du's magst wenden,
Will ich den Gnadenstrahl in alle Thäler senden.
Es möcht' der Überschwall ertränken mitleidsvoll,
Was er allmählig doch erquicken, trösten soll;
Laß mich ein Tröpfchen streu'n in eine jede Blüte,
Daß also tausendfach sich spiegle Deine Güte."

Paul Wimmershof.

Geisterfahrt.

Es war nicht weit von Mitternacht,
Der Westwind flog in wildem Lauf,
Nur auf dem Friedhof schritt er sacht
Und weckte sanft die Toten auf.

Und nicht in unserm Land allein,
Denn er erschloß die Gräber all'
Bei einem geisterbleichen Schein,
Der rings umfloß den Erdenball.

Die Toten kamen, Weib und Mann,
Und einten sich zu weitem Troß,
Und lachend ritt dem Zug voran
Der fahle Reiter Thanatos.

Und auf dem Berge Ararat
Hielt Heerschau er von hohem Thron,
Dann ging's zu einer Gräberstadt:
Zu dem versunk'nen Babylon.

Und es begann ein toller Reih'n
Um den zerfall'nen Sprachenturm,
Der Schakal heult' die Melodein,
Die Baßbegleitung blies der Sturm.

Mich trug der Schwan der Phantasie
Meerüber in den düstern Kreis,
Da ward mein Herz so trüb wie nie,
Und meine Haare wurden weiß.

Denn wie ich rief: „Ihr Toten wißt
Gewißlich Alles, was da war,
Ihr wißt, warum das Leben ist,
Das Weltgeheimnis ist Euch klar" —

Da sank bergtief der dumpfe Chor,
Und jäh erlosch das Geisterlicht;
Aus Tiefen drang der Ruf empor:
„Auch wir, Du Träumer, wissen's nicht . . ."

Hans von Schaubert.

Mittagsglocken.

Das Boot treibt im Sonnenbrande,
Blau ist der Himmel, der See ist blau —
Da kommt zu mir über das Wasser
Eine schöne, blonde Frau.

Sie beugt sich zu mir hernieder;
Ihr Atem berauscht mich, ihr Mund mich kühlt.

Mir ist's, als ob süß ich träume,
Und doch erwachen müßt.

Da läuten die Mittagsglocken:
Sie lächelt von ferne, heiß brennt ihr Kuß —
Ich weiß, daß ich wieder sie finden,
Oder sterben muß —

Karl Gustav Vollmoeller.

Anastasius Grüns letzte Jahre.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig August Frankl.

III.

In seinem nächsten Schreiben (Wien, 12. Juni 1874) berichtet Frankl über eine Audienz beim Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe, die den Zweck hatte, von diesem eine Befürwortung des neuerdings vom Schiller-Denkmal-Comité an den Kriegsminister gerichteten Gesuchs um Gewährung von Kanonengut für das Denkmal zu erbitten. Er erzählt zuerst, wie er einen Beamten durch das Geschenk eines Autographs von Grün der Sache günstig gestimmt und fährt dann fort:

> Während ich auf Bescheid wartete, erfuhr ich einen hübschen Zug unseres Kaisers. Man erzählte mir nämlich, es sei häufig derart Ebbe in der Kasse des Kaisers (wegen dessen bekannter Munificenz), daß man, wenn er eine wohlthätige Spende anweist, rasch borgen müsse.
>
> Das Privatvermögen, das jedesmal der regierende Herr zu verwalten hat, ließ man seinerzeit in den Händen des Kaisers Ferdinand, weil man im Drange der damaligen Stürme die Angelegenheit nicht geordnet und vielleicht das Vermögen als eine Art Schmerzensgeld für den Verlust der Herrschaft um so mehr gelten ließ, als man an das vorgerückte Alter, das noch überdies ein sehr gebrechliches war, dachte.
>
> Das Vermögen wirft jedes Jahr 5 Millionen Zinsen ab, welche zu Zwecken verwendet werden, wie sie fast täglich in den Zeitungen zu lesen sind.
>
> Nun ging man in den intimen Hofkreisen mit dem Gedanken um, endlich nach 25 Jahren das Vermögen bis auf einen gewissen Grad für den Kaiser zu reklamiren . . .
>
> Als nun am 25. Jubiläumstage der Fürst dem Kaiser die Angelegenheit vorzutragen begann, erwiderte dieser: „Verderben Sie mir den heutigen Tag nicht mit Besprechung von Geldangelegenheiten," und kam seit der Zeit bis nun auf den Gegenstand nicht in entferntester Weise zurück, so daß er völlig fallen gelassen ist, bis ein Tod entscheiden wird."

Im Herbst 1874, (Thurn am Hart, 16. Oktober) bat Grün, ihm einen Hofmeister für seinen Sohn empfehlen zu wollen, „einen jungen Mann von gesetztem Charakter, reiferen Lebensanschauungen und jenen gebildeten Umgangsformen, welche das Zusammensein mit ihm als Haus- und Familien-Genossen zu einem angenehmen und ungetrübten zu gestalten vermögen"; was die „Emolumente" betreffe, fügte er bei, „so pflegen wir, da es sich um die Ausbildung unseres Sohnes handelt, nicht zu markten und zu feilschen, ohne deßhalb die Grenzen aus den Augen zu verlieren, welche unser Vermögensstand uns zieht.

Einem nächsten Brief Grüns, Thurn am Hart, 13. November 1874 sei folgende Stelle entnommen:

> An Herrn Dr. Altschuhl möchte ich, wenn ich seine Adresse wüßte, unmittelbar meinen Dank erstatten. Ich habe seither sein geistvolles Buch[16]) von Anfang bis zu Ende gelesen, und zwar mit großem Interesse und künstlerischer Befriedigung. Eine solche muß dem Poeten der gelungene Versuch der Herstellung der Einheitlichkeit des wunderbaren Liedes gewähren. Ich sage gelungen, weil ich mich gern seiner Argumentation gefangen gebe, und dadurch den Vortheil des Genusses eines einheitlichen Kunstwerks gewinne, das mir, obschon ich aus meinen Volksliederstudien mit lyrischen Saltomortales vertraut bin, ohne seine Führung ein zwar blendendes, aber fremdartiges Phänomen, eine Gruppe zerstreuter Perlen geblieben wäre, zu denen ich den anreihenden Faden nicht zu finden wüßte. Hie und da fühle ich wohl an einem stärkeren Drucke der Hand, als ob die Führung zeitweise eine etwas gewaltsame wäre; aber da sie unverwandt aufs Ziel lossteuert und dieses auch erreicht, so lasse ich mir die kleine Gewaltthat gerne gefallen . . .

In seinem Antwortschreiben, Wien, 1. Dezember 1874, teilte Frankl Altschuhls Adresse mit und fuhr fort:

> Mich selbst, der ich bis nun zu denen zählte, die in dem Hohen Liede Fragmente erkennen, hat er wohl bekehrt, aber zugleich in mir die Überzeugung wach gerufen, daß das ganze Lied ein Fragment ist. Ein so bedeutender Poet könnte unmöglich so, wie es vorliegt, geschlossen oder eigentlich nur abgebrochen haben. Entweder er ließ, verhindert, das Lied unvollendet, oder das Ende ist verloren gegangen. Indem sich Herr Altschuhl bemüht, das

[16]) „Der Geist des Hohen Liedes." Geschichte, Kritik und Übersetzung. Von Jakob Altschuhl. Wien 1874.

Lied als ein vorliegendes Ganze darzustellen, gelingt es kaum, das entschieden fehlende Ende als vorhanden zu betrachten. Vielleicht würde ein Anderer, oder auch er selbst, wenn er das Ganze als ein Zusammenlegspiel von Versen noch einmal versuchen würde, irgend welche Verse zum Schlusse anfügen können, welche das Lied als ein in sich abgeschlossenes Ganze erscheinen ließen.

Daß Sie bei Ihrer bekannten strengsten Pflichttreue nicht zu den Sitzungen des Herrenhauses kommen — ich glaube, es geschieht dies zum Erstenmale — läßt mich besorgt sein, daß Sie durch Unwohlsein verhindert sind. Ist dem so? Ein mich gütig beruhigendes Wort würde mir eine Sorge benehmen . . .

Die Antwort Grüns ist nicht erhalten. In seinem nächsten Schreiben, das uns vorliegt, Graz, 13. Januar 1875, wiederholt er die Bitte, daß ihm Frankl zur Gewinnung eines passenden Hofmeisters für seinen Sohn behülflich sein möge.

Unsere letzte Wahl für diese Stelle in unserem Hause war nämlich keine ganz glückliche. Wir haben an dem Empfohlenen zwar einen ganz guten Instructor gewonnen, aber leider keinen Hausgenossen, mit welchem der Umgang im engeren Familienkreise ein erfreulicher und harmonischer sein und von dem sein Zögling feinere Manieren und edlere Verkehrsformen annehmen könnte. Ein die richtige moralische und ästhetische Gränze einhaltendes Vorbild ist gewiß ein wichtiger, ja unerläßlicher Regulator in dem Bildungsgange unserer Jugend, die vielleicht gerade in ihren reinsten und edelsten Elementen zeitweise, mehr als gut ist, zu einer gewissen Ungenirtheit und Rücksichtslosigkeit hinneigt, für welche ich den zutreffenderen, aber derberen Ausdruck nicht gebrauchen will."

Grüns nächster Brief (aus Graz, 8. Februar 1875) beginnt mit der Klage über Unwohlsein:

Ihre freundliche Sendung kam mir eben zu, als ich mich nach einem leidigen Grippenanfalle zum erstenmale wieder aus dem Bette erhoben hatte. Zwölftausend Menschen sollen nach ärztlicher Angabe gleichzeitig in hiesiger Stadt von dem fatalen Gaste heimgesucht gewesen sein. Ich hätte mir's nicht gerade gewünscht, bei dieser Gelegenheit so nachdrücklich an das alte nos numeri sumus etc. gemahnt zu werden. Noch fühle ich mich etwas matt und angegriffen, wie jederzeit nach mehrtägigem Betthüten. Wer hätte es diesem schmeichlerischen fast frühlinghaften Wetter, dessen wir uns hier seit Wochen erfreuten, angesehen, daß es so heimtückisch perfide Pfeile zu entsenden vermöchte! Für die gütige und werthvolle Sendung meinen besten Dank!

Den beiden Herrn, welche mich durch Ihre gefällige Vermittlung mit schönen poetischen Gaben beehrten und erfreuten, werde ich ehethunlichst direct danken. Nur bitte ich noch vorläufig um die nähere und genauere Adresse Dranmor's; denn wenn ich Ihr freundliches Beförderungs-Anerbieten auch dankbarst acceptire, muß ich doch den Brief selbst mit der gebührenden tadellosen Überschrift versehen.

Friedmann ist ein bedeutendes Talent, welches allerdings, wie Sie andeuten, mehr glänzend als erwärmend auf den Leser einwirkt. Die Erklärung mag zum Theile in den behandelten Stoffen zu suchen sein; andererseits ist aber doch nicht gering zu veranschlagen, daß eben die Wahl des Stoffes auf das Innigste mit dem dichterischen Gesammt-Charakter zusammenhängt. Ich habe von den beiden in Friedmann's Buche enthaltenen Dichtungen bereits die erste „Merlin"[17]) mit Interesse und Vergnügen gelesen. Zum Vergleiche nahm ich dann Wolfgang Müller's gleichnamiges Gedicht vor, das denselben Stoff mit Anmuth und Eleganz behandelt; aber großartiger und origineller, tiefer und dämonischer hat ihn Friedmann erfaßt und durchgearbeitet . . .

Kennen Sie den Erzieher des jungen Prinzen Hohenlohe, Herrn K. E. Edler? Auch dieser war so freundlich, mir sein „Colorit-Studien"[18]) überschriebenes Buch zukommen zu machen, welches zwei lesenswerthe Novellen enthält, denen man zwar die Schule Stifter-Scheffel abmerkt, die aber doch zugleich Zeugnis von einem eigenen schönen Talente geben, das zu weiteren Hoffnungen berechtigt . . .

Die Liste der von Ihnen in Vorschlag gebrachten und vom Comité bereits erörterten Inschriften [für das Schiller-Denkmal] behalte ich einstweilen noch zurück, um die ganze Angelegenheit mit Muße und Ruhe erwägen und sodann allenfalls auch noch andere in Vorschlag bringen zu können. Eine schwer zu besiegende Fatalität bei der entscheidenden Wahl liegt gerade in der großen Popularität Schillers und seiner Aussprüche. Was durch seine innere Größe und Wahrheit, durch seine Tiefe und Würde längst zum Gemeingut Aller geworden, trägt eben, weil es so populär und marktläufig, allmählich den Schein einer abgegriffenen Münze, einer banalen Phrase an sich. So wird die größte Verdienstlichkeit zur nicht geringen Schwierigkeit. Wollte man aber ängstlich das Allbekannte meiden und Ungewöhnliches aufsuchen, so wäre wieder die Gefahr des Präciosen und Gesuchten da. Vielleicht hilft uns eine gute Stunde über diese Bedenklichkeiten und Anstände hinüber.

Gegen den 28. August 1876 als Enthüllungstag hätte ich durchaus nichts einzuwenden, obschon die Bedeutung und Mahnung, welche Sie in diesen Umstand legen wollen, vielleicht hie und da einem

[17]) Merlin. Orpheus. Zwei Gesänge. Von Alfred Friedmann. Wien 1874.

[18]) „Coloritstudien." Novellen von Karl Erdman Edler. Wien 1874.

Einzelnen aufgehen, meines Erachtens aber niemals oder doch nicht so bald ins Volksbewußtsein übergehen dürfte. Sagen wir es ehrlich, nicht um die literarische Größe und Bedeutung handelt es sich auch bei unserm Schillerdenkmale, sondern um die sittliche, politisch-soziale, patriotische. Schiller ist der Lehrer, Bildner und Erzieher unserer Volksgeneration auf diesem Gebiete; ihn versteht das Volk. Göthe (Sie wissen, wie hoch ich ihn stelle) kann diese Rolle nie bekleiden; das Volk versteht, erfaßt ihn nicht so ganz wie Jenen. Es wird immer mit Ehrfurcht zu ihm nach den Wolken blicken, ihn aber niemals in seine eigene Mitte, in seinen eigenen Lebensmarkt stellen. Ein Werk des Volks will aber unser Denkmal sein.

Frankl gab in seinem Antwortschreiben (Wien, 2. März 1875) einige biographische Notizen über Edler, machte Grün auf die Gedichte von Angelica von Hörmann aufmerksam und schloß:

Mich fesselt jetzt das eben erschienene Werk v. Alfred v. Kremer „Kulturgeschichte des Orients"[19] I. Band, von dem kein österreichisches Journal spricht. Natürlich! wenn man die diesbezüglichen kritischen Verhältnisse kennt. Seine (Kremers) ebenfalls jetzt erschienenen: „Semitische Kulturelemente aus dem Pflanzen- und Thierreiche" sind ebenfalls sehr interessant. Welchen Lärm würde Preußen mit diesem Hofrathe des auswärtigen Amtes anheben! Oesterreich schweigt, und als Verehrer Richard Wagners ihm gestern zu seinem Konzerte Lorbeerkränze „werfen" wollten, waren keine zu haben, weil die Bäume zu Kränzen für . . . . . entblättert waren. Wörtlich . . .

Es verlautet, daß eine Broschüre unter dem Titel: „Betheiligung der österreichischen Journalistik an den sozialen und politischen Verbrechen der letzten Jahre in Oesterreich" zur Herausgabe bereit sei.

Ihrer gütigen Bestimmung der Inschriften für das Schillerdenkmal entgegen sehend, mit dem freundlichsten Gruße verehrungsvoll

Frankl.

Grün entsprach dem in den Schlußworten ausgesprochenen Wunsche schon am nächsten Tage:

Gratz, 3. März 1875.

Verehrter Freund!

Heute beantworte ich Ihr gefälliges Schreiben vom gestrigen Tage fast im Augenblicke des Empfanges, da es mir sehr darum zu thun ist, die Inschriftenfrage unseres Schillerdenkmals ihrer Lösung etwas näher zu bringen. Da ich vor einigen Tagen zu den Herrenhaussitzungen in Wien war, wollte ich die Angelegenheit mit Ihnen des Weiteren mündlich erörtern; leider hatte ich mir in der grimmigen Kälte auf der Reise und auch in dem frostigen Hotelzimmer ein Unwohlsein zugezogen, das mich nach überstandenen Sitzungen zur unverzüglichen Heimkehr veranlaßte und nicht mehr die Zeit zu einem Besuche bei Ihnen vergönnte. Obschon ich in Bälde wieder dahin kommen dürfte, so will ich doch nicht weiter verzögern, was sich in Wesenheit schon heute abthun läßt.

Meine Ansichten bezüglich der Inschriftenwahl stimmen zu meinem Bedauern mit jenen des Comités, wie ich dieselben aus Ihren Mittheilungen kennen lernte, in so ferne nicht überein, als mir, je mehr ich die Sache überdenke, sogar zwei Zeilen (seien es nun Reimzeilen oder Distichen ohne Reim) zu viel sind und ich an Schillers Denkmal kein nicht von ihm selbst herrührendes Wort (selbst Göthe's nicht) für zulässig halten möchte. Nach meinem Gefühl soll Schiller selbst sprechen, einen kurzen Satz, sei es eine erhabene Wahrheit oder ein ergreifender Gefühlsausbruch, knapp, präcis, echt lapidarisch. Ich habe, um so etwas zu finden, den ganzen Schiller neuerdings durchgeblättert und für die eine Seite eine mir sehr passende Stelle allerdings gefunden. Aber die zweite Seite macht mir noch Schwierigkeiten; denn ich möchte zwischen beiden doch eine gewisse Übereinstimmung z. B., daß wenn der Dichter auf der einen Seite den Beschauer anspricht, dies auch auf der andren Seite der Fall sei; ebenso auch wenn er selbst als der Angesprochene erscheint, oder wenn Worte seines Selbstgesprächs angeführt werden wollen. Keineswegs aber möchte ich, das der Sinn und formelle Zusammenhang sich von der einen zur andern Seite hinüber- und fortspinne; denn da könnte es Einem leicht passiren, wie Heine's Engländer am Monumente Kaiser Maxens in Innsbruck, daß er auf der unrechten Seite anfinge u. s. w.

Die eine Seite würde meines Erachtens trefflich mit der ersten Zeile Ihrer Nummer 16 versorgt sein:

„Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke"

vielleicht könnte man den folgenden Vers (mit Hinweglassung des verbindenden „und") dann auf der zweiten Seite anbringen:

„— mein geflügelt Werkzeug ist das Wort."

Einmal dachte ich in ehrlicher Naivetät, an die zweite Schriftfläche könnte man bedeutungsvoll das vielbekannte:

„Seid umschlungen, Millionen!"

setzen; aber nach O . . .'s Proceß verging mir diese edle Unbefangenheit. Auch das

„Seid einig, einig!"

kam mir in patriotischer Anwandlung einmal in den Sinn, aber ich ließ es wieder fallen, denn ich möchte nicht einmal diese Einigkeit mit Polaken, Raizen, Kurutzen, Sereschanern u. s. w.

Doch ich breche ab, denn Alles, was ich mir sonst notirte, gefällt und paßt mir nachträglich eben

[19]) Kremer, Alfred von, „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen." I. Band. Wien 1875.

so wenig, als das Vorstehende. Am geeignetsten schienen mir noch die beiden zuerst angeführten Stellen. Sie schienen mir gerade für ein oesterreichisches und speziell Wiener Denkmal Schiller's, als mahnenden Vertreter des Gedanken-Kultus, des Idealen, besonders geeignet. Doch muß ich es Ihnen und den anderen verehrten Comité-Mitgliedern bescheidentlichst anheimgeben, bei einer Durchforschung der Schiller'schen Schriften vielleicht einen glücklicheren Fund zu machen, den ich neidlos begrüßen und willkommen heißen will. Nur bitte ich, nur Schiller selbst sprechen zu lassen.

Alfred v. Kremer's „Kulturgeschichte des Orients" I. Bd. ist mir bekannt, da ich es selbst besitze und einzelne Parthien dieses stoff- und inhaltreichen Buches bereits mit größtem Interesse gelesen habe.

Mich in Ihre freundliche Erinnerung empfehlend mit den wärmsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

(Ein vierter Artikel folgt.)

„In der Mediceer Garten . . ."

In der Mediceer Garten
Zu Florenz, an abgelegner
Stiller, buschverflechter Stelle,
Wohin weich und leis ein Moospfad
Spurlos führt, hebt sich ein Felsblock
Aus dem Boden. Eingesunken,
Epheuüberwuchert lugt nur
Seine Spitze — aber diese
Weiß und blendend — aus dem feuchten
Grün hervor.

Ein junger Bursche
Hatte längst den edlen Marmor
Froh erkannt. Zur Mittagsstunde,
Wenn die Ander'n Siesta hielten,
Schlich er heimlich zu dem Steine,
Keck mit Hammer und dem Meißel
Einen Kopf, der in dem Felsen
Ihm, verborgen, schien zu stecken
An das Tageslicht zu fördern . . .
Ohne Umständ', ohne Vorbild
Wußte er in wenig Tagen
Recht ein grinsend Faungesicht
Frischgemut herauszuhauen.

Eben hat er seinen letzten
Schlag gethan und tritt zurück,
Sich sein Werk nun zu betrachten,
Da legt eine Hand sich ihm
Auf die Schulter.

Er, der Herzog
Ist's, der prächtige Lorenzo
Medici, der Kunstmäcen:

„Brav, mein Sohn," ruft lebhaft, freudig
Er dem Burschen zu, „Vortrefflich . . .
Eines nur . . . Ist das Gesicht nicht
Gar zu alt für diese schönen,
Fein gearbeiteten Zähne?"

Fest blickt ihm der Bursch in's Antlitz.
Und er setzt das scharfe Eisen
An die mühevoll geschaffne
Reihe jener schönen Zähne.

„Habt Ihr sonst nichts zu bemerken,
Herr, so fehlt der Larve nur
Zur Vollendung noch," — er führt
Auf den Meißel einen Schlag —
„Dieses!"

Fertig ist die Zahnlück'
Und ein echter Satyr auch!
Jetzt entzückt das Werk den Herzog.
„Welch' ein Kerl, Dein alter Sünder,
Wie er mir gefällt! Auch Du,
Bürschlein, Du gefällst mir, sage
Wie Du heißest, wer Du bist?"

„Ich . . . ich heiße Buonarotti . . .
Michel Angelo . . . bin Schüler
Ghirlandajos, eines Malers . . .
Aber, wer da heutzutage
Möcht' ein echter Künstler werden,
Muß auch Bildnerei verstehen.
Donatellos Kunst zu lernen
Nahm ich Dienste bei Bernardo,
Der im Schlosse Marmor meißelt,
Und hab' hier . . . verzeiht die Kühnheit
Eines Lehrlings . . .

„Buonarotti,
Komm, Du sollst mein junger Freund
Und ein Bildnermeister werden."

Gütig schiebt Lorenzo seinen
Arm jetzt unter den des Burschen,
Und sie wandeln mit einander
Den Cypressenweg hinunter,
Wo die Lorbeerhaine rauschen . . .

August Kellner.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Es war eben Mitternacht vorüber, als Bernhard von Altrock und Hilka von dem Busche, von einem Ausfluge nach den Havelseen zurückkehrend, in ein Café an der Potsdamer Straße eintraten. Unbarmherzig hatte nachmittags die Augustsonne geschienen; die Nacht war schwül und ein Gewitter drohte. Während der einstündigen Eisenbahnfahrt hatten die jungen Leute, ermattet von der Hitze, mit geschlossenen Augen einander gegenüber gesessen; dann, auf dem Heimwege, waren die Lebensgeister wieder wach geworden, und Hilka ließ sich gern einreden, daß eine Portion Eis sie vollends erfrischen würde.

Sie hatte zu solch später Stunde noch nie eins jener großstädtisch-luxuriös eingerichteten Cafés besucht, worin Nachtschwärmer allerlei Art ihre letzte Einkehr zu halten pflegen. Neugierig musterte sie die Leute, die sich an den kleinen runden Marmortischchen niedergelassen hatten, indem sie dem voranschreitenden Bernhard folgte. Auf einmal sah dieser, nicht ohne einen gelinden Schrecken, daß sie sich mit unschicklicher Schnelligkeit quer durch das Lokal wand und auf einen ältlichen Herrn zueilte, der sich verlegen erhob, als er sie auf sich zukommen sah.

Bernhard, langsam nachschlendernd, betrachtete mißtrauisch den Unbekannten, dessen rechte Hand eben jetzt diejenige Hilkas mit einer gewissen Vertraulichkeit schüttelte. Nach kurzer Prüfung war er beruhigt. Es wird ein Landwirt aus Holstein sein, der sich von seinem Erntesegen gute Tage macht, meinte er. Ein Nachbar wahrscheinlich, dessen Anblick in Hilka heimische Erinnerungen weckt. Verdächtig dagegen schienen ihm die beiden Gefährten dieses vermeintlichen Landwirts aus Holstein: ein korpulenter Herr, etwa in der Mitte der Vierziger stehend, in einem hellgrauen, stutzerhaft geschnittenen Anzuge, bartlos, mit verschmitzten dunklen Augen und einem brutalen Zuge auf dem breiten Gesicht, und eine übertrieben modisch gekleidete, noch ziemlich jugendliche Dame, die ihre natürliche Gesichtsfarbe verbessert zu haben schien.

Dem jungen Aristokraten war diese Gesellschaft entschieden unangenehm; indessen konnte er seine arglose Cousine nicht im Stich lassen und stand einige Sekunden später neben ihr.

„Denke Dir, wen ich hier gefunden habe,“ wandte sie sich lebhaft zu ihm. „Es ist Vetter Erich Malchien aus Chicago. Er ist auch Dein Vetter, Bernhard. Ich habe ihn im Mai in Gunthershausen kennen gelernt.“

Schon rückte der Kellner Stühle herzu. Bernhard konnte nichts thun als gute Miene zum bösen Spiel machen; er mußte sich bequemen, mit Hilka an dem Tische Platz zu nehmen, wohin ein verwünschter Zufall sie geführt hatte.

Erichs Gesicht wurde noch um eine Schattierung röter, als er nun seine Verwandten mit seinem Umgange bekannt machen mußte. Der Taschenspieler und Jongleur Rabattini und seine Frau, die Solotänzerin Polly Pitt, waren allerdings kein passender Verkehr für einen Grocer in vernünftigen Jahren, der ein eigenes, unbelastetes Haus und erwachsene Kinder jenseits

des atlantischen Ozeans hatte. Bernhard, als er die Namen hörte, wußte gleich, daß dieses Künstlerpaar, dessen Trauschein schwerlich beizubringen war, in einem kleinen Variété-Theater „arbeitete“.

„Ich glaubte Sie längst wieder in Chicago zurück,“ sagte Hilka zu dem überseeischen Vetter, der bei dieser harmlosen Bemerkung die Augen senkte wie ein ertappter Durchbrenner.

„Eigentlich mußte ich auch schon zu Hause sein,“ bekannte er kleinlaut. „Aber es gefällt mir hier in Berlin zu gut. Wer weiß, ob ich je in meinem Leben wieder hinkomme! Da nehme ich lieber das Sichere mit, da ich einmal da bin. Außerdem: wer gearbeitet hat wie ich, sechs Tage in der Woche bei offenem Shop und am siebenten hinter verschlossener Thüre, der darf sich wohl ein halbes Jahr Vergnügen gönnen. Aber die drüben verstehen das nicht, mein Ältester namentlich nicht, der nur Sinn fürs Busineß hat und nicht einmal ein Glas Bier trinkt, da er sich zum Temperenzler hat machen lassen. Der heillose Bengel droht, er wolle mir kein Geld mehr schicken. Da hört doch alles auf, was? So ein grüner Junge! Dem werde ich zeigen, wer Boß ist, wenn ich erst den Schlüssel zur Geldkiste wieder in der Tasche habe!“

„Ein eigentümliches Land, dieses Amerika, wo mein Freund Malchien wohnt,“ bemerkte der Professor der höheren Magie Rabattini. „In jüngeren Jahren, als ich noch unternehmender war, hab' ich's mal abgegrast. Es ist mir schlecht bekommen; einmal sind mir meine Apparate gestohlen worden und ich habe nicht ein Stück davon wiedergesehen, und zweimal ist mir meine Bude über dem Kopfe aufgebrannt, das letztemal in San Franzisko. Da hatte ich die Sterne und Streifen satt und segelte über Hawai nach den Chinesen.“

„Sie sind wohl viel herumgekommen, Herr Professor?“ fragte Bernhard.

„Das sollt' ich denken! Wo haben meine Zettel nicht schon geklebt! — Zuletzt hatte ich mein eigenes Etablissement in Hamburg. Bis zum Sommer. — Aber es wird immer schwieriger mit meiner Kunst. Eine sensationelle Neuheit nach der andern kommt auf den Markt und das Publikum wird immer anspruchsvoller. Mit Spiegeln kann man schon nichts mehr machen, weil jeder Gebildete den Kram versteht, und die Elektrizität wird in wenigen Jahren auch ausgebeutet sein.“

Hilka wandte sich an Erich Malchien. „Warum haben Sie mich nicht aufgesucht? Sie wußten doch, wo ich war, und den Präsidenten kannten Sie auch von Gunthershausen her.“

„Dazu hatte ich keinen rechten Mut“, erwiderte der freie Amerikaner. „Ich bin kein Formenmensch und möchte nicht gern anstoßen. Das ist ja Unsinn, ich weiß es wohl. Ich würde mich keinen Augenblick bedenken, ins weiße Haus hineinzuspazieren und unserm Präsidenten die Hand zu drücken. Aber ich weiß nicht — hier in Europa — es ist doch anders. Selbst ein alter Republikaner wie ich läßt sich von dem landesüblichen Respekt für Rang und Stand unterkriegen.“

Hilka mußte über dies wunderliche Geständnis lächeln. Wie zahm war der Vetter geworden, der noch vor wenigen Monaten im Hause Gottfried Schmelings die Backen so voll genommen hatte!

Inzwischen hatte Polly Pitt versucht, durch ein vorsichtiges Augenspiel die Aufmerksamkeit des jungen Herrn von Altrock auf sich zu lenken. Jetzt ging sie dreister vor. „Welch eine Hitze war das heute!“ redete sie ihn an. „Ich bin noch ganz aufgelöst. Das Publikum war so rücksichtslos, mich meinen Tanz wiederholen zu lassen — noch dazu eine Tarantella. Denken Sie nur! Erst wollte ich nicht; ich habe auch nur ein Leben und mein hämmerndes Herz machte mir bange. Aber der Direktor trieb mich hinaus auf die Bühne — ohne Gnade. Ich that mein Bestes — siegen oder sterben, dacht' ich. Und ich wurde auch zweimal gerufen. Als dann aber der Vorhang fiel, brach ich zusammen. Eine Viertelstunde lag ich in meinem Zimmerchen, bis ich mit dem Atem wieder in Ordnung war. Ich verlangte einen Arzt; der Direktor meinte jedoch, man sollte mich nur mit kaltem Wasser überbrausen — solch ein roher Mensch! Wenn er nicht so gut bezahlte — ich wäre längst an einem vornehmeren Theater, wo das Personal nicht so schonungslos ausgepreßt wird; an Offerten fehlt mir's nicht. Haben Sie mich schon einmal tanzen sehen, Herr von Altrock?“

Es war Polly Pitt nicht gelungen, Bernhards Teilnahme zu wecken; der junge Mann hegte die moderne Ansicht, daß im Erwerbsleben jeder seine Haut zu Markte tragen müsse, der eine so, der andere so, und daß es eine Narrheit sei, sich von dem Mißerfolge eines einzelnen

zum Mitleid bewegen zu lassen. Auch war er welterfahren genug, um an eine hervorragende Begabung der kleinen spinnigen Polly nicht zu glauben, so sehr sie sich auch als vielbegehrtes Talent aufspielte. Er verneinte deshalb ihre Frage ziemlich kühl. Doch kam er damit nicht frei. „Es ist der Mühe wert," versicherte sie mit Selbstbewußtsein. „Fragen Sie nur Herrn Malchien." Und der Amerikaner, der sein Stichwort empfangen hatte, begann sofort, die Kunst seiner Freundin nach besten Kräften zu rühmen. Polly lächelte ihm dankbar zu; doch suchte sie noch nach stärkeren Mitteln, Bernhard von ihrer Bedeutung zu überzeugen. Sie wandte sich an den Professor der höheren Magie: „Tom, zeige dem Herrn doch einmal die Kritiken über meine Leistungen, die Du in der Brieftasche hast."

Rabattini indessen bewegte keine Hand. Offenbar waren ihm die Bemühungen Pollys, Bernhard neben andere Zugtiere vor ihren Triumphwagen zu spannen, höchst gleichgiltig. Etwas anderes beschäftigte ihn. Plötzlich entschloß er sich zu der Frage an Hilka: „Sind Sie aus Gunthershausen, gnädiges Fräulein?"

Auf ihre verneinende Antwort forschte er weiter: „Aber doch dort bekannt?"

„Auch das nicht," erwiderte Hilka. „Ich bin nur einmal anderthalb Tage dort gewesen, — in diesem Frühjahr."

„Ganz recht, — zusammen mit meinem Freunde Malchien. Dann haben Sie auch der Testamentsverlesung durch den dortigen Notar beigewohnt?"

„Allerdings."

„Ich habe in früheren Jahren mit den damals schon alten Herrn zu thun gehabt und interessiere mich für ihn. Fanden Sie ihn noch rüstig?"

„Das schien doch so. Nicht wahr, Vetter Erich?"

„Vertrocknete Aktenmenschen sind schwer zu beurteilen", versetzte dieser. „Wenn sie sich auch nur mit Haut und Knochen behelfen müssen, so steht deshalb nichts im Wege, daß sie sich über die ersten Hundert hinausschreiben. So einer ist der Notar Brüninghaus in Gunthershausen; Rabattini hat mich auch schon nach ihm gefragt."

„Ja," bestätigte Hilka, „es hat ihm, glaub' ich, ganz gut geschmeckt bei dem Frühstück, womit wir traktiert wurden."

Der Professor wechselte einen raschen Blick mit seiner Gefährtin. Dann bedankte er sich geläufig bei Hilka für die erteilte Auskunft, hinzufügend, daß es ihm eine große Freude sei, auch von ihr so gute Nachricht gehört zu haben. Dabei verriet jedoch der Ausdruck in seinen Mienen eher eine gewisse Enttäuschung.

Bernhard sah nach der Uhr und gab Hilka einen mahnenden Wink. Sie sprang gleich auf. „Es ist wohl sehr spät?" sagte sie ängstlich. „Da wird morgen die Frau Präsidentin wieder brummen."

Eilfertig verabschiedete sie sich, wobei sie sich nicht einmal die Zeit nahm, Erich die Hand zu reichen. Bernhard machte seine steifste Verbeugung und trollte hinterher.

Auf der Straße sagte er, halb lachend, halb ärgerlich: „So kann man ankommen! Warum brauchtest Du auch diesen verbummelnden Amerikaner wiederzuerkennen? In der Gesellschaft!"

Hilka machte große Augen. „Aber Bernhard! war Dir's nicht interessant, das Künstlerpaar kennen zu lernen?"

„Ich danke. In früheren Zeiten durfte solch' gewöhnliches Gauklervolk eine Schenke nicht betreten, wo ehrliche Leute verkehrten. Das war in der Ordnung."

„Was haben Dir denn die beiden gethan?"

„Du liebe Unschuld! — Ich hoffe, daß unser gemeinschaftlicher Vetter sich nicht noch nachträglich zu einem Besuche ermannt. Thut er's, dann muß Frau Sophie ihm Beine machen. Schade, daß der Alte in Heringsdorf ist; es ist eine Force von ihm, unliebsame Besucher hinauszufrieren."

„Ich verstehe Dich nicht, Bernhard."

„Ist auch nicht nötig. Dir muß manches dunkel bleiben. So will es das Geschick." Er fing an, zu deklamieren: „Du bist wie eine Blume" —

Hilka verschloß ihm den Mund: „Laß den Unsinn! Gieb mir lieber Deinen Arm; ich bin müde."

Anstatt zu thun, was sie wünschte, legte er den Arm um ihre Taille und brachte sein Gesicht dicht an das ihrige.

„Du armes Lämmchen!"

„Sei vernünftig, Bernhard. Ich will nicht wieder geküßt werden. Was hast Du nur davon?"

Und dann, als er sich's nicht hatte wehren lassen: „Ich weiß nicht, weshalb ich's mir

eigentlich gefallen lasse. Du bist ein furchtbar dreister Geselle, Bernhard; ich gehe nicht mehr mit Dir aus.“

„Sei wieder gut, ich will ganz artig sein.“

Schmollend nahm sie seinen Arm. Er flüsterte ihr zu: „Du bist ein süßes Mädchen.“ — Keine Antwort. — Er fuhr leise fort zu schmeicheln: „Du Licht an meinem Himmel, Du freundlich heller Stern!“ — Noch immer blieb sie stumm. — „Wenn Du mir zürnst, bin ich unglücklich!“

Da lachte Hilka lustig auf: „Das möcht' ich einmal sehen!“

Etwas verstimmt entgegnete Bernhard: „Du hast kein Herz!“

„Das glaub' ich selbst. Wenn Du morgens nach dem Kaffee zu Deinen Büchern schleichst, mit dem trübseligsten Gesicht von der Welt — ein wahres Bild des Jammers — dann machst Du mir viel Vergnügen. Ich habe einen kleinen Bruder, der schneidet genau solche Grimassen, wenn Papa kommandiert: Hans, arbeiten! Es ist zu lustig!“

An diesem Abende versuchte Bernhard nicht wieder, seine hübsche Cousine zu küssen. Sie hatte ihn tief gekränkt. Spott für Zärtlichkeit — das war zu arg. Und das Schlimmste dabei war: Das scharfsichtige holsteinische Landfräulein hatte einen wunden Punkt getroffen. Noch nie war Bernhard so schwer von Begriff gewesen als in dieser Sommerszeit; nichts wollte in seinem Kopfe haften bleiben. Ein abscheulicher Zustand, so dicht vor dem Examen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Klapperstorch.

Es reckte sich inmitten seiner Hühner
Der Hahn empor, vom Schlaf erwacht, und schlug
Die kurzen Flügel, laut den Morgen grüßend
Mit freud'gem Kikriki. Dann schritt er — stolz
Die Sporen hebend — durch den Hof; die Hennen
Mit aufgeplustertem Gefieder tappten
Ihm gluckſend nach, und nur die Klucke blieb
Auf ihren Eiern sitzen, treu der Pflicht.
Nun rasselt's in der Hundehütte: Box,
Des Hüfners treuer Wächter, kommt hervor,
Die Beine alle vier, eins nach dem andern,
Steif reckend und das Maul zu langem Gähnen
Aufreißend. — Was? brummt er — der Hahn schon wach?
Daß der mich immer überkrumpfen muß!
Zwar, er hat nichts den ganzen Tag zu thun,
Als krähn und auf dem Hof umherstolzieren —
Doch ich? — Unwillig knurrt der Box, und aus
Dem Knurren wird Gebell, daß man ihn höre,
Damit im Haus der Bauer auferwache.

Doch der ist längst schon wach; noch eh' der Hahn
Gekräht, ging er zur Ziegelei auf Arbeit.
Und an dem Herde, wo ein helles Feuer
Durch dürres Reisig prasselt und am Haken
Den schwarzen Kessel wärmt, steht schon die Bäuerin
Und braut die Morgensuppe. — Ach! recht schwer
Wird ihr die Arbeit heut; sie seufzt verstohlen
Und flüstert: „Gott, wär' doch vorüber erst
Mit Deiner Hilf' die Qual der schweren Stunde.“

Und wieder seufzt das junge Weib und streicht
Sich über's Aug', verfällt dann in ein Sinnen,
Und denkt und träumt und weiß nicht was, indessen
Der Kessel brodelnd summt und das Geprassel
Des Feuers die Gedanken ihr beflügelt . . .

Nicht lang, so schrickt sie auf, und in die Stube
Ruft sie hinein: „Hans! Hans, steh auf — du mußt
Zur Schule!“ — Aus den Betten springt der Bub
Und blinzelt durch die Scheiben nach dem Himmel,
Der hell und freundlich auf die Äcker blauet
Und still sich an die dunkelgrünen Schultern
Der Bergeslehnen schmiegt. — Spätsommer ist's!
Die Blätter falben schon im kleinen Gärtchen,
Die Bäume neigen neugiervoll die Köpfe
Zur Erde nieder, um zu sehn, wohin
Die Blätter denn gegangen sind, die gestern
Auf Zweig' und Ästen noch im Wind geschaukelt,
Im selben Wind, der heut gleich losen Buben
Sie auf der Erde raschelnd kreiseln läßt.
Dahin sind sie — und gelb sind und verkraust
Die wenigen noch, die hangen blieben und
Schon heut vielleicht den Weg der ersten gehen,
Fort mit des Sommers duft'gen Schattenhallen,
Dahin, den Blumen nach, den Vogelliedern! . . .

Der Bub ist fertig — auf der Schulter hängt
Das Ränzel. „Mutter, komm!“ Und fröhlich schwatzend
Faßt er die Hand der jungen Bauersfrau.
So wandern sie durch's Dorf, den Feldern zu,
Vorbei an Zäunen, an der Kirche hin,
Am hohen Maulbeerbaum und am Backofen
Entlang — hier macht der Fußweg einen Knick
Und wendet sich im Bogen niederwärts.

Der Bube spricht: „Du gehst so langsam heut;
Komm, komm — nun laufen wir den Berg hinunter —
Wie wir es eh gethan!“ — Die Mutter lächelt:
„Heut nicht, du dummer Kerl; ich geh nicht weiter,
Ich muß auf's Feld, Kartoffeln auszumachen,
Geh nur allein, du findest ja den Weg
Zur Schule, kleiner dummer Kerl — geh, geh!“

Das Hänschen schmollt, die Mutter küßt ihn ab,
Und langsam trollt er sich den Hang hinab,
Den er allein nun auch nicht laufen mag.

Er geht . . . und als er an die Wiesen kommt,
Sieht er die letzten Störche, die schon täglich
Zum weiten Flug die starken Flügel prüften,
Und bald dem Dorf den Rücken kehren werden.
Der Bube spricht: „Ihr seid mir schöne Burschen,
Habt ihr mir nicht ein Schwesterchen versprochen?
Wie steht's damit, ihr roten Stelzenbeine?"

Der vorderste, ein gravitätischer Herr,
Hochbeinig durch die flachen Tümpel stelzend,
Neigt tief und ernst das Haupt vor unserm Hans
Und klappert. — In die Hände klatscht der Junge:

„Du hast genickt? Nun gut, ich will dir's glauben,
Langbein, und warte bis zum Weihnachtsfest,
Hast du mir dann ein Schwesterchen beschert,
Kriegst du im nächsten Lenz, bei deiner Rückkehr,
Ein Stückchen Kuchen und ein Kindelbier!" —

So schwatzt der kleine Schelm und trabt zur Schule,
Indeß die Mutter auf dem Feld Kartoffeln
Ausgräbt, den kleinen Hausbedarf zu decken.
Wie geht ihr sonst die Arbeit flott von Händen!
Heut will's ihr nicht gelingen, Haupt und Glieder
Sind schwer und schmerzen. — Korb und Hacke nimmt sie
Und wendet heimwärts ihren Schritt: sie fühlt
Die Stunde nah'n; und rasch, so rasch als nur
Der Fuß vermag, strebt sie dem Hause zu. —

Vom grünen Schindelturm des Kirchleins hallte
Die Mittagsstunde über Wald und Wiesen,
Und Hans, der Schulstub' dumpfer Haft entfloh'n,
Froh wie ein Vöglein, das aus engem Bauer
Ein Ritzchen zum Entschlüpfen fand, hüpft munter
Den Feldrain hin, mit andern Dörflerkindern
Sich jagend. Plötzlich hinterm Schäferkarren
Springt kläffend Box ihn an, und da ist auch
Der Vater schon, der lacht und ruft: „Hans! Hans,
Denk an: Der Storch hat dir ein Schwesterchen
Gebracht! Was sagst du nun?" — Der Junge spricht
Mit wicht'ger Miene: „Das hab' ich gewußt!
Der Storch, den ich heut auf der Wiese sah,
Hat mir genickt, als ich ein Schwesterchen
Auf Weihnacht mir bestellte." — „Was du sagst?!
Nun freilich; — aber weil die Störche bald
Fortzieh'n, hat er vermutlich heute schon
Dir deinen Wunsch erfüllt. — Nun gut! doch höre:
Lauf schnell zur Muhme nach der Au hinüber,
Der melde, daß ein Schwesterchen gekommen,
Und sag' ihr: sie möcht' rasch zu uns herüber,
Bring sie gleich mit, das wird am besten sein;
Gieb her dein Ränzel — so, nun eile dich!"

Der Bub macht Kehrt, wirft jauchzend hoch die Mütze,
Daß sie sich überschlägt, und fängt sie wieder;
Nimmt sich ein Stecklein von dem Boden auf,
Köpft bald im Laufe rechts und links die Disteln,
Bald schlägt er's zischend durch die Luft und endlich,
Pferd mit sich selber spielend, spornt er sich. —

So schnell die Füße wollen, trabt er hin
Und singt und pfeift und trällert alle Lieder,
Die er von Störchen weiß, und singt und pfeift.
Und plötzlich — er merkt selbst nicht, wie's so kommt —
Singt er: „Nun danket Alle Gott", das Lied,
Das jüngst der Kantor ihnen einstudiert.
Doch singt zum Ton er seinen eignen Text,
Etwa: „Nun danket Alle Gott, daß du,
O Klapperstorch, ein Schwesterlein uns brachtest".

Und horch! da rauscht's, da fliegen über ihm
Die Störche hin — der Junge schwenkt die Mütze
Und ruft: „Viel Dank dir, Adebar, viel Dank!"
Und „Glück zur Reise" und „Auf Wiedersehn!"

Bald ist er auf der Au bei seiner Muhme:
„Denk dir, Theres, der Storch ist eingekehrt
Und hat ein Schwesterchen gebracht, du sollst
Mit mir herüber gleich zum Vater kommen!"

Die Muhme ruft: „Ei! Ei!" und schlägt die Hände
Ein über's andre Mal erstaunt zusammen,
„Da hast du dich wohl recht gefreut? Was hat
Die Mutter denn gesagt?"

„Die Mutter?" fragt
Der Bub — „die weiß es ja noch gar nicht, Muhme.
Die ist auf unserm Feld und gräbt Kartoffeln.
Der muß ich's auch noch melden, komm nur schnell.
Was meinst du wohl, wie die sich freuen wird!

Richard Zoozmann.

Wiedersehen.

Heut' haben wir jauchzend uns wieder umfah'n,
Du, mein herrliches Meer, und ich,
Und als es die Möwen, die schweifenden, sah'n
Laut grüßten sie dich und mich.
Mein herrliches Meer, wie die Liebe so tief,
Wie der ewige Himmel so blau,
Dein Rauschen mich früh aus dem Schlummer rief,
Als die Dünen noch küßte der Thau.

Ich grüße dich, hehres, unendliches Meer,
Euch, Ihr Dünenketten, so weit,
Mein sehnendes Herze verlangte gar sehr
Nach Eurer Einsamkeit:
Zu Füßen der Brandung leuchtender Schnee,
Der Dünenhang in der Fern', —
Auf deinen Wassern, du ewige See,
Da lagert der Friede des Herrn!

Sophie von Harbou.

Haiduken und Haiduken-Poesie.

Ein Litteraturbild aus Bulgarien.

Von **Karl Emil Franzos.**

II.*)

Erst im Frühling 1867 gelang es Hitow, Geld und Leute genug zu finden, um diesmal direkt aus Rumänien, die Donau übersetzend, an der Spitze einer kleinen Bande in Bulgarien einzufallen und das alte Handwerk wieder aufzunehmen. Mit einer Aufzählung der während dieses „Feldzugs" verübten Unthaten wollen wir den Leser verschonen; zweierlei aber sei festgestellt. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß Panajots stete Versicherung, er habe dadurch eine nationale Pflicht erfüllt und einen „heiligen Kampf" geführt, subjektiv keine Unwahrheit ist. Nicht bloß er, auch viele seiner Volksgenossen sind von dieser Heiligkeit fest überzeugt und bewahren darum ihm und seinen Thaten eine ehrende Erinnerung. Aber objektiv ist diese in seinem Buche nahezu auf jeder Seite wiederkehrende Versicherung eine der größten Unwahrheiten, denen man schwarz auf weiß begegnen kann. Das war kein Feldzug, ebensowenig wie der Brigantaggio der früheren Jahre, sondern nur eben wieder eine Kette möglichst blutiger Raubthaten. Nennenswert, weil neu, war dabei höchstens, daß sich die Bande, da Midhat Pascha ein energisches Regiment führte, des türkischen Militärs häufiger zu erwehren hatte, und daß diesmal öfter einzelne unter Hitows Leuten junge Handwerker und Grundbesitzer waren, die sich ihm nicht aus Beutegier, sondern wirklich nur aus patriotischen Gründen angeschlossen. Jedoch ihre Zahl war gering, und wenn Hitow versichert, er hätte „ohne einen Pfennig Geld hunderttausend Bulgaren auf die Beine bringen können, sofern ihm nur eine genügende Menge von Gewehren, Schießpulver und Rinderwurst zur Verfügung gestanden wären," so ist dies angesichts der geringen Zahl, auf welche sich seine Bande trotz aller Werbemühen beschränkte — etwa 30 Köpfe — eine geradezu lächerliche Poltronade. Mochte auch die Zahl jener Bulgaren, welche Panajots Thätigkeit entschieden mißbilligten, eine geringe sein, die ungeheuere Mehrzahl hielt daran fest, daß die Zukunft der Nation nur auf friedlicher Arbeit beruhe, und mußte durch die grausamen Repressalien, welche die Türkei für die geringe Unterstützung, welche Panajots Schar gefunden, an den Bulgaren übte, darin bestärkt werden. Panajot selbst muß dies indirekt eingestehen; jener Zug von 1867 ist der letzte, den er selbst unternommen. Ja noch mehr. Der 1868 von Bukarest aus organisierten größeren Expedition will er sogar direkt widerraten haben und erzählt, daß er im Auftrage des serbischen Regenten Blaznawatz nach Rumänien geeilt sei, um die Auflösung der Schar zu bewirken. Bekanntlich gelang dies nicht, und diese „bulgarische Legion" wurde von den Türken zersprengt oder niedergemetzelt, noch ehe sie die Höhen des Balkan erreicht. Nun begriff alle Welt in Bulgarien, daß eine Besserung der Zustände nur durch eine friedliche Verständigung mit den Türken anzustreben sei, und daß diese Erkenntnis Früchte trug, werden wir später zu berichten haben. Hitows Rolle war ausgespielt; von seinen ferneren Schicksalen wissen wir nur, daß er bis 1872 in leidlich guten Verhältnissen in Bukarest lebte. Den Schluß seines Buches bilden Mitteilungen über die anderen Wojewoden, die jedoch keinerlei neue Merkmale zur Charakteristik des Haidukentums bieten.

Nur unter diesem Gesichtspunkte haben wir Hitows Buch so eingehend berücksichtigt; es ist der einzige, unter welchem sich die Lektüre lohnt, ja überhaupt für den Kulturmenschen möglich ist. Tritt er im Vollbewußtsein seiner Überzeugungen über Recht und Unrecht, über Sitte und Ordnung an dies Buch, an die Zustände, die es schildert, heran, und mißt er sie mit dem einzigen Maßstabe, der ihm zunächst nach Menschenart möglich ist, dem eigenen, dann muß ihm der Schauer des Entsetzens die Nerven rütteln, die Trauer des Mitleids das Herz erfüllen. Höchstens, daß ihm der ungeheuere Gegensatz zwischen seinen und des Autors Anschauungen ein Lächeln abnötigt, wenn auch nur als Ausdruck bitterer Ironie, die ihn befreiend über das Gräßliche hinweghebt. Ein Buch ähnlichen Inhalts ist überhaupt noch nie erschienen; etwas Analoges bieten höchstens jene Berichte, welche vor vielen Jahren aus dem russischen Nihilisten-

*) Vrgl. I. Seite 99 ff. des vorliegenden Bandes.

blatte „Zemla i Wolа“ in die gesamte europäische Presse übergingen, z. B. der Bericht des Mörders des Generals Mesentzew, in welchem er seine That, die Gründe wie die Ausführung, mit behaglicher epischer Breite schilderte. Ein Mörder, der in fröhlichster Laune einen Artikel über seine verruchte That wohlgemut in die Zeitung giebt, wie etwa im Westen ein Dilettant eine Bergbesteigung schildert — dieses litterarische Erzeugnis schien unüberbietbar als Probe für eine unerhörte, unbegreifliche Verwirrung aller sittlichen und rechtlichen Begriffe. Durch Hitows Buch ist es überboten, und zwar nicht bloß deshalb, weil jener Nihilist Einen, der Wojewode Hunderte mordet. Der Mörder des Mesentzew tötet sein Opfer, aber er beraubt es nicht, auch birgt er ängstlich seinen Namen; jener Bericht erscheint in einem geheim gedruckten, geheim verbreiteten Blatte, und die ungeheuere Majorität seiner Volksgenossen verdammt seine That. Hier aber schreibt ein Mann, der sich in hunderten von Fällen des Raubmords schuldig gemacht, in stiller Muße seine Memoiren, nicht etwa zum Privatvergnügen, sondern für die Öffentlichkeit, findet als Mitherausgeber einen der geachtetsten Schriftsteller seiner Nation und erwirbt auf seine alten Tage zu seinem Rufe als tapferer Kämpfer auch den eines nationalen Schriftstellers. Aber was an sich unbegreiflicher, schamloser Greuel ist, wird, wenn man die Verhältnisse der Entstehung berücksichtigt, zu einer Quelle der Belehrung. Rosen ist Turkophile, er steht den Bulgaren bei allem Streben nach Gerechtigkeit nicht ohne Voreingenommenheit gegenüber, und hat Hitows Buch als Waffe gegen den Panslavismus, ja gegen die bulgarische Nationalidee übersetzt. Aber nur dem flüchtigen Blick taugt es zu einer solchen Waffe; wer näher zusieht, wird erkennen, daß es weder gegen die Bulgaren, noch für die Türken spricht, sondern nur gegen entsetzliche politische und sociale Zustände, die nun endlich — und die beklemmte Brust des Menschenfreundes hebt sich bei diesem Gedanken leichter — ihr Ende gefunden haben. Rosen selbst verschließt sich zuweilen dieser Erkenntnis nicht. „Mit Räubern“, bemerkt er z. B. „sind ja auch andere Länder geplagt, aber es wird dem Spanier, es wird dem Italiener nicht einfallen, sich seiner Briganten zu rühmen, in ihnen gleichsam einen Rückhalt seiner Nationalität zu sehen. Wenn dies bei den Bulgaren anders ist, wenn dieselben in den Haiduken nationale Helden, und gleichsam ein Überbleibsel der alten Unabhängigkeit ihres Volkes sehen, so findet dies erstens eine Analogie in dem Haidukentum Serbiens und zweitens in den Klephten der Griechen während ihrer Freiheitskämpfe. Hier wie dort rächt sich spät an der Pforte das historische Unrecht der Unterjochung anderer Nationen, sowie der politische Unverstand der herabwürdigenden Behandlung dieser als willenloser Herden, bei ihrer Belassung im Besitz ihres heimatlichen Bodens, ihrer Sprache, Sitte und Religion. Es ist die türkische Mißregierung, welche ihren Freiheitsdrang gegen den moralischen Wert seiner Vorkämpfer so gleichgültig gemacht hat; diese Gleichgültigkeit selbst aber ist Thatsache.“

Es war eine traurige Aufgabe, den blutigen Boden, aus dem die Haidukenpoesie aufsproßte, kennen zu lernen; aber diese Poesie an sich macht einen erfreulichen Eindruck. Das Haidukenlied beansprucht im Volkslied der Bulgaren an Kraft und Schönheit einen hohen, vielleicht den höchsten Platz. Die nachstehenden Proben mögen dies des Näheren erweisen. Wollen wir erfahren, wie der und jener Haiduk wird, so mag uns das nachstehende, von Moritz Hartmann übersetzte Lied die Antwort geben:

„Einen Wolf hab' ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen,
Und im Dorf mit Fäusten ihn erschlagen,
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawassen, der mich vor den Kadi
Schleppen sollte, hab' ich mit dem kleinen
Messerchen die Gurgel abgeschnitten.
Zwei Pistolen trug er in dem Gürtel
Und ein Schwert und einen Dolch daneben —
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten schlechten Flinte
Hab' ich einen Aga aus der Mitte
Seiner fünfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Ast geschossen,
Daß noch heut' drob die Haiduken jubeln
Und die Blinden heut' davon noch singen —
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Aber dieses ist mein größter Ruhm:
Daß ich meiner schönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich sie auf ewig meiden sollte,
Daß ich ihr mein Messer, dieses Messer,
Ohne Zucken in die schöne Brust stieß,
Ob sie gleich dabei so traurig blickte,
Daß ich mehr des Muts dazu bedurfte,
Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawassen ich erschlagen,
Als da ich den Aga niederstreckte,
Daß mich der Geliebten Mord nicht schreckte.
Dieses ist mein allergrößter Ruhm.“

Die Freuden des Haidukenlebens schildert das folgende Lied:

„In den Wäldern streift er, Angel, der Wojwode,
In den Wäldern streift er, in den grünen Wäldern
Des Wojwoden Mutter ist die Stara-Alpe,
Angel, der Wojwode, lebt ohn' alle Sorge.
Des Wojwoden Vater ist der Buchenschatten,
Des Wojwoden Lager ist der grüne Rasen,
Des Wojwoden Gattin ist die schlanke Flinte,
Wohin er sie sendet, thut sie seine Arbeit.
Des Wojwoden Kinder sind die weißen Kugeln,
Wohin er sie sendet, thun sie seine Arbeit.
Angel, der Wojwode, lebt ohn' alle Sorge;
Wo nur Angel wandelt, wandelt er in Frieden.“

„In Frieden“, d. h. die türkischen Gendarmen trauen sich selten an ihn heran! Gewiß ein seltsamer Friede. Aber die Gleichnisse sind durchweg schön, und der Inhalt bezeichnend für die nationale Auffassung des Haidukentums.

Die gleiche Auffassung herrscht im folgenden Liede, nur wird hier nicht die Gefahrlosigkeit, sondern im Gegenteil das verhängnisschwere Los des „freien Mannes“ dargestellt:

„Aus dem Walde kamen Häscher,*)
Ein Haidukenhaupt sie trugen,
Trat heraus zum Schaun die Alte,
Und da sie das Haupt erblickte,
Schrie sie heulend auf, die Alte:
„Dies ist kein Haidukenhaupt hier!
Dies das Haupt ist meines Sohnes“ —
Sprach zu ihr die Schar der Häscher:
„Heule nicht, noch klage, Alte,
Wünsch' in Deinem Herzen Glück Dir,
Daß Du eines Helden Mutter,
Bis wir ihm das Haupt abhieben,
Waren tot der Unsern fünfzehn,
Unter ihnen unser Hauptmann.““

Hingegen geht das folgende Lied aus heiterer Tonart: die Gefahr wird nur angedeutet, und das Haidukenleben dient überhaupt bloß als Folie für ein reizendes Genrebildchen:

„Durch das Waldgebirg ging Janka,
Pfiff ein Lied auf einem Birnblatt
Und sprach also zu dem Walde:
„O du Wald, du grüner Waldberg,
O du kühler, klarer Sturzbach!
Sahst du, Wald, nicht die Haiduken
Des Kara-Tanas, des Hauptmanns,
Sahst du, wie aus dir sie kamen,
Und wie sie mein Bruder führte?“

In dem Dickicht sang ein Vöglein:
„Janka, schönes Weiblein, Janka!
Warum mußt du doch so schön sein,
Und dabei so gar einfältig? —
Wenn der Wald zu reden wüßte,
Würd' kein Zimmermann ihn fällen,
Würd' kein Schäfer in ihm weiden,
Würd' er nicht die Räuber bergen
Unter seiner Buchen Laubdach! —“

Noch im Singen war das Vöglein,
Sieh', da trat hervor die Bande
Mit Kara-Tanas als Führer,
Und Iwantscho trug die Fahne.
Dolche trugen beid' im Gürtel,
Lange Flinten auf den Schultern,
Auch Palesken**) rein von Golde
Und Pistolen, bunt verzierte;

Nicht zu unterscheiden war es,
Wer von beiden der Wojwode.

Thränen füllten Jankas Augen,
Und sie rief im grünen Walde:
„Waldgebirge, grüner Waldberg!
Weit entfalte deine Blätter,
Hoch aufstrecke deine Zweige,
Breite dichten, dunkeln Schatten!
Ein Haiduk ist ja mein Bruder!
Mög' in deinem Schutz er wandeln
Und erlei'ne Helden führen,
Daß er töte unsre Feinde
Und den Padischah in Stambul.““

Tritt in diesem Liede das politische Element am Schlusse jäh und stürmisch hervor, so im folgenden das rein menschliche; es ist gleichsam die Kehrseite der Medaille, und sicherlich nicht am Balkan, sondern unter den friedlichen Bewohnern der Ebene entstanden. Ich citiere es gleich dem früheren in Rosens trefflicher Übersetzung:

„Durch die Alpe, durch die Alpe
Geht die junge Bäurin;
Wie sie wandelt, wie sie wandelt,
Weint sie traurig, lieblich.
Traurig, lieblich weint das Weiblein
Weint und redet also:

„Kleide schwarz dich, Schwester Alpe,
Legen beid' wir Schwarz an!
Traure du um deine Blätter,
Ich um meine Liebe,
Du, daß sie dir, Schwester Alpe,
Hat der Frost verdorben,
Ich, daß gab, o Schwester Alpe,
Mich zum Weib die Mutter —
Mich zum Weib die Mutter, Alpe,
Einem wilden Jüngling!
Jede Nacht streift er, o Alpe,
Auf dem weiten Blachfeld,
Und am Tag, du Schwester Alpe,
In den tiefen Schluchten,
Abends geht er fort, o Alpe,
Und bringt als Geschenk mir —
Als Geschenk mir, Schwester Alpe,
Häupter der Erschlagnen.
Kleide schwarz dich, Schwester Alpe,
Legen beid' wir Schwarz an;
Traure du um deine Blätter,
Ich um meine Liebe.
Deine Blätter, Schwester Alpe,
Werden wieder grünen;
Meine Jugend, Schwester Alpe,
Flieht und kehrt nicht wieder!““

Hell und heiter klingt dagegen der nachstehende Preis der Haidukenliebe:

Ali: „Wie ist's lieblich, wie ist's herrlich,
Auszuziehn als junger Räuber
Ins Neguschka-Alpgebirge,
Krause Lämmer dort zu essen

*) Jede zweite Zeile enthält den Refrain: „Arme Alte, Jammer!“ Er erscheint hier aus Raumgründen weggelassen.

**) Kleine metallene Büchschen mit Öl zum Putzen der Waffen. Anmerk. d. Übersetzers.

Und die feinen, weißen Kuchen,
Den Regüschka-Wein zu trinken,
In den Dörfern zu stolzieren
Und die Mädchen anzuschauen!"

Sprach zu ihm die alte Mutter:
„Geh' nicht fort, mein Sohn, o geh' nicht!
Hab' Dir ausgesucht ein Bräutlein,
Von Tikwesch des Hodscha*) Tochter!"

Ali: „Nein, Dein Tikwesch-Mädchen, Mutter,
Mag ich nicht, des Hodscha Tochter;

*) Hodscha, türkischer Geistlicher. Anmerk. d. Übersetzers.

Hab' mir selbst ersehn ein Liebchen,
Von Regusch, des Popen Tochter,
Weiß und rot ist dieses Mädchen
Wie ein Tetewener Apfel,
Und ihr Atem, Mutter, duftet,
Wie schwarzäugige Basilien!'"

Neben der Staatsgewalt ist der Verrat im eigenen Lager die schlimmste Gefahr für den Haiduken; er muß in der Auswahl seiner Bande vorsichtig sein.

Von Liedern dieser Art seien in einem dritten und letzten Aufsatz Proben gegeben.

Litterarische Notizen.

— Aus dem fernen Siebenbürgen sendet uns die „Buchdruckerei Schlandt" in Kronstadt die in ihrem Verlage erschienenen Gedichte „unserer heimischen Dichterin Regine Ziegler." Es freut uns herzlich, daß die Pflege deutscher Dichtung im wackeren Sachsenstamm nicht ausstirbt und gern wollten wir dem Büchlein darum ein Wort wärmerer Anerkennung widmen. Aber beim besten Willen läßt sich nicht mehr darüber sagen, als daß die Form glatt ist und der Inhalt nirgendwo stört.

— Das „Plattdeutsch Leederbook" liegt uns nun in dritter Auflage vor (Berlin, Hilfsverein deutscher Lehrer); der „Allgemeine plattdeutsche Verband" hat es in der Absicht herausgegeben, die „Liebe zur alten trauten ‚Modersprak' zu fördern." Vertreten sind in der (nebenbei bemerkt, doch wohl ein wenig zu schlicht ausgestatteten) Anthologie neben den Meistern des Dialekts, wie Fritz Reuter, Klaus Groth John Brinkmann, auch die Lieder jüngerer Dichter. Eine sorglichere Wahl würde sich bei Gelegenheit künftiger Auflagen sehr empfehlen; es ist viel Sentimentales und andererseits viel Rohes in dem Buche; aber daß es zu solchen Auflagen komme, wünschen wir lebhaft; nur eine sorgliche Pflege der Dialekte kann unsere Sprache vor dem Schicksal bewahren, noch papierener zu werden, als sie es leider ohnehin ist.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Arnswaldt, Carl von. Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann 1897.

Paschali, Die silberne Glocke. Ein Märchen für Jung und Alt. Zweite Auflage. Straßburg, Friedrich Bull. 1896.

Blau, Heinrich. Gautama. Dramatisches Gedicht in fünf Akten London, Th Wohlleben. Leipzig. K. F. Köhler. 1896.

Déry, Juliane. Die sieben mageren Kühe. Komödie in drei Akten. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897.

Gaedertz, Karl Theodor. Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Zweite Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagskonto. 1897.

Hultzsch, J. Th. Spielmanns Liebe und Leid. Aus dem Leben eines fahrenden Sängers. Halle a. S., C. A. Kaemmerer und Co. 1896.

Milow, Stephan. Ein Lied von der Menschheit. Hymne. Zweite, wesentlich veränderte Auflage. Heidelberg, G. Weiß 1896.

Swift's „Testament". Eingeleitet von Hieronymus Lorm. Übersetzt und erklärt von Armin Friedmann. Wien, Moritz Perles. 1897.

Warncke, Paul. Peter Melander von Holzappel. Eine Geschichte aus dem Lahnthal. Mit Federzeichnungen von Carl Röhling. Berlin, Fritz Pfenningstorff. 1896.

Schultes, Carl. Das Sig[illegible]im Karl's des Großen. Eine seltsame Onolzbacher Geschichte Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1897.

Hanßon, Ola. Der Schutzengel. Roman. Berlin, G Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Linden, Ada. Aus der Stille. Gedichte Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlg. 1897.

Reichel, Eugen. Gedichte. Dritte Auflage. Leipzig G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896.

Victor, Paul. Kindergeschichten Berlin, deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Calebon, Friedrich. Ein Dogma. Trauerspiel in fünf Akten. Bevorwortet von Felix Dahn. Barmen, D. B. Wiemann.

R. F., Schwarze Lilien. Leipzig, Wien, M. Breitenstein. 1896.

Kalbeck, Max. Humoresken und Phantasien. Wien. Verlag der Litterarischen Gesellschaft. 1896.

Hindermann, Adele. Frau contra Frau. Leipzig. Gg. Freund. 1896.

Milthaler, Julius. Das Rätsel des Schönen. Eine Studie über die Prinzipien der Aesthetik. Leipzig, Wilhelm Friedrich

Vollmoeller, Carl Gustav. Die Sturm- und Drangperiode und der moderne Realismus. Vortrag. Berlin. Hermann Walther. 1897.

Eckstein, Ernst. Ebbe und Flut. Gedichte. Dresden, Leipzig, Carl Reißner. 1897.

Gausele, H. Walther, der Scholar. Ein Sang aus Franken. Schwäb. Hall, Selbstverlag des Verfassers.

Weiß, Albert. Schneeflocken. Dichtungen. Dresden. Lehmann'sche Verlagshandlung. 1896.

Macasy, G. Die Unbekannten. Schauspiel in drei Aufzügen. Leipzig. Litterarische Anstalt August Schulze. 1895.

Macasy, G. Der Prophet. Schauspiel in drei Aufzügen. Wien, Adolph W. Künast. 1894.

Macasy, G Zwischenwelt. Novellen und Skizzen. Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze. 1894.

Waldmüller, Robert. (Eduard Duboc.) Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers Dresden, Hellmuth Henklers Verlag. 1897.

Scholz, Wilhelm von. Frühlingsfahrt München. A. Ackermanns Nachf. 1896.

Bernhard, Marie. Schule des Lebens. Roman in 2 Bänden Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Er kam mit schweren, wuchtigen Tritten über die Schwelle und schrie gleich nach ihr. Roh lachte er ihr ins Gesicht, als sie kam. Das waren ja schöne Geschichten, die er da eben zu hören bekommen hatte! Kaum war der eine Liebhaber tot, so hatte sie den zweiten. So war's recht, da zeigte sich doch gleich, was für eine sie eigentlich war. Die Zeit, wo er fern war, wurde ihr auf diese Art natürlich nicht lang. Aber dieser Einarmige! Warum hatte sie sich denn keinen besseren ausgesucht? Und hatte ihm, Severo, noch gar eingeredet, sie hasse den, und hatte sich in seiner Gegenwart geschämt, mit ihm zu reden. Welch' ein Komödienspiel! Bezahlte er sie denn wenigstens gut? Denn das hatte Aristide Vomero doch sicher nicht gethan. Und Pietro Mariani galt ja auch als ein Geizhals. Oder that sie alles nur aus gutem Willen und um einen Zeitvertreib zu haben? Solche Umarmungen mit einem, der nur über einen Arm verfügte, mußten wohl von ganz eigenartigem Reiz sein.

Er sprudelte das alles heraus mit heiserer Stimme, mit höhnisch-bitterem, unnatürlichen Lachen, während er breitbeinig vor ihr stand, die Hände in den Hosentaschen, und sie mit zusammengekniffenen Augen in einem flammend roten Gesicht anzwinkerte. Serafina glaubte eine zeitlang, er sei wieder betrunken. Aber das schien nicht der Fall zu sein. Nur unnatürlich erregt war er, und sein Kinn bebte. Er wußte offenbar garnicht, was er alles für häßliche, widrige, schmutzige Dinge da vorbrachte, und daß er sie sich dadurch für immer entfremdet und ihr Inneres gegen ihn verhärtet hätte, selbst wenn er einen Schimmer von Berechtigung besessen hätte zu seiner schimpflichen, hohnvollen, von Bitterkeit triefenden Verdächtigung, die sich würdig an jene andere anschloß, um die er einen Unschuldigen gemordet und sie selber gestern Abend mit dem Tode bedroht hatte. — die ebenso niedrig und ebenso grundlos war, als jene, und den letzten Rest von Mitleid und Weichheit in ihr ersticken mußte. Wie betäubt hörte sie ihn eine Weile mit an. Daß er schon heute von Pietro Marianis Besuch bei ihr erfahren würde, hatte sie nicht gedacht, auf solch' einen Ausbruch war sie daher auch nicht vorbereitet gewesen. Und wenn er wenigstens nur seinen heißen Groll, die ganze Eifersuchtsraserei, derer er fähig war, wie sie gestern erst an seinen würgenden Fingern gespürt, über sie ergossen hätte, das hätte sie begreifen, das hätte sie verzeihen können. Man konnte ihm ja Ungeheuerliches zugetragen haben, entstellt und verdreht, solange, bis es ihm das Blut in Siedehitze brachte, bis er nicht mehr wußte, was er sprach und was er that. Und aus dem allen hätte sie ja immer noch ersehen, daß er sie liebte, denn für ein Weib, das ihm gleichgültig geworden, hätte er sich nicht so aufgeregt. Aber dies, was sie nun erlebte, machte sie stumm und starr. Sie funkelte Severo mit Augen voll tötlichen Hasses an, als er geendet hatte. Dann wandte sie sich wortlos um und wollte gehen.

Das brachte ihn aus seiner Rolle. Mit dem Wutschrei eines verwundeten Tieres fuhr er auf und griff nach ihr. Seine Faust packte ihr üppiges Haar und riß sie daran herum. Heiser vor Wut keuchte er ihr ins Ohr: „Dirne! Dirne!“

Sie empfand einen so wilden Schmerz, daß sie laut hätte aufschreien mögen, aber sie biß die Zähne zusammen, und stieß ihn nur mit beiden Fäusten von sich. Als er zurücktaumelte, floh sie in die Stube und schob von innen den Riegel der Thür vor. Nun war sie geborgen.– Und nun warf sie sich an den Boden nieder und

schluchzte lautlos vor herzbrechender Verzweiflung, — ihre Schürze in den Mund gestopft, damit er sie draußen nur ja nicht hörte. Denn er sollte nicht glauben, daß er ihr auch nur eine Thräne noch wert war. Das ihr! Sie fühlte sich so erniedrigt, daß sie kaum mehr Empörung oder Widerwillen gegen ihn empfand, sich nur selber so besudelt vorkam, daß sie fast Mitleid mit sich hatte. Ihr Stolz war wie zerbrochen. Und ihr Stolz war von je ihr wertvollstes Besitztum gewesen.

Severo hatte eine zeitlang an der Thür gerüttelt und mit Fäusten daran geschlagen, dann war er mit einem Fluch gegangen. Sie hörte seinen Schritt draußen auf der Straße, er ging nach Borgunto hinab. In die Osterie natürlich. Dort würd' er sich austoben und dann, halb oder ganz berauscht, in der Nacht zu ihr zurückkommen, — um entweder in sein brutales Schimpfen von vorhin zurückzufallen oder aber weich und zärtlich zu werden, — je nach dem Grade seiner Betrunkenheit, und eins war so widrig, wie das andere, — das letztere vielleicht noch widriger. Widrig und unaushaltbar. Sie würde nicht warten, bis er zurückkam, und sie konnte mit ihm zusammen hier nicht mehr hausen. Jetzt nicht und nie mehr. Es war alles aus, heute hatte Severo das Band zwischen ihnen zerrissen mit der Beschimpfung, die er ihr ins Gesicht geschleudert, — einer Beschimpfung, die sich nicht wieder vergessen und nie mehr gut machen ließ. Sie hatte ihm wahrlich genug verziehen, — nun war's zu Ende. Fort also! Fort! Oder sie hätte sich selber nicht höher achten müssen, als ein Tier.

Sie raffte sich vom Boden auf, wo sie bis dahin, in Qualen sich windend, gelegen hatte, sie schleppte sich müde, mit Haltung und Geberden einer Schwerkranken, bis an die Thür. Soweit war's also. Denn nun, wenn sie blieb, hätte es einen dauernden Kampf zwischen ihnen beiden gegeben, — einen Kampf bis zur Vernichtung. Wie die wilden Tiere würden sie übereinander hergefallen sein. Davor ekelte ihr. Denn seine Beschimpfungen widerstandslos ertragen konnte sie ja doch nicht, — sie, die nichts hatte, als ihren Stolz und ihre Ehre, — ihre makellose Frauenehre. Vergriffen hatte er sich ja ohnehin schon gestern an ihr. Und nun würd' er sie umbringen, — oder sie ihn.

Sie horchte einen Augenblick mit angehaltenem Atem zur Hausthür hinaus, ob er auch nicht wieder zurückkam, sie nur hatte sicher machen wollen, wohl gar von Reue heimgetrieben wurde. Aber sie hörte nichts und atmete ein paarmal tief auf. Dann ging sie und wusch sich Gesicht und Hände. Sie wußte nicht, warum sie das that, es geschah instinktmäßig. Die Schmach, die sie hier in diesem Hause erfahren hatte, das sein Haus war, wollte sie von sich abwaschen, ehe sie es verließ. Als sie damit fertig war, packte sie ein paar Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, warf ein Tuch um den Kopf und ging. Alles das hatte sie ruhig, fast mechanisch gethan, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Nun kehrte sie von der Thür noch einmal um, suchte in der Küche nach einem Messer, wählte das schärfste von allen aus, die da lagen, und steckte es zu sich. Das hätte sie fast vergessen gehabt und doch würde sie es brauchen können, — vielleicht nötiger, als alles andere sonst. Sorgfältig löschte sie nun noch den letzten, glimmenden Feuerrest auf dem Herde, dann schritt sie über die Schwelle und zog die Thür hinter sich zu. In diesem Hause war keine Stätte mehr für sie.

Drüben vor dem Madonnenbildnisse kniete sie eine kleine Weile nieder, betete, bekreuzte sich und erhob sich wieder. Dann schritt sie bergan. Sie hatte sich nicht einen Augenblick überlegt, wohin sie eigentlich gehen sollte. Es gab keinen Zweifel für sie, daß sie in die Berge müsse. Dort war sie heimisch gewesen, dorthin gehörte sie. Wenn irgendwo, würde sie dort wieder gesund werden, — denn es kam ihr vor, als sei sie jetzt krank. Eine Last drückte auf ihre Schultern, ihr Atem ging mühsam und ihr Gang war schleppend. Sie mußte sich zwingen, vorwärts zu kommen. Erst als sie höher gelangt war und die Furcht nicht mehr in ihr war, verfolgt zu werden, von der sie sich anfangs nicht hatte freimachen können, wurde ihre Haltung aufrechter und ihr Gang leichter. Sie blieb einmal stehen und sog mit zitternden Nasenflügeln die Luft der Höhe ein, wie ein lange entbehrtes Labsal. Ihre volle Kraft schien ihr unter diesem Anhauch zurückzukommen.

Die Nacht war sehr dunkel. Kaum daß hin und wieder ein Stern durch das jagende Geschiebe grauer Wolken durchbrach. Und manchmal trieb der Wind einen Sprühregen ihr entgegen. Aber nichts von Bangen wandelte Serafina an. Sie schritt so sicher aus, als läge der helle Tag um sie her, und dachte an keine Ge-

fahren. Nur an das, was hinter ihr lag, dachte sie, nicht an Gegenwart oder Zukunft. Eine feucht-schwüle Duftwoge zog ihr manchmal um die Stirn, aber sie achtete nicht darauf; auch wenn irgendwo ein Hund anschlug oder ein Schritt von Menschen hörbar wurde, verlangsamte sie ihren Gang weder noch lauschte sie darauf. Unermüdlich setzte sie ihren Berggang fort, und nur in ihr waren viele Stimmen wach. Sie dachte an Pietro Mariani. Auch um seinetwillen war es gut, daß sie gegangen war; das war der Ausweg gewesen, den sie vor ein paar Stunden noch vergeblich gesucht hatte, als sie sich klar gemacht, daß sie diesem Einarmigen verfallen sei oder Severo in sein Verderben rennen lassen müsse. Die heilige Gottesmutter mochte das alles so gefügt haben. Serafina bekreuzte sich abermals. Fromme Ruhe und Klarheit zogen in ihre Seele ein. Die ganze Nacht hindurch ging sie, ohne zu rasten und ohne zu ermüden. Als das Zwitterlicht des grauen Frühlingsmorgens zögernd und mürrisch über die kahlen Felshänge der Appenninen heraufkroch, sah sie ihr Heimatsdorf wie einen Haufen ineinander geschobener und übereinander getürmter, bräunlicher Steinwürfel von nackter Höhe herübergrüßen. Da warf sie sich auf die Kniee und betete.

IX.

Severo kam aus der Osterie in trostlos-verbitterter Stimmung heim, mit sich selbst unzufriedener, als je. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war, daß er Serafina zum wenigsten erst hätte hören müssen, ehe er ihr die Beschimpfung entgegenschleuderte, unter der sie verstummt und vor ihm geflüchtet war. Daß sie diese Beschimpfung nicht hinnehmen konnte, hätte er wissen können, er kannte sie ja. Aber wie sie ihn gehänselt hatten, wie sie ihm das Blut in Wallung gebracht hatten! Und der Ruhigste war er ja ohnehin nicht, — seit Aristide Bomeros Besuchen in seinem Hause schon gewiß nicht. Dieser quälende Zweifel an ihr vollends und Serafinas blutige That und nun das mit Pietro Mariani — das alles hätte auch den Ruhigsten selbst toll machen können. Was hatte denn Pietro Mariani auch bei ihr zu schaffen gehabt, da sie ihn doch vorgeblich nicht leiden konnte? Und gleich alle Welt schien davon erfahren zu haben, in allen Gassen tuschelten sie es sich zu. Warum hatte sie denn Aristide Bomero erstochen? Wenn sie schon einen Liebhaber haben mußte, war der doch immer noch annehmbarer gewesen, als dieser Einarmige. Severo hatte sich vorgenommen gehabt, sie heute abend nach dem allen auszufragen, endlich über diesen Mord ins Klare zu kommen. Sie dachte wohl gar, er wußte nicht, daß sie ihn begangen hatte. Nun hatte ihn sein wilder Grimm gleich anfangs zu weit fortgerissen.

In der Osterie hatte er ruhiger zu werden gedacht. Er hatte sich auf andere Gedanken bringen lassen wollen; man wurde ja sonst wahnsinnig an dem allen. Aber da war es erst recht losgegangen. Sie hatten ihn gefragt, ob er denn dem anderen das Feld räume, ob der jetzt mit Sora Fina tafele und dergleichen mehr. Eine Weile hatte er das in sich hineingefressen und nur verächtliche Mienen und Bewegungen zur Antwort gehabt. Dann aber war's ihm zu arg geworden, er war aufgesprungen, hatte den bastumflochtenen Fiasco aus dem blanken Metallgestell gerissen, in dem er schaukelte, und geschrieen, wer jetzt noch ein anzügliches Wort sage, an dessen Schädel werde er das da zerschlagen. Dann waren sie still geworden. Aber von Aristide Bomero und seinem geheimnisvollen Mörder war doch bald wieder die Rede gewesen, und Severo war so früh gegangen, wie er irgend konnte, ohne daß es danach aussah, als ließe er sich vertreiben. Und als er draußen war, hatte er gewußt, drinnen würden sie nun wieder fortfahren, über Serafina und den Einarmigen zu hecheln.

So kam er nach Hause, zuletzt immer zögernder ausschreitend, immer weniger mit sich selber im Reinen. Er fürchtete sich vor diesem neuen Zusammentreffen mit Serafina, er wußte nicht, wie es enden würde. Wenn sie sich unversöhnlich zeigte und ihm keine Bekenntnisse machen, ihm keinen Schritt entgegenthun wollte, stand er für sich selber nicht mehr ein. So, wie es war, ertrug er's nicht länger. Es war immer schlimmer geworden, statt daß es hätte gut werden sollen. Und wehe dem Einarmigen, wenn er ihm in den Weg kam! Die erhobene Faust hatte er drohend nach der Gegend herübergereckt, wo Pietro Mariani wohnte. Daß er den nicht in der Osterie getroffen hatte, war ihm ohnehin merkwürdig genug.

Als er Serafina im Hause nicht antraf, wurde er immer unruhiger. Er hatte an ver-

riegelte Thüren gedacht und daß sie sich vor ihm verstecken würde. Nun fand er alles offen, aber sie nicht am Platze, kein Feuer auf dem Herde, kein Licht in der Stube, — ein verödetes Haus. Er rief nach ihr, niemand antwortete. Immer lauter, immer drohender rief er, aber mit dem gleichen Erfolge. Und dann sagte er sich selber, daß sie ja garnicht da sein könne. Fort, — sie war fort. Aber wohin war sie gegangen? Nun, was kümmerte es ihn? Zu irgend einer Gevatterin nach Borgunto oder gar nach Siriano. Wenn er wegging, konnte sie auch weggehen, hatte sie sich gedacht, trotzig und eigenwillig wie sie ja war. Daß sie nicht demütig auf seine Heimkehr warten würde, hatte er sich ja ohnehin gesagt, das hätte ihr nicht ähnlich gesehen. Sie war fort und das war vielleicht auch das Beste. Heute Nacht wären sie beide doch wohl noch nicht ruhig genug gewesen, um zum Frieden zu kommen. Wahrscheinlich würde sie die ganze Nacht fortbleiben, unter irgend einem Vorwand bei einer Gevatterin übernachten. Und morgen, — morgen würden sie sich endlich beide aussprechen können, sie würden dann nicht mehr in der Wut sein.

Mit solchen Vorstellungen beruhigte er sich allmählich. Er war müde, — auch müde von all' dem Grübeln und von all' dem Gerede. Verdrossen warf er sich aufs Bett. Er schlief auch wirklich bald ein, aber ein paarmal erwachte er wider seine Gewohnheit in der Nacht und immer dachte er dann daran, ob Serafina inzwischen wohl zurückgekehrt sei. Die Hausthür hatte er nicht verriegelt und er richtete sich, so oft er munter wurde, auf, um nach Serafinas Bett zu spähen. Sie war aber nicht gekommen und er schlief nur immer unruhiger, weil er die rechte Zeit zum Erwachen zu verpassen fürchtete. Schließlich erwachte er erst so spät, daß er in aller Eile davonstürmen mußte und nicht einmal einen Frühtrunk zu sich nehmen konnte. Auch zum Mittagessen lag nichts für ihn bereit bei seinem Arbeitsgerät, wie sonst; er mußte sich heute sein Essen aus der Kantine bei den Brüchen holen, wo es teuer und schlecht war. So kam er mißmutig und verbittert auf den Weg. Auch in den Brüchen befriedigte er heute die Aufseher nicht durch seine Leistungen. Er hatte zu viel daran zu denken, ob Serafina wohl heute nach Hause kommen werde, da ging mancher Hieb daneben, und die eine Pulvermine hatte er so schlecht angelegt, daß er auf ein Haar ein paar Menschenleben dadurch gefährdet hätte. Niemals war ihm derartiges geschehen.

Bei der Mittagsrast waren heute ein paar Frauen von Kameraden zur Stelle, die ihren Männern das Essen herzugetragen hatten, und als Severo den Paaren zusah, wie sie zusammen schwatzten und lachten, stieg ihm ein heißer Groll in der Seele auf. Auch ihn zu hänseln hatten die andren wieder anfangen wollen, aber er hatte mit seiner Spitzhacke eine so drohende Bewegung gemacht, daß sie es gleich wieder aufgaben. Übrigens hieß es jetzt wieder, Adriano Micca werde als Mörder nun doch dingfest gemacht werden, denn am schwersten von allen erscheine er den Herren beim Gericht immerhin belastet und haben müsse man doch einen; die Herren von der Procuratur in Florenz wären schon ungeduldig und in der Zeitung hätte man die Karabinieri von Borgunto lächerlich gemacht, weil sie nichts fänden von dem Mörder.

„Wär' Dir gewiß lieber, wenn sie statt Adriano Micca Pietro Mariani Freiquartier hinter den Eisengittern gäben," sagte Mario Lucchesi, „nicht, Severo?"

Severo zuckte nur wegwerfend die Achseln, während die andern lachten. Aber das Blut war ihm doch wieder heiß zu Kopfe gestiegen. Wenn der Einarmige jetzt wieder bei Serafina säße, die nun doch wohl zurückgekehrt war! Dann kam es früher oder später doch dahin, daß er ihn niederstoßen mußte, — ihn oder Serafina. Ja, besser Serafina. Denn wenn sie nach Aristide Bomero schon jetzt wieder einen neuen Liebhaber hatte, würde sie nach Pietro Mariani alsbald abermals einen haben und immer so weiter. Dann gab es also nur das eine, um ein Ende zu machen. Aber Klarheit — Klarheit mußt' er haben! Sein halbes Leben hätt' er hingegeben, wenn er sie sich hätte verschaffen können.

Ein paarmal kämpfte er während des Tages mit dem geheimen Drange, sich unter irgend einem Vorwande, als krank oder arbeitsunfähig, vor Feierabend freizumachen und dann zu ungewohnter Stunde zu Hause zu erscheinen. Er wollte sehen, ob Serafina zu Hause war und sehen, ob der Einarmige bei ihr war. Er hielt es nicht mehr aus vor dem stachelnden Triebe, darüber Gewißheit zu erlangen. Aber er scheute sich, sich zum Heimgehen zu melden. Die andern würden sich alle mit den Ellenbogen anstoßen und lachen. Sofort würden sie wissen, daß ihn

Eifersucht heimtrieb. Und es war gerade genug an dem, was sie zu tuscheln hatten und weiter zu tuscheln haben würden, wenn sie erst erfuhren, daß Serafina gestern Abend sein Haus verlassen hatte, was bis jetzt noch niemand wußte. Übrigens hatte es auch keine Not: man trug's ihm schon rechtzeitig zu, wenn Pietro Mariani heute wieder bei ihr war. Und blos um zu sehen, ob Serafina zurück war — nein, was hätte sie davon denken sollen? So wartete er denn, bis Feierabend geboten wurde, aber so lang war ihm noch nie ein Arbeitstag geworden. Und dann dies langsame Heimgehn in Reih' und Glied und all' dies Geschwätz um ihn her, an dem er doch keinen Teil hatte!

Endlich war er allein. Das Herz schlug ihm wild, als er den Bergpfad emporstieg. Hörte er nicht ihren Gesang vom Hause her? Nein, der kam von Pietro Marianis Anwesen. Severo blickte garnicht nach der Seite, wo es lag, als er vorüberging. Aber der Einarmige schrie hinter ihm her: „Severo! He, Severo Rocca!"

„Was willst Du?" Er blieb unmutig stehen.

„Deine Frau ist nicht zu Hause. Sie ist, glaub' ich, den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen."

Severo sah sich immer noch garnicht nach ihm um. „Was kümmert's Dich, ob meine Frau zu Hause ist oder nicht?"

„Hoho! Warum so unwirsch?" Der Einarmige kam von der Mauer gesprungen, als ob er auf ihn zu wollte.

„Ich möcht' wissen, was Du in meinem Hause zu suchen gehabt hast, Pietro. Ich möcht' Dich bitten, — einmal für allemal, — Dir mein Haus blos von draußen anzusehn, wenn ich nicht drin bin." Er ging weiter, es that ihm wohl, sich so erleichtert zu haben.

Aber der andre holte ihn ein: „Teufel", schrie er, „was ist Dir in die Krone gefahren? In solchem Ton lass' ich nicht mit mir reden. Willst Du mich's entgelten lassen, wenn Dir Deine Frau durchbrennt?" Er lachte heiser.

Aber nicht lange. Denn im nächsten Moment hatte ihn Severos Faust an der Gurgel gepackt und schüttelte ihn ein paarmal hin und her. „Nimm Dich in Acht, Du," knirschte er. „Ich mach' nicht viel Umstände mit einem, wie Du. Ein Wort noch und du spürst 'was Kaltes zwischen den Rippen." Er stieß ihn so heftig von sich, daß der Einarmige gegen die Mauer taumelte. Dann setzte er seinen Weg fort. Er mußte jedoch noch mit anhören, wie der, kaum wieder zu Atem gekommen, ihm, halb von Wut erstickt, nachschrie: „Jawohl, man weiß ja, wie Du's mit Aristide Vomero gemacht hast. Aber sieh Dich vor, einmal fangen sie Dich doch."

Severo durchzuckte es, aber er ging weiter, ohne sich noch einmal umzudrehn. Der wußte nun wenigstens, woran er mit ihm war. Das befreite ihn. Wie er freilich darauf kam, ihn, Severo, mit dem Morde an Aristide Vomero in Verbindung zu bringen, verstand er nicht. Sollte das nur eine leere Drohung gewesen sein, um ihn einzuschüchtern? Oder glaubte der da wirklich —? Hatte gar Serafina ihm gesagt, — ihm, um jeden Verdacht von sich selber abzuwälzen, angedeutet —? Vielleicht hing ihre Mahnung, im Verhör auszusagen, er, Severo, sei in jener Nacht draußen gewesen, damit man ihm nicht, wenn er wirklich draußen gesehen worden, eine Unwahrheit nachweisen könne, gar mit Pietro Mariani zusammen, und dieser ahnte, wußte wohl gar, daß Serafina — hatte deshalb Macht über sie — und die beiden wollten nun ihn, weil sie wußten, daß er damals sein Bett auf einige Zeit verlassen, — wollten ihn — Seine Gedanken verwirrten sich, eine Flut von argwöhnischen Vorstellungen wirbelte in ihm auf. Er wußte nicht mehr, was er denken sollte, nur die Ahnung von einer ihn umdrohenden, großen Gefahr witterte er. Und Serafina war also nicht zurückgekommen! Dieser Schurke hatte wieder zu ihr wollen und hatte sie nicht gefunden. „Durchgebrannt!" Hatte er nicht so gesagt? Aber mit wem denn? Warum denn? Und er, dieser einarmige Schuft, wußte nichts davon, stand in keinem Zusammenhang damit? Das stieß wiederum alles über den Haufen, was Severo bisher gedacht und geargwöhnt hatte. Geflohen also war sie. Vor ihm? Oder vor der Gefahr einer Entdeckung? Und wohin?

Richtig: sein Haus war leer; alles bewies, daß Serafina auch inzwischen nicht etwa dagewesen und wieder fortgegangen war, denn alles lag und stand, wie er es heute Morgen verlassen hatte. Ein Gefühl von Öde und Vereinsamung überkam ihn mitten in seinem Zorn und seiner Erbitterung. Kein Feuer auf dem Herde, kein Nachtmahl für ihn bereit. Er sollte also wieder in die Osterie hinunter, wieder sich unter die andern mischen, die ihn aufziehen und verhöhnen würden, bis er sich mit wilden Drohungen Ruhe schaffte, wieder vorüber an Pietro Marianis Anwesen, nachdem er sich nun

auch den zum Feinde gemacht hatte. Er wollte nicht. Wenn er jetzt gewußt hätte, wo Serafina war, er wäre zu ihr gelaufen, er hätte sie erdrosselt in seiner Wut. Alles zusammenschlagen, sich das Haus über dem Kopfe anzünden, — danach war ihm zu Mute. Er lief, die Fäuste vor der Brust geballt, umher wie ein wildes Tier.

Und drunten im Dorf würden sie wissen, wo Serafina war, dort würden sie darüber schon längst wispern und raunen. Er hatte aber keine Lust, von Haus zu Haus nach ihr Umfrage zu halten, sich verspotten, sich bemitleiden, sich aushorchen zu lassen von all den schwatzhaft-neugierigen Gevatterinnen. Zum Teufel, sie würde ja doch wohl wiederkommen, sie mußte ja wiederkommen. Sonst ließ er sie durch die Karabinieri suchen und zurückholen. Eine Frau, die ihrem Manne so eins, zwei, drei davonläuft, weil sie einen Wortwechsel mit ihm gehabt hat, — das giebt es ja doch nicht, das duldet der Staat nicht. Selbst der Priester würde sich da ins Mittel legen. Wollen schon sehn, wer da seinen Kopf durchsetzt, — wollen's schon sehn!

Er hatte sich irgendwo im Wandgefach noch ein paar Stücke Hartbrot zusammengesucht, auch Wein fand er. So konnt' er zum wenigsten seinen Hunger stillen. Verdrossen saß er am Tisch in dem öden Raum, kaute und trank. Was das alles denn nur heißen sollte? Daß sie gestern aus Zorn oder aus Angst vor ihm davongelaufen war, begriff er ja. Aber das war doch nun vorüber. Was dachte sie sich denn weiter? Sie konnte doch nicht immer fortbleiben. Plötzlich fiel ihm ein, sie könne sich vielleicht davor fürchten, ihre That werde ans Licht kommen, und er, Severo, könne sie gar verraten, um jeden Verdacht von sich selber abzulenken. Eh' er das gethan hätte! Und wenn sie erst Aristide Vomero's Geliebte gewesen war und jetzt die des Einarmigen war, — das nicht, eher alles, als das! Sie selber niederstechen, ja, — aus Wut, aus Eifersucht, aus Liebe, aus Haß — warum nicht? Das konnt' er, das mußt' er vielleicht. Aber sie verraten? War er denn ein Feigling? Lieber als das, hätt' er doch, schuldlos, wie er war, sich selber dem Messer überliefert. Und das wußte sie nicht, darauf baute sie nicht? Wohin war es denn mit ihnen beiden gekommen? Wenn er selber Serafina freilich so ohne Weiteres für die Geliebte eines andern hielt, warum sollte sie besser von ihm denken, als er von ihr? Wenn nun alles wieder blos wüstes Getratsch der lieben Nachbarn und Gevattern gewesen war, damals sowohl wie jetzt, und sie durch jenen Messerstich, der Aristide Vomero niedergestreckt hatte, dem nur hatte ein Ende machen und sich dieses Schurken erwehren wollen, weil sie sich nicht anders zu helfen gewußt und weil er, Severo, es ihr nicht abgenommen hatte? Daß es seine Pflicht gewesen war, hatte er ja selber gewußt, und nur gezögert und auf ein Zeichen der heiligen Jungfrau gewartet, ob sie es ihm nicht würde ersparen wollen. Und dann hatte Serafina es thun müssen. Wenn nur das nicht geschehn wäre! Wenn nur nicht Blut an ihren Händen klebte! Das war's ja, warum es nicht wieder gut werden konnte zwischen ihnen beiden, sondern immer schlimmer und schlimmer wurde. Sie hätte es von ihm fordern sollen, daß er ein Ende machte. Aber vielleicht hatte sie ihn davor bewahren wollen, — weil sie ihn liebte. Und würde auch jetzt wieder, wenn Pietro Mariani ihr zu nahe kam, das Messer selber zu führen gewußt haben. Da oben, wo sie zu Hause war, wußten sie es alle.

Allmählich war eine weiche Stimmung über Severo gekommen. Er sehnte sich nach seinem Weibe. Es war ihm, als hätt' er ihr etwas abzubitten. Er wollte nicht ohne sie sein, er konnte nicht. Er dachte an früher und an den ersten Abend, wo er zurückgekommen war, nachdem man ihm gesagt hatte, Aristide Vomero sei tot. Er trat vor die Hausthür hinaus und spähte den Weg hinauf und hinab. Ihm war, als müßte Serafina kommen, als sei sie ihm ganz nahe. Aber kein Laut war zu hören, als ein Rauschen des Nachtwindes in den Cypressenwipfeln drunten am Hange. Da ging er, nun müde und ratlos, sein Lager aufzusuchen.

X.

Den ganzen nächsten Tag wartete Severo, daß er aus den Sticheleien der Kameraden entnehmen könnte, wo Serafina war und was sie als Grund dafür angegeben hatte, daß sie ihn verlassen. Aber kein Wort davon verlautete. Fürchteten sie sich jetzt schon vor ihm oder wußten sie wirklich nichts? Er konnte darüber nicht klar werden. Sie erwähnten Serafina garnicht und man hätte glauben können, sie wüßten von ihrem Fortsein noch nichts. Dagegen war wieder viel von dem Morde die Rede. Adriano Micca war nun wirklich verhaftet worden. Man glaubte Verdachtsmomente genug in der Hand zu haben,

um ihm den Prozeß machen zu können, und wollte ihn bis zur Verhandlung vor den Assisen in festem Gewahrsam halten.

Severo berührte das alles peinlich. Ein Unschuldiger, der da hinter vergitterten Fenstern saß und dem sie das Urteil sprechen würden, blos weil sie den wahren Schuldigen nicht fanden! Er konnte sich nicht enthalten, darüber abschätzig zu sprechen. Verdachtsmomente! Was konnten sie denn wissen? Hatte ihn einer gesehn? Solange kein Zeuge da war, durften sie nicht an ihn. Er dachte an das, was Serafina ihm gesagt hatte. Die andern horchten hoch auf, zuckten aber nur die Achseln. Was ging es sie an? Und einer mußte es ja schließlich doch gewesen sein, einen mußte man haben. Severo fand das verächtlich. Er konnte den ganzen Tag an nichts andres denken, als daß ein Unschuldiger für Serafina jetzt hinter Schloß und Riegel saß, und daß man allen Ernstes an ihn wollte. Das durfte doch nicht sein; auch Serafina konnte ja keinen ruhigen Augenblick mehr haben, wenn sie sich das klar machte. Eine zitternde Unruhe ergriff ihn. Was also dann? Adriano Micca befreien? Aber er konnte das doch nicht um den Preis, sein Weib zu verraten. Und einen Unschuldigen büßen lassen, konnten sie auch nicht. Wie eine Zentnerlast lag es ihm auf der Brust. Und Serafina war nicht einmal zur Stelle, um mit ihm über das alles zu reden.

In halber Betäubung war ihm der Tag vergangen. Von Serafina hatte niemand gesprochen. Und wenn er jetzt nach Hause kam, würde er sie wiederum nicht finden, — er wußte das, er hätte darauf schwören mögen. Deshalb wollt' er auch garnicht nach Hause. Er fürchtete sich davor, mit dieser Unrast im Innern wieder diese verödeten Räume zu betreten. Er blieb unten in Borgunto, immer in dem geheimen Verlangen, in der Hoffnung, etwas von Serafina zu hören; er trieb sich unstät in den Gassen umher, er knüpfte mit denen, die auf dem Domplatz herumstanden, rauchten und spuckten, ein Gespräch an. Aber höchstens fragten sie ihn nach ihr, von ihr selber schienen sie nichts zu wissen. Endlich ging er zu Sora Giulia. Die war weitläufig mit Serafina verwandt, wurde „Tante“ von ihr genannt und liebte sie zärtlich. Dazu war sie die wandelnde Dorfchronik von Borgunto und lief Sora Gioconda im alleswissen fast den Rang ab, nur im Schwatzen wurde sie weit von dieser übertroffen. Wenn Sora Giulia von Serafina nichts wußte, konnte Severo das Suchen nach ihr nur getrost aufgeben.

Und sie wußte wirklich nichts, bei allen Heiligen des Kalenders versicherte sie das. Serafina war weder bei ihr gewesen, noch hatte sie ihr irgendwelche Botschaft geschickt. Daß sie nicht zu Hause war, wußte Sora Giulia schon, aber man hatte in Borgunto angenommen, sie sei dem dummen Gerede, daß sich über sie und dem Einarmigen erhoben hatte, aus dem Wege gegangen, unter Vorwissen ihres Mannes, und jetzt bei ihrer Pathin in Florenz, die sie ja alle Jahre einmal besucht hatte; das war auch ganz gescheit von ihr gewesen. Sora Giulia fügte noch ein paar bissige Seitenbemerkungen über Sora Gioconda hinzu, die den ganzen widerlichen Klatsch natürlich wieder einmal aufgebracht hatte und ohne so etwas ja nicht leben konnte, die aber nicht wagen würde, den Mund noch einmal aufzumachen, wenn Serafina nur erst wieder da sei, oder man werde ihn ihr zu stopfen wissen.

Ungetröstet ging Severo endlich nach Hause. Er glaubte nicht daran, daß Serafina bei der Pathin in Florenz sei. Die lag seit Monaten schwer krank darnieder und Serafina hatte deshalb ausdrücklich ihren Besuch bei ihr aufgegeben; Kranke und Sieche waren ihr ein Gräuel, und helfen konnte sie der Pathin nichts, die Pflege genug hatte. Trotzdem schrieb er noch am gleichen Abend nach Florenz, ob Serafina dort sei. Die halbe Nacht mußte er aufsitzen, um bei einer trüben Öllampe schwerfällig Buchstaben neben Buchstaben zu malen, so wenig war er das Schreiben seit seiner Schulzeit gewöhnt, und auch dann noch kam ein Schriftstück mit Bleistift und auf körnigem, weißem Papier zu Stande, in dem man sich nicht leicht auskennen konnte, das er aber am andern Morgen, ehe er in die Steinbrüche ging, selbst zu dem Frachtfuhrmann trug, der alle Tage den Weg nach Florenz hinuntermachte. Es schien ihm sicherer, diesem den Brief anzuvertrauen, als der Post. Ruhig war er gleichwohl nicht. Was sollte die Pathin denken, wenn Serafina nicht dort war? Und wo war sie überhaupt? Ihre Eltern lebten nicht mehr und in ihrer Heimat hatte sie keine Verwandten. Am Ende war sie ganz fortgegangen, — geflohn, weil sie die Entdeckung ihrer That fürchtete und auch der Priester, dem sie damals gebeichtet, von ihr verlangte, daß sie sich der weltlichen Gerechtigkeit stellen sollte.

Dieser Gedanke setzte sich allmählich fest in ihm, daß er nicht mehr davon los konnte. Die Furcht vor den Folgen ihrer That hatte Serafina vertrieben, — was sonst? Und deshalb konnte die Hoffnung, sie zu finden, auch nicht in ihm aufkommen. Kopfhängerisch und finster kam er an seine Arbeit. Seit er Serafina neulich abends beschimpft hatte, war offenbar auch zu ihm ihr Vertrauen geschwunden, sie hatte nicht mehr darauf gebaut, daß er sie schützen werde, und da sie also keinen Halt mehr gesehn, war sie in Verzweiflung davongelaufen. Ja, vielleicht hatte sie auch Pietro Mariani's Annäherung nur geduldet, weil sie fürchtete, er wisse etwas von ihrer That und könne ihr schaden, wenn sie ihn zurückstieße. Selbst ihr neuliches, schroffes Benehmen gegen ihn am Abend des Begräbnisses erklärte sich dann und die damalige Abschiedsdrohung des Einarmigen, sie werde schon wieder mit ihm sprechen lernen. Severo that es wohl, sich dies letztere klar zu machen. Serafina hatte also nur aus Furcht sich mit diesem Schurken wider ihren Willen einlassen müssen, wie denn Furcht überhaupt alle ihre Handlungen aus der letzten Zeit diktiert hatte. Und nun war sie fort. Ihn, Severo, hatte sie nicht verdächtigen wollen, — das war ein häßlicher Argwohn gewesen, der einmal in ihm aufgestiegen war, — nur daß ihr davor gebangt hatte, die Gefahr rücke näher und immer näher auf sie selber zu. Er beurteilte jetzt alles sonderbar mild, was Serafina gedacht und gethan hatte, er begriff es plötzlich, seit er es alles unter den gleichen Gesichtspunkt rückte. Sie that ihm nur noch leid, seit sie fort war. Und er verlangte stürmisch nach ihr. Selbst das Blut an ihren Händen sollte ihn jetzt nicht mehr schrecken.

In düstrer Stimmung kam er auf den Heimweg. Von Serafina hatte in den Brüchen wieder kein Mensch gesprochen, keinem schien ihr fortsein aufzufallen, keiner beargwöhnte sie. Nur Pietro Mariani lauerte sichtlich auf sie, denn Severo sah ihn, wie er sich bei seinem Nahen behend über eine Mauer schwang und verschwand. Er mußte kein gutes Gewissen haben und Severo rief ihm nach: „Das nächste mal schieß' ich den Marder nieder, der mir um's Haus schleicht.“ Einen Augenblick hindurch stieg die Hoffnung in ihm auf, Serafina könne zurückgekommen und der Einarmige eben bei ihr gewesen sein, aber je näher er seinem Hause kam, desto mehr schwand sie wieder. Und wirklich fand er auch heute wieder sein Haus öde und leer.

Andern Tages kam die Nachricht aus Florenz, daß Serafina bei ihrer Pathin nicht sei und diese nichts von ihr wisse. Trotzdem Severo darauf vorbereitet gewesen war, drückte ihn jetzt vollends eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er ging umher, wie einer, der nichts mehr mit sich anzufangen weiß. Sie zu suchen, war zwecklos, denn sie würde sich nicht finden lassen, vielleicht war sie garnicht mehr im Lande. Ihm aber war das Leben ohne sie zur Last. Er hatte noch nie vorher gewußt, **wie** er sie liebte. Zwar stiegen auch wilde, trotzige Gedanken in ihm auf. Es gab ja noch Dirnen genug im Lande und sein Blut war heiß. Wenn Serafina ihn so leichten Kaufs frei gab, brauchte auch er sich nicht mehr an sie gebunden zu fühlen. Aber es war ihm nicht ernst damit. Mit allen seinen Sinnen sehnte er sie herbei. Seine Einsamkeit lag wie eine Last auf ihm, und er kam sich vor wie ein Verbrecher. Scheu und gedrückt schlich er umher. Er hätte sich garnicht gewundert, wenn die Karabinieri ihn eines Tages aufgegriffen und weggeführt hätten, es mußte ja wohl aller Welt auffallen, wie verändert er war, und er selber fühlte sich als Übelthäter. Wenn man ihm den Mord auf den Kopf zugesagt hätte, würde er kaum noch Einspruch dagegen erhoben haben.

Ohnehin bedrückte es ihn täglich mehr, daß Adriano Micca im Untersuchungsgefängnis saß und daß sie ihn nächstens vor die Assisen bringen wollten. In den Steinbrüchen glaubte allmählich alle Welt, daß er der Schuldige sei, und man beruhigte sich dabei, man war im Grunde froh, daß die Sache damit abgethan war. Kein Mensch zweifelte auch daran, daß man Adriano Micca verurteilen würde. Zu lebenslänglichem Bagno natürlich, milder würden's die Herren nicht machen. Wenn Severo solche Reden mit anhören mußte, schwoll alles in ihm vor Angst und Empörung. Nein, es durfte kein Unschuldiger leiden für Serafina's That. Und wenn sie selber die Folgen dieser That nicht auf sich nehmen wollte, mußte er es thun. Eine zeitlang trug er sich mit dem Plan, Adriano Micca aus dem Gefängnis zu befreien. Er überzeugte sich aber bald davon, daß keine Aussicht dazu vorhanden sei; die Bewachung war strenge und Leute aus Borgunto wurden vor der öffentlichen Gerichtsverhandlung überhaupt nicht zu den Ge-

fangenen hereingelassen, um jede Verdunkelung des Thatbestandes auszuschließen. Gewalt konnte nicht gegen die bewaffnete Aufsicht angewandt werden und zur Bestechung fehlte es Severo an allen Mitteln. So war er ratlos, wiederholte aber immer wieder bei sich, daß man den Unschuldigen nicht für die Schuldige auf der Galeere büßen lassen dürfe. Und er selber war, wenn nicht schuldig, doch sicherlich mitschuldig an dieser That, denn er hatte sie gewollt und hatte sie geschehen lassen; wenn Serafina sie nicht begangen hätte, würde er sie begangen haben. In solchem Kreislauf bewegten sich seine Gedanken. Wenn er gewußt hätte, daß Serafina aus dem Lande fort und in Sicherheit war, hätte er vor Gericht aussagen können, daß sie die Mörderin sei, und man hätte Adriano Micca dann freilassen müssen. So aber durfte er das nicht wagen. Vielleicht hätten die Sbirren sie dann doch noch aufgespürt und eingebracht und er war dann der Verräter seines Weibes.

Noch ein anderes kam ihm einmal in einer Stunde des Grübelns: wenn er erst wußte, wo Serafina war, konnte er sie und sich in Sicherheit bringen, und dann dem Gericht schreiben, wie alles gewesen war und daß man Adriano Micca freigeben müsse. Dies bohrte sich förmlich in sein Hirn. Es schien ihm alle Schwierigkeiten am einfachsten zu lösen. Serafina sollte für ihre That nicht zu büßen haben, denn es war eine der Not gewesen, sonst hätte sie sich schwerlich dazu entschlossen, und nur die himmlische Gerechtigkeit sollte darüber zu Gerichte sitzen. Aber auch kein andrer sollte zu Unrecht darum leiden. Und er selber wäre, so innig er an der Scholle Erde hing, auf der er heimisch war, gern mit ihr über's Meer gegangen, wenn er nur wieder mit ihr zusammen sein sollte und dies alles hier vergessen durfte. Nach Brasilien und nach Argentinien wanderten oft genug Leute aus der Gegend hier aus, wenn sie kein Dach mehr über dem Kopfe hatten, oder ihr Glück versuchen wollten, und immer noch hatten sie günstige Berichte von dort in die Heimat geschickt. Freilich: wo Serafina finden? An der Ratlosigkeit hierüber scheiterte alles. Kein Lebenszeichen kam von ihr und nichts deutete auf ihre Spur. Severo hatte oft die abenteuerlichsten Pläne, um sie ausfindig zu machen. Bald wollte er nach Siriano zur alten Teresa, um sich wahrsagen zu lassen, wo Serafina sei, bald dachte er an einen öffentlichen Aufruf in den Zeitungen; aber das eine wie das andre verwarf er wieder, weil er keinem Menschen verraten wollte und konnte, daß Serafina ihn heimlich verlassen habe. An die große Glocke nun gar wollt' er sein Unglück nicht hängen; noch wußte ja niemand hier, was es mit Serafina's Fortsein eigentlich auf sich hatte. Und melden würde sie sich wohl auch nicht einmal selbst, wenn sie seinen Aufruf zu Gesichte bekam.

Eines Tages ging er in seiner angstvollen Unruhe zu Padre Gioachino, dem Priester. Es war ein Wochentag und schon fast dunkel, als er in seinem Arbeitsanzug, gerade so, wie er aus den Brüchen kam, in das Pfarrhaus eintrat, das der Kathedrale gegenüber lag. Er wußte gar nicht, was er dem Priester sagen sollte, er hatte sich nichts überlegt oder zurecht gemacht, er wollte auch nicht einmal beichten. Nur einmal zu einem Menschen sich aussprechen mußte er, oder es brachte ihn um. Und er hatte keinen, als den Priester. Wenn der ihm nicht raten konnte, mußte er hingehen und Serafina suchen bis an's Ende der Welt.

Padre Gioachino empfing den Steinarbeiter in seiner schmierigen Haussoutane, mit der er eben von seinem Abendessen aufgestanden war. Ein paar frische Weinflecke waren noch darauf und im Zimmer roch es nach Knoblauch und Tomaten. Es war ein groß gewachsener, schöner Mann mit scharfen Zügen und klugen Augen, in mittleren Jahren und von weltklugem Benehmen. „Was führt Dich zu mir, Severo Rocca?“ fragte er, „ich habe Dich lange nicht mehr im Beichtstuhl gesehen.“ Seine Stirn runzelte sich leicht.

Severo wußte es nicht, wie er anfangen sollte. „Das, was ich Euch sagen möchte, Hochwürden,“ brachte er endlich, seinen verwetterten Filz zwischen den Fingern drehend, heraus, „möcht' ich wie ein Beichtgeheimnis angesehen wissen. Sonst darf ich nicht reden.“

Der Priester setzte sich und ließ seine prüfenden Blicke über den Burschen hingehen, das Kinn in der Hand. „Du kommst also in Gewissensnot zu mir, mein Sohn?“ fragte er dann.

Das bejahte Severo hastig. Padre Gioachino ging, um die Thür zu verriegeln, setzte sich wieder und ließ Severo dann neben sich niederknieen. „Du siehst übel aus, mein Sohn,“ sagte er, „erleichtere Dein Gewissen. Du hast gut daran gethan, zu kommen.“

Severo wurde es sehr feierlich zu Mute, aber die Worte wollten ihm nicht kommen. „Mein Weib hat Euch gebeichtet, Padre,“ stotterte er und blickte halb fragend, halb angstvoll zu dem Priester auf.

Aber Padre Gioacchino schüttelte den Kopf. „Sie hat lange nicht gebeichtet.“

Severo wurde immer verwirrter. „Mein Weib ist fort, Hochwürden,“ stammelte er.

Der Priester runzelte die Brauen. „Was soll das heißen? Mit einem andern?“

„Nein, nein.“

„Weshalb also? Sprich deutlicher!“

„Wenn ich es nur selber wüßte, Padre!“

„Du solltest es nicht wissen? Bist Du etwa gekommen, um es von mir zu erfahren? Habt Ihr schlecht mit einander gehaust?“

Severo zog den Kopf zwischen die Schultern ein, er kroch immer mehr in sich zusammen. „Ich fürchte, es liegt Blutschuld auf ihr,“ murmelte er.

Der Priester sah zu ihm herab, als ob er nicht recht gehört habe oder als wolle er sich davon überzeugen, daß der Beichtende dort unten bei klarem Verstande sei. „Weißt Du auch, was Du da redest?“ fragte er strenge. Dann fiel ihm der Mord ein, der in seiner Gemeinde verübt worden war, und daß man auch Severo Rocca verhört hatte, weil Aristide Bomero mit dessen Weibe schön gethan hatte, wie mit vielen andern. Und er dachte daran, daß Adriano Micca seine Schuld leugnete, die auch weder durch Zeugen, noch durch untrügliche Indizien zu erweisen war. Er selbst hatte ihn im Gefängnis ermahnt, zu gestehen, hatte ihn aber nur seine Unschuld mit allen Eiden bekräftigen hören. Hier lag vielleicht die Lösung des Geheimnisses, das über jener Blutthat immer noch schwebte, und wenn er zur Aufhellung desselben beitrug, erwarb er sich Verdienste, die reiche Frucht tragen würden. Schon die Befreiung eines Unschuldigen mußte ihm hoch angerechnet werden bei kirchlichen und weltlichen Behörden. Er war daher plötzlich lebhaft interessiert, begriff aber auch zugleich, daß er sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse. Unwillkürlich war der Verdacht in ihm aufgetaucht, daß Severo Rocca selber der Thäter sein könne und jetzt seine eigene Frau bezichtigen wolle, ja, womöglich hatte er diese, weil sie die Mitwisserin seiner That war, beseitigt und glaubte nun, ihr die Schuld aufbürden und sich selber dadurch von ihr reinigen zu können. Severo's verstörtes Wesen und sein eigentümliches Gebaren ließen blitzgleich diesen Gedanken in dem Priester aufsteigen. „Es ist etwas Furchtbares, was Du da aussprichst!“ setzte er hinzu und seine Augen ließen von dem Burschen nicht ab. „Was für einen Anhalt hast Du dazu? Daß sie fort ist, kein doch kein Grund zu solch' einem Argwohn sein.“

Severo berichtete stockend und zusammenhanglos, was ihm auf der Seele lag, — von der Zeit an, wo Aristide Bomero in sein Haus gekommen war, bis zu dem Augenblick, wo er heimkehrend Serafina dort nicht mehr vorgefunden hatte. Padre Gioacchino hörte zu, ohne ihn mit einer Frage zu unterbrechen, und ohne den Versuch, Ordnung in seine wirren Worte zu bringen. Er blickte ihn nur immer an und allerlei widerspruchsvolle Gedanken zuckten in seinem Kopf. Als Severo geendet hatte und mit einem erleichternden Seufzer verstummte, fragte er: „Und Du hast wirklich keine Ahnung davon, wo Dein Weib ist, Severo Rocca?“

„Bei meinem Seelenheil, nein, Padre.“

(Fortsetzung folgt.)

Schlafenszeit.

„Noch einen Kuß, noch einen, streicheln, streicheln“,
Mein Liebling ruft's, und wild um meinen Nacken
Preßt er die Arme und sein Herzchen tobt.
Er reckt sich hoch im Bett, will mich nicht lassen,
Schreit wie verzweifelt: „Küssen, streicheln, küssen,“
Weiß er doch — wenn die Mutter von ihm geht.
Bleibt er allein im Dunkel und soll schlafen.
Ich aber wende mich auf den Altan.
Im Nebeldunst der Nacht und des Scirocco
Verschwimmt der Golf, nur drüben leuchtet, sprüht
Der Feuerdampf glutrot aus dem Vesuv.
Doch in der Kammer still das Kindlein schläft,
Nach all' dem Lebensdrang, wie ward es stille.

. . . Ich schau in's Meer, daraus die grelle Glut
Des Feuerberges unermüdlich loht,
In meine und in meines Kindes Seele.

Sind wir nicht alle gleich? In gleichen Ängsten
Umklammern wild wir dieses kurze Leben,
Noch einen Kuß, noch einen, noch den letzten!
Bleib' bei uns Liebe, Liebe, laß uns nicht,
Wir wollen leben, leben — wenn du gehst,
Dann kommt das Dunkel und wir müssen schlafen.
— Indeß der Feuerberg der Lebenswonnen
Stets weiter glimmt.

Hermine von Preuschen.

Anastasius Grüns letzte Jahre.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig August Frankl.

IV.

Das Denkmal-Comité konnte sich mit Grüns Vorschlag für die Inschrift:

> Mein unermeßtich Reich ist der Gedanke
> Mein geflügelt Werkzeug ist das Wort

nicht befreunden und beschloß, von Professor Schilling einen Vorschlag zu erbitten. Grün erwiderte, als ihm Frankl dies mittheilte, aus Graz, 7. April 1875:

> Jeder dieser Sätze giebt auch für sich allein einen selbstständigen Sinn und enthält einen tüchtigen Gedankenbrocken, an dem der Leser zu kauen und zu verdauen hat; jeder für sich ist ein für den großen Ideenherold, ebenso wie für unser Volk, für Ort und Zeit unseres Denkmals charakteristisches Denk-, Mahn- und Wahrwort ... Was die Einwendung des durch die Weglassung des „Und" gestörten Rythmus betrifft, indem nämlich der zweite Vers dadurch aus einem jambischen, wie der erste ist, zu einem trochäischen wird, so möchte ich nur darauf aufmerksam machen, daß die Macht und Nachwirkung des metrischen Tonfalles des einen Wortes in dem einfachen, gewöhnlichen Leser wohl nicht so lange haften bleibt, bis er den Weg um das ganze Denkmal zurückgelegt hat und bei dem zweiten Verse auf der andren Seitenfläche angelangt ist. Der sachkundige Leser aber wird seines Verständnis genug besitzen, den Grund, weßhalb das „Und" wegblieb, zu errathen. Um treu zu citiren, könnte dieser Wegfall mit * * oder — — angedeutet werden. Durch die Trennung aber werden die beiden Sätze, was sie verbunden nicht sind, Kernsprüche in echtem, lapidarischen Stile, (mein Hauptgrund dafür). Dixi et salvavi etc. Wenn aber die Herren des Comités es vorziehen, den Stein zu einer Art „Sammlung deutscher Beispiele" oder einer Chrestomathie aus Schiller zu machen, so habe ich mich ihrem besseren Ermessen selbstverständlich zu fügen. Kommen dann beide obzitirten Verse auf die eine Seite (in welchem Falle das „Und" natürlich beizubehalten wäre), dann handelt es sich noch darum, für die andere Seite (mit Beachtung der gebotenen geistigen und räumlichen Symetrie) gleichfalls zwei entsprechende Verse zu finden. Ob sich genügender Raum dafür finden werde und die Buchstaben der Inschrift nicht etwas zu klein gerathen müßten, ist eine weitere Frage. Vielleicht trifft eine Andeutung Professor Schilling's das Richtigste und gewiß wird es gut sein, sein Gutachten sowohl über diese, als auch über die andern noch schwebenden Fragen einzuholen.

In seinem nächsten Schreiben (Wien, 1. Mai 1875) bat Frankl in seiner Eigenschaft als Vorstands-Mitglied des Wiener Zweigvereins der Schillerstiftung den Freund um Mithilfe bei einem guten Werke. Ein Tiroler Dichter habe Frankl mitgeteilt, daß die Witwe Hermann von Gilms, auf die überaus kärgliche Pension von jährlich 500 fl. Ö. W. angewiesen, in schlimme Not geraten. Der Wiener Vorstand wolle sich nun an die Hauptstiftung mit dem Antrag wenden, der Witwe ein dauerndes Jahresgehalt aus den Mitteln der Schillerstiftung zuzuwenden und bitte Grün, das Gesuch unterstützen zu wollen. Frankl schloß:

> Eine gleiche, aber geistige Wohlthat würde geübt, wenn die bis auf wenige Exemplare zusammengeschmolzene Auflage von Gilm's Gedichten[20]) erneuert würde. Gerold druckte dieselbe, weil eine große Anzahl von Pränumeranten (ich selbst konnte seiner Zeit etwa ein Viertel Hundert aufbringen) gesichert war. Eine neue Auflage brächte den Hinterbliebenen, wenn auch bei den jetzigen Verhältnissen sehr bescheidenen Vortheil, aber dem Dichter selbst weitaus größeren, wenn eine kundige Hand die Sammlung redigieren, Manches auslassen, vor Allem aber durch vieles Treffliche ergänzen wollte, was eine subjektive Anschauung des Herausgebers unverzeihlich unterdrücken zu müssen glaubte. Ich meine nämlich jene Gedichte, die in den Jahren 1846 u. 1847 handschriftlich durch Tyrol gingen, und an denen sich viele Geister stählten und erfreuten. Ich möchte sie, den ciceronianischen Titel adoptirend „In Jesuitam" überschreiben. Sie wirkten, vor der Censur verborgen, wie Feuer unter Wasser brennt.
>
> Don Alfonso's Domfahrt, wenn sie nicht so

[20]) „Gedichte" von Gilm. 2 Bde. Wien, Gerold 1864 bis 1865. Eine Volksausgabe (Leipzig 1874) enthält auch seine Jesuitenlieder.

entsetzlich aufregende und leider auch blutige Folgen hätte, gäbe eine Satyre, bei welcher allerdings die feudalen Altherren in Prag, die an ihn eine Beileidsadresse beschlossen haben und ihn nach Prag laden, eine humoristische Rolle spielen müßten. Oft bei Anlässen thut es mir leid, daß der beste Geißler für solche Geschehnisse Heinrich Heine gestorben ist.[21])

Der 9. Mai ist für die Schlußsteinlegung unseres Schillerdenkmals bestimmt ... Nach dem 9. Mai werde ich die Ehre haben, Ihnen wieder getreulich zu referiren.

In seinem Antwortschreiben — Graz, 2. Mai 1875 — erklärte sich Grün zu dem gewünschten Fürwort beim Hauptvorstand der Schiller-Stiftung bereit, bestätigte auf Grund ihm zugegangener Mitteilungen die Notlage der Witwe Gilm's und fuhr fort:

Gilm's rein dichterische Verdienste und die darauf zu begründenden Ansprüche der Witwe wird der Vorstand der Hauptstiftung gewiß eben so wenig verkennen wie wir, obgleich Gilm's Hauptverdienst, ein früher Verkündiger der die Welt bewegenden Ideen gewesen zu sein, sich in einem engeren und mehr lokal-oesterreichischen Rahmen manifestirte, aber doch jetzt durch den weithin entbrannten Kulturkampf auch den entfernter Stehenden nahegerückt wird.

Um das Andenken Gilm's würde sich ein mit Kritik und Geschmack begabter Herausgeber einer neuen sorgsam ausgewählten Auflage seiner Gedichte unter Aufnahme der bisher davon ausgeschlossen gewesenen Stücke in dieselbe ein schönes Verdienst erwerben. Der frühere Herausgeber war einestheils zu wenig, anderntheils wieder zu sehr ängstlich. Während er, aus einer irregeleiteten Pietät vielleicht, viel sehr Unbedeutendes und Alltägliches aufnahm, unterdrückte er die vortrefflichen Antijesuitica, von denen übrigens einige köstliche Proben in dem Volkskalender des Liberal-politischen Vereines zu Linz abgedruckt zu finden sind. Das Beste aus den früheren zwei Bänden und das noch ungedruckte Trefflichste fände sehr guten Raum in Einem Bande, der eine Zierde und Erquickung in jeder Bibliothek, ein schönerer und dauernder Ruhmeskranz auf dem Grabsteine des edlen Dichters werden müßte. Fielen dabei noch einige Körnlein Manna für die Erben ab, um so besser!

Gratz ist wieder beruhigt und krawallfrei seit zwei Tagen. Die intelligenteren Kreise sind nur einigermaßen beunruhigt durch des Ministers Streinayr Drohung, bei dem geringsten Anlaß die Universität sperren zu wollen. Ein guter Genius bewahre das Ministerium, das einen Namen trägt, welcher auch der meinige ist, vor einem Schritte von solcher Bedeutung und Nachwirkung! Aber es wehen in gewissen Regionen wieder Lüfte, die mir gar nicht gefallen wollen. Es giebt verhängnisvolle geistige Epidemien, die nur in bestimmten Höhegraden grassiren, deren sich aber, leider, sonst so gut und gesund organisirte Naturen, wenn sie in jene Luftregion gelangen, nicht zu erwehren vermögen.

In einem spätern Briefe — Graz, 21. Juni 1875 — äußerte sich Grün über die ihm mitgeteilten Vorschläge Schillings zu den Inschriften für das Schiller-Denkmal:

Die viel besprochenen Inschriftenverse betreffend kennen Sie bereits genügend meinen Vorschlag und dessen Motive, zugleich aber auch meine bereitwillige Unterordnung unter die Beschlüsse des Comités. Es wäre zu rathen, das Comité noch einmal zu einer Sitzung zu berufen und bei der Einladung zugleich die wichtige Tagesordnung, nämlich daß es sich um das Definitivum der Inschriftenwahl handle, ausdrücklich zu betonen ... Schilling's Vorschläge sind schön und geistvoll gedacht, sie gehen aus einer weihevollen Künstlerseele hervor und gelten in erster Linie dem Dichter und Denker. Mein Vorschlag möchte diesen beiden Momenten noch den großen Weltbürger beigesellen, denn mir scheint — vielleicht von einseitigem Standpunkte — die Bedeutung eines Schillerdenkmals in Oesterreich allerdings auch eine literarisch-künstlerische, aber doch vorwiegend eine politisch-patriotische, nationale, darum der Werth, den ich auf die markirte Betonung des Reiches des Gedankens, und des Werkzeuges, des Wortes, lege ... Aber wie gesagt, wozu sich das Comité nach reiflicher Erwägung aller vorliegenden Vorschläge entschließt, dem füge und beuge ich mich gerne und achtungsvoll ...

Ein Schreiben Grüns aus Thurn am Hart, 17. November 1875, dankt Frankl zunächst für die Übersendung seiner Balladen-Sammlung „Tragische Könige“[22]) und fährt dann fort:

Mit aufrichtigen Glückwünschen und fast mit einigem Neide, wenn dieser unter alten Freunden zulässig wäre, möchte ich die rüstige Produktivität begrüßen, von welcher diese neuen Schöpfungen wieder ein sprechendes Zeugnis geben. Dieses wiegt für Jeden um so schwerer, welcher Ihr so vielfaches erfolgreiches Wirken zu kennen in der Lage ist.

Vom großen Interesse war mir Alles, was Sie mir über den Fortgang unserer Schiller-Denkmals-

[21]) Don Alfonso von Bourbon kämpfte an der Seite seines Bruders, des Prätendenten Don Karlos, in Spanien, trennte sich jedoch später von ihm und nahm in Graz Aufenthalt. Gegen ihn und seine Gattin „Donna Blanca“ (sie hieß in Wahrheit Maria) wurde die Beschuldigung erhoben, daß sie an den karlistischen Greueln in Cuenca Anteil gehabt hätten. Das hatte gegen ihre Niederlassung in Graz in der dortigen Bevölkerung eine Mißstimmung erzeugt, die zu mehrtägigen ernsten Unruhen insbesondere unter der Studentenschaft führte, als diese Stimmung mit Ostentation nicht berücksichtigt wurde (Neue freie Presse 1875 Nr. 3835, 3836, 3837).

[22]) „Tragische Könige.“ Epische Gesänge von Ludwig August Frankl. Wien 1876.

Angelegenheit mitzutheilen die Güte hatten.... Was Sie über die etwas kärgliche und sparsame Betheiligung der auswärtigen Fürsten sagen, möchte ich nicht bedingungslos unterschreiben,.... Auch würde durch eine größere auswärtige und fürstliche Betheiligung eben jener Charakter des Werkes, der mir dieses so werth und bedeutungsvoll macht, zum Theile verwischt werden, nämlich der Charakter eines durchaus volksthümlichen, aus den Mitteln und dem Geiste des oesterreichischen Volkes hervorgegangenen Kunstwerkes.

Sie sind so freundlich, sich um mein und der Meinigen Befinden zu erkundigen. Im großen Ganzen kann ich nur Befriedigendes melden. Die Gesundheit meiner Frau geht mit zwar langsamen, aber unläugbaren Schritten der gänzlichen Genesung entgegen. Unser Sohn streckt sich zusehends in die Höhe, studirt fleißig, reitet und jagt aber noch fleißiger in seinen freien Stunden. Nur mit mir selbst bin ich weniger zufrieden. Der Jahre Last drückt mich sowohl auf dem Rücken, als auch unter dem Hute, d. h. ich bemerke, eben nicht zu meiner Freude, die allmähliche Abnahme der physischen, wie geistigen Kraft. Was ist zu thun? Sich zu fügen und mit Grillparzer zu sagen: Sei's!"

Frankl erwiderte: (Wien, 26. November 1875) u. a.:

... Es ist eigenthümlich, daß Sie in Ihrem letzten Schreiben, wenn ich mich recht erinnere, zum Erstenmale Klage über Ihr Alter — das Sie nebenbei gesagt durch frische Gesundheit und lebendige schöpferische Kraft verleumden — führen, und daß fast in demselben Momente ich Ihnen von einer Thatsache zu berichten habe, welche mit Ihrem am 11. April 1876 eintretenden 70. Geburtstage zusammenhängt.

Die „Concordia"[23]) hat nämlich beschlossen, denselben durch Prägung einer Medaille auf Anast. Grün zu feiern. Bereits legt der akad. Prof. Radnitzky Entwürfe für die Reversseite vor, die den Dichter symbolisiren werden, die Aversseite wird selbstverständlich der Kopf schmücken.

Die „Concordia" würde am Liebsten die Angelegenheit, die ihr eine weihevolle ist, als eine Überraschung behandelt haben; da sie aber nicht voraussetzen kann, daß ihr Beschluß von den Zeitungen verschwiegen werden wird, so beehrte sie mich mit dem Auftrage, Sie davon in Kenntnis zu setzen und zu bitten, daß Sie bei Ihrer nächsten Hierherkunft es gütigst mit in Ihre Zeitberechnung aufnehmen, dem Künstler etwa an drei Tagen je eine Stunde zu sitzen.

Und so hat die Furcht vor dem Ausplaudern der Zeitungen jedenfalls das Gute, ein Bild nach dem Leben zu gewinnen, während der Künstler sonst auf Büsten und Photographien, die kein sicheres Gelingen für die Ähnlichkeit bieten, angewiesen gewesen wäre.

Wenn Sie ein Bild in Öhl oder Wasserfarben aus Ihrer Jugendzeit von sich besitzen, so wäre das sehr wünschenswerth, um unbeschadet des jetzigen Ausdruckes Ihres Kopfes doch der Jugend ihr Recht widerfahren zu lassen.

So trefflich Göthe's Statuette von Rauch mit den Händen auf dem Rücken im langen Gehrock ist, das deutsche Volk liebt mehr die Büste, die ihn als den Olympier darstellt; ebenso mehr die Schiller's von Dannecker als von späteren Meistern und selbst unser Schillerdenkmal in Wien wird ihn jung bewundern lassen.

Das ist übrigens meine völlig subjektive Anschauung. Wenn Sie dieselbe theilen, so bitte ich mir die Bilder aus Ihrer Jugendzeit anvertrauen zu wollen. Wir bürgen Ihnen für die sorgfältigste Behandlung derselben, um sie Ihnen unverletzt wieder zurückzustellen...

Hier Grüns Antwort (Graz, 29. November 1875):

... Ich fühle mich über Verdienst geehrt und beglückt und für die gütigen Absichten der „Concordia" zu dem wärmsten und innigsten Danke aus tiefgerührtem Herzen verbunden. Sie sind wohl so freundlich, diese Gefühle betreffenden Ortes zur geneigten Kenntnis zu bringen. Aber auch eine inständige Bitte habe ich beizufügen. Wenn die hochverehrte Concordia mich zu noch größerem Danke verpflichten will, so möge sie, ich bitte darum, den 11. April 1876, in so weit dieser mich betrifft, gänzlich ignoriren. Ich ging mein Lebtag am liebsten ganz unbeachtet meiner Wege und möchte auch an jenem Tage dessen karthäuserisches Memento in aller Stille und Zurückgezogenheit für mich allein sprechen. Ein solcher Lebensabschnitt enthält für Jeden, der ihn erreicht, einen herben, tiefernsten Kern, welcher sich mit Festblumen nicht verdecken läßt. In Wahrheit könnte ich an solchen Blumen, welche das Wohlwollen nachsichtiger Kollegen mir vielleicht zudachte, in der Richtung, daß ich dieselben unverdient erhielte, keine rechte Herzensfreude haben; denn ich weiß gar wohl, wie weit mein Thun und Können hinter meinem Wollen zurückgeblieben ist. Keinesfalls gehöre ich zu jenen Männern, auf welche man Medaillen prägt und zu deren Größe auch ich mit Achtung hinanschaue. Darum bitte ich dringend, mich in Betreff der projektirten Medaille freundlichst zu dispensiren. Ich weiß zwar, daß es mir nicht zusteht, gegen die Beschlüsse der Gesellschafts-Vertretung Einsprache erheben zu wollen, und am allerwenigsten möchte ich so großes Wohlwollen mit einer Art scheinbaren Undankes erwidern; andererseits aber mögen die verehrten Mitglieder der Concordia es mir nicht verargen, wenn ich in richtiger Selbstprüfung

[23]) Der Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Verein. Die Anregung zu dem Beschlusse war von Frankl ausgegangen.

keinerlei Grund zu der mir zugedachten Auszeichnung zu finden vermag und demgemäß zwar mit dankerfülltem Herzen, aber einem mächtigen und, wie ich glaube, richtigen Gefühle folgend, mich jeder persönlichen Mitwirkung zu dem erwähnten Zwecke enthalten muß.

Das nächste Schreiben Grüns — Graz, 2. Dezember 1875 — kommt auf die Frage der Inschriften für das Schiller-Denkmal zurück:

Da mein Vorschlag, wie ich denselben ursprünglich gestellt und motivirt hatte, keine Aussicht hat, durchzudringen, so accomodire ich mich hiermit gerne dem Vorschlage des Prof. Schilling. Ich finde in dieser Variante doch das Wesentliche meiner eigenen Anschauungen wiedergegeben. Damit aber kein Mißverständnis obwalte, fasse ich die Hauptsache in Folgendem zusammen.

An der Stirnseite des Monumentes ganz allein der Name:

Schiller.

Rechts davon auf dem Seitenfelde:

„Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.“

Auf dem linksseitigen Felde:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“

oder eventuell statt des Letzteren:

„Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst Du in der Erkenntnis Land.“

Die hier vorgeschlagenen Verse haben auch die rhytmische Ruhe, welche zu einem Steinmonumente paßt. Dazu sind wohl Jamben oder Trochäen geeigneter, als die hopsenden Pentameter und Hexameter. Und darum möchte ich das von Ihnen vorgeschlagene Distichon, so passend es nach seinem Inhalte wäre, nicht befürworten.

Auf Grüns Bedenken betreffs der Medaille erwiderte Frankl (Wien, 6. Dezember 1875), er begreife vollkommen, daß Grün seine persönliche Mitwirkung hierbei ablehne; er wolle nun selbst für die nötigen Vorlagen Sorge tragen:

Ich werde demnach jene Profil-Photographie, die Sie zu einem ähnlichen Zwecke auf meine Bitte vor mehreren Jahren mir zur Verfügung gestellt haben, Herrn Prof. Radnitzky, mit dem der Vertrag abgeschlossen ist und der bereits mit einem Entwurfe für die Reversseite beschäftigt ist, übergeben. Ihre Büste, die ein junger Mann vor mehreren Jahren angefertigt hat, ist dem Professor leicht zugänglich, da der talentvolle Künstler sein Schüler war. Und so wird hoffentlich die Ähnlichkeit gelingen, da es doch dem Künstler freisteht, den Sitzungen im Herrenhause von der Gallerie aus anzuwohnen, und so, ohne Ihr Zuthun, ohne Ihr Wissen, charakteristische Züge zu erschauen.

Ihre Ansicht, daß Sie „keinesfalls zu jenen Männern, auf welche man Medaillen prägt, zählen,“ kann ich durchaus nicht theilen und würde derselben, wenn sie bekannt wäre, von jedem deutschen und für Poesie fühlenden Herzen widersprochen werden. Der Gedanke, daß nur Sie allein keine Ahnung davon in Ihrem Bewußtsein hätten, wäre geradezu zu beklagen für Ihr Glück. Wer auf eine so glorreiche Dichter-Laufbahn, auf seine im Dienste der Kultur und Freiheit stehende politische, erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken kann, der ist ein Glücklicher. Und auf solche Männer werden nicht allein Medaillen geprägt, es werden ihnen Statuen gesetzt und — mögen Sie zum Stolze, zur Freude des Vaterlandes und aller derer, die Sie persönlich ehren und lieben, noch lange leben — eine solche wird Ihnen dereinst werden.

Mit diesem festen Glauben schließe ich diese Zeilen. Ihr

Frankl.

Frankls Zusicherung hat sich erfüllt, er selbst hat nach Grüns Tode die Anregung gegeben,[24]) dem „oesterreichischen Dioskurenpaar“, Lenau und Grün, Denkmäler zu setzen. Frankl hat als Vorsitzender des Comités die würdige Durchführung bewirkt. Die beiden Hermen stehen auf dem Schillerplatz. Auch in Graz und Laibach erinnern öffentliche Denkzeichen an Grün.

Aus Grüns Dankschreiben auf Frankls Glückwunsch zu Neujahr 1876 sei folgende Stelle wiedergegeben:

Was mich betrifft, so trete ich gerade dieses Jahr mit einem schweren und schmerzlichen Vorgefühle an. Doch enthalte ich mich aller weiteren Expectorationen, um nicht auch meinerseits dem boshaften Dictum Lasser's zu verfallen: „Freund S. habe in seiner letzten Rede dargethan, daß man mit 60 Jahren ein alter Mann, mit 70 aber ein altes Weib werde.“ —

Frankls nächster Brief (11. Januar 1876) giebt eine Anschauung von den materiellen Schwierigkeiten, mit denen das Komitee zu ringen hatte:

.... Unser Cassastand ist nun folgender: Sämmtliche noch zu zahlenden Beträge an Schilling, die Erzgießerei, für Unterbau und Sockel (39000 fl.) die Auslage für die Medaille (1000 fl.) sind vollständig gedeckt und verbleibt uns noch ein Rest von 3000 fl. für die Enthüllungskosten und sonstige kleine Auslagen ...

Summa summarum wird das Monument, wenn es enthüllt da steht, 100 000 fl. gekostet haben. 100 000 fl. plus neunjähriger unablässiger, hingebendster, selbstlosester Arbeit von einer kleinen Gruppe des dreißigköpfigen Comités, das selbst den Akt der Grundsteinlegung nicht der Mühe werth fand, zu erscheinen.

[24]) „Neue freie Presse“, Nr. 4340 vom 24. September 1876.

Es war, wir müssen es uns eingestehen, eine Zangengeburt, das oben genannte Kapital zusammenzubringen, und wahrlich kein vergnüglich Geschäft, dabei die Dienste des Accoucheurs zu versehen.

Es drängt sich aber noch eine Betrachtung auf, wie wenig Beträge auf den schönen und eindringlichen Aufruf uns zugekommen sind; ich meine spontan, im Ganzen vielleicht 2000 fl. Die übrige Summe mußte durch Theatervorstellungen, Konzerte „ergaukelt", durch tausend und tausend Briefe, Besuche „erpreßt", durch eine Lotterie „erschwindelt" werden.

Die Begeisterung für den Dichter, selbst wenn es ein Schiller ist, wird kühl, wenn sie sich durch einige Gulden und Kreuzer manifestiren soll.

Und ist denn Schiller in den deutsch-oesterreichischen Landen wirklich, wie es heißt, bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen? Ich lebe seit zwölf Jahren jedesmal zwei Monate in Tyrol, Steiermark, Krain, Ober- und Niederoesterreich, ich verkehre da viel mit Geistlichen, Schullehrern u. s. w., noch nicht einmal fand ich bei Einem die Werke, welche Dank dem Grazer Nachdruck nur 5 fl. gekostet haben, oder auch nur irgend Eines seiner Dramen oder seiner Gedichte. Ich fürchte, daß Schiller erst durch unsere Monument-Agitazion in Kreisen die Aufmerksamkeit erregte, wo sein Wort bis dahin nicht geklungen hat.

Und selbst unter den Künstlern? Ich will dem übrigens namhaften Bildhauer nicht die Schmach anthun und ihn nennen; er kam zu mir und theilte mir mit, er wollte für das Denkmal mitkonkurriren, ich möchte ihm „gefälligst" nur angeben, was er machen solle? Er habe nur Einmal die „Jungfrau von Orleans" aufführen sehen und von den Gedichten sei ihm nur die „Glocke" bekannt.

Nach diesem Allgemeinen sei mir nur noch die subjektive Anschauung auszusprechen gestattet, ob ich selbst berechtigt war, dem Unternehmen einen neunjährigen Aufwand von Zeit, Kraft und, ich darf es sagen, von praktischem Talente widmen zu dürfen?

„Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nicht bedenkt, was er vollbringt."

Gewiß ist, daß ich der größte Kontribuent für das Zustandekommen des Werkes gewesen bin.

Ich spreche mir die Berechtigung hierzu völlig ab ....

Die Schwierigkeiten waren damit noch lange nicht zu Ende. Vor Allem stellte es sich nun heraus, daß das schiefe Terrain des Schillerplatzes die Einfügung einer Granitstufe unter das Denkmal nötig mache; ferner aber wollte die Inschriften-Frage noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die seit mehr als Jahresfrist erwogene Angelegenheit hatte, wie man weiß, folgende Phasen durchlaufen. Nachdem das Komitee sich für keinen der eingebrachten Vorschläge hatte entscheiden können, war Grün zu einem solchen aufgefordert worden. Derselbe teilte das Loos seiner Vorgänger; er wurde verworfen. Nun beschloß das Comité Schillings Vorschlag einzuholen; Grün schloß sich dem Bildhauer an; das Resultat war gleichwohl dasselbe, obwohl Grün der betreffenden Sitzung (im Dezember 1875) persönlich präsidierte. Um nun endlich zu einer Entscheidung zu gelangen, wurde in der nämlichen Sitzung der Antrag gestellt, Grüns ersten Vorschlag zu acceptieren, und der Antrag wurde angenommen. Damit schien die Angelegenheit endlich erledigt; daß sie es nicht war, und welche Wendung sie nun nahm, mag der folgende Brief Frankls vom 17. Februar 1876 berichten:

Je mehr ich mir dessen bewußt bin, wie unangenehm die sich immer erneuernden Schwierigkeiten des Schiller-Monumentes sind, darf ich sie Ihnen, damit Sie in genauer Kenntnis der Sachlage bleiben, nicht vorenthalten.

Endlich sandte Schilling nach zweimal wiederholter Bitte das von ihm erbetene Exposé zur Zeichnung des Schillerplatzes, ein zwei Oktav-Seiten starkes Elaborat, zu welchem er nur sechs Wochen verwendete. Es enthält aber eine um so stärkere und leider unabweisliche Forderung, nämlich es muß, um das Terrain mit seinen unglücklichen beiden Neigungen zu maskiren, unter unsere schwedischen Granitstufen noch eine 2' hohe Stufe von ungeschliffenem Granit gestellt werden, was nach oberflächlicher Berechnung, die unerwartete Mehrauslage von wenigstens 2500 fl. in Anspruch nehmen wird.

Wie sollen nun die wieder hereingebracht werden? Ich schäme mich schon weiter zu betteln und werde in dieser Richtung nicht mehr die Hand rühren. Ich erkenne den geistigen Verlust vollkommen, aber ich denke zu beantragen, die für die Enthüllungsfeier reservirten 2000 fl. für die Stufe zu verwenden und in der Nacht vom 9. auf den 10. November d. J. einfach die Hülle fallen zu lassen, damit das Denkmal, ohne Sang und Klang, des Morgens dastehe. Sollten die 2000 fl. noch nicht ausreichen — und wer weiß, welche Aufzahlungen noch kommen werden — so liegt es in unserer Macht, die Medaille aufzugeben.

Es ist eine wahre Zangengeburt, dieses Schillerdenkmal. Und wie sind wir in diese Kalamität hineingerathen? Die Fachmänner erklärten bestimmt, das Schilling'sche Projekt werde nicht mehr als 60 000 fl. kosten und nun sind es 99 000 fl. Wir hätten schärfer rechnen und demnach nur ein einfacheres Denkmal bestimmen sollen. Jetzt wird es freilich eine prächtige, neungestaltige, überlebensgroße Gruppe sein, der

man die Arbeit, die Sorge, den Verdruß nicht ansehen wird, die sie veranlaßt hat.

Dabei frage ich mich selbst, verzeihen Sie, hochverehrter Freund! diese subjektive Einmischung, hatte ich das Recht, neun Jahre meines Lebens einer, wenn noch so idealen Sache zu widmen? Hätte ich so viele Zeit, Kraft und ich darf sagen praktisches Talent meiner Familie, der ich kein Vermögen zu hinterlassen haben werde, verwendet, so hätte ich mit Ruhe die Augen schließen können. Nun dürften Sie sagen, warum ich, da ich doch gesunden Verstand besitze, so Schädigendes unternommen habe? Ich dachte mir die Arbeit in längstens zwei Jahren vollendet, da für eine einfache Statue nicht schwer höchstens 20 000 fl. aufzubringen waren.

Sie kennen den Zustand der Krankheit, wenn man sich auf hoher See befindet — aber man kann nicht aussteigen. Mir ist moralisch übel, aber ich bin auf hoher See des Unternehmens, bin ein Knecht der von mir selbst angeregten Idee, und ich werde sie getreulich bis zum letzten Momente durchführen helfen; treu und wenn auch sehr müde.

Doch ist es nicht allein das neue, an uns herantretende Postulat, was mir einen Wehschrei entlockt. Ich schrieb für Sonntag den 13. d. eine Sitzung aus mit dem rot unterstrichenen Passus: „Wir rechnen sicher auf Ihr gefälliges Kommen," weil Wichtiges zu besprechen war, namentlich die Inschrift noch vorgelegt werden mußte.

Kamen, nachdem ein volles Jahr keine Vollrathsitzung war, von dreißig Mitgliedern wirklich deren zwölf . . . .

Und was thaten die zwölf, die zur Sitzung kamen? Sie verwarfen die Zweitheilung der unter Ihrem Vorsitze beschlossenen Worte: „Mein unermeßlich Reich u. s. w." Es verwarfen sie selbst Einige, die früher für die Zweitheilung gestimmt haben.

Ich sende Ihnen die diesfällige Zuschrift an Prof. Schilling, weil sie Ihnen am Besten klar macht, was das Comité jetzt will . . . .

Ich bat die Herren, für die nächste, auf den 27. d M. anberaumte Sitzung Vorschläge mitzubringen. Ich werde wieder alle Herrn einladen, noch dringender . . . .

Es ist dies kein heiterer Brief, am wenigsten im Fasching, aber wem sonst sollte man, allerdings egoistisch genug, seine Bedrängnis klagen, wenn nicht einem theilnehmenden Freunde. Noch Einmal, verzeihen Sie!

Grün nahm die Nachricht schweigend auf; Frankl aber, der in dieser, wie in jeder anderen Frage treulich Schulter an Schulter mit ihm gekämpft, hatte die Pflicht, dem Freunde am 29. Februar 1876 den verblüffenden Ausgang der kuriosen Angelegenheit zu melden.

Davon in unserem nächsten Aufsatz.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Aufwärts.

Im Garten die alte Linde
Blühet im Sonnenglast,
Es spielen die Abendwinde
Ruhig in Laub und Ast.

Ich schau in's Blätterwogen,
Im goldenen Sonnenblick,
Ein Traum kommt still gezogen,
Ein Traum von großem Glück.

Die Blätter leise schwanken
In wechselndem Atemzug,
Still schweifen die Gedanken
Wie Wandervögelflug.

Mit weißbeglänzter Schwinge
Flattern die Tauben auf;
Ich sinne: wenn es doch ginge
So rein in den Glanz hinauf!

Und kommt ein Schatten gezogen,
Ein Schatten vor's Sonnenlicht,
Ist all dein Traum verflogen,
Wohin? Du weißt es nicht.

Still webt sich Tag zu Tage,
Still reiht sich Lust an Schmerz,
Wie eine dunkle Sage
Klingt Dir Dein Traum durch's Herz.

So laß ihn ruh'n, tief innen,
Von Schmerzen zugedeckt,
Bis ihn ein jäh Besinnen
Dereinst zum Tag erweckt.

Da breitet er stark die Schwingen
Und will zum Licht zurück,
Er wird sich aufwärts ringen
Durch Schmerz zu reinem Glück.

Heinrich Löbner.

Schmelings Erben.

Roman von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Auf den Kohlenbaron Leon Wülfrath hatte die Verhandlung mit Johannes Trost einen tieferen Eindruck gemacht, als er sofort gewahr wurde. Er nahm zunächst seinen Mißerfolg, wie jeden andern, auf die leichte Schulter. Bald indessen bemerkte er, daß er sich innerlich immer wieder auf's neue mit dem bettelstolzen Volksschullehrer beschäftigte. Und zwar nicht mehr, wie früher, im Ärger und mit dem Gefühl, daß er ihm eins versetzen möchte. Der natürliche Scharfblick des Parvenüs hatte erkannt, daß ihm eine Persönlichkeit gleichen, wenn nicht höheren Ranges entgegengetreten war. Der vom Glück verzogene Reiche, dem alle sich beugten, hatte einen Unabhängigen gefunden, der aus geheimnisvollen Wurzeln seine Kraft zog. Ideale Ziele, mit gänzlicher Nichtachtung des eigenen Wohlergehens verfolgt — welch' wunderbares Schauspiel inmitten der allgemeinen Jagd nach Erwerb und Genuß, wozu die Civilisation ausgeartet war! Leon Wülfrath, der welterfahrene Mann, sah den Schwärmer erhobenen Hauptes einem dunklen Loose zuschreiten. Das war Heroismus, wie auch die Welt es nennen mochte. Und auch jener stammte, wie er, aus dem niedern Volke. Sie beide waren hoch über das Gemeine emporgestiegen, ein jeder auf seine Art, und konnten sich wohl als Gleiche die Hand reichen.

Aus dieser Empfindung erwuchs Wülfrath der Wunsch, Trost nochmals, und in Frieden, zu begegnen. Wie aber sollte das sich wohl fügen? Die Wege beider kreuzten sich nicht. Wenn der Millionär den Lehrer sehen wollte, mußte er ihn aufsuchen. Dazu aber fehlte ihm ein Vorwand. Er war indessen erfinderisch genug, sich einen zu schaffen. Seine Tochter Gundel mußte ihm helfen.

„Hast Du nicht Lust, Deine Kenntnisse in der Geschichte oder Litteratur etwas aufzufrischen?“ fragte er sie eines Tages plötzlich.

Gundel machte ein erstauntes Gesicht; um ihre Bildung hatte ihr Vater sich bisher noch niemals bekümmert.

„Findest Du mich so unwissend, Papa?“ fragte sie pikiert.

Wülfrath erklärte: „Ich bin dem Lehrer Trost eine Genugthuung schuldig. Du weißt ja, was vorgefallen ist. Der Mann ist von uns allen verkannt und schlecht behandelt worden. Er soll Dich nicht schulmeistern — das meinte ich nicht, sondern Dir Vortrag halten, verstehst Du — ähnlich wie früher den Arbeitern.“

Gundel klatschte angenehm überrascht in die Hände. „Das ist eine ganz famose Idee, Papa!“ rief sie aus. „Trost! Ich habe ein halbes Dutzend Freundinnen, die für ihn schwärmen. Er soll ja ein entzückender Mensch sein.“

„Sehr gut,“ versetzte Wülfrath lächelnd. „Dann arrangieren wir gleich ein Auditorium von jungen Damen. Ihr könnt den roten Saal für die Abende nehmen. Aber plaudere mir nicht eher von diesem Plan, bis ich Trost geworben habe; er ist ein eigener Patron und nicht so ohne weiteres ins Haus zu bestellen, wie ein Lieferant von Putzartikeln. Diese Ritter vom Geiste verlangen, daß wir sie als unseresgleichen behandeln und sie haben ein Recht dazu, wenn sie sich im freien Dienst die Sporen erworben haben.“

Nach solch' ungewöhnlicher Äußerung des

Papas waren die Vorträge Trosts erst recht begehrenswert für Gundel geworden. „Geh' bald zu ihm, liebster Papa!" bat sie.

Und in der That: Wülfrath verlor keine Zeit. Noch an demselben Tage suchte er Trost auf.

„Ich komme als Bittender zu Ihnen, mein lieber Herr Trost," fiel er gleich mit der Thür ins Haus. „Eine Anzahl von jungen Damen, meine Tochter an der Spitze, wünscht geschichtliche Vorträge von Ihnen. Ich habe den Mädchen zwar gesagt, da sie keine Proletarierkinder wären, würde daraus wohl nichts werden; aber sie haben mich so lange gequält, ich möchte wenigstens einmal bei Ihnen anfragen, bis ich's ihnen zusagte. Die jungen Damen versprechen, sich ganz nach Ihnen zu richten, und sehr aufmerksam zu sein. Ich hoffe, Sie haben Mitleid mit der wißbegierigen Schar."

Mißtrauisch hatte Trost den Bittsteller angehört; doch konnte er in seinem Anliegen, so sehr es ihn auch befremdete, nichts von heimlicher Tücke entdecken. Ja, es schien ihm sogar, als ob in der Stimme Wülfraths ein warmer Ton durchklinge, wie er ihn darin noch nicht vernommen hatte.

Er überlegte einige Sekunden, dann antwortete er: „Ich halte es für meine Aufgabe, zu belehren, wo aufrichtig von mir Belehrung begehrt wird. Daß dies bei Ihrer Tochter und den übrigen jungen Damen der Fall ist, muß ich nach Ihrer Darstellung annehmen. Ich stehe den Wißbegierigen einmal in der Woche abends zu Diensten, vorausgesetzt, daß die Wahl der Themata mir gänzlich überlassen bleibt."

„Selbstverständlich. Und wann darf ich die Mädchen auffordern, Sie zum ersten Vortrag in meinem Hause zu erwarten?"

„Am nächsten Montag, um sieben Uhr."

Die Angelegenheit war erledigt; Wülfrath hatte die Freude, daß der scheue Fisch auf seinen Köder angebissen hatte.

Es wurde bald ruchbar, daß der Volksapostel Johannes Trost plötzlich vor den Augen der Aristokraten Gnade gefunden habe. Die weibliche Jugend der besten Gesellschaft strömte Montag abends in den roten Saal der Villa Wülfrath. Aus dem raucherfüllten Saale des Casino war Trost übergesiedelt in die parfümierte Atmosphäre einer Millionärswohnung. Seine alten Freunde, die Arbeiter, schüttelten die Köpfe; er schien ihnen ein Abtrünniger, übergegangen in das Lager des Feindes. Auch Klara verstand ihn nicht, um so weniger, als ihr Vater lachend bemerkte, ihr Freund, der Schulmeister, sei endlich dahintergekommen, wo Bartel den Most hole.

Als er wieder einmal in dem Malchien'schen Hause erschien, fragte sie ihn vorwurfsvoll: „Wohin steuern Sie denn jetzt?"

„Im alten Kurse," erwiderte er ruhig. „Ich lasse mein Lichtlein da leuchten, wo Aufklärung vonnöten ist, und ich geladen werde."

„Diese reichen Mädchen suchen nur eine neue Zerstreuung," sagte Klara fast heftig.

„Sehr möglich. Es soll meine Sorge sein, daß sie mehr finden, als sie suchen. Der Geist Gottes ist überall, im Palast nicht minder wie in der Hütte."

Klara schwieg beschämt. Sie war eifersüchtig gewesen und fühlte es.

Am wenigsten war Albert erbaut von dem unvermuteten Eindringen des „Bakelschwingers" in seine Kreise. Da die günstigen Abrechnungen andauerten, hatte er den großen Schritt gewagt, das Haus seines Vaters zu verlassen und sich ein eigenes Junggesellenheim zu bereiten. Noch hielt er indessen seine Stelle fest, mit einem Rest von Vorsicht, den die öffentliche Meinung als altfränkische Zaghaftigkeit auslegte. Man sagte spöttisch von ihm, er sei so lange im Sumpf herumgewatet, daß er nun, da er tiefes Wasser vor sich habe, die Courage nicht finden könne, zu schwimmen.

Mit Gundel war er schon lange um nichts weitergekommen. Auch wagte er nicht, sein Werben energisch bis zur Entscheidung zu treiben. Nun sah er mit Ingrimm sich ganz zurückgeschoben.

Gegen Klara machte er seinem Herzen Luft: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Wolkengucker wie dieser Trost in die Mode kommen kann — bei unseren jungen Damen, die höchstens einmal zu einem Roman greifen, wenn ihnen die Langeweile bis an den Hals steigt, und dann muß es noch einer sein, der von Spannung trieft. Aber — weiß der Henker! — die Mädchen sind allesamt rein vernarrt in ihn. Und am tollsten Gundel Wülfrath; sie bekränzt ihm jedesmal den Tisch, hinter dem er orakelt. Wir andern stehen tief unter Pari und bleiben noch dazu Brief. Das ganze Gespräch dreht sich um Trosts Vorträge; es ist rein lächerlich. Da hat er von dem jungen

Goethe erzählt — na, wir wissen doch auch, wie viele Mieselchen der hat sitzen lassen — und die ganze Schar weiß nichts mehr zu reden als von dem genialen Frankfurter Patrizierssohn, dem Götterjüngling, dem Liebling der Musen, und was sonst noch blinde Anbetung dem Glückspilz für schmückende Beiwörter verliehen hat. Acht Tage später schildert er das deutsche Familienleben zur Zeit der Reformation. Im Nu ist Goethe vergessen und alle sind auf den Gretchenton gestimmt. Und so weiter. Daneben aber ertönen fortwährend begeisterte Hymnen auf den großen Magier Trost, der diese Geister erscheinen läßt. Wülfrath steht schmunzelnd im Hintergrunde und schürt den Enthusiasmus; kein Mensch versteht ihn. Nach den Vorträgen hält er Trost im Hause, und nur die Intimsten dürfen zu dem Konventikel bleiben, das der Prophet bei einer Tasse Thee und Butterbrot abhält. Dabei ist Gundel um ihn herum wie weiland Martha um den Heiland. Es soll mich nur wundern, wie lange dieser Unfug dauern wird."

Diese giftige Schilderung des verdunkelten und zurückgesetzten Albert entsprach so ziemlich der Wahrheit. Gundel, die bis dahin so leicht und weltlich dahinlebende Gundel hatte in der That in dem schlichten Apostel des Geistes das Ideal eines Mannes gefunden, dem sich ihr ganzes Wesen willig unterwarf. Mit voller Unbefangenheit zeigte sie ihre Verehrung. Ihre Eltern bemerkten es mit lächelnder Verwunderung. Es war ein gar anmutiges Schauspiel, das Mädchen demütig um den vergötterten Lehrer bemüht zu sehen. Und auch ihr Verhalten gegen ihre Umgebung änderte sich. Wie in dem wonnigen Rausch eines stillen Glücks ging sie umher und hatte für jeden nur freundliche Worte. Freilich: von dem neuen Standpunkte aus, den sie gewonnen, schrumpfte manches arg zusammen, was ihr früher wichtig und wertvoll erschienen. Und auch die Menschen fuhren nicht zum besten; Albert hatte die richtige Ahnung gehabt, als er für seine Hoffnungen fürchtete. Ein Hauch echten Gefühls hatte sie hinweggefegt.

Wie aber fand Johannes Trost sich in der schön aufgeputzten Welt zurecht, in die ihn des Schicksals Laune geworfen?

Eines Abends, als er allein mit Klara hinten im Malchien'schen Garten saß und das nahe Flüßchen leise in die Feierabendstille hineinplätscherte, sprach er sich darüber aus.

„Glauben Sie nur nicht, Fräulein Klara," sagte er, „daß ich kalten Blutes, gänzlich erfüllt von der mir gestellten Aufgabe, in dem Reiche der Schönheit wandeln kann, das mir Wülfraths Zauberstab erschlossen hat. Oh nein; ich bin kein Barbar, der dem verfeinerten Lebensgenuß verständnislos und deshalb ablehnend gegenübersteht. Ich bin keineswegs mit Erz gepanzert gegen die Reize eines olympischen Daseins, wie es sich die Erdengötter bereiten können. Und die Speise des Beifalls von einem Auditorium anmutiger Mädchen ist süß. Zuweilen denke ich, es wäre besser gewesen, wenn ich nicht kennen gelernt hätte, was mir niemals wieder zuteil werden wird. Warum muß mir die Herrlichkeit und Süßigkeit der Welt gezeigt werden, ehe ich in das Dunkel versinke?"

Klara erschrak über die elegische Stimmung des Freundes. „Sie haben jetzt Wülfrath für sich," erwiderte sie eifrig. „Er kann Ihnen eine andere, bessere Stelle öffnen. Bleiben Sie bei uns!"

Trost schüttelte langsam den Kopf. „Die Gunst der Mächtigen ist nicht der Grund, auf den ich mein Leben bauen möchte. Hier bleiben? Nein. Über's Jahr wäre ich aus der Mode. Besser ist's, ich gehe ab, so lange mir noch Kränze fliegen. Wenn's nicht jetzt schon zu spät ist! Vielleicht habe ich bereits des süßen Giftes zuviel genommen. Wer wandelt ungestraft unter Palmen?"

„Diese Verzagtheit ist mir etwas ganz Neues an Ihnen," rügte Klara.

Er antwortete nicht gleich; sinnend blickte er zu den Wolken hinauf, die wie in Purpur gebadet der sinkenden Sonne nachschwebten. Dann sagte er, gleichsam laut denkend: „Ich habe bis jetzt nicht gewußt, welch wundersame Blüten der Baum der Menschheit zu tragen vermag. Es giebt Naturen, in denen die Beimischung des Irdischen kaum bemerkbar ist. Mit hellen Sabbataugen schauen sie aus dem Gewimmel der Gestalten. Sie sind nicht für den Kampf ums Dasein geschaffen, in den sonst alle Kreatur verstrickt ist, sie nicht. Am Wege sollen sie stehen und die vorüberziehenden Arbeiter durch den Liebreiz ihrer Erscheinung erquicken; mit sonniger Güte sollen sie die Herzen erwärmen. Weiter nichts. Wehe ihnen, wenn Armut sie faßt, wenn sie des Überflusses entbehren müssen, der ihres gesegneten Daseins Voraussetzung ist!"

Mit Verwunderung vernahm Klara aus

Trost's Munde die Lehre von den privilegierten Naturen. Wie kam er nur dazu, gerade er, dem alle Menschen Gottes gleichgeliebte Kinder waren, an eine Aristokratie von Gottes Gnaden zu glauben und sich sogar dafür zu begeistern?

Schüchtern fragte sie ihn, doch er hütete sich wohl, ihr wahrheitsgemäße Auskunft zu erteilen. „Wer's nicht fühlt, der wird es nie begreifen," erwiderte er lakonisch. Und dann blieb er schweigsam und zerstreut, bis er bemerkte, daß Klara in der Abendkühle fröstelte. Da brach er auf und ließ sich nicht zum bleiben nötigen.

Lange saß Trost noch an diesem Abende in seinem Zimmer am offenen Fenster und sah am blaßblauen Sommerhimmel die mattleuchtenden Sterne langsam vorüberziehen. In Pausen schrieb er. Es war ein Gedicht, das entstand. Was ihn bewegte, was in ihm rang, heischte die poetische Form. Wann hätte auch eine Liebe, die nur in Entsagung enden kann, sich anders hervorgewagt, als in der Bildersprache der Poesie?

„Und spricht das Röslein: „Breche mich,
Ich blüh' und dufte nur für Dich —
Wie darf ich armer Knabe wagen
Solch hohen Schatz davonzutragen?
Ich kann auf meinen rauhen Wegen
Kein holdes Blümchen zärtlich pflegen;
Ein langer Blick, ein letzter Gruß, —
Und weiter irrt des Wandrers Fuß."

So lautete eine Strophe des Gedichtes, worin Johannes Trost das Geheimnis seiner aussichtslosen Liebe zu Gundel Wülfrath niederlegte. Noch glaubte er, mit geringer Mühe über das Leiden triumphieren zu können, das ihn so jählings überfallen hatte. Schon in so vielen widrigen Lebenslagen hatte sich die Kraft seines Willens siegreich bewährt, und auch diese Anfechtung erwartete er, wie ein Mann zu überwinden. Aber er unterschätzte die Macht der Liebe. Er mußte erfahren, daß sie eine zwar selige, aber auch schmerzhafte Krankheit ist, die in allen Fiebern wütet und den tiefsten Grund des Seins aufwühlt. „Wär' ich doch erst fort von hier!" seufzte er bald Denn er spürte, daß er immer matter wurde, wie von einem zehrenden Fieber. Der Schlaf floh ihn; dabei hatte er das täuschende Gefühl einer kochenden, brausenden, quirlenden Lebensenergie. Und er konnte seiner Phantasie nicht wehren, daß sie ihm immer wieder das Unmögliche als erreichbar vorspiegelte.

(Fortsetzung folgt.)

O rufe uns're tote Liebe nicht . . .

O rufe uns're tote Liebe nicht!
Sie schläft im Grab, und all' die langen Jahre,
Und all' das Leid, und all' die Bitternis
Begruben sie zu tief, daß uns're Stimmen
Sie je erreichten. — Sieh, ich glaubte einst,
Unsterblich sei die Liebe, doch nun weiß ich:
Auch sie ist irdisch, menschlich, und erstehen
Wird sie nie mehr so, wie sie einstens war, —
Ihr Grab liegt zwischen uns, und jene Hand,
Die sie zerschlug, kann meine Hand nicht drücken!
Nur wenn wir die Gedanken rückwärts senden
In jene Zeit, da jung und froh sie war,
Dann mögen sie sich scheu begegnen und
Wehmütig freundlich ohne Groll sich grüßen.

H. Roberlin.

Wer bist Du?

Die regentrüben Wasser spülen
Mit Gurgelton den Fluß entlang
Und mühen sich, zu unterwühlen
Des Ufers welken Rasenhang.

Unruhig äugt die Wasserratte
Aus dem bedrohten Schlupf hervor,
Und rastlos wiegt und wogt das matte,
Das ewig unbeständige Rohr.

Mit hängendem Gezweige trauert
Ein ungestaltes Weidenpaar,
Ein widrer Wind entgegenschauert
Der Wogen wanderwilder Schaar.

Ein rotes Weinlaub kommt geschwommen,
Es tanzt daher so festlich bunt,
Ein gieriger Wirbel sieht es kommen
Und reißt es in den schwarzen Schlund.

Ich seh' die Regentropfen fallen,
Ich seh' die grauen Schwaden zieh'n
Und hör der hohlen Ufer Wallen,
Des Schilfes Seufzermelodie'n.

Geschwinder pocht die Lebenswelle,
Sie sprengt der Fesseln engen Zwang
Und überströmt des Herzens Schwelle
In ihres Sehnens Überdrang.

Und jenseits auf des Ufers Matten
Erscheint ein Weib in Dampf und Flor,
Allmählich aus dem Nebelschatten
Schwillt glanzumsäumt ihr Leib hervor.

Streng deckt sie weißen Linnens Hülle,
Um das ein blauer Schleier rinnt;
Und ihrer dunklen Locken Fülle
Rührt schwer und feierlich der Wind.

Sie ruft mich nicht, und nicht zum Winken
Erhebt sie die gesenkte Hand,
Nur ihre starren Augen trinken
An meines Lebens Becherrand.

„Ich liebe dich, zu dir hinüber
Reißt's mich mit drängender Gewalt!" —
Da wankt das Bild, der Schein wird trüber,
Und schnell zerrieselt die Gestalt. —

Eintönig rauscht in meinen Sinnen
Der Fluß, der Well' auf Welle treibt:
Des Lebens Güter zieh'n von hinnen
Und eines nur, die Sehnsucht, bleibt.

Wilhelm Michels.

Gebet.

Ich bitte nicht: „Verschone mich mit Leid!"
Wie könnt' ich das? Ist doch die Welt voll Schmerz;
Ich bitte nur: „Vor Haß und Bitterkeit
Bewahre, Herr, mein armes, schwaches Herz!"

Ich bitte nicht: „Gieb mir ein volles Maß
Von Glück und Lust und Lieb' und Sonnenschein!"
Ich bitte nur: „Laß mir ohn' Unterlaß
Dein Vaterherze Trost und Zuflucht sein!"

Ich bitte nicht: „Laß keines Menschen Macht
Mir Wunden schlagen, stören meine Ruh'!"
Ich bitte nur: „Nimm meine Hand in Acht,
Daß sie nicht Andern achtlos wehe thu'!"

Sophie v. Harbou.

Die Engel.

Der Engel des Lobgesangs:

Ich bin der Meere Lobgesang,
Ich bin der Psalm des Stromes,
Ich bin der Glocke tiefer Klang,
Ich bin der Stürme Orgelsang,
Wenn nächtlich sie in mächt'gem Gang
Umzieh'n den Turm des Domes!
Ich bin der Freude jubelnd Lied,
Das ewig durch die Sterne weht,
Ich bin der Schrei, den einst ihr schriet,
Als wonneschauernd ihr gekniet
Zuerst auf Kanaans Gebiet,
Ich, ich war euer Dankgebet!!

Der Engel der Klage:

Ich bin des stürzenden Baums Gestöhn,
Ich bin des Frostes Klingen,
Ich bin das Gedröhn, wenn im pfeifenden Föhn
Die Lawine prasselt von rauchenden Höh'n,
Des himmeldurchhallenden Donners Getön,
Wenn Blitze aus Wolken springen!
Ich bin das Weinen der rollenden Welt,
Der fallenden Völker Klagen,
Die klirrend des Schicksals Hammer zerschellt,
Auf weitem, auf Feldschlachtdurchjubeltem Feld,
Ich bin der Schmerzen Gebet, das gellt,
Wild auf aus umdüsterten Tagen!

Börries von Münchhausen.

Laßt mich ziehen!

O laßt mich wieder wandern,
Hier ist mein Bleiben nicht!
Es lastet auf der Seele
Wie eisernes Gewicht.

Nur wo die Wälder rauschen
Und wo ein Waldstrom singt,
Kann alles ich vergessen,
Was mich darniederzwingt.

Da träufelt stiller Segen
Auf meine Wunden her,
Und süßer Friede bringet
Mir meines Glücks Gewähr.

O laßt mich wieder wandern!
Ich muß die Ruhe fliehn.
Mein Segen ist die Unrast,
Laßt mich zum Frieden zieh'n!

Adolf May.

Haiduken und Haiduken-Poesie.

Ein Litteraturbild aus Bulgarien.

Von **Karl Emil Franzos.**

III. (Schluß.)

Wir haben nun auch die Probe eines „Verräter-Liedes“ mitzuteilen.

Das nachstehende Lied besingt die 1865 erfolgte Ermordung des Wojewoden Stojan durch seine eigenen Leute:

Stojan, liebes Söhnlein Stojan,
Hat dir nicht gesagt die Mutter,
Solche Freunde nur zu wählen,
Die da mit dir aufgewachsen,
Oder die mit dir verwandt sind,
Dir verwandt sind, Bundesbrüder?

Stojan folgte nicht der Mutter;
Fort nach Gjurdjewo, dem öden,
Ging er, wählte eine Bande,
Den vom Pfahl und den vom Galgen.*)
Auf brach Stojan, um zu wandeln
In dem Waldesgrün der Berge,
In der hohen Stara-Alpa,
Bei Zeranaws Hirtenhütten.

Stojan sprach zu seiner Bande:
„Treu einträchtige Gefährten,
Etwas schlafen möcht' ich, Freunde,
Aufmerksam drum haltet Wache
Gegen türksche Räuberhetzen,
Gegen übermächt'ge Feinde.“ —

Stojan legte sich, zu schlafen,
Und im Traum glaubt er zu sehen
Sich getrennt von seiner Bande.

Da sprach zu Nikola Tryphon:
„Hau, Nikola, ein auf Stojan,
Blase aus das Lebenslicht ihm,
Daß dann unser sein Gewehr sei,
Wir sein Schwert verkaufen können!“ —

Auf dem Baume singt der Vogel,
Singend spricht er diese Worte:

„Stojan, Altwojwode*) Stojan,
Du aus alter Zeit Gebliebner!
Hat dir nicht gesagt die Mutter,
Nicht in Dienst zu nehmen Fremde,
Den vom Pfahl und den vom Galgen? —
Sei verrucht, verflucht die Bande,
Die Verrat übt an dem Führer;
Aber noch verfluchter jene,
Welche mordet ihren Führer.“

Daß der Haiduk in seiner Art fromm ist, daß er sich mit den Heiligen auf möglichst guten Fuß stellt, ihnen in der Gefahr reiche Gaben gelobt, und sein Gelübde hält, wenn der Heilige seine Pflicht thut, ist als kein charakteristischer Zug anzusehen; ganz ebenso „fromm“ ist auch der Brigant der Abruzzen, der Betyar des Bakonyerwaldes und der Hajdamak der Karpaten. Viele Haidukenlieder besingen solche Gelübde; nur seiner besonderen Naivetät wegen seien einige Stellen aus dem viel gesungenen Liede von St. Demeter und den Haiduken wiedergegeben. Von den Türken und von eisiger Kälte gleichermaßen verfolgt, rettet sich die Bande in eine diesem Heiligen geweihte Kirche:

— „Und zerschlugen Kruzifix und Bilder
Um ein mächtig Feuer anzuzünden,
Dran von ihren Schultern taut die Flinte
Und die Weste von dem feinen Hemde,
Und das Hemde von dem Heldenkörper.“

Um nun den Heiligen über diese Beschädigung seines Kirchenguts zu begütigen, und ihm den Weg anzugeben, wie er zu reichlichem Ersatz seines Schadens kommen könne, proponiert ihm die Bande ein Geschäft:

„Hilf' du selber uns, du Sankt Demeter,
Wenn dann kommen wird der St. Georgstag,
Was dann wir als Erstlingsbeut' erbeutet,
Woll'n wir schenken der Demeter-Kirche,
Wollen Kruzifix und Kirchenbilder
Alles machen dir von Silber, Golde,
Und mit Gold die Kränze dran vergolden.“

*) d. h. die dem Pfahl und dem Galgen entronnen waren und ihn verdient hatten. Ersterer, bulgarisch Kol, ist der spitze Pfahl, auf welchen die Türken in barbarischer Zeit ihre Sträflinge lebendig spießten, und den sie dann in den Boden pflanzten. Anmerk. d. Übersetzers.

*) Dieser Ehrentitel, der sich auch sonst in ähnlichen Poesieen findet, wird durch den folgenden Vers erklärt. Stojan wird dadurch als der Träger der Tradition einer guten alten Zeit bezeichnet, wo unter den Haiduken noch Treue und Redlichkeit war. Auf das Lebensalter hat der Ausdruck keine Beziehung. Anmerk. d. Übersetzers.

Der Heilige geht, um zu seinem Eigentum samt Zinsen zu gelangen, auf den Vorschlag ein; mit seiner Hülfe erwehren sich die Haiduken ihrer Dränger und halten dann ehrlich ihr Wort:

— „Als nun kam der Tag von Sankt Georgen,
Was war da ihr Erstlingsraub gewesen?
Was vom Zar als Kriegersold gesandt war,
Ungefähr zweihundert Saumlast Geldes,
Alles dies nun widmen sie der Kirche."

und das Lied schließt:

„Wie zu uns'rem Herrgott wir gebetet,
Also hat uns Gott der Herr geholfen."

Um ihres dichterischen Wertes willen sei noch die nachstehende Idylle mitgeteilt:

„Zum Vöglein sprach der Dimitar:
„Du buntes Vöglein, Nachtigall,
Was bist du heut' so früh schon wach
Und weckest aus dem Schlaf auch mich,
Auch mich und die getreue Schar?"

Die Nachtigall zur Antwort gab:
„O Kylytschlia Dimitar,
Junger Wojwode Dimitar,
Da du mich fragst, so sag' ich dir's —
So sag' ich dir's und lüge nicht.
Beklagen will ich mich bei dir,
Vor dir ausschütten meinen Gram.
Der Jahre neun schon lebt' ich hier
In diesem unbebauten Wald,
Neunmal hab' ich ein Nest gebaut,
Doch nie die Jungen aufgebracht.
Vor winterlichem Hagel bald,
Und bald vor scharfem Frost und Sturm,
Und bald vor deiner treuen Schar.
Dies aber ist das zehnte Jahr,
Das zehnte Nest hab' ich erbaut,
Und sieh' ein Männlein zog ich auf!
Dies Männlein, schenken will ich dir's!
Es führe deine Heldenschar,
Ein grünes Fähnlein trag es vor,
Auf unsrer Alp, der Stara-Alp,
Durch unser altes Heimatland,
Im grünen Wald, im kühlen Wald!'"

Es war deshalb doch ein trauriges Leben, und das Ende fast immer dasselbe: die Kugel aus dem Rohr des türkischen Gensdarmen oder, wenn der Haiduk lebend in seine Hände fiel, der Strick des Henkers. Eine solche letzte Nacht des verurteilten Haiduken schildert das nachstehende, von Moritz Hartmann frei übersetzte Lied:

„Hoher Berg und tiefes Thal,
O, wie schön ist diese Nacht!
Selbst in Kerkerhaft verwacht,
Lindert sie mir meine Qual.

O, wie schön ist diese Nacht!
O, wie schön ist dieses Leben!
Könnt' ich's nur der Einen geben,
Die soeben mein gedacht!

Daß sie eben mein gedacht,
Hoher Berg und tiefes Thal,
Das sagt mir des Mondes Strahl
Und die schöne, schöne Nacht.

Schön ist meine letzte Nacht,
Hoher Berg und tiefes Thal,
Mit dem ersten Morgenstrahl
Werd' ich grausam umgebracht!"

Damit seien unsere Mitteilungen über das Haidukenlied geschlossen. Auch über das bulgarische Volkslied im allgemeinen haben wir nur noch zu bemerken, daß es, wie jenes aller anderen Länder, hauptsächlich in den Bergen blüht, namentlich an den südlichen Abhängen des Balkan, während die Bewohner des nördlichen Hügellands und der Donauebene dichterisch weit weniger begabt sind. Auch das braucht kaum gesagt zu werden, daß sein Volkslied dem Bulgaren besonders teuer und heilig ist; war es doch die einzige Äußerung des Volksgeistes, die noch laut und hell erklang, nachdem jedes andere Leben und Streben unter der Faust des Türken und Phanarioten verstummt war. —

Litterarische Notizen.

— An dem Tage, da dies Heft unter die Presse geht, bringt der Telegraph die Kunde von einem schweren Verluste, der unsere erzählende Dichtung getroffen hat: in Rom, in seinem traulichen Heim in der Via Gregoriana, ist Konrad **Telmann** am 23. Januar plötzlich dahingeschieden. Er war einer der begabtesten und fruchtbarsten deutschen Erzähler der Gegenwart und ein makelloser Ehrenmann dazu, dieser Zeitschrift aber war er mehr: einer ihrer treuesten, erprobtesten Freunde und Mitarbeiter. Die Kunde trifft uns wie alle, die ihn persönlich gekannt haben, unvorbereitet: wohl kränkelte er seit mehr als zwanzig Jahren, also seit seiner Jünglingszeit — er ist, am 26. November 1854 geboren, kaum 42 Jahre alt geworden — aber sein Leiden, eine schwere Lungenaffektion, hatte sich allmählich wie durch ein Wunder von Jahr zu Jahr gebessert; als wir ihn im letzten Spätherbst sprachen, war er gesunder, frischer, heiterer, als wir ihn je vorher gekannt; zum erstenmale hörten wir ihn leise und rührend die Hoffnung andeuten, daß ihm vielleicht doch wohl ein langes Leben beschieden sein könne, daß ihm vielleicht dereinst sogar die Freude gegönnt sein werde, das Weihnachtsfest in der Heimat zu feiern, denn bis dahin hatte ihn ja seine Krankheit gezwungen, den größeren Teil des Jahres jenseits der Alpen zu verleben; nur die Sommermonate pflegte er auf einer Besitzung seiner Familie, in Höckendorf bei Stettin zuzubringen. Nie zuvor hatten wir in sein herzliches „Auf Wiedersehen!" so zuversichtlich eingestimmt, und nun gerade soll es nicht mehr sein; nicht sein jahrzehntelanges Leiden, sondern ein Herzschlag hat ihn dahingerafft, so wenigstens besagt die erste dürftige Nachricht, die bisher vorliegt. Die Summe seines Lebens zu ziehen und den Platz zu umschreiben, den er sich in der deutschen Litteratur der Gegenwart erworben hat, zu dieser Arbeit

fehlt uns in diesem Augenblick nicht blos die Zeit, sondern auch die Stimmung; am offenen Grabe eines treuen Waffengefährten prüft und wägt man seinen Wert nicht kritisch ab; auch gehörte er stets nach Gebühr zu Jenen, deren Schaffen diese Zeitschrift mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt hat: die „Deutsche Dichtung“ müßte heute von dem Todten nur wiederholen, was sie bereits über den Lebenden geäußert hat. Jedes seiner Werke ist freilich nicht in unseren Spalten besprochen worden; war er doch auch unter den begabten, künstlerischen Zielen nachstrebenden Erzählern Deutschlands entschieden der fruchtbarste. In der Zeit von 1875, wo der einundzwanzigjährige Referendar infolge seiner Erkrankung aus dem Staatsdienst scheiden mußte und dies frühe Siechtum dennoch fast als ein Glück betrachtete, weil er sich nun, da er „jetzt ohnehin zu nichts anderem zu brauchen war“, der längst ersehnten dichterischen Thätigkeit hingeben durfte, von diesem Jahre ab also, wo er bereits nicht weniger als sechs Bände schrieb und veröffentlichte, ist kein Jahr verstrichen, wo er nicht mindestens einen, in der Regel mehrere Bände veröffentlicht hätte; eine genaue Übersicht liegt uns nicht vor; er selbst schätzte das, was er in diesen 21 Jahren geschrieben, auf etwa neunzig Bände; darunter drei Gedichtsammlungen, zwei dramatische Arbeiten, alles andere erzählende Prosa. Neben der natürlichen Begabung — er erfand ebenso leicht als er leicht schrieb — hat zu dieser, in ihrer Art fast beispiellosen Produktivität auch sein Leiden beigetragen; Jahrzehnte lang war die Arbeit seine einzige Freude, und der arme, kranke Mann, der sein Leben einsam in der Fremde zubringen mußte, hatte nur allzu viel Zeit; nach dem äußeren Erfolg fragte er nicht viel. Erst die letzten Jahre brachten ihm neben einem Ehebunde, der ihn beglückte — mit der Malerin und Dichterin Hermine von Preuschen — und der Seligkeit der Vaterfreuden auch die Befriedigung, in immer weiteren Kreisen beachtet und anerkannt zu werden — und nun wurde er in der Freude darüber fast noch fleißiger, als er vordem gewesen. Bei seinen Lebzeiten hat er oft genug zu hören bekommen, daß diese Fruchtbarkeit sein Talent geschädigt hätte; er hat dies nie glauben mögen, und wir meinen: mit Recht. Verschieden ist der Menschen Art; er hat in seiner Weise sich entwickelt und geleistet, was er leisten konnte, und es war nicht wenig, jedenfalls weit mehr, als jene meinten, die über das Riesen-Verzeichnis seiner Werke lächeln zu dürfen glaubten. Auch schrieb er zwar leicht, aber nicht sorglos, unterzog sich auch der angesichts seiner Fruchtbarkeit geradezu ungeheueren physischen und geistigen Arbeit, jedes seiner Werke, nachdem es im ersten Entwurf beendet und durchgefeilt war, von der ersten bis zur letzten Zeile selbst ins Reine zu schreiben, wobei er abermals änderte; ein drittes Mal geschah dies dann, wenn er die Korrektur durchsah. An dieser Stelle und in dieser Stunde mehr über ihn zu sagen, wäre weder möglich, noch nötig; nur daran sei schließlich noch erinnert, wie viel ihm die „Deutsche Dichtung“ verdankt. Sein erster Beitrag für den I. Band war eine Kritik; erst zum VIII. Bande steuerte er eine Novelle („Blinde Liebe“) und einige Gedichte bei; von da ab ist in langer Reihe das Beste seiner Lyrik in diesen Spalten erschienen, aber auch die Novellen, die er uns zuwandte, gehören zu jenen, die er, ein Mann von unbestechlicher Selbstkritik, mit zu seinen besten zählte: „Santi Pellegro“, „Giovanna“, „Vaterrechte“, „Mann und Frau“, „Caterina Sforza“ (wovon die zweite und letzte Novellen in Versen), endlich seine letzte, eben erscheinende Arbeit: „Wer that's?“ Hier unser Urteil über diese Erzählung auszusprechen, wäre nicht statthaft, aber eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken: wer auch angesichts dieser Arbeit gegen Telmann den oft wiederholten Vorwurf aussprechen würde, daß es ihm an der Kraft und dem Willen zu psychologischer Vertiefung fehle, würde dem Vorwurf bewußter Ungerechtigkeit nicht entgehen. Beschlossen aber seien diese Zeilen der Erinnerung an einen treuen, tapferen, lichtfreundlichen Mann mit der Schlußstrophe des letzten Gedichts, das er uns sandte: „Den Kommenden“ (Band XX. S. 118). Er fühlte sich von dieser Zeit bedrückt, die jene Güter, für die er als die höchsten kämpfte, Glaubensfreiheit und Menschlichkeit, so weit minder achtete, als früher; schmerzvoll empfand er das Zwielicht unserer Tage und grüßte darum sehnenden Herzens „die Glücklichen, die unter hell'ren Sonnen ein Reich des Friedens segnend sich erbaut,“ für sich aber und seine Mitstreitenden erbat er von ihnen:

„So richtet mild, auch wo wir ringend irrten,
Wo unser tastend Sehnen schwer gefehlt,
Der Ketten denkt, die unsren Fuß umklirrten,
Als klein der Schwarm sich sonder Heim und Hirten
Lichthungrig eurer Zukunft Pfad gewählt!“

Ehre dem Andenken dieses tapferen und guten Mannes.

— Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. 10. Band. Nachträge 1755 bis 1832. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1896. Die ersten neun Bände des verdienstvollen Unternehmens sind von uns nach Erscheinen mit gebührender Anerkennung besprochen worden; der neue Band braucht den Besitzern dieser Ergänzung zu Goethes Werken kaum besonders empfohlen zu werden, zudem er an handschriftlichem Material reicher ist, als seine Vorgänger. So war der fleißige und gelehrte Herausgeber in der Lage, aus C. A. Burkhardts Handschrift von Nachträgen zu Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller etwa fünfzig mündliche Äußerungen Goethes mitzuteilen; andere Beiträge sind dem Tagebuch der Herzogin Dorothea von Kurland, den Lebens-Erinnerungen Julius von Ungers und anderen Quellen entnommen. Die Auswahl beschränkt sich nur auf „Bemerkenswertes“; das ist nun freilich ein relativer Begriff; da aber bei Benutzung eines derartigen Buches ein Zuviel gewiß minder empfindlich ist, als ein Zuwenig, so wird auch jener Leser, der etwa Einiges nicht inhaltlich wichtig genug befinden sollte, darüber dem Herausgeber nicht gram sein. Die ungemeine Korrektheit des Abdrucks, wie der Nachweisungen bedarf bei einer Gabe von dieser Hand kaum der Hervorhebung. —nz—

— Walter Jesinghaus, der Verfasser der „Sehnsuchtsklänge“ (Erfurt, Eduard Moos) erklärt „den Kritikern:

„Nicht Schule will ich machen,
Noch Ehre geiz' ich nicht,
Drum möget Ihr verlachen
Nur ruhig mein Gedicht.“

Wir sind aber weit davon entfernt, sondern bekennen vielmehr, daß wir noch nicht viele Gedichte gelesen haben, die wir so unruhig verlacht hätten. Denn eine Frage quält den Leser unablässig: ist der Autor nur ein hilfloser dilettantischer Stümper oder ist er ein bedauernswerter, unglücklicher Mann? Der Zweifel ist ein berechtigter, wie ein einziger Spruch (S. 82) erweisen mag:

„Ja, ich liebte dich, Mädchen, und wollte dich kämpfend erringen,
Doch deiner Mutter Gekos' hat mich wahrhaftig verstimmt.“

Punktum. Wir wissen nicht, wie es um den Autor steht, aber was wir ganz genau wissen, ist, daß solche Bücher nicht erscheinen sollten. —g.

— Friedens-Katechismus. Ein Compendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung von Alfred Hermann Fried. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Dresden. E. Piersons Verlag 1896. Mit geringerem Geschick und Geschmack ist noch selten eine gute Sache vertreten worden, als die Friedens-Idee; das erweist auch diese Broschüre, eine Häufung unklarer Gedanken in fragwürdiger Form. Herr Fried mag durch seinen Namen für diese Aufgabe berufen gewesen sein, durch seinen Stil ist er es nicht; seine Arbeit ist ein grausamer Krieg gegen die deutsche Sprache. Hier einige Proben: „Der Knabe kann noch nicht laufen, giebt man ihm schon ein Gewehr.“ (S. 26.) „. . . als ob die Auswüchse einer ganzen Nation entspringen würden.“ (S. 24.) „Schon das Bewußtsein seiner nationalen Gemischtheit sollte den modernen Staat dazu veranlassen, darüber hinwegzugehen.“ (S. 24) u. s. w. u. s. w. Und das ist eine „verbesserte“ Auflage! K. B.

— Karl Immermann. Gedenkrede zur Centenarfeier des Dichters. Von Dr. Robert F. Arnold. Wien. Moritz Perles 1896. Ein hübsches Schriftchen von sorglich überdachtem Inhalt, das auch in der Darstellung guten Geschmack bezeugt. Ein wenig Überschätzung seines Helden wird man Arnold gern zugute halten. —nz—

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Der Priester schwieg einen Augenblick, dann fragte er: „Und was gedenkst Du nun zu thun? Du bist gekommen, das von mir zu hören? Und wenn ich Dir nun sagte, Severo: geh' zum Gericht und zeige Dich an, — würdest Du es thun?"

Der Sprecher hatte erwartet, daß hierauf ein wilder Ausbruch erfolgen und der Bursche wohl gar wütend aufspringen und davonlaufen würde, aber Severo nickte nur düster vor sich hin. „Ich habe selber schon daran gedacht, Padre. Für meine Gedankensünden und um wieder gut zu machen, was ich an meinem Weibe versehen habe, wollte ich es thun. Auch damit kein Unschuldiger büßen müßte. Aber werden sie mir denn auch glauben?"

„Warum sollte man Dir nicht glauben?"

„Ich kann doch nicht sagen, daß ich den Mord begangen habe, ich wollte ihn ja nur begehen. Und ich kann auch vor Gericht nicht mein Weib anklagen. Nur zu Euch hab' ich davon reden können, weil das ist, als redete man zu Gott. Wenn sie noch lebt und man sie noch einfangen könnte, wär' ich ja schuld daran, daß sie auf die Galeeren käme. Lieber möcht' ich selber auf die Galeeren."

Der Priester verzog keine Miene. „Nun, also. Ich sag' Dir also noch einmal: geh' hin und zeige Dich an!"

Severo blickte mit brennenden, verständnislosen Augen auf. „Ich kann doch nicht lügen," murmelte er.

„Wäre es denn auch eine Lüge, Severo Rocca?" Padre Gioachinos Blicke funkelten wild.

Severo begriff ihn nicht. „Ist Deine Beichte wirklich schon zu Ende?" rief der Priester zornig.

„Ganz zu Ende, Hochwürden." Und langsam stand er auf. Es dämmerte ihm, daß er auch hier keinen Rat oder Trost finden würde. Mit hängenden Schultern, finster vor sich hinstarrend, die Hände gefaltet, stand er da.

Padre Gioacchino hatte aus dem Bericht des Burschen nur eine Bestätigung seines jäh aufgestiegenen Verdachts entnehmen zu dürfen geglaubt und mochte sich nicht eingestehen, daß er ratlos sei, wenn dieser ihn täuschte. Er verbiß sich deshalb darin. Serafina's Schuld erschien ihm unglaubwürdig und ihr rätselhaftes Verschwinden machte ohnehin die Verfolgung dieser Spur unrätlich. Aus all' dem wirren Durcheinander konnte und wollte er nichts folgern, als daß Severo schuldig war. Weshalb war er auch sonst gekommen? „Severo Rocca," sagte er und trat dicht vor den Burschen hin, um ihm beide Hände auf die Schultern zu legen, „siehst Du, mein Sohn, Du bist noch nicht ganz bußfertig und entschlossen, Deine Strafe auf Dich zu nehmen. Sonst wärest Du wahrscheinlich auch garnicht zu mir gekommen, sondern hättest selber gewußt, was Dir zu thun obliegt. Du wirst aber darüber klar werden, davor ist mir nicht bange; denn Dein Herz ist noch nicht verderbt von Grund auf. Dein Weib hat die That, deren Du sie bezichtigen möchtest, schwerlich begangen und Dein Verdacht steht auf schwanken Füßen. Alles, was Du mir gesagt hast, zeugt noch nicht wider sie. Du hast Dir und mir etwas einreden wollen, wovon Deine Seele selbst nichts weiß, Severo."

„Aber warum ist sie denn fort?" fragte Severo verständnislos stammelnd.

Der Priester sah ihn durchdringend an. „Vielleicht kann sie mit Dir nicht mehr zusammen leben, Severo."

„Weil ich mich einmal vergessen und sie eine Dirne genannt habe?"

„Nein. Aber weil sie glaubt, daß Du die Blutschuld begangen hast."

„Ich?" Severo war zurückgewankt und griff sich an den Kopf.

„Ich bin gewiß, daß sie das glaubt, Severo."

Nur ein stumpfes Lächeln gab ihm Antwort. Severo fühlte, daß er blos mit neuen Zweifeln und unruhig wogenden Gedanken von hier scheiden würde, wo er Klarheit zu finden gehofft hatte. Dieser Priester konnte ihm nicht helfen. Um sich aus allen Bedenken zu lösen, wollte der ihn auf die Galeere schicken! Aber dagegen bäumte sich seine Schuldlosigkeit auf. „Hochwürden," sagte er bescheiden, „erlaubt mir, daß ich jetzt gehe. Ich muß alles in der Stille bedenken."

Padre Gioacchino nickte: „Thu' das, mein Sohn. Und vergiß kein Wort von dem, was ich Dir gesagt habe! Am Sonntag erwarte ich Dich im Beichtstuhl. Willst Du aber eher zu mir kommen, so ist meine Thür immer für Dich offen. Denke daran, daß ein Unschuldiger als verdächtig des schwersten Verbrechens, welches Menschen begehen können, im Kerker schmachtet. Der Herr sei mit Dir und erleuchte Dich!" Er machte das Zeichen des Kreuzes ihm über der Stirn, dann riegelte er die Thür für ihn auf.

XI.

Als Severo draußen war und in der Dunkelheit mechanisch seinen Heimweg antrat, schwindelte ihm. Er fühlte sich um nichts freier und leichter. Nur neue Skrupel drängten sich an ihn heran. Was das alles nun wieder gewesen war! Man konnte nur denken, daß der Priester selbst nicht ein noch aus wußte und lieber noch ihn, Severo, an's Messer liefern wollte, da er doch sündige Gedanken gehegt hatte, als daß ein ganz Unschuldiger litt. Aber warum glaubte Padre Gioacchino nicht an Serafina's Schuld und warum wollte er ihm einreden, Serafina sei weggegangen, weil sie ihn, Severo, für den Mörder halte? Serafina hatte doch das nicht etwa dem Priester selbst eingeredet? Sie habe ihm garnicht gebeichtet, hatte der ja gesagt. Immer verwickelter, immer rätselvoller erschien für Severo alles Geschehene. Ja, wenn Serafina unschuldig gewesen wäre! Aber was zeugte nicht alles wider sie! Auch mit dem Einarmigen, den sie ja haßte, hätte sie sich doch nicht eingelassen, wenn nicht Furcht und Schuldbewußtsein sie drückten.

Er war an das Madonnenbildnis in der Mauernische gekommen und warf sich dort nieder, um zu beten. Er betete so inbrünstig, wie nie in seinem Leben, und es that ihm wohler, als die Beichte vor dem Priester, der ihm nicht helfen konnte. Den ganzen Abend dachte er daran, daß Padre Gioacchino von ihm verlangte, er solle sich selber anzeigen. Wie konnte ein Priester verlangen, daß er lügen sollte? Zum Märtyrer fühlte er sich doch weder berufen noch verpflichtet. Und wenn er selber auch gleichfalls daran gedacht hatte, so war es doch nur gewesen, um für Serafina zu büßen, und Padre Gioacchino glaubte ja garnicht an Serafina's Schuld. Der hielt ihn für den Mörder. Nach allem, was Severo ihm gesagt hatte, war das seltsam genug. Er mußte wohl schon vorher diesen Gedanken gefaßt, ihn von andern eingeblasen bekommen haben und konnte nun nicht mehr davon los. Sonst begriff sich's nicht. Und wer konnte dafür gesorgt haben, daß dieser wahnsinnige Verdacht in dem Priester aufgetaucht war, wenn nicht der Einarmige, — dieser dreifache Schurke und hinterlistige Schleicher?

Severo hatte ihn lange nicht mehr gesehen, fast kam's ihm vor, als ob Pietro Mariani ihn miede. Und er mochte begreifen, daß er alle Ursache dazu hatte. Oder wühlte er im Geheimen gegen ihn, weil Serafina, die er schon für seine sichere Beute gehalten hatte, ihm nun doch entschlüpft war und er Severo für schuld daran hielt? Und wollte ihn nun zur Strafe dafür und für seine Drohung, die den Feigling schreckte, heimlich vor den Leuten zum Mörder machen, — hatte das bei dem Priester gar schon erreicht? Manchmal war es Severo in diesen letzten Tagen ohnehin vorgekommen, als ob die Leute ihn selbst mit sonderbaren Augen betrachteten, sich dann abwandten und einander scheu ansahen. In seiner Verwirrung und Betäubung hatte er kaum darauf geachtet; seit Serafina fort war und ihn seinen quälerischen Grübeleien und Zweifeln so ganz allein überlassen hatte, wußte er manchmal überdies nicht, was wirklich und was blos seine Einbildung war. Jetzt, wo ihn der Priester hatte merken lassen, er halte ihn für den Mörder Aristide Vomero's, fiel's ihm auf die Seele, daß auch wohl andre noch denken möchten wie der, und ein heißes, peinliches Erschrecken überfiel ihn, das ihn auch die ganze Nacht nicht freiließ, sondern in Schlaf und Traum verfolgte.

Als er sich am andern Morgen beim Aufstehen in dem kleinen Wandspiegel betrachtete, kam er sich merkwürdig verändert vor. So hatte er doch früher nicht ausgesehen, solche Augen

hatte er garnicht gehabt. Eine fromme Scheu bewältigte ihn. Gestern hatte der Priester zu ihm gesagt, er solle hingehen, und sich dem Gericht anzeigen, weil der Priester ihn für Aristide Lomeros Mörder hielt. Und seit gestern sah er anders aus, als sonst, gerade als ob er durch den Priester gezeichnet worden wäre. Durch den Priester oder durch die heilige Jungfrau, — das war eins. Er bekreuzte sich. Wenn er doch aber der Mörder garnicht war. — Wollte die Gottesmutter wirklich, daß er hinging und sich des Mordes bezichtigte? Weil er ihn geplant gehabt hatte? Weil er Serafina gezwungen hatte, durch sein Benehmen, seinen Verdacht, seine Eifersucht gezwungen hatte, ihn zu begehen? Weil der Priester und alle Welt dachte, Serafina sei blos von ihm gegangen, da sie ihn für den Mörder hielt? Severo griff sich wieder, wie gestern, an den Kopf. Ihm schwindelte, ihn brachte das alles noch um seinen Verstand. Konnte die Jungfrau Maria das denn wirklich wollen? Er sollte für Serafina büßen? Gedacht hatte er ja freilich selber schon daran. Und woher hätte dieser Gedanke ihm gekommen sein sollen, wenn nicht von ihr? Er hatte ja so vieles gutzumachen, und im Gefängnis büßte heute ein Unschuldiger für Serafina. Und Serafina war verschwunden, vielleicht garnicht mehr am Leben.

Wieder stürmte alles das auf ihn ein und entzündete einen irr lodernden Brand in seiner Seele. Bevor er an die Tagesarbeit ging, warf er sich noch einmal vor dem Madonnenbildnis nieder und betete. Wie ein Traumwandler, von allerlei Visionen und inneren Stimmen geplagt, die er nicht bannen konnte, kam er in die Steinbrüche. Heute sah er selber alle Menschen scheu, beobachtend, wie durch einen Schleier, der vor seinen Augen lag, an. Wichen sie ihm nicht aus? Machten sie sich nicht heimliche Zeichen, winkten sich mit den Augen zu, tuschelten über ihn? Also wirklich: auch noch andere hielten ihn für den Mörder. Warum denn nur? Anfangs hatten sie es doch nicht gethan, hatten gelacht und gejohlt, als man ihn mit den anderen zum Verhör abgeholt hatte. Stand es denn nun plötzlich in seinem Gesicht geschrieben, er sei es doch? Aber wie war denn das möglich? Er hatte den Mord ja doch garnicht begangen. Oder — er strich sich über's Gesicht hin. Schließlich würde er selber nicht mehr wissen, was wahr und was Wahn war.

Dann hörte er bei der Mittagsrast die andern sagen, Adriano Micca habe im Gefängnis erklärt, lange halte er's nun nicht mehr aus und man möge nur nicht glauben, daß er sich werde verurteilen lassen, er kenne den Mörder ganz gut und, wenn man ihn nicht ohnedies freilasse, werde er ihn nennen, denn soweit reiche die Freundschaft nicht, daß er für einen andern auf die Galeeren ginge, das möge der Schuldige sich gesagt sein lassen und seine Maßregeln danach treffen, jedes Ding müsse seine Grenzen haben. Der Gefängniswärter hatte das einem der Karabinieri von Borgnuto wiedererzählt und durch den war es ausgekommen. Severo spürte ganz deutlich, daß die Schwatzenden ihn dabei ansahen und sich wechselseitig zuzwinkerten. Und da brach er wider seinen Willen, wie von einer inneren Macht getrieben, aus: „Wenn er den Mörder kennt, warum hat er ihn denn nicht längst genannt? Das wird nichts, als eine elende Renommisterei sein, oder er will Feiglingen Furcht einjagen.“

Er wußte nicht, warum er das eigentlich sagte. Es konnte nur dazu dienen, Argwohn zu erregen, aber er hatte es nicht unterdrücken können. Die andern sahen ihn erstaunt an: „Vielleicht will er dem Mörder Zeit lassen, sich in Sicherheit zu bringen,“ sagte endlich einer von den Arbeitern bedächtig.

„Wenn der nun aber schon in Sicherheit ist,“ meinte Severo in trotziger Beharrlichkeit.

Die andern lachten. „Nun, dann um so besser.“

Severo begriff, daß er sich abermals eine Blöße gegeben hatte und auf ein Haar Serafina hätte verraten können. Er wußte eben selbst nicht mehr, was er redete, er hatte nur den instinktiven Drang, diesem thörichten Gerede zu widersprechen. Was wußte denn Adriano Micca! Es verdroß ihn, daß der sich großthun und anderen Furcht einjagen wollte. Wahrscheinlich doch ihm, Severo. Wen konnte er sonst mit dem Mörder meinen, den er ganz wohl kenne? Alle Welt hielt ja *ihn* dafür, wie es schien. Und *er* sollte sich in Sicherheit bringen? Aber dann lag es ja am Tage, daß er der Mörder war. Und doch war er es nicht. „Nein, es ist leere Prahlerei,“ sagte er noch einmal. Und damit legte er sich zum Schlafen hin.

Heute schlief er aber trotz aller Müdigkeit nicht ein, — zum erstenmal nicht, so lange er denken konnte. Was ihm sich aber auch alles im Kopfe herumdrehte! Eine abergläubische

Furcht beherrschte ihn. So gut der Priester und der Einarmige glaubten, er habe Aristide Vomero umgebracht, konnte auch Adriano Micca es glauben. Und wenn er Serafina nicht verraten wollte, mußte er dann um ihretwillen büßen. Wie ein weißglühender Eisenpfeil bohrte sich ihm diese Vorstellung in's Hirn. Und eine scheue Angst schlich ihm über's Herz. Fliehen! dachte er, er konnte ja fliehen. Aber damit zeigte er sich selber ebenso gut als Thäter an, als wenn er auf's Gericht ging. Er stand auf, alles Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, schlafen konnte er nicht. Er ging abseits, zog sein Amulet heraus, das er an einer Schnur auf der nackten Brust trug, und betete. Er dachte an seine Mutter, die ihm das Amulet umgehängt hatte, als er ein Kind gewesen war. Sie war immer eine sehr fromme Frau gewesen, besonders aber, seit der Vater in den Steinbrüchen durch eine zu früh explodierte Mine um's Leben gekommen war. Ihm in seiner leichtherzigen Jugend war's schier zu viel dessen geworden, aber die Mutter, die am liebsten in's Kloster gegangen wäre und nur seinethalben diesem Lieblingswunsch entsagte, hatte ihm mehr, als einmal prophezeit, die Zeit würde schon noch kommen, wo er beten lernen und den Segen des Gebets erkennen würde. Jetzt erinnerte er sich dessen und ein Schauer rüttelte an ihm. Nur die Furcht, daß ihn die andern beten sehen und dann häuseln könnten oder gar neue Verdachtsgründe daraus schöpfen würden, trieb ihn vor der Zeit auf und an seine Arbeit zurück.

Auf dem Nachhausewege sahen sie Pietro Mariani, der hundert Schritte vor ihnen auf dem Wege nach Borgunto bergauf schritt. Er ging schwerfällig und mit gesenktem Kopfe, als ob er von weither käme und sehr müde sei. Als aber aus dem Trupp einer zu ihm etwas hinaufrief, beschleunigte er plötzlich seine Schritte und eilte sich, ohne zu antworten oder sich umzudrehen, den Arbeitern aus dem Gesicht zu kommen. Severo hatte abermals den Argwohn, der Einarmige wiche gerade i h m aus. Mario Lucchesi aber sagte: „Der kommt wahrscheinlich wieder aus Florenz und hat Adriano Micca im Gefängnis besuchen wollen. Der Brigadier, mit dem er ja immer zusammensteckt, will's ihm vermitteln, so strenge es auch verboten ist. Adriano Micca ist der einzige, für den der Einarmige so etwas wie Freundschaft hegt, glaub' ich. Seit es dem an den Kragen gehen soll, ist er ganz aus dem Häuschen und schimpft auf Gott und Menschen. Nicht einmal im „silbernen Mond“ mehr bekommt man ihn zu sehen. Paßt auf, der bringt Adriano Micca noch wieder heraus, der bringt's fertig.“

„Geld bringt alles fertig,“ sagte einer von den Arbeitern und sie gingen weiter.

XII.

Je näher der Sonntag herankam, desto unruhiger wurde Severo. Er klebte an der Vorstellung, daß Padre Gioacchino ihn im Beichtstuhl erwartete und daß er dort von ihm hören wollte, er, Severo, sei der Mörder und wolle sich dem Gericht anzeigen, um seine That zu büßen. Er war fest entschlossen, nicht hinzugehen. Wie konnte er denn auch? Er steifte sich in einen höhnischen Trotz gegen diesen Priester auf, der ihn durchaus zum Märtyrer machen wollte, der ihn mit aller Gewalt in diese Selbstanklage, in dies Schuldbewußtsein hineinstieß, nur um von sich rühmen zu können, e r habe den Schuldigen entlarvt und zugleich einen Justizmord verhindert, also allein der schwer gefährdeten Sache der weltlichen Gerechtigkeit gedient, trotzdem er dazu keinen Anlaß hatte als Diener der Kirche. Damit dieser Priester sich wieder eine neue Anwartschaft auf den roten Hut erwarb, sollte er, Severo, ein Mörder sein. War denn das Gott wohlgefällig? Mußte das sein? Wenn Serafina ihre That freilich nicht abbüßte und der, welcher heute an ihrer statt unschuldig hinter den vergitterten Fenstern saß, anders nicht zu befreien war —. Das war's, was ihn quälte, in ihm wühlte, ihn vorwärts stieß. Er fühlte ordentlich, wie das Macht in ihm gewann, wuchs und wuchs und ihn weiter drängte, wider seinen Willen, Schritt für Schritt. Es grauste ihm davor, aber vielleicht gerade deshalb riß es ihn dazu fort wie mit geheimen Kräften. Er sagte sich hundertmal, daß er Serafina's Schuld nicht auf sich zu nehmen brauche, daß er nicht lügen dürfe mit seiner Selbstbezichtigung, weil auch das Lügen eine Sünde sei, in ihm erwiderte eine Stimme immer darauf, daß Serafina's Schuld ja auch mit die seinige sei. Er erinnerte sich daran, daß er sich eine zeitlang davor gefürchtet hatte, er werde von ihr verraten werden und sie wolle ihm ihre Schuld aufdrängen, deshalb hätte er aussagen sollen, er sei in der Mordnacht außerhalb seines Hauses gewesen. Und nun fiel es

ihm auf's Herz, daß er ja wirklich damals gelogen hatte, als er es verschwiegen, und daß Serafina's Fortgehen für ihn bedeute, er solle allein ihrer beider Schuld auf sich nehmen und dadurch auch die abbüßen, die er durch unlauteren und ungerechten Verdacht gegen sie begangen. Und wenn er es nicht that, würde Adriano Micca ja aus Notwehr doch Serafina des Mordes bezichtigen, und alles würde dann an's Licht kommen. So bohrte es in ihm. Er mußte weiter, er sah, daß alles nichts half, er mußte. Wie von allen Seiten eingeschlossen kam er sich vor. Er konnte nach keiner Richtung hin mehr ausbrechen. Alle hatten sich gegen ihn verschworen.

Darüber verlor er allmählich ganz das Bewußtsein, daß er ja garnicht der Mörder war. Er dachte nur immer daran, wie er sich vor den Folgen seiner Schuld bergen könne, und büßte die Empfindung seiner Unschuld dadurch ein. Furcht beherrschte ihn, — Furcht vor der heiligen Gottesmutter, vor dem Priester, vor Adriano Micca, vor allen, die er sah. Er wollte immer etwas aus ihren Mienen lesen, er sah sie argwöhnisch von der Seite an, ihm bangte vor dem, was sie sagen würden. Alle hielt er für seine Feinde, von allen versah er sich des Schlimmsten. Wenn sie irgend etwas sagten, was mit dem Morde in gar keiner Beziehung stand, wunderte er sich jedesmal. Er betete viel und inbrünstig, eigentlich den ganzen Tag. Auch während er die Spitzhacke schwang oder, mit der dunklen Schutzbrille vor den Augen, die Eisenfeile eintrieb, murmelte er unablässig Gebete vor sich hin; häufig bewegte er freilich blos die Lippen, ohne zu wissen, ob und was er eigentlich vor sich hinsprach. Aber allerlei halbvergessene Gebete aus seiner Kindheit, die ihn seine Mutter gelehrt hatte, waren doch wieder in ihm wach geworden. Mit dem, was auf ihm lag, hatten sie freilich nichts zu schaffen, wendeten sich auch zum Teil an bestimmte Heilige, die für Viehschaden und schwere Seuchen zur Hülfe angerufen wurden, aber er hatte die Überzeugung, daß die Gebenedeite seine gute Absicht dennoch daraus erkennen und ihm beistehen werde. Die Kameraden wußten nicht mehr, was sie aus ihm machen sollten. Wenn sie ihm die harmlosesten Dinge erzählten, fuhr er schreckhaft zusammen, sah sie mißtrauisch an und lachte so erzwungen und unnatürlich, daß sie die Köpfe schüttelten. Es schien mit Severo Rocca nicht ganz richtig zu sein.

Am Sonntagmorgen stand er in der ersten Frühe auf und beschloß, davonzulaufen, ehe er noch die Glocken läuten hören würde. Denn sonst würden sie ihn in die Kathedrale hinunter treiben und da würde er beichten müssen, was Padre Gioacchino von ihm verlangte. Davor aber zitterte er. Lieber noch wollte er geradesweges und wie er da war, nach Florenz hinunter, um denen da im Gefängnis zuzurufen, sie sollten Adriano Micca herauslassen und ihn selber statt dessen in Ketten legen. Oder er wollte zum Brigadier von Borgunto gehen und sich anzeigen. Nur nicht beichten, nur nicht Gott und den Heiligen bekennen, was doch nicht wahr war. Er wollte ja in's Gefängnis, er wollte auf die Galeeren, er wollte ein Mörder sein und als Mörder büßen, — alles, was man von ihm verlangte; man ließ ihm ja sonst doch keine Ruhe, man jagte ihn da hinein, man zwang ihn dazu. Nur die Beichte sollte man ihm erlassen, beichten wollte er das nicht, was über ihn gekommen war und sich nicht mehr abwenden ließ. Eine wahnwitzige Angst davor hatte ihn erfaßt. Die himmlische Strafe hatte er ja doch nicht verdient, die brauchte nicht auch noch über ihn zu kommen, und wenn er erst einmal gebeichtet hatte, mußte er auch die auf sich nehmen. Dann würde er in aller Ewigkeit brennen müssen. Er wollte nicht brennen.

Es war noch halb dunkel, als Severo eine gute Strecke Weges nach Siriano hinauflief. Er kauerte sich hinter einer Felsecke nieder und legte sich die Hände über die Ohren. Wenn es jetzt läutete, würde er es hier nicht hören, der Wind stand ohnehin von Siriano her. Nun mochten sie also läuten, so viel sie wollten, es kümmerte ihn nichts, es zwang ihn nicht. Er kicherte schadenfroh vor sich hin. Wie Padre Gioacchino jetzt lauern würde! Ja, laure Du nur, ich komme nicht. Du treibst mich nicht herab, Du nicht — da müssen noch ganz andere kommen.

Er verzehrte das Brot, das er zu sich gesteckt hatte, er fühlte sich plötzlich ganz sicher. Wie, wenn er überhaupt nicht mehr nach Borgunto zurückging? Wenn er sich aufmachte und auswanderte, — weit, weit fort, irgendwohin, wo man ihn nicht kannte, wo man von diesem Morde garnichts wußte? Daß er daran nicht eher gedacht hatte! Es mußte doch noch einen Schlupfwinkel geben, wo man nichts zu fürchten hatte und wohin keiner ihm nachkommen konnte. Und Serafina kam ja doch niemals wieder zu ihm.

Wozu denn also in Borgunto bleiben, wo ihn alles verfolgte und verderben wollte? Plötzlich hörte er doch Glockengeläut. Das klang freilich von Siriano her, es waren nicht die Glocken von Borgunto, er unterschied das ganz deutlich. Aber es machte ihn doch unruhig. Eine ungeheure Wut ergriff ihn plötzlich. Er war ja gar kein Mörder, was wollten sie denn eigentlich von ihm? Weshalb hetzten sie ihn denn da hinein? Das war ja zum wahnsinnig werden, das konnte ja den Unschuldigsten wirklich zuletzt zum Mörder machen. Er sprang auf, dies Glockenläuten machte ihn noch toll. Er schwang seinen Stock. Wenn ihm jetzt wer in den Weg kam, der sollte ihn kennen lernen. Wenn's doch der Einarmige wäre! Ein unbegreiflicher Drang glühte mit einem Male in ihm auf, diesen Einarmigen niederzuschlagen. Dann war er doch wenigstens wirklich ein Mörder, dann konnten sie ihn ja mit Recht fangen und festnehmen. Jetzt aber hatte er noch eine That frei, jetzt wollt' er diese Freiheit ausnützen. Diese Glocken, diese unerträglichen Glocken!

Endlich hörten sie auf und nun wurde er wieder ruhiger. Aber wie lange würde es denn dauern? Nein, es gab doch keinen Frieden mehr für ihn. Es war am besten, er ging jetzt gleich nach Florenz hinunter und zeigte sich an, damit nur ein Ende wurde. Wohin er auch ging, die Glocken würden ihm doch in die Ohren läuten, Ruhe hatte er doch nicht mehr. „Heilige Gottesmutter, Allerbarmerin, neige Dich zu mir herab und erhöre mich." — Er betete wieder. Und dann wollte er gehen, dann wollte er wirklich gehen.

Plötzlich hörte er sich angerufen: „Severo! Severo Rocca!"

Severo hatte mit dem Gesicht gegen den Felsen gestanden, an dem die Straße hinlief. Er zuckte zusammen und wagte nicht, sich umzudrehen. Vielleicht war gar kein Mensch da, vielleicht war es eine Stimme von oben gewesen, und die wollte ihn mahnen, zum Beichtstuhl zu gehen. Er bebte am ganzen Leibe, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Es war ihm sogar, als sträubten sich seine Haare auf. Seine Lippen murmelten krampfhaft weiter.

„Zum Teufel, was machst Du denn da?"

Severo drehte sich leichenblaß mit zitternden Lippen um. „Ich bete," murmelte er. Dann erst sah er, daß es Pippo Lamberti war, der vor ihm hielt. Er saß auf einem Maultier, zwischen zwei Fässern eingehegt, bis fast zur Schulterhöhe hinauf und hatte die Flinte über dem Rücken. Sein von schwarzem Vollbart umkraustes Gesicht unter dem in den Nacken geschobenen Spitzhut zeigte einen gutmütig-spöttischen Ausdruck.

„Seit wann bist denn Du unter die Betbrüder gegangen? Oder trittst Du eine Pilgerfahrt an? Siehst ja erbärmlich aus, Bursch! Ja, wenn die Frau nicht im Haus ist! Willst wohl hinauf zu ihr, was? Kann ein heißer Weg heut werden, Du. Unsereiner hat's besser." Er schlenkerte lachend mit den Zügeln, während das Maultier den Kopf hob und dabei die kleinen Schellen seines reichen Gehänges klirren ließ.

Severo starrte den da oben breit und behaglich, in Joppe und Lederhosen zwischen seinen schaukelnden Fässern sich im Sattel wiegenden Mann an, ohne zu wissen, was er denken sollte. „Hinauf zu ihr?" wiederholte er automatisch, mit ganz leerem Gesichtsausdruck und halboffenem Munde. Meinte der da den Himmel, in den er Serafina nachfolgen sollte? Von einer „Pilgerfahrt" hatte er ja geredet. Wußte er etwa, daß Serafina tot war?

„Ja, Mensch, was glotzest Du mich so an?" rief Pippo Lamberti und stemmte die Arme in die Hüften. „Mit Dir ist's nicht ganz richtig, scheint's. Bei Euch da unten muß überhaupt einmal gründlich aufgeräumt werden. Sind ja nette Dinge geschehen, seit ich auf dem Weinhandel oben in den Bergen war. Gestern Abend erst in Siriano haben sie mir ein Licht d'rüber aufgesteckt. Da oben ist man ja ganz wie aus der Welt. Aber laß nur gut sein! Jetzt komm' ich heim, jetzt kommt ein anderer Zug in die Dinge." Und er klopfte sich selbstbewußt auf seine Schenkel. „Ist's wahr, daß sie jetzt Adriano Micca hinter Schloß und Riegel haben?" fragte er dann finster.

„Ja," sagte Severo, immer noch in stumpfem Grübeln vor sich hinstierend, „aber er ist unschuldig."

„Santo Diavolone!" schrie der andere und schlug mit der geballten Faust auf den Sattel, „ob er das ist! Das brauch' ich von Dir nicht zu hören. Aber man wird bald etwas erleben, Du! Maul und Nase sollen sie aufreißen vor Erstaunen, die Laffen. Doch ich muß hinunter, will noch zur Frühmesse zurechtkommen. Und Du hast noch einen achtungswerten Spaziergang vor Dir bis Campino. Gute Reise! Und zeig' dem lieben Herrgott ein freundlicheres Gesicht,

hörst Du?" Lachend trabte er den Weg hinunter, die Schellen am Kopfgehänge des Maultieres bimmelten noch eine ganze Weile durch die Frühluft zu Severo hinüber.

Der stand noch immer und blickte dem Davonreitenden, wie einer Vision, nach. Campino! Er wiederholte sich das Wort ein paarmal in Gedanken. Serafina's Heimatsort. Was hatte Pippo Lamberti damit sagen wollen? War Serafina dort? Und kam er selber von da und hatte sie gesehen? Aber dann konnte man sie ja nur allzuleicht aufspüren, dann hatte sie sich ja gar nicht wirklich in Sicherheit gebracht. Und Pippo Lamberti hatte gesagt, Adriano Micca sei unschuldig und man werde bald etwas erleben. Das hieß doch, daß er den Schuldigen kenne und an's Messer liefern wolle. Severo strich sich ein paarmal über die Stirn hin. Er war wahrhaftig schon ganz wirr geworden von all' dem Grübeln und Sinnen dieser letzten Zeit. Ob Serafina lebte oder nicht, in Sicherheit war oder nicht, er, Severo Rocca, war ja doch auf dem Wege nach Florenz, um Adriano Micca zu befreien und sich selber anzuzeigen. Dazu brauchte es Pippo Lamberti's nicht und keines Menschen mehr sonst. Er würde Pippo Lamberti zuvorkommen, ihn sollte man nicht erst aufgreifen lassen, ihn sollte niemand erst zwingen. Er war ja entschlossen gewesen, ehe Pippo Lamberti gekommen war.

Er drückte sich seinen Hut fester auf den Kopf und wollte gehen. Wieder läuteten jetzt die Glocken, er wußte nicht mehr genau, ob es die von Siriano oder die von Borgunto waren, es schien ihm, als käme das Geläut aus allen beiden Orten, klänge herauf und herab und verwogte miteinander und erfüllte die ganze Luft um ihn her. Himmel und Erde, alles schien zu läuten. Eine weiche Sehnsucht kam über ihn. Er sah Serafina vor sich, er fühlte es freudig, daß sie noch lebte und ihm nahe war. Und bevor er ging, um sich selber anzuzeigen, wollte er zu ihr, um wenigstens sie noch einmal zu sehen und ihr zum Abschied die Hand zu drücken. Soviel Zeit durfte er sich noch gönnen. Und mit plötzlich wiedererstarkenden Gliedern trat er den Bergweg an. Die Glocken läuteten noch immer.

Es kam ihm jetzt beim rüstigen Steigen seltsam vor, daß er früher noch gar nicht an Campino gedacht hatte, und daß Serafina dort sein könne. Wenn sie auch keinerlei Angehörige dort mehr hatte, hatte immer ihre Sehnsucht dorthin zurückgestanden und sie betrachtete es als ihre eigentliche Heimat, die sie schwer entbehrte. So hätte er sie dort zu allererst suchen müssen. Nun hatte Pippo Lamberti sie in Campino gesehen und sie ihm nicht einmal einen Gruß für ihn, Severo, aufgetragen. Sie war ja freilich im Zorn von ihm gegangen und wahrscheinlich wollte sie gar nicht, daß irgendwer wußte, wo sie war, sondern wünschte verborgen zu bleiben vor jedermann, am ehesten für ihn. Aber doch war's ihm traurig. Und mit Angst dachte er weiter daran, daß nun, wo sie sich entdeckt wußte und sich sagen konnte, Pippo Lamberti werde ihren Aufenthalt zu Hause verraten, sie womöglich von Campino wieder fortgegangen sei und ihre Spur hinter sich verwischt hatte, sodaß er sie nicht mehr finden werde. Diese Angst beflügelte seine Schritte.

Als er Siriano hinter sich hatte, wo er hastig und ohne sich umzusehen, zwischen den sich zur Kirche drängenden Menschen hinschritt, um nur ja nicht aufgehalten zu werden, fiel ihm erst der Gedanke, wie weit er noch zu gehen hatte, schwer auf alle Sinne. Vor Abend konnte er kaum in Campino sein und viel rasten durfte er dazwischen nicht einmal. Er dachte aber an die Zeit, wo er hier heraufgegangen war mit seiner stürmenden Liebe im Herzen und wie leicht ihm damals die weite Bergwanderung geworden. Warum sollte das heute anders sein? Die Sonne war heraufgekommen und das Arnothal drunten lag in bläulichem Duft, von dem schimmernden Stromband durchschlängelt. Die Felskuppen glühten über ihm und die bebauten Hügel mit den zahllosen Ortschaften und verstreuten Einzelgehöften im Grün der Rebengärten und im Grau der Olivenwälder, zwischen denen immer wieder die schwarzen, schlanken Cypressen aufragten, schoben sich bis in die unabsehbare Ferne ineinander. So häufig das Landschaftsbild wechselte, blieb doch der Charakter der Gegend immer der gleiche und nur der Pflanzen- und Baumwuchs ward spärlicher, je höher Severo kam; aber auch hier oben noch waren alle Hänge voll wilder Blumen und der Morgenwind trug ihren Duft dem Wandrer entgegen.

Noch war die Luft frisch, aber Pippo Lamberti mochte wohl recht haben, daß es ein heißer Tag werden würde. An einer Felsecke blieb Severo stehen. Es kam ihm mit einem Male die Erinnerung, daß man von hier aus zum letztenmale die Domkuppel von Florenz drunten,

weit, fern, leuchten sehen könnte, und daß dann der steile Teil des gerade in die Berge hinaufführenden Weges begann. Hier hatte er jedesmal gerastet. Und hier hatte er mit Serafina zusammen gestanden, damals, als er sie sich heimgeholt hatte, und hatte ihr die Welt drunten gezeigt und sie gefragt, ob sie sich da wohl heimisch werde fühlen können. So viele Erinnerungen lebten jetzt in ihm auf, fast auf Schritt und Tritt kamen sie ihm und machten sein Herz klopfen, riefen eine sonderbar weiche Stimmung in ihm wach. Wie glücklich sie doch gewesen waren! Und daß nun alles aus sein sollte für immer!

Weiter und weiter stieg Severo. Er hätte den Weg im Schlafe finden können, so vertraut erschien er ihm. Und er kannte die spärlichen Quellen, wo er seinen wachsenden Durst löschen konnte, und die schattenkühlen Plätze, wo er rasten und das Wenige, was er gegen seinen Hunger zu sich gesteckt, verzehren konnte. Allmählich spürte er große Mattigkeit, denn die Mittagssonne sengte heiß hier oben in dem kahlen Gelände und all' die schlimmen Nächte und die inneren Qualen der letzten Zeit hatten seinen kraftvollen Körper geschwächt. Es war aber alles jetzt ganz ruhig in ihm. Eine friedliche Trauer hatte sich über ihn ausgebreitet, in der er weder grübelte noch sich fürchtete, sondern nur ganz mutig und still einem schweren Verhängnis entgegenschritt. Selbst das Glockenläuten, daß er hin und wieder von einem Kirchlein oder einer Kapelle, sei's tief im Grunde, sei's droben von ragender Spitze, durch die krystallklare Luft heranschwimmen hörte, schreckte ihn gar nicht mehr in dieser reinen und einsamen Höhe, weckte auch keine wilden oder bangen Gedanken mehr in ihm. Das schien ihm alles weit fern zu liegen und er hoch darüber zu stehen. Menschen begegnete er fast garnicht. Heut ruhte die Arbeit draußen und alles rastete in den Häusern oder betete in den Kirchen.

In seiner steigenden Müdigkeit freute sich Severo auf die Eremitengrotte, die er nun bald erreichen mußte. Sie lag in der steilen Felswand des Monte Porfido, neben dem alten Heiligtum der Madonna del Monte. In früheren Zeiten hatte ein frommer und wunderthätiger Einsiedler dort gehaust, zu dem die Leute aus den Bergdörfern in hellen Scharen gepilgert waren, und von dem noch viele Legenden heute im Volke umgingen. Seit seinem Tode war die Höhle, in der er ein halbes Jahrhundert hindurch gelebt, verlassen, und nur die Bergwanderer rasteten dort manchmal in der heißen Tagesglut oder suchten dort Schutz vor Unwetter, nachdem sie vor dem Madonnenbilde gebetet hatten, was wohl keiner je unterließ, der des Weges gezogen kam. Auch Severo hatte einmal bei einem gewaltig die Bergwelt durchdröhnenden Gewitter mit Serafina dort Schutz gesucht und gefunden, und die Madonna del Monte galt ihnen beiden von da her als besondere Beschützerin ihres Glücks. Auch war der Platz herrlich. Mächtige Cypressen standen als Wächter zu beiden Seiten des kleinen Heiligtums, und wenn man in der Felsgrotte auf der Steinbank saß, die der Eremit einst aus dem spröden Gestein herausgehauen, sah man die wilde Berglandschaft in all' ihrer einsamen Größe vor sich. Hier sprudelte auch ein frischer Springquell, der in der wasserarmen Gegend als das sichtbarste aller Wunder dieser „heiligen Jungfrau vom Berge“ galt, in einen Steintrog und bot willkommene Labe für Mensch und Vieh. Immer steckten auch frische Blumensträuße am Gitter, hinter dem sich das Bild der Gebenedeiten befand, und zu manchen Malen ließen Bergwanderer, die hier besondere Gnade, Trost oder Schutz gefunden, aus Dankbarkeit Lebensmittel, Amulete oder Kupfermünzen zurück für solche, die nach ihnen kommen würden.

Severo war deshalb auch nicht überrascht, als er diesmal auf der Felsbank der Grotte einen Haufen von Moos und trockenen Blättern aufgeschichtet fand, gerade, als ob ihm jemand eine Raststätte bereitet hätte, sondern warf sich nach kurzem Gebet vor der Mutter Gottes alsbald darauf nieder, dehnte sich und schlief ein. Er träumte sehr lebhaft, daß die Heilige selber lebendig würde, hinter ihrem Gitter hervorträte und auf ihn zugeschritten komme, um ihn zu seinem Entschlusse, sich der weltlichen Gerechtigkeit auszuliefern, zu segnen. Und im Begriff, vor ihr niederzuknieen, erwachte er. Gerade in diesem Augenblick trat eine weibliche Gestalt in den Rahmen der Grottenöffnung und Severo sprang auf. Eine Sekunde hindurch glaubte er wirklich, es sei die Gottesmutter in Person, und bekreuzte sich andachtsvoll. Dann aber sah er, daß es ein Weib mit einem Bündel in der Hand war, das hier auch rasten zu wollen schien, und als seine Augen sich erst an die Wirklichkeit wieder gewöhnt hatten, durchrieselte es ihn mit einem abergläubischen Schauer. „Serafina!“ rief er, halb zweifelnd, halb erglühend.

Sie hatte ihn gleich erkannt, aber sie begrüßte ihn nur stumm. Sie erschien ihm überhaupt merkwürdig verändert, fast demütig, und ein Zug von frommer Scheu lag auf ihrem Gesicht. Dabei war sie abgemagert und hatte einen leidenden Ausdruck. „Du bist's, Serafina!" sagte Severo zum zweitenmal.

„Ja, ich komme von Campino," sagte sie. Sie schien garnicht zu erstaunen über diese Begegnung, sie mußte immer gedacht haben, daß er eines Tages kommen werde.

Er blickte auf ihr Bündel und glaubte zu begreifen. Weil Pippo Lamberti sie ausgekundschaftet hatte, wollte sie fort. Nun aber begegnete sie ihm dennoch, die Madonna hatte es so gewollt. Er wunderte sich nur, daß Serafina nicht gleich vor ihm entfloh. „Wohin willst Du?" fragte er sie.

„Ich wollte zu Dir." Es klang ganz schlicht und schüchtern.

Severo verstand das nicht. „Und Du?" fragte sie ihn.

„Ich wollte kommen, um Abschied von Dir zu nehmen."

„Abschied?" Nun hob sie doch erstaunt die Augen auf und blickte ihn an.

„Ja! Ich gehe nach Florenz hinunter und will mich bei Gericht anzeigen."

Er hatte eigentlich gedacht, daß sie erschrecken würde, aber keine Miene änderte sich in ihrem Gesicht, nur ihre Stirn schien etwas tiefer herabzusinken. Sie hatte das also von ihm erwartet, schien's, sie nahm das als etwas Natürliches hin. „Hältst Du es nicht mehr aus anders?" fragte sie erst nach einer Weile bangen Nachdenkens.

„Nein," erwiderte er. „Sie drängen mich ja alle dazu, — der Gioacchino und die anderen, — alle".

„Ich gehe mit Dir," sagte sie nach kurzem Schweigen.

„Du?" Er starrte sie ganz ohne Fassung an.

„Ja. Wo Du bist, da will ich auch sein. Sie sollen mich mit hereinlassen."

Er schüttelte den Kopf, er begriff sie nicht. „Ich thue es ja nur für Dich," wollte er ihr sagen, „was willst denn also Du bei mir?" Aber er brachte es nicht heraus, es war ihm, als ob ihn etwas weich und warm überrieselte. So hatte er Serafina lange nicht mehr sprechen hören; ihre Stimme, ihre Haltung, alles schien ihm verändert. Und das Gefühl von etwas wunderbarem, das um ihn und mit ihm vorging, war lebendig in seiner Seele, deshalb meinte er, alles geschehen lassen zu müssen, weil es eine Fügung sei und er doch nicht dagegen ankönne. Natürlich würden sie Serafina nicht mit hereinlassen, — wie hätte denn das möglich sein sollen? Aber es that ihm unsäglich wohl, daß sie so zu ihm hielt und nicht von ihm lassen mochte. „Gut," sagte er, „so gehen wir also zusammen."

„Laß uns noch einen Augenblick hier ausruhn," bat sie und setzte sich auf die moosüberschüttete Steinbank. Dann, als er neben ihr sich niedergelassen hatte, öffnete sie ihr Bündel. „Hast Du keinen Hunger?"

Doch, ihn hungerte, und er sagte ihr's. Sie hatte ganz frisches Brot bei sich und große, grüne Bohnen, die heute morgen erst gepflückt waren. Dazu holte sie ihm Wasser in dem blechernen Becher, der neben dem Grottenquell hing. Es war ein Mahl, das ihnen beiden mundete und bei dem sie nichts sprachen. Er hatte sie weder gefragt, warum sie damals fortgegangen sei, noch sie ihn, woher er gewußt habe, daß sie in Campino sei. Es schien, als wäre alles Vergangene hinter ihnen versunken und vergessen und ihr Leben finge erst von dieser Stunde wieder an, wo sie sich zusammengefunden hatten. Manchmal nur, während des Essens, sahen sie sich beide an, und jeder schien über den Anblick des anderen verwundert zu sein oder etwas darin befremdete ihn doch. Erst, als Serafina nicht mehr aß, sagte sie, als ob sie eine unausgesprochene Frage Severo's beantworten wollte: „Ich habe da oben Magddienste gethan. Bei Sor Achille, — Du weißt. Es ist mir hart angekommen. Wenn man solange freie Herrin über sich war —"

Er nickte. „Deshalb bist Du fortgegangen?"

Ein helles Rot lief über ihre Stirn hin. „Nein, nicht deshalb."

Severo fragte nicht weiter. Als auch er fertig war mit dem Essen, stand er auf. „Wollen wir nun gehen?"

„Wie Du willst."

Er stand zögernd im Grotteneingang. „Weißt Du noch — damals?" fragte er unsicher.

„Ja, ich weiß."

Dann beteten sie beide vor dem Madonnenbilde. Sie knieten nebeneinander, bekreuzten sich gleichzeitig und, als sie gingen, hielten sie sich Hand in Hand. Er hatte ihr das Bündel abgenommen und trug das an seinem Stock über der Schulter. Eine geraume Weile gingen sie so, schweigend, nebeneinander. Die Sonnenhitze

hatte nachgelassen, ein frischer Wind strich über die Hänge, die von goldgelb blühendem Besenkraut überwuchert waren, über dem krüppliges Piniengestrüpp schattete. Weit und einsam lag die Welt vor den beiden in Sonnenduft und Fernenglanz. Da fuhr Serafina plötzlich aus ihrem Sinnen auf und sagte stehenbleibend: „Du, Severo, könnten wir nicht fort — ganz fort, mein' ich? Hunderttausend Miglien, — über's Meer, — irgendwohin? Es giebt doch überall Menschen und Land. Und Sor Achille's Jüngster, der blonde Maso, der damals beim Morra den lahmen Zaccaria so unglücklich mit der Faust in die Schläfe getroffen hatte, daß der liegen blieb, — Du weißt doch? — Der ist jetzt da drüben reich geworden und hat Frau und Kinder und sie können nicht an ihn. Und er ist viel glücklicher, als hier, hat er an Sor Achille geschrieben."

(Schluß folgt.)

That!

Hat das Geschick, das du zum Gotte krönst,
Dir einen deiner Wünsche rauh zertreten,
O, glaube nicht, daß du es leicht verjöhnst
Mit nassen Augen und mit eitlem Beten!

Und ob du jammernd wirfst dich in den Staub,
Und ob du geißelst dich mit Rutenstreichen,
Es bleibt der Gott in deinem Himmel taub,
Greifst du nicht selber in des Lebens Speichen!

Es schwingt kein Gott für dich den Lanzenschaft,
Kein Engel schützt dich mit gefeiten Waffen,
Du bist nur sicher deiner eig'nen Kraft,
Und bist nur frei in deinem eig'nen Schaffen!

Paul Wimmershof.

Winter-Idyll.

I.

Schlitten klingeln durch die Gassen,
Fußhoch liegt der Schnee geschichtet:
Deutschem Winter muß man lassen,
Daß er gar entzückend dichtet.

Und wir geh'n, ein schneeweiß Pärchen,
Arm in Arm, mit heißen Wangen.
Welch' ein süßes Wintermärchen
Hält zwei Herzen heut gefangen!

II.

Wie kann ein Tag voll so viel Schmerz
So wunderherrlich enden,
Ein Abend an mein einsam Herz
So reiches Glück verschwenden!

Oh Mund, entflammt, oh Aug', entfacht
In schauerndem Begegnen! . . .
Oh aller Wunder holde Nacht,
Wie magst du so mich segnen!

III.

Surre, surre, Rädchen,
Hier sind tausend Fädchen
Für ein Sonnenstrahlenzelt
Um die weite, weite Welt!

Surre, surre, Rädchen,
Denke doch! mein Mädchen
Hat viel tausend Haare!
Reicht viel tausend Jahre!

Surre, surre, Rädchen,
Tausend gold'ne Fädchen
Woll'n von dir zu Sonnenschein
Heute noch gesponnen sein!

Christian Morgenstern.

Ausgeträumt.

Hast nicht ein einzig Mal zurückgeschaut,
Den langen Weg!
Froh schrittest du dahin und sangest laut
Im Waldgehege.

Ich aber drück' mich an den Eichenbaum
Und weine still,
Ich weiß es ja, daß nun mein schöner Traum
Entschwinden will!

Anna Ritter.

Aus trüber Zeit.

Von Karl Emil Franzos.

Es war im Sommer 1888 im Dorfe Unterach am Attersee und um die achte Morgenstunde eines kühlen regnerischen Augusttags, als mich ein ungewohntes Geräusch vom Schreibtische aufstörte. Wie ein Summen klang es, wie das halblaute Flüstern einer großen Versammlung. Staunend trat ich ans Fenster, denn der Platz vor dem Hause, wo ich wohnte, dem Gasthofe „Zur Post“, lag sonst still und öde und nur zweimal des Tages tauchte da einiges Leben auf, um die elfte Stunde, wenn der Dampfer von Kammer her über die grüne Flut des „oberösterreichischen Meeres“ gezogen kam und am Landungsplatz des einsamen, lieblichen Dörfchens anlegte, und dann Nachmittags gegen vier, wenn das Schiff auf seiner Rückfahrt abermals den Ort berührte. Mein Staunen wuchs aber, als ich den ganzen großen Platz von einer harrenden Menge dicht erfüllt sah. Wohl an die dreihundert Leute standen da, Kopf an Kopf gedrängt, durchweg Eingeborene, die meisten festlich angethan. Ein Begräbnis oder eine Prozession konnte es nicht sein, denn auch der rundliche Pfarrer des Orts stand ohne Prunk und Ornat mitten unter seinen Beichtkindern. Aber etwas Feierliches war es doch wohl, was die Menge hier vereinigte, denn diese Hirten und Flößer, Jäger und Bauern, denen sonst, wie allen Sprossen des baierischen Stamms die Lust angeboren ist, ihre Ellenbogen zu gebrauchen, standen respektvoll, fast andächtig da und kein Lachen ward hörbar, kein lauter Ruf, nur eben jenes halblaute Flüstern, dem Summen eines riesigen Bienenkorbs vergleichbar.

Während ich erstaunt auf das ungewohnte Schauspiel hinabsah, kam jählings eine Bewegung in die Menge. Aus den Remisen des Posthauses fuhr eine Kalesche vor, bahnte sich langsam den Weg durch die dichten Reihen und hielt vor der Thür des Gasthofs. Es war die Kalesche des Postmeisters, mit den zwei feisten Braunen bespannt, die täglich den Omnibus nach Mondsee beförderten, auch saß niemand auf den braunen Lederkissen, gleichwohl steigerte sich nun sichtlich die Aufregung der Harrenden und zweimal klang dann auch ein kurzes, lustiges Halloh durch die Reihen — zum ersten, als der Kutscher Anton seinen Platz einnahm, festlich in einen grellroten, offenbar nicht für ihn geschneiderten Postillonfrack gezwängt, und dann, als der Hausknecht Hans einen Riesenstrauß in den Wagen legte und daran ging, die Braunen am Riemband mit kleineren Sträußen zu schmücken.

Während aber Anton den Ruf fröhlicher Bewunderung schmunzelnd und schweigend hinnahm, schüttelte der Hausknecht ernst das Haupt und rief dann halblaut, aber so nachdrücklich, daß es über den ganzen Platz klang:

„Still! Er ist schon auf und trinkt jetzt Kaffee.“

Und darauf ward es in der That still und wieder standen die Harrenden andächtig da.

Nun ward es mir klar, daß dies geringe Haus wohl über Nacht einen sehr erlauchten Gast beherbergt hatte, denn gewöhnliche Sterbliche bedürfen beim Frühstücken keiner lautlosen Ruhe. So war es auch, denn als ich die Treppe hinabstieg und den Wirt, Herrn Gottfried Kiener, fragte, was los sei, erwiderte mir dieser treffliche Mann zwar freundlich, aber doch mit deutlicher Mißbilligung dieses nonchalanten Ausdrucks:

„Es ist nichts los, sondern vielmehr hat der Erzherzog Stefan heute auf Nummer Sieben übernachtet und jetzt trinkt er Kaffee und dann wird er in meinem Wagen nach Mondsee fahren!“

„Stefan?“ fragte ich. „Das wird wohl nicht richtig sein, denn dieser Prinz ist ja bereits vor langen Jahren auf der Weilburg im Nassauischen verschieden!“

„Dieser ist ein anderer Herr Erzherzog

Stefan gewesen," erwiderte Herr Kiener überlegen. „Jener auf Nummer Sieben ist der Sohn des hochseligen Herrn Erzherzogs Karl Ferdinand, wurde am 5. September 1860 geboren und ist jetzt k. k. Oberst.

Ob er dies bereits früher gewußt oder sich diese genaue Kenntnis nur ad hoc aus dem Linzer Kalender geholt, weiß ich nicht, jedenfalls kam die Aufklärung sowohl mir, als den Umstehenden sehr willkommen und wurde auch von diesen sofort eifrig weiter getragen. Denn während ich durch die Reihen schritt, hörte ich's bald hier, bald dort: „der Kiener hat's gesagt: er ist achtundzwanzig!" oder „Ein Geschwisterkind zum Kaiser: er hat's dem Wirt gesagt!"

Es war aber nicht blos Neugierde, die aus diesen und ähnlichen Reden klang, sondern eine tiefe und warme Anhänglichkeit. Denn wenn man schon im allgemeinen der Wahrheit gemäß versichern muß, daß die Habsburger in ihrem weiten Reiche sehr populär sind, so wurzelt doch kaum irgendwo das dynastische Gefühl tiefer in den Herzen, als im südlichen Teil des Hausruckviertel, oder, wie man diese Landschaft gewöhnlich mit einem nicht offiziellen, auch geographisch nicht genau umschriebenen Ausdruck zu nennen pflegt: im „Salzkammergut". Verschiedene Gründe wirken hierzu vereint, erstlich, weil ja im allgemeinen Bergbewohner altererbte Gefühle treuer bewahren als die der Ebene, ferner weil das Kammergut zum großen Teil kaiserliche Domäne ist und das arme Volk von seinem erlauchten Gutsherrn unzählige Wohlthaten empfängt, endlich weil sowohl die beiden Majestäten, als die meisten Glieder des Hauses in diesen Bergen den Sommer zubringen, in Gmunden, Ebenzweier, Ischl, in dem Jagdschlößchen am Höllengebirge u. s. w., so daß dieser persönliche Verkehr das Verhältnis zu einem engen und patriarchalischen macht.

Davon legte auch die heutige Versammlung Zeugnis ab. Diese Leute waren zu arm und zu fleißig, um sich aus bloßer Neugier selber einen Festtag zu machen und hier im Sonntagsstaat müßig umherzustehen, und ferner gab es wohl keinen unter ihnen, der nicht schon viele Prinzen und den Kaiser selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte. Aber ihr treues Herz trieb sie dazu, auch dieser Hoheit bei der Durchreise den Tribut ihrer Verehrung darzubringen — oder, wie dies einer meiner Bekannten ausdrückte, auf den ich im Gewühle traf:

„Er soll wissen, daß er uns freut!"

Der mir das sagte, war ein Flößer, Florian P. mit Namen, ein ernster, stiller, nachdenklicher Mann, mit dem ich gern plauderte, so oft es eben die Gelegenheit fügte. Sein gehaltenes und doch freundliches Wesen gefiel mir sehr, und die Art, wie er mir auf meine Fragen über Menschen und Verhältnisse dieser Landschaft Auskunft gab, zeugte von ungewöhnlicher Klarheit und Einsicht. Vielleicht erklärte sich dies auch dadurch, weil er nicht in den Bergen geboren war, sondern erst als Mann aus dem Rieder Kreise hierher gekommen, ferner, weil ihn seine Beschäftigung doch immerhin ein Stück Welt hatte kennen lernen lassen. Denn er war unzählige Male mit und auf seiner Ware die Traun und Donau hinabgeschwommen bis Wien und oftmals noch viel weiter; sogar in Galatz war er dreimal gewesen und wußte von dem Treiben dieser Handelsstadt sehr klug und anschaulich zu erzählen. Auch dies war etwas Ungewöhnliches, denn die meisten Flößer des Kammergutes gehen nur bis Lambach, wenige bis Linz, die wenigsten bis Wien, und darüber hinaus keiner. „Ja, ja!" hatte mir der Florian auf diesen Vorhalt erwidert, „den anderen drückt die Ebene das Herz ab, auch sehnen sie sich nach Weib und Kind zurück; ich aber bin selber aus dem Flachland und geh' keine andere Seel' auf der Welt an, als mich selber."

Er war Junggeselle, gleichfalls etwas Seltenes in dieser Gegend, wo sogar das Gesinde regelmäßig aus verheirateten Leuten besteht. „Jetzt wär's zu spät," hatte er mir gerade zwei Tage vorher gesagt, „und früher hab' ich halt eine andere Abhaltung gehabt. Welche? das kann Ihnen jeder hier sagen, wenn Sie es hören wollen — ich selbst red' nicht gern davon!" Und dazu hatte der Mann ganz eigen gelächelt, weder dreist noch traurig, sondern eben so, wie ein kluger, erfahrener Mensch über Dinge lächelt, die nun einmal nicht mehr zu ändern sind.

Ich hatte, wie gesagt, einiges Interesse für den Florian, aber gar so brennend war meine Neugier doch nicht, daß ich mich sofort und beim ersten besten erkundigt hätte, warum er unvermählt geblieben sei. Nur zufällig erfuhr ich es schon am nächsten Tage, als ich mit dem Wirte, Herrn Kiener, der seiner großen persönlichen Würde wegen weit und breit der „König von Unterach" genannt wird, in ein erbauliches Gespräch über die Wirkungen des Mostes geriet.

„Es ist dies," sagte der würdige Mann, „ein rechtes Teufelsgetränk, und hat schon mehr Menschen in's Unglück gebracht, als der Schnaps, und sogar mehr, als die Lotterie. Wo der grüne Mostbuschen ausgesteckt ist, da steckt daneben auch der höllische Feind seine Kralle heraus. Was wäre z. B. aus dem Florian, mit dem Sie so gern reden, geworden, wenn es keinen Most auf der Welt gäbe!"

„Nun?" fragte ich, „was wäre aus ihm geworden?"

„Er wäre," lautete die Antwort, „ein Kutscher geblieben, was er als Jüngling war, während er sich jetzt als Flößer sein Brot so hart verdienen muß. Ferner hätte er Weib und Kind, während er sich jetzt so allein herumtreibt. Und dann wäre er wohlhabend, indessen er jetzt so arm ist, weil ihn sein Onkel enterbt hat!"

„War er einmal ein Trunkenbold?" fragte ich.

„Dieses nicht!" verneinte der König von Unterach eifrig. „Wer solches sagen wollte, würde lügen. Sondern im Gegenteil, er hat nur selten und mäßig getrunken und darum haben ihn, als er einmal zu viel getrunken, der Most und im Most der Teufel zu einem entsetzlichen Verbrechen geführt!"

„Wohl zu einem Todtschlag?" fragte ich, ohne sonderliche Erregung, denn es war mir wohl bekannt, wie oft in diesen Weingegenden ein Raufhandel aus nichtigster Veranlassung blutig endet.

„Nein!" war die Antwort. „Ein Todtschlag im Rausch ist zwar auch ein Verbrechen, aber doch eigentlich mehr ein Unglück. Der Florian aber hat etwas begangen, was nur ein Verbrechen ist, und das häßlichste, was es giebt!"

„Nun?"

Der stattliche Wirt beugte sich vor und flüsterte mir in's Ohr, so leise, daß ich es kaum verstehen konnte:

„Einen Hochverrat!"

„Wie?" rief ich ungläubig. „Sie meinen wohl eine Majestätsbeleidigung?!"

Der behäbige Mann zuckte die Achseln.

„Auf den Unterschied verstehe ich mich nicht!" sagte er zögernd. „Es war eben etwas gegen den Kaiser . ."

„Und wann hat sich das begeben?"

„So vor fünfunddreißig Jahren," war die Antwort. „Nicht viel früher oder später. Ganz genau weiß ich's freilich nicht . . ."

Ich gestehe, daß mir die Sache erst durch dies Datum näherer Beachtung wert erschien. Denn eine Majestätsbeleidigung schlechtweg erscheint auch mir, nicht blos dem „König von Unterach" als ein häßliches und frivoles Verbrechen, und ich finde es ganz in der Ordnung, daß es mit härtester Strafe geahndet wird. Aber mit jenen Beleidigungen, Staatsgefährlichkeiten, und Hochverrätereien, die in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre von den österreichischen Gerichten verhandelt und abgeurteilt wurden, hatte es oft genug eine besondere Bewandtnis, eine ganz besondere! Denn es war dies die Zeit der frömmsten und loyalsten, schlimmsten und grausamsten Reaktion und in solcher Zeit pflegen aus dem Boden jeglichen Staates und Volkstums schlimme Giftpflanzen aufzusprießen: Denunziantentum, Polizeiwillkür und Servilität der Gerichte. Es sind in jenem bösen Lustrum Urteile in politischen Prozessen gefällt worden, die, heute überlesen, jedem ehrlichen Menschen den Eindruck machen müssen, als hätte nicht eigentlich das betreffende arme Opfer auf die Anklagebank gehört, sondern vielmehr der hohe Gerichtshof samt dem Herrn Staatsanwalt und den P. T. Zeugen. Solche Fälle zu erkunden und festzustellen, ist seit Jahren mein Bemühen gewesen, kein müßiges Bemühen, wie ich denke, denn sie illustrieren ein Stück Geschichte und sind lehrreich für alle Zeit. So habe ich z. B. bereits an anderen Orten berichtet, wie einmal ein Staarmatz, Sturno vulgaris, von einem k. k. Gerichte zum Tode verurteilt worden, weil man ihn gelehrt hatte, „Eljen Kossuth" zu schreien; wie ein armseliger Trottel in Steiermark wegen Hochverrats abgeurteilt worden, weil er an die Innenwand einer Holzhütte geschrieben, daß die Ungarn Kossuth zum Kaiser auszurufen gedächten; oder wie sie allüberall den Ludwig Kossuth gesucht und statt seiner hier einen Polizeikommissar, dort einen Säugling, an anderen Orten eine Hauptmannsgattin oder einen jüdischen Lederhändler verhaftet u. s. w.

Eine Zeit, in welcher sich solche Geschichten begeben, hat sicherlich auch viele ähnliche Früchte gereift, und so beschloß ich denn gelegentlich auch den Florian P. zu fragen, durch welche Äußerung er vor fünfunddreißig Jahren zum Verbrecher geworden.

Daß ich ihn an jenem kühlen Augustmorgen unter den Harrenden fand, welche dem Prinzen ihre Verehrung erweisen wollten, sprach freilich nicht gegen seine einstige Schuld — denn

es giebt ja auch reuige Hochverräter. Doch mußte dann diese Reue und Umkehr in der That eine gründliche sein, denn während seine beiden Genossen, ein Greis und ein Jüngling, darauf bestanden, hier nicht länger müßig umherzustehen, sondern mit dem bereitliegenden Floß nach Kammer abzustoßen, erklärte der Florian, er gehe nicht eher, als bis er sich den jungen Herrn angeschaut.

„Ich will sehen," sagte er, „ob er seinem Herrn Vater ähnlich sieht, welcher ein gar leutseliger Herr war und immer in Civilkleidern gegangen ist, oder seiner Frau Mutter, welche jetzt als Wittib in Ebenzweier haust und viel Gutes thut." Und als darauf der Jüngling bemerkte, daß er doch lieber auf den Anblick verzichten wolle, als dann in der vollen Mittagshitze zu rudern, verwies ihm der Florian diese Rede mit scharfen Worten und schloß: „Wer kein Herz für seine Herrschaft hat, der hat überhaupt kein Herz!"

Ich blickte ihn erstaunt an: war der Mann ein Heuchler? Ein anderer aber, der daneben stand, jener Greis, der mit ihm zu fahren pflegte, ein Flößer aus Unterach, begnügte sich nicht mit derselben stillen Vermutung, sondern sagte laut:

„Geh', Florian, plausch' uns nit an! Wenn Du so wär'st, wie Du sagst, dann wär'st damals nit in's Unglück gekommen!"

„Schweig!"

Der Florian wurde rot und dann so zornig wie ich es seinem gemessenen Wesen nie zugetraut hätte. Seine Lippen zuckten und die Hand ballte sich zur Faust. „Schweig! Schweig!" wiederholte er heftig, daß der andere erschreckt zurückwich. Und erst nach einer Weile fügte er ruhiger hinzu:

„In's Unglück bin ich gekommen, das ist wahr, aber schon damals bin ich gewesen, wie ich jetzt bin, und schon damals hab' ich gedacht, wie ich jetzt denk', und schon damals hätt' ich gern mein Blut verspritzt für den Kaiser und die ganze Herrschaft!"

„Glaub's ja, glaub's ja!" versicherte der Greis begütigend. Ich aber fragte:

„Wie seid Ihr denn damals in's Unglück gekommen, Florian?"

„Kann's Ihnen schon erzählen," erwiderte dieser, wieder so ruhig, wie gewöhnlich. „Die Leut wissen's ohnehin und die Sache war nur ein Unglück für mich, aber keine Schande. Es sind über fünfunddreißig Jahre her und ich war damals ein junger Bursch, an die Zwanzig und als Postillon bedienstet bei meinem Onkel, welcher Gastwirt und Postmeister war im Rieder Kreis. Er hat's gut mit mir gemeint, mein Onkel, und wollt' mir seine Tochter, die Miezl, zur Frau geben, wenn wir erst älter wären, und der Miezl war's recht und mir noch mehr — und ich war ein glücklicher Mensch, lustig und kreuzfidel. Da kommt einmal im Herbst die Ansage: in zwei Tagen reist der Kaiser durch und wird im Gasthof übernachten, und für den Tag darauf, sieben Uhr früh, sind fünf Kaleschen und ein Bagagewagen samt Bespannung beizustellen für die Weiterfahrt nach Passau. Jede Seel' im Ort hat sich darüber gefreut, mein Onkel war außer sich, daß der Kaiser unter seinem Dach übernachten und mit seinem Fuhrwerk fahren sollt' — aber unter allen die größte Freud' hab' doch ich gehabt, Herr! Denn mir hat's der Onkel zugesagt, daß ich den Kaiser nach Passau kutschieren sollt' — in der neuen blauen Kalesche mit unseren Eisenschimmeln davor. Das waren aber auch Prachtpferde — ein schöner' Gespann konnt' man nimmer schauen! Ich hab' vor Jubel und Aufregung kaum schlafen können — denken Sie, ein so junger Bursch und sollt' meinen Kaiser fahren mit solchen Pferden! So vergehen die zwei Tage in Aufregung und der ganze Ort ist geschmückt und gerüstet zum Willkomm, aber wie nun der Kaiser ankommt, da wird's mir schwarz vor den Augen und aus ist's mit meiner Freud'! Denn da hat sich's herausgestellt, daß die Kaleschen nur für die Hofleute bestellt waren, der Kaiser aber ist in seinem eigenen Wagen gefahren und mit seinen eigenen Pferden. Und es waren nicht einmal schönere Pferde als unsere Schimmel! So bin ich stumm dagestanden, während die andern „Vivat" geschrieen haben, und bin immer trauriger geworden und fuchsteufelswild dazu — nicht über den Kaiser, beileibe nein, aber über mich und die ganze Welt dazu! Es ist mir nicht um das Trinkgeld gegangen, das ich sonst wohl morgen in Passau gekriegt hätte, aber um die Ehr', um den Stolz für's ganze Leben. „Nimm's Dir nicht zu Herzen, Florian!" tröstet mich die Miezl, aber ich will nichts davon hören und geh' endlich in unsere „Schwemm'" (Kneipe), um meinen Zorn und Kummer zu vertrinken. Sie war voll Leut', Bauern, Jäger, dann einige vom Hofgesind', auch ein Gendarm war da, um Ruhe zu gebieten, denn über uns im Speisesaal hat ja die Herrschaft getafelt. Ich setze mich in eine Ecke und trinke den Most hinunter, als wenn's Wasser

wär', Seidel auf Seidel, und bin schon nach einigen Gläsern noch viel wilder und aufgeregter, denn ich war sonst mäßig und das Getränk nicht gewohnt. Es wär' aber doch alles gut abgelaufen, wenn sich nicht einige Burschen um mich herumgestellt und mich verhöhnt hätten. Denn ich hatt' in den zwei Tagen jedem, der es hören wollt', meine Freud' erzählt und darum haben sie jetzt gestichelt: „He Florian, wann fahrst denn mit dem Kaiser?" oder „Recht ist Dir geschehen — Deine Gäul' sind ja höchstens zum Mistführen gut!" Da spring' ich auf: „Was!" schrie ich, „der Kaiser gäb' viel drum, wenn er solche Pferd' hätt', wie unsere Schimmel! Die Gäul', die er sich mitgebracht hat, die bleiben ja auf halbem Weg bis Passau stecken, das sind ja Dr . . gäul'!" Ja, Herr, das hab' ich gesagt, aber es war im Zorn und ich hab's bitter gebüßt. Denn der Gendarm hat's gehört und mich gleich verhaftet — und dann hat mich das Kreisgericht zu vier Jahren Kerker verurteilt, wegen Majestätsbeleidigung."

„Unmöglich!" rief ich, „Ihr werdet in Eurer Trunkenheit damals wahrscheinlich noch etwas Anderes gesagt haben!"

„Nein!" beteuerte er. „Es ist so, wie ich's sag', gegen den Kaiser selbst hab' ich gewiß nichts gesagt, da ließ' ich mir ja lieber die Zunge herausreißen, eh' ich so was sage! Nur über die Pferde! Da — da können Sie's auch gedruckt lesen, Herr!"

Er zog eine morsche, rotlederne Brieftasche hervor und nahm daraus ein Papierpacket. Langsam und vorsichtig löste er eine Zeitungshülse nach der andern ab und reichte mir endlich den Kern: eine schon mehrere Jahre alte Nummer der „Linzer Tagespost".

Eine längere Notiz darin bezog sich in der That auf ihn und sein Verbrechen. Unter dem Schlagwort: „Aus trüber Zeit" waren da mehrere Hochverrätereien aus der Reaktionszeit kurz, trocken und aktenmäßig berichtet. Sie stammten „aus den Erinnerungen eines Beamten". Auch nach dieser, völlig authentischen Darstellung war Florian P. nur wegen seiner Aeußerung, die er auch mir mitgeteilt, wegen Verbrechens der Majestätsbeleidigung zu vier Jahren Kerkers verurteilt worden.

Während ich noch las, kam heftige Bewegung in die Menge. Als ich aufblickte, gewahrte ich, daß der Prinz, ein schöner, stattlicher, blondlockiger Mann, bereits neben einem älteren Herrn im Wagen Platz genommen.

„Hoch!" riefen Pfarrer und Bürgermeister. „Hoch!" fiel die Menge hundertstimmig ein — auch der Florian rief es laut und schwenkte seinen Hut, und sein ernstes Antlitz strahlte vor Freude.

„Er sieht seinem seligen Herrn Vater ähnlich," sagte er, nachdem der Wagen in einer Biegung der Dorfstraße verschwunden. „Er hat dasselbe gute Gesicht und auch die Vetterschaft mit dem Kaiser sieht man ihm gleich an!"

Stumm gab ich dem Mann das Blatt zurück.

„Nicht wahr?" sagt er, indem er es wieder sorglich bewahrte, „ich habe Ihnen nur die Wahrheit berichtet?"

„Euch ist großes Unrecht geschehen!" erwiderte ich bewegt.

„Unrecht?" erwiderte er. „Wie man's nimmt! Der Kaiser ist so heilig, daß man auch über das, was ihm gehört, nicht schimpfen darf! Und wenn's ein Unrecht war — der Kaiser war nicht Schuld daran und den anderen hab ich's vergeben! Grüß Gott, Herr, auf Wiedersehen!"

Er ging mit seinen Gefährten dem Ufer zu, sie betraten das Floß und stießen vom Lande.

Meeresfrieden.

O Stille, doppelt tief am Meeresstrande,
Wenn keine Welle an das Ufer schlägt,
Wenn sich kein Lüftchen in den Weiden regt,
Jedweder Laut erstarb auf Meer und Lande.

Wenn Dämmerung mit ihren Schattenhänden
Des Lichts Gebilde allgemach verwischt,
Der letzte Sonnenfunke bleich erlischt
Vor ihrem Odem hinter den Geländen.

O glücklich, wenn nach Tages Kampf und Toben,
Solch' eine Stille wiegt das Herz in Ruh'.
Es drückt die Nacht ihm sanft die Augen zu,
Und Himmelsfrieden taut herab von oben!

J. Schubert.

Anastasius Grüns letzte Jahre.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig August Frankl.

V. (Schluß.)

Am 29. Februar 1876 schrieb Frankl an Grün:

Die Inschriftenfrage für das Schillermonument ist in der letzten, am 27. d. abgehaltenen Sitzung in eine überraschend neue Phase getreten. Gestatten Sie, daß ich Ihnen pflichtgemäß über dieselbe berichte.

Die anwesenden Mitglieder des Comités konnten sich nicht, bei aller Hochachtung Ihres Votums, für die Weglassung des nunmehr verhängnisvollen „Und“ entschließen. Die Anbringung der beiden Verse auf Einer Seite scheint Schilling, der uns darüber schrieb, unzulässig, weil sie umbrochen werden müßten und dadurch den Raum von vier Zeilen einnehmen würden, der für solche entschieden zu klein ist, und würde, wenn die Zeilen nicht umbrochen werden, die Schrift zu klein, ja, nach einer eingesendeten diesfälligen Probe fast unleserlich sein.

Da beantragte Herr Prof. Tomaschek, die ohnehin kleinen Flächen ohne jede Inschrift zu lassen, schon darum, weil das Monument keiner Erklärung bedürfe.

Prof. v. Lützow erinnerte, daß der Künstler schon bei seinem Entwurfe an eine Inschrift gedacht haben mochte und diese demnach als etwas mit dem Monumente Organisches komponirt habe; er hätte sonst gewiß die Flächen arabeskenhaft verziert.

Ober-Baurath v. Ferstel sprach sich aus technischen und künstlerischen Rücksichten entschieden gegen die Inschrift aus. Ihm schlossen sich — wohl auch, weil man an ebenbürtigen Worten verzweifelte — die meisten Herren des Comités an und vollends Alle, wenn Schilling selbst zustimmen sollte. Wenn dies nicht der Fall wäre, wäre lieber überhaupt von Versen abzusehen und allenfalls irgend einer Widmung in lapidarischer Prosa nachzudenken.

Doch ich lege das Protokoll bei und die nach demselben gefaßte Zuschrift an Schilling, damit Sie genau informirt seien, und erst, wenn Sie Ihre Meinung gütig ausgesprochen haben, werde ich den Brief abgehen lassen.

Sind Sie mit dem Beschlusse des Comités einverstanden, das ihn wie eine Erlösung von Sorge und nunmehr bald ein und einhalbjähriger Debatte betrachtete, so wird das sehr erwünscht sein; wo nicht, so möchte ich doch Ihr Votum als ein separates dem Briefe beischließen.

Es war kein Faschingsonntags-Vergnügen, diese Sitzung, die von 6 bis ¼ auf 10 dauerte und außer der Inschriftenfrage nur noch die Kosten der Granitstufe behandelte . . .

Schwerer dürfte es sein, das Comité zu einer stillen Enthüllung des Denkmals zu bewegen, da es sich von einer feierlichen nicht allein einen ästhetischen, vielmehr einen ethischen und sozialen Erfolg verspricht. Meine diesfällige Andeutung fand nicht die geringste Zustimmung, was mir um so mehr leid thut, als es eine Wochen andauernde Arbeit sein wird, das Entsprechende zu veranlassen.

Die Herren haben, wie fast immer, leicht bebeschließen, um die Mühen kümmern sich nur sehr Wenige.

Fällt der uns zugesagte Rest des Erzes bedeutend aus, so wird für den gewünschten feierlichen Akt gesorgt und die Medaille vielleicht auch ermöglicht sein.

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Comité in der zweifachen Richtung meine Bedenken vorzulegen.

Videant consules! d. h. mögen sie für die Herbeischaffung des Geldes Sorge tragen.

Und vielleicht geht das Ganze auch leichter, als es mir jetzt erscheint.

Also nach anderthalbjähriger Debatte keine Inschrift! Auch darauf schwieg Grün. Kurz darauf brachen die Ovationen zu seinem 70. Geburtstage über ihn herein. Hier sein Dankbrief auf Frankls Glückwunsch:

Gratz, 7. April 1876.

Verehrter Freund!

Fast halbtodt richte ich diese Zeilen an Sie. Seit circa 3 Wochen lebe ich eigentlich nicht mehr, denn ich bin nur noch eine Art Mechanismus, eine Species von Spieldose, welche das große

Grundthema „Dank!“ in hunderterlei Modulationen zu variiren hat. Freilich pulsirt in diesem Räderwerk auch etwas Anderes, das man Herz nennt, und dieses weiß gar wohl all die Ehre, all das Glück und Wohlwollen, das ihm widerfährt, zu schätzen und hochzuhalten. Aber durch die Spieldose zieht doch ein wehmüthiges Ächzen der gar zu oft sich in einer und derselben Richtung herumdrehenden Walzen und Stifte, deren sich eine allmähliche Erschlaffung und Müdigkeit bemeistert.

Verkennen Sie nicht Ihren alten Freund, wenn er sich trotz eines größeren inneren Wohlgefühles einer mächtigen Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit nicht erwehren kann und sich unter Einem Ihre Nachsicht erbittet, einmal ausnahmsweise nicht nochmals das besagte Thema, wie schon so unzählige Male mündlich, brieflich und telegraphisch, zu variiren, sondern es einmal nackt und unverschleiert, wie die antike Schönheit und Wahrheit hinzustellen in dem einfachen Worte:

Dank!

Ihr Gemüth und Ihre Phantasie mögen und werden es zu seiner ganzen Bedeutung ergänzen.

Herzlich grüßend in alter treuer Gesinnung, wie immer

Ihr aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Noch am selben Tage ließ der Dichter einen zweiten Brief folgen:

Gratz, 7. April Abends.

Mein verehrter Freund!

Als ich Ihnen heute Morgens inmitten anderer Dankschreiben in aller Hast und Eile mein Dankgefühl für Ihre liebe und mir so wohlthuende Erinnerung aussprach, hatte ich noch keine blasse Ahnung von den Dingen, die da kommen würden, und insbesondere von der Pracht und Bedeutung des mir in Aussicht gestellten Festgeschenkes. Nachmittags, als man mir von der Eisenbahn eine große Gemäldekiste brachte, und ich in dem darin befindlichen herrlichen Göthebilde das mir zugedachte, aber alles Maß meiner Erwartung so weit überragende Xenion erkennen mußte, da war ich, offen gestanden, ebenso überrascht, als erschrocken und betroffen. Ich mußte mich fragen, wie in aller Welt komme gerade ich zu einem so werth- und prachtvollen, zu einem so kostbaren Geschenke? Kann und darf man ein solches annehmen? selbst wenn es von einem der ältesten und besten Freunde kommt? — Mögen Sie, verehrter Freund, in dem Auftauchen dieser Frage nicht etwa jenen dünkelhaften Hochmuthskitzel erblicken, welcher mir wirklich ganz fremd ist, sondern eine Mahnung, die aus edleren Quellen entspringt, nämlich jenen der Gewissenhaftigkeit und des Zartgefühls. Aber ich kann es noch immer nicht wagen, jene Fragen zu bejahen.

Dies jedoch weiß ich, daß ich Ihre edle und freundliche Absicht nicht verkennen und heute nicht zu Bette gehen darf, ohne Ihnen aus gerührtem Herzen meinen innigsten und wärmsten Dank für all die mir auch in dieser Stunde erwiesene Güte, Freundlichkeit und Auszeichnung ausgesprochen zu haben. Und so schreibe ich unmittelbar vor dem Schlafengehen mit schon müdem Haupte und schon müder Hand diese Zeilen nieder, denen Sie die Eile ihres Zustandekommens wohl ansehen, aber auch nachsichtsvoll verzeihen werden.

Jetzt aber: Gute Nacht! und zugleich, — da der Brief erst morgen abgehen kann — Guten Morgen!

Mit herzlichem Gruße

Ihr treu und dankbar ergebener

A. Auersperg.

Einige Wochen nach der Feier schrieb er dem Freunde:

Gratz, 10. Mai 1876.

Mein verehrter Freund!

Allmählich sind die Wogen meiner Jubeltage und ihrer Leiden und Freuden verlaufen und letztere haben sich in eine große, wohlthuende und mich mit permanentem Dankgefühle erfüllende Erinnerung verschmolzen. Allmählich kehre ich wieder in meine gewohnte Tagesordnung zurück, nicht ohne doch noch zeitweise den zahllosen Dankespflichten, welche ich abzustatten hatte, kleine Nachzügler folgen zu lassen. Und so erlaube ich mir, allerdings eine gar schlicht bescheidene Gegengabe für die schönen und werthvollen Festgeschenke, mit denen Sie mich bedachten, im Anschlusse an Sie zu übersenden, ein photographisches Gedenkblatt an den 11. April. Da es eine Herzensbotschaft ist, so wird ihr auch bei Ihnen freundliche Aufnahme werden. Es ist die Gruppe der Festgeschenke, nach den Andeutungen meiner Frau zusammengestellt und von einem hiesigen Photographen aufgenommen. Sie finden auf dem Blatte auch all die köstlichen Gegenstände, mit welchen Sie und das verehrte Schillerdenkmal-Comité den für mich so bedeutsamen Lebensmoment verschönert und bereichert haben.

Ich erlaube mir drei Exemplare beizulegen, wovon ich eines für sich zu behalten, das zweite allenfalls den Akten des Schillerdenkmal-Comités einzureihen, das dritte aber nebst meinen hochachtungsvollen Grüßen an Herrn Prof. Dr. v. Egger-Möllwald gelangen zu lassen bitte, welcher als Obmann des Schillervereines „Die Glocke“ mich mit einem Ehrenmitgliedsdiplom dieses Vereines beehrt und erfreut hat. Da Sie öfter mit ihm in Berührung kommen, dürfte die gütige Besorgung dieses Anliegens Ihnen wohl nicht beschwerlich fallen.

Aus der „N. Fr. Presse“ habe ich gestern ersehen, daß unsere Denkmals-Angelegenheit wieder

schrittweise vorgerückt ist. Glückauf zum baldigen Abschluß.

Eiligst aber mit herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Dieses Schreiben kreuzte sich mit einer Zuschrift Frankls, in welcher dieser, sicherlich nicht leichten Herzens, aber pflichtgemäß Grüns endgiltiges Votum in der — Inschriftenfrage erbat. Grün erwiderte — Graz 12. Mai 1876 — u. a.:

Die Jubeltage mit allem, was daran hing, sind vorüber; dafür aber tauchen jetzt die mittlerweile liegen gebliebenen Geschäfte und Obliegenheiten anderer und sehr verschiedener Art auf, daß meine Sehnsucht und mein Bedürfniß nach Ruhe auch jetzt noch ein unerfüllbarer frommer Wunsch geblieben ist.

Sie verlangen bezüglich der, wie es scheint, noch nicht ganz feststehenden Punkte — das Denkmal betreffend — von mir ein entschiedenes Eingreifen und ein nochmaliges Votum. So bereitwillig ich stets mein bescheidenes Scherflein zu den Zwecken des Unternehmens beitrage, so befinde ich mich Ihrer Aufforderung gegenüber doch in einiger Verlegenheit. Zu einem entschiedenen Eingreifen fühle ich mich durchaus nicht berufen; mein Votum aber und namentlich über die von Ihnen berührten obschwebenden Fragen habe ich ja bereits klar und deutlich abgegeben, und ich wüßte kein anderes auch jetzt zu formuliren.

Den in den rückfolgenden Sitzungs-Protokollen vom 13ten und 27ten Februar niedergelegten Schlußfassungen muß ich mich selbstverständlich in aller Bescheidenheit unterordnen und thue dies als alter Parlamentarier sogar sehr willig, aber zur Beruhigung darf es mir dennoch dienen, zu jenen Beschlüssen persönlich nicht mitgewirkt zu haben. Ich möchte nämlich nicht die Verantwortung mittragen, einen Schiller, der doch zu unserem Volke mahnend und aufrichtend sprechen soll, in dessen Mitte als inschriftlose Statue zu stellen und gewissermaßen zum Stummbleiben zu verurtheilen.

Die Duell-Angelegenheit Kolowrat-Auersperg[25]) ist mir persönlich sehr nahe gegangen, weil ich mit der Fürstlichen Familie zwar nur entfernt verwandt, aber durch freundschaftliche Beziehungen näher verbunden und durch die innigste Theilnahme ergriffen bin. Objektiv aufgefaßt hat aber die Sache eine viel tiefere, erschreckende Bedeutung. Ich kann in dem ganzen Vorgange mit allen denselben begleitenden Nebenumständen (welche aber geistig und sittlich zu Hauptfaktoren werden) nur ein neues schauerliches Symptom des unaufhaltsamen und unverkennbaren staatlichen und socialen Niederganges unseres Oesterreich erblicken. —

Ein folgendes Schreiben Grüns, Thurn am Hart, 5. Juli 1876, erbat Frankls Verwendung für einen armen, in Steiermark lebenden Dichter. Frankl konnte dem Wunsche entsprechen. Ein nächster Brief Grüns bat, daß das Comité ein an ihn gerichtetes Gesuch eines Verlegers direct erledigen möge; der Buchhändler hatte Grün ersucht, das Denkmal-Comité möge — den Absatz einer von ihm verlegten Schiller-Biographie fördern helfen! Darauf erwiderte Frankl aus Gmunden, 2. August 1876 u. a.:

Vittore Emanuele hat in seinem Beglückwünschungs-Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten denselben

„Mein lieber großer Freund!“

apostrophirt.

Erlauben Sie gütig heute dieses Plagiat. Sie wünschten in Angelegenheit der an Sie gerichteten Bitte der Buchhandlung K. eine Beschlußfassung des „Comités“ provozirt. Ich setze voraus, daß Sie nur die des „Büreau“ meinten, denn wo ist das „Comité“? Die Mitglieder sind in alle Welt zerstreut, und wie viele sind seit unserm Thätigkeitsbeginn uns schmerzlich durch den Tod entrissen: Grillparzer, Halm, Möring, Pratobevera, Schrötter, Streicher, Zelinka! Es ist erschreckend, nach einem Jahrzehnt zurückzublicken, wie viele näherstehende, zu einem gemeinsamen Streben verbundene Menschen in Gräber versunken sind. Man wandelt wie durch einen Friedhof! Sie werden mir, dem seit einem Vierteljahrhundert, nicht immer anmuthig, verspotteten Nekrologisten diese Betrachtung lächelnd vergeben!

Wo aber ist das „Büreau?“

Wurzbach seit zwei Jahren in Berchtesgaden „angewest.“ Schröer auf einer Ferienreise in Ost-Preußen, Schey in Wien, Egger in Ischl.

Nichts desto weniger wandte ich mich, um Ihrem Wunsche nachzukommen, an den Letzteren als an unseren Schriftführer mit der Bitte, seine Meinung abzugeben und die des Kassaverwalters Schey einzuholen.

Und so kommt es, da ich erst heute — da überdies Egger einen mehrtägigen Ausflug unternommen hatte und nicht sofort in den Besitz meines Briefes gelangte — in der Lage bin, Ihnen unsere gemeinschaftliche Meinung zur Gutheißung vorzulegen, um, wenn diese beistimmend ist, sie sofort der genannten Buchhandlung vermitteln zu können . . . .

Ich will diesen Brief nicht schließen, ohne Sie auf ein sehr interessantes Buch: „Aus Halbasien“

[25]) Das Duell zwischen dem 22jährigen Wilhelm Fürsten Auersperg, dem Sohne des Generals Alexander Auersperg, und dem Grafen Leopold Kolowrat, fand den Zeitungsberichten zufolge wegen einer berühmten Schönheit der Aristokratie, der Komtesse B., statt, welche von beiden geliebt wurde, dem Grafen aber den Vorzug gegeben haben soll. Das Duell wurde am 7. Mai 1876 ausgekämpft und endete nach dreimaligem Kugelwechsel mit der tödlichen Verwundung Auerspergs.

von K. E. Franzos[26]) aufmerksam zu machen, das, vor wenigen Monaten erschienen, schon die 2. Auflage und eine Übersetzung ins Englische und Französische erlebt. Es gewährt in schöner geistvoller Darstellung einen Einblick in uns genug naheliegende — zu nahe! — fast völlig neue Zustände und macht mit psychologisch höchst merkwürdigen Persönlichkeiten bekannt. Zugleich ist das Buch sehr amüsant.

Grün war, als er dies Schreiben erhielt, bereits sehr leidend. Gleichwohl erwiderte er umgehend:

Dornau bei Pettau 6. VIII. 76.

Verehrter Freund!

Ihr sehr geschätztes Schreiben vom 2ten d. M. ist mir hierher nachgesandt worden.

Das sogenannte Plagiat, mit welchem Sie mich apostrophiren, könnte aus einer liebenswürdigen Hyperbel zu einer mich compromittirenden Parodie werden, wenn ich nicht vor allem Anderen bescheidentlichen Protest dagegen erhübe. So sehr mich jede Mittheilung von Ihnen jederzeit erfreut, so hätten Sie sich mit dem eingehenden Exposé über das K . . . 'sche Anerbieten eigentlich nicht zu bemühen gebraucht; denn ich habe in dieser Angelegenheit hier gar keinen Wunsch geäußert, die Sache einfach als mir nicht zustehend meinerseits abgelehnt und auf den für jeden Fall competenten Weg gewiesen, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auf diesem die definitive und correcte Abweisung erfolgen werde. Will Herr K. seine neue Auflage Palleske's anläßlich der Enthüllung unseres Schillerdenkmals in Vertrieb setzen, so möge er dies auf eigene Faust und durch seine eigenen Kolporteure und Kommissionäre veranlassen, uns aber dabei aus dem Spiele lassen. Wenn Sie in der Beantwortung seines Einschreitens das von Ihnen erwähnte Motiv betonen und höflichkeitshalber noch mit dem Ausdrucke „wahren Bedauerns" versüßen wollen, so kann ich mich nur damit einverstanden erklären, in so fern Sie meine Privatansicht zu erfahren gewünscht haben.

Schließlich wünsche ich Ihnen einen genußreicheren Landaufenthalt, als mir heuer zugedacht scheint. Meine Gesundheit ist nicht mehr die beste, meine Nerven wollen nicht mehr in Ruhe und geregelte Haltung kommen. Die im März und April Tag für Tag auf mich einstürmenden Aufregungen haben mich zwar in moralischer Hinsicht erhoben und aufgerichtet, aber in physischer arg mitgenommen und herabgebracht. So steigt die eine Schale der Wage, während die andere sinkt. Ob sie je wieder ins Gleichgewicht kommen? — Das leibliche Unbehagen wirkt zugleich lähmend auf die geistige Thätigkeit, und ich hätte doch so Manches vor dem großen Stillstande noch gerne in Ausführung gebracht. Man räth mir Gebirgsluft an; vielleicht folge ich dem Rathe, während Frau und Sohn dem zweiter Cyklus der Wagner-Festspiele in Baireuth anwohnen. Ich will sie zwar auf der Reise dahin begleiten, dann aber ins Gebirge abfallen, da ich mich zu vier Abenden Wagner nicht stark genug fühle.

Mit den herzlichsten und hochachtungsvollsten Grüßen in alter Treue und Freundschaft

Ihr A. Auersperg.

Dies ist das letzte Document einer seltenen, nahezu lebenslangen Freundschaft, das wir mitzuteilen haben. Grün und Frankl haben einander von da ab weder geschrieben, noch gesprochen. Am 12. September 1876 starb Anastasius Grün in Graz.

Wir aber wollen diese Aufsätze mit dem rührenden Nachruf schließen, den der Überlebende dem Toten widmete. Von Grüns Begräbnis heimgekehrt, schrieb Frankl:

> Langsam fuhr das Boot den Nil hinauf. In unserer kleinen schwimmenden Karawane befand sich auch ein Beduinenscheik. Ich sehe ihn noch in seinem Burnus aus braunen Kameelhaaren, mit seinem grünen Turban — grün, dem Zeichen der Prophetenabkunft. Er verstand weder zu lesen, noch zu schreiben, aber sein Geist war frisch, seine Phantasie — wie die eines jeden Arabers — lebhaft, seine Rede pathetisch, seine Haltung feierlich. Er war stets bemüht, uns die einförmig langsame Fahrt zu kürzen durch allerlei Erzählungen, Schilderungen von Wüsten-Abenteuern und Räthselfragen.
>
> Eines dieser Räthsel aus dem Lande der Sphynx fiel mir auf dem Leidensgange hinter dem Sarge Anastasius Grün's plötzlich ein, und die ganze phantastische Szene des Morgenlandes stand wieder vor mir.
>
> Der Beduinen-Scheik gab uns zu rathen auf: ‚Was macht unsterblich?' Wir rieten und rieten, er hörte lächelnd und immer mit dem Kopfe verneinend zu. Endlich sagte er: Eines allein macht nicht unsterblich, drei Dinge erst, wenn sie sich bei einem Sterblichen vereinigt finden, vollbringen es: ein Sohn, ein gutes Buch, ein guter Name!
>
> Das trifft, dachte ich sinnend, bei diesem Toten, den wir zu Grabe geleiten, zu. Ein blühender, geistig begabter Sohn folgt dem Sarge. Der in diesem ruht, hat nicht Ein Buch allein geschrieben; jedes der sieben Bücher, deren glückliche Erben wir und die Nachwelt sind, verbürgt seine Unsterblichkeit, und sein guter Name wird geschrieben stehen auf den Fahnen, wenn es in den Kampf für Licht, Recht und Freiheit geht; er wird immerdar glänzen in dem goldenen Ehrenbuche unseres großen Vaterlandes, das er aus vollem Herzen liebte und das er verklärte mit dem Glanze seiner Gesänge. Er wird genannt werden mit den Edelsten des deutschen Volkes, mit Walther von der Vogelweide, Ulrich von Hutten, Uhland und Lenau.
>
> Das von allen Thürmen der Stadt herabtönende feierliche Glocken-Geläute stimmte gut zu den Gedanken, die mich auf dem langen Leidenswege durchwogten. Keine Lieder von den stumm mitziehenden Sängern, keine übliche

[26]) „Aus Halbasien." Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Leipzig 1876.

Trauermusik störte, ich konnte still und bewegt weiterdenken.

Nur wenige Wochen noch, und wir werden das Denkmal des größten deutschen Freiheitssängers in Wien enthüllen. Er aber sollte den freudigen Moment, den er mitherbeiführen half, nicht erleben; und auch er war ein Sänger der Freiheit und des edelsten Menschthums. Wie die Bewohner der Berge früher als die, welche in den Thälern hausen, den Morgen anbrechen und die Sonne sehen, so sang er uns tröstend von Licht, als es noch ringsum nachtete.

Mir wurde, sann ich weiter, die schmerzliche Ehre zu Theil, im Namen der Genossen, die sich mit dem Hingeschiedenen zu dem idealen Werke vereinigt hatten, auf seinen Sarg einen aus Palmen, Lorbeern und Rosen gewundenen Kranz zu legen. Und symbolisirt er nicht den Räthselspruch aus Egypterland? Lorbeer, den dieser Tote jung schon errang und der so herrlich, so hochragend gedieh, Palmen, die den Sieg und den Frieden bedeuten, und Rosen, das immer wiederkehrende Lieblingsbild in seiner Dichtung — sie sind das Symbol seines Familienglückes. Er war ein Glücklicher — der dreimal Unsterbliche. Und so mögen diese schmerzlösenden Gedanken um die Bahre geschlungen sein, etwa wie die Künstler der antiken Welt auf marmorne Sarkophage bacchische Züge, heitere Bilder des Lebens meißelten, damit die Schauer des Todes und die Trauer der Nachlebenden gemildert würden. Wie der Prophet, als er zum Himmel fuhr, den ihm trauernd Nachblickenden seinen Mantel vom feurigen Wagen herabfallen ließ, so hinterläßt uns der scheidende Dichter den königlichen Purpur seiner Lieder, und wir wenden auf ihn die Worte an, welche Friedrich Schiller von den Lippen der Muse ertönen läßt:

Sein unermeßlich Reich war der Gedanke,
Und sein geflügelt Werkzeug war das Wort.

Die Nachwelt wird es besser haben, denn wir; sie wird sich an dem glanzvoll entrollten Lebensbilde des Hingeschiedenen erfreuen, ohne die Qualen mitzuempfinden, die der Sterbende erdulden mußte, und deren Zeugen wir gewesen sind. Es ist entsetzlich für einen vom Leben Scheidenden, die Hand zum letzten Drucke, zum letzten Segen den Theuersten entgegenstrecken zu wollen und sie nicht regen zu können, weil sie der herannahende Tod schon früher gelähmt hat; es ist entsetzlich, ein Wort noch sprechen zu wollen, und jeder Laut ist den Lippen versagt. Grausames Geschick: furchtbare Tage, qualvolle Nächte lang noch, ehe der Tod seinen süßen Liedermund für immer verstummen machen sollte, war ihm der Rede Laut versagt, und es geht doch die Sage, daß der durch sein ganzes Leben stumme Schwan sterbend Stimme gewinnt und sein Todeslied singt.

Die Nachwelt wird nur von unserer Begeisterung, von unserer Liebe, von den Freudenfeuern lesen, die wir an seinem siebzigsten Geburtstag angezündet haben, sie wird die Päane lesen, die ihm von tausend Herzen, von tausend Geistern angestimmt worden sind. Aber es wird ihr ein quälendes Gefühl, das uns erfüllt, erspart sein. Wie es Menschen giebt, die vom Schicksal zu Tode gequält worden, so haben wir ihn zu Tode gefeiert. Er wurde zum Märtyrer seines Ruhmes!

Nicht daß er sich die Pflicht auferlegte, jeden Brief, jedes Telegramm eigenhändig zu beantworten — das war es nicht, was seinen mächtigen, durch keine Krankheit je gebeugten Organismus, der ein höchstes Alter zu versprechen schien, zerstörte. Es war eine große, eine starke Tugend in ihm, ein edler Charakterzug, die mit der allerdings übergroßen Arbeit, welche er sich gewissenhaft selbst auferlegt hatte, ihn aufrieb: die Tugend tiefinnerster Bescheidenheit. Er war über den Jubel erschrocken und erstaunt, er machte ihn bis in die Lippen erbleichen und den gewaltigen Mann erbeben. Er, der es liebte, in glücklicher Verborgenheit den Eingebungen seiner keuschen Muse zu lauschen, ferne dem Getriebe der Welt Reben und seine Lieblingsblume, Rosen, zu pflanzen, er fühlte sich plötzlich persönlich in den Mittelpunkt isolirt auf eine leuchtende Höhe gestellt und in seinem Sinn als — ein Opfer umjubelt. Das griff zu stark in das Leben des Mannes . . .

Bald nach den Festen besuchte er mich in Wien. Er klagte über all die „beglückende Pein", ‚hab ich denn all das verdient? Sie wissen, wie ich die Öffentlichkeit scheue, wenn sie eine persönliche ist.' Als ich ihm lächelnd einwandte: ‚Spricht der muthige Redner des Herrenhauses so?' erwiderte er: ‚Dort übe ich eine patriotische Pflicht, die mir sauer genug und häufig verbittert wird. Einsam sinnen und betrachten ist von jeher mein eigentliches Herzensbedürfnis. Die mir widerfahrenden Ehren beglücken mich, aber sie bringen mich um.'

Seine Erscheinung war stramm wie immer, seine Bewegungen leicht; das Auge nur glänzte mehr als sonst, und die Wangen waren etwas bleich.

Noch einmal besuchte er mich einige Wochen später, wieder klagte er über den zweideutigen Segen des Alters. ‚Ich fühle es, der Tod greift in meine Nervensaiten.' Ich erwiderte: ‚Sie sind von denen, deren achtzigster Geburtstag gefeiert werden wird.' Als er nach längerem Gespräche schied, begleitete ich ihn bis an die Thüre. Ich schloß sie hinter ihm, er aber öffnete sie wieder und sagte nach einer kleinen Pause: ‚Vergessen Sie mich nicht.' Ich erwiderte lachend: ‚Ich Sie vergessen!'

So unscheinbar, so zufällig seine Worte waren, jetzt erhalten sie eine ahnungsvolle Bedeutung; es waren die letzten, die ich aus seinem Mund vernommen. Ich habe ihn selbst nicht wiedergesehen, auch im Sarge nicht, der bereits geschlossen war, als ich den Kranz auf denselben niederlegte . . ."

Stillvergnügt.

Dir möchte jeder Rosen streuen,
So schön bist du, so herzensgut,
Und weil an dir sich alle freuen,
Drum bist auch du so frohgemut.

Von stiller Lust ist überschienen
Dein liebes Antlitz allezeit,
So strahlt aus eines Engels Mienen
Der Abglanz ew'ger Seligkeit.

Rudolf Knuffert.

Schmelings Erben.

Roman von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

Doch seine Selbstbeherrschung verlor Johannes Trost nicht. Gewissenhaft verrichtete er, was ihm oblag. Nur noch sanfter, noch liebevoller war er gegen die Kinder, die er nun bald verlassen mußte. Und seine letzten Vorträge in der Villa Wülfrath waren erfüllt von dem Geiste seines Namensgenossen, des scheidenden Johannes. Am letzten Abende sprach er über das „Goldene Zeitalter“ — seltsames Thema für ihn, der auf die Erfüllung seiner leisesten Wünsche Verzicht leisten mußte. Aber er empfand das Bedürfnis, im Gegensatz zu seiner persönlichen Erfahrung, ein strahlendes Bild der idealistischen Weltanschauung zu zeichnen, die ihm als die ewig gültige verblieb, was ihm auch widerfahren mochte. Er begann mit den Worten Schiller's: „Es reden und träumen die Menschen viel von bessern künftigen Tagen,“ und nachdem er ausgeführt, wie die Poeten, als berufene Offenbarer der Volksseele, von frühesten Zeiten an, ihrem Glauben an ein kommendes Himmelreich auf Erden immer wieder Ausdruck gegeben haben, und nachgewiesen, wie in verschiedenen Zeitaltern die Idee eines glücklichen Zustandes, den die Zukunft bringen werde, charakteristische Gestalt gewonnen, schilderte er, welches Zerrbild die materialistische Gegenwart von dem wünschenswerten Zustande der menschlichen Gesellschaft liefere, indem sie den letzten, eindringlichen Mahnruf des sterbenden Apostels: „Kindlein, liebet euch untereinander“ als unwesentlich beiseite lasse. Dann führte er aus, daß nichtsdestoweniger in der Tiefe ein starker Unterstrom in der Richtung auf die uralten Ideale unseres göttlichen Geschlechtes: Tugend, Gerechtigkeit, Schönheit weiterfließe, ein Strom, der sich siegreich gegen die brausenden Wellenwirbel der Oberfläche behaupten werde, wie er bisher immer gethan habe. Und er schloß mit den beiden letzten Zeilen des im Anfange zitierten Gedichtes: „Und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Nie hatte Johannes Trost ergreifender gesprochen als an diesem Abende. Wie Glockenton und Orgelklang ging es durch den Raum. Und es war eine lange Stille, bis die Gesellschaft sich darauf besann, daß sie nach konventionellem Brauche dem Redner ihren Dank durch Beifall auszudrücken habe.

Gundel hatte es sich nicht nehmen lassen, zum Beschlusse des Abends eine kleine Festlichkeit zu veranstalten. Still und traurig saß sie neben dem geliebten Lehrer, in dessen Augen noch die Begeisterung glänzte. Ihr Vater feierte den Scheidenden in einer kurzen Ansprache an die schmausende Gemeinde. Er war ein guter Gelegenheitsredner, da er niemals etwas anderes sagte als man zu hören erwartete, und den Schluß mit einigen wohlklingenden Floskeln wirkungsvoll zu verbrämen verstand. So erinnerte er sich heute rechtzeitig des Verses: „Wenn Menschen auseinandergehn, so sagen sie: auf Wiedersehn!“ und entfesselte damit die Zustimmung seiner Zuhörer.

Nur Gundel lächelte trübe. Sie glaubte an kein Wiedersehen; ihr sagte die innere Stimme: ‚noch eine Stunde und der teure Mann geht auf immer von dir . . .‘ Und mit Bangen sah sie dem Augenblicke des Abschieds entgegen.

Zu rasch kam er heran. Plötzlich, als Gundel, ängstlich den Zeiger auf der großen Wanduhr beobachtend, noch auf eine Viertelstunde Frist hoffte, brachen die Gäste auf. Noch verweilte

Trost, wartend, bis das Haus sich von ihnen geleert habe. Dann war auch für ihn die Zeit da, wo er gehen mußte. Gundel hörte zitternd, wie er ihrem Vater seinen Dank aussprach; sie sah, wie er ihm zum Abschiede die Hand drückte. Darauf wandte er sich zu ihrer Mutter, der einfachen Frau, die still und gedrückt im breiten Schatten ihres Mannes sich zu verbergen pflegte, wenn sie zu repräsentieren genötigt war . . . Und endlich stand er vor ihr.

„Ich begleite Sie hinaus," sagte sie hastig. Unter den Augen ihrer Eltern seine letzten Worte empfangen, das war ihr unmöglich.

So schritten sie denn langsam nebeneinander durch den Vorgarten zur Pforte.

„Vergessen Sie uns nicht," bat Gundel mit unsicherer Stimme.

„Wie könnte ich?" war Trost's Antwort. „Stunden, wie ich sie in Ihrem Hause verlebt habe, werden mir schwerlich wieder beschert werden."

„Wirklich? — Also war es Ihnen nicht nur ein Opfer, uns Unwissende zu belehren?"

„Sie machen mehr aus mir, als ich verdiene. Ich habe es oft mit Beschämung empfunden, niemals aber mehr, als am heutigen Abend. Dennoch: Ihre Güte nicht erfahren zu haben — jetzt, da ich sie kenne, würde ich's schmerzlich beklagen."

Sie waren an der Pforte angelangt. Ein vorsorglicher Diener hatte bereits die beiden Laternen ausgelöscht, die links und rechts von der Einfahrt standen. Nur vom Hause her fiel ein schwaches Licht in die sternlose Nacht.

Noch zögerte Trost, das Abschiedswort zu sprechen. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen, daß er in den letzten Minuten mit dem geliebten Mädchen allein sein würde, — zum erstenmal allein. Alle die mühsam niedergekämpften Wünsche und Hoffnungen strebten wieder empor und zerrten und rissen an seinem Herzen.

Da kam ihm Gundel zu Hülfe. Die Furcht, ihre Fassung zu verlieren, trieb sie, dieser Unterredung ein Ende zu machen. Sie streckte Trost beide Hände hin: „Leben Sie wohl! Ich glaube und hoffe, Sie werden die Stellung erringen, die Ihnen gebührt. Und niemand wird froher sein, Gutes von Ihnen zu hören, als ich."

Er sah es feucht aus ihren Augen schimmern. Da vergaß er alle seine heldenhaften Vorsätze; er zog Gundel an sich, preßte sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirne, selbst im Wirbel der Leidenschaft noch maßvoll und des Mädchens zartes Empfinden schonend.

„Gott sei mit Ihnen, teure Gundel, jetzt und immerdar!" sagte er. Wie ein tiefes Aufschluchzen kamen die Worte aus seiner Brust . . .

Die Pforte öffnete und schloß sich; Gundel sah den Geliebten davonstürzen und verschwinden. Aber er ließ ihr kein wehes Herz zurück; vielmehr quoll ein Gefühl der Seligkeit in ihr auf, wie sie es noch nie empfunden hatte. Sie richtete ihr Antlitz empor zu dem unsichtbaren Weltregenten, den sie, als über den Sternen thronend, sich vorstellte. Und mit gefalteten Händen flüsterte sie: „Er liebt mich — Gott, ich danke Dir!" —

Nach Trost's Verabschiedung lief Wülfrath mit gesenktem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, in einer Art von kurzem Trab im Zimmer auf und nieder, wie seine Gewohnheit war, wenn er über etwas, das ihn stark beschäftigte, in's klare kommen wollte. Seine Frau beobachtete ihn unausgesetzt aus dem Winkel, wo sie sich niedergelassen. Unruhig zupfte sie an ihrem Kleide und rutschte auf dem Stuhle hin und her, als ob sie etwas auf dem Herzen hätte, das zu sagen sie nicht den Mut gewinnen konnte. Endlich wagte sie doch die schüchterne Bemerkung: „Das Kind wird unglücklich, Léon, Du sollst es sehen. Und er ist solch ein lieber Mensch, der Herr Trost!"

Wülfrath blieb stehen und lachte grimmig auf. „Damit willst Du wohl sagen, ich möchte ihr aus meinem alles vermögenden Beutel den lieben Menschen zum Ehemann kaufen. Das hat gute Wege. Wenn ich's auch wollte: ich könnte es nicht. Diesen nicht. Nein, nein — ich kenn' ihn ganz genau. Wäre ich arm, so würde vielleicht ein Paar aus den beiden. Sie würden hungern und glücklich sein. Da ich aber reich bin — die Leute sagen es wenigstens — so ist Johannes Trost just der Mann dazu, meine Tochter nicht passend für seine Gattin zu finden."

Frau Wülfrath sah ihn verständnislos an.

Ruhiger fuhr er fort: „Daß Gundel für den Schulmeister schwärmt — was sie als unerfahrenes junges Mädchen wahrscheinlich für Liebe hält — das gereicht ihr zur Ehre. Ich freue mich darüber. Ich glaube sogar, daß sie den Mut hätte, ihn blindlings zu heiraten, wenn er darum bäte, der ganzen Welt zum Trotz. Sie hat

mehr von mir, als ich bisher wußte. Aber nun deshalb unglücklich werden, weil diese erste vermeintliche Liebe nicht gleich glatt zum Verlöbnis führen kann — das wird sie nicht. Freilich ist es möglich, daß sie sich's einbildet. Jedenfalls müssen wir versuchen, sie auf andere Gedanken zu bringen. Übermorgen reisen wir nach der Schweiz; vorhin hab' ich's mir überlegt. Ohne Abschiedsbesuche. Laß die Leute denken, was sie wollen — was kümmert's uns? — Aber wo bleibt das Mädchen nur? Sie müßte doch längst wieder hier sein."

Frau Wülfrath erhob sich und ging schwerfällig hinaus. Körperliche Bewegung war ihr eine verhaßte Arbeit, seit sie infolge des guten Lebens in die Breite gegangen war.

Als sie zurückkehrte, berichtete sie, Gundel sei in ihr Schlafzimmer gegangen und habe sich dort eingeriegelt.

Der Stadtrat runzelte die Stirne. „Es ist schlimmer, als ich dachte," sagte er. „Laß sie mir ja in Ruhe heute Abend; hörst Du, Lise? — Und überhaupt: rede Dir nicht ein, daß Du nun an ihr herumtrösten müßtest. Dümmeres könntest Du garnicht thun. Eure verwünschte Weibermanier, alles endlos durchzuträtschen, wobei sich ein Thränchen weinen läßt, würde in diesem Falle positiv schädlich wirken. Also schweige von Johannes Trost — wenn's Dir auch schwer wird. Für uns beide ist die Sache erledigt."

Am nächsten Morgen, als Trost im Bahnhofe auf den Zug wartete, der ihn nach Berlin entführen sollte, lagen noch alle seine Verehrerinnen in süßem Schlummer. Mit einer einzigen Ausnahme. Klara konnte es sich nicht versagen, dem Freunde noch ein allerletztes Lebewohl zu sagen. Sie brachte ihm eine Theerose, noch feucht vom Morgenthau, die sie selbst in ihrem Garten geschnitten hatte. „So lange sie duftet, werden Sie zuweilen an Ihre Freunde in Westerfelde denken," sagte sie, mit einem Versuch, zu scherzen.

Trost erwiderte lächelnd: „Es wäre schlimm, wenn die Erinnerung an das viele Gute, das ich hier erfahren habe, mit dieser Rose vergehen würde. Nein: soviel habe ich hier im Innern gesammelt, daß ich lebenslang davon zehren kann . . ."

Ihn fröstelte in der Kühle des Frühmorgens, die durch die offene Halle strich. „Lassen Sie uns auf und nieder gehen," bat er. „Ich fühle mich übernächtig; ich habe keinen Schlaf finden können."

Besorgt entgegnete Klara: „Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß Sie abgespannt und müde aussehen. Wie soll das werden, da Sie sich keine Ferien gönnen wollen? Ihr Geist muß Ruhe haben . . ."

„Wohl möglich. In der letzten Nacht, als ich schlaflos lag, ist mir ein schönes Thüringer Thal verführerisch erschienen, — das Thal der Schwarza, das ich einst als Seminarist durchwandert habe. ‚Hier bin ich, das ersehnte Ruhethal!' rief es mir aus den dunklen Tannen hundertstimmig entgegen. Und der Fluß murmelte dazu: ‚Komm' zu mir; ich singe dich in selige Träume!' — O, ich könnte hinfahren und Forellen essen und Rheinwein dazu trinken wie der Börsenjobber nach glücklichem Würfelspiel. Meine Taschen sind voll des genußspendenden Mammons. Die jungen Damen haben mir für meine Vorträge ein Honorar von fünfhundert Mark zugeschickt, mit einem höchst schmeichelhaften Dankschreiben. Als ich gestern Abend spät nach Hause kam, fand ich die Bescherung vor . . . Aber ich bin gebunden; in der Redaktion der „Fackel" rechnet man auf mich. Schon liegt die Feder fertig, die ich ergreifen soll. Und es ist besser so. So lange ich noch in mir spüre, daß ich etwas zu sagen habe, darf ich nicht rasten. Auch meine geringe Kraft ist nötig im Kampf der Geister. Die Zeit wird schon kommen, da die Waffe meiner müden Hand entsinkt . . ."

„Ich mag Sie nicht so sprechen hören," sagte Klara ungehalten.

„Die Wahrheit ist selten schmackhaft. Wer aber weiß denn, wie lange der Tag dauert, da er wirken kann?"

Eine Weile ging das Paar schweigend nebeneinander hin. Dann begann Klara: „Und Sie lassen mich erfahren, wie es Ihnen in der Ferne ergeht?"

„Ich habe es versprochen."

„Und darf ich Ihnen wieder schreiben?"

„Ich bitte sehr darum. Und verschonen Sie mich mit keiner Neuigkeit, die mich interessieren könnte."

Es waren die letzten Worte, die gewechselt wurden. Der Schnellzug — zwei Minuten Aufenthalt — rollte in die Halle. Noch ein rascher Händedruck und Trost verschwand in den Wagen.

Klara fühlte, daß Thränen in ihre Augen traten. Da wandte sie sich ab und eilte zum Ausgange; er sollte sie nicht weinen sehen. Trost aber wußte dennoch, daß auch ihr Herz in Liebe

für ihn schlug. Ihr nachschauend, meinte er: „Es war die höchste Zeit, daß ich mich den Fäden entriß, die mich immer dichter umspannen.“ Doch es war ihm nicht wohl in der gewonnenen Freiheit. Und wie ein Träumender sah er Berg und Thal, Fluß, Wiesen und Wald an sich vorüberziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Die Prager „Bohemia“ bringt folgende Parallele: „François Coppée hat soeben einen neuen Roman „Le coupable“ erscheinen lassen. Die Lektüre bringt dem deutschen Leser eine Überraschung: er fühlt sich mit jeder Seite mehr an einen alten deutschen Bekannten erinnert: den 1883 erschienenen Roman „Der Präsident“ von Karl Emil Franzos, ein Buch, das es inzwischen längst zu einer Volksausgabe gebracht hat. Bei Franzos ist Victor von Sendlingen, bei Coppée Chrétien Lescuyer ein vortrefflicher junger Rechtsbeflissener von ernstem Wesen und strengem Lebenswandel. Beide lassen sich im Rausche der Sinne die Hingebung eines unebenbürtigen Mädchens gefallen, Beide verlassen die Geliebte, und zwar Beide aus demselben Grunde, aus Furcht vor einem überaus strengen und harten Verwandten. Beide widmen sich voll Eifers ihrer Karriere und werden hochgestellte Beamte, Beide heiraten vornehme Damen und werden nach kurzer, glücklicher Ehe Witwer, Beide sind Zierden ihres Standes, Beide gedenken in ihrer Einsamkeit reuig ihrer Jugendgeliebten und forschen ihr nach, um ihre Schuld sühnen, sich ihres Kindes annehmen zu können, Beide finden die Spur verwischt und denken nur noch zuweilen an dieses Ereignis ihrer Jugend, bis sie plötzlich in einem unseligen Menschenwesen, mit dem sie sich von Amtswegen, um seines Verbrechens willen, beschäftigen müssen, ihr natürliches Kind erkennen. Beide foltert nun das Gewissen, Beide suchen ihr Kind im Gefängnis auf und fühlen bei seinem Anblick die Stimme ihres Blutes mächtig erwachen, Beide bringen, als sie das Schicksal vor die Wahl stellt, entweder ihr Fleisch und Blut oder die eigene Stellung preiszugeben, sich selbst zum Opfer, verzichten auf Rang und Ansehen und geleiten ihr Kind in ein fernes Land, um es dort für ein besseres Leben zu erziehen. Man sieht, Problem, Handlung und Lösung sind genau dieselben. Aber die Übereinstimmung geht bis ins Detail. Bei Franzos setzt der Vater die Hoffnung auf die Verteidigung seines Kindes durch einen trefflichen, ihm befreundeten Anwalt, genau ebenso ist es bei Coppée. Franzos konstruiert ein Verbrechen, das äußerst selten mit Todesstrafe belegt wird, die hier nur deshalb, weil der Fall besonderes Aufsehen erregt hat, zu befürchten ist; Coppée macht es ebenso. Bei Franzos wird der Sieg des Gewissens in dem kämpfenden Vater durch das Eingreifen einer Persönlichkeit aus den unteren Volksschichten herbeigeführt, auch das findet sich bei Coppée. Eine derartige Übereinstimmung kann keine zufällige sein; zweifellos hat der Franzose das Werk des Deutschen zum mindesten durch eine sehr detaillierte Inhalts-Angabe kennen gelernt. Gleichwohl kann von einem Plagiat im hergebrachten Sinne nicht die Rede sein; Coppée hat sein Pariser Milieu ebenso sorglich ausgeführt, wie Franzos das halb-asiatische und deutsch-österreichische, auch seine Abweichungen von der Handlung, die ihm als Vorbild diente, sind charakteristisch. Wir meinen damit nicht den Umstand, daß das Geschlecht der Nebenpersonen vertauscht ist: bei Franzos ist der Gewissensprediger aus dem Volke ein Mann, bei Coppée eine Frau, dann bei Coppée das natürliche Kind ein Jüngling, bei Franzos ein Mädchen. Auch daß der Held bei Franzos der Präsident, bei Coppée der Prokurator eines Gerichtshofes ist, scheint uns nicht wesentlich; wohl aber folgendes: Franzos läßt den Präsidenten den Entschluß fassen, durch sein Mitwirken bei der Verhandlung und durch seinen persönlichen Einfluß auf die Richter sein Kind zu retten, doch kommt er sofort davon ab, weil dies seinem Rechtsgefühl widerspricht; als er sich dann zu einem noch schwereren Frevel gegen das Recht entschließen muß, büßt er es mit dem Tode. Bei Coppée erhebt der Prokurator selbst die Anklage gegen den Sohn und weiß die Geschworenen durch seine Rede und das Einbekenntnis seiner Vaterschaft so zu rühren, daß sie den Angeklagten freisprechen. Dieser Unterschied scheint uns nicht bloß für die Dichter, sondern für die deutsche und französische Anschauungsweise überhaupt charakteristisch.“

— Wir haben die freundliche Nachsicht unserer Leser dafür zu erbitten, daß die im Programm dieses Bandes angekündigten Berichte des Herausgebers über die „Berliner Theater“ nicht erschienen sind und auch in den nächsten Heften nicht erscheinen können. Der Grund liegt darin, daß der Herausgeber, seit dem November leidend und an's Zimmer gefesselt, am Besuch der Theater verhindert war. In derlei Berichten aber, die je das künstlerische Glaubensbekenntnis, nicht bloß ihres Verfassers, sondern auch dieser Zeitschrift zum Ausdruck bringen, giebt es naturgemäß keine Stellvertretung. Hoffentlich kann das Versäumte noch nachgeholt werden. Auf einen anderen Beitrag jedoch, der gleichfalls angekündigt war, mußte die „Deutsche Dichtung“ leider inzwischen endgiltig verzichten. Es sind dies die Briefe Robert Hamerlings an Frau Ottilie Ehlen in Prag. Diese Zeitschrift nimmt es mit der Einhaltung ihrer Zusagen so ernst, daß wir uns genötigt sehen, den sehr seltsamen Sachverhalt, der zu unserem Verzicht führte, an dieser Stelle zum mindesten anzudeuten. Frau Ehlen legte uns den ersten Teil der Korrespondenz in einer Form vor, die uns nicht druckbar erschien; es galt dies natürlich nicht von den Briefen des Dichters, wohl aber von der sehr umfangreichen Einleitung und den sehr eingehenden Kommentaren, die Frau Ehlen beigefügt hatte, und die namentlich eine erschöpfende Analyse ihres eigenen Seelenlebens, sowie ihrer Empfindungen während der Korrespondenz enthielten. Hier schien uns eine durchgreifende Kürzung, sowie auch eine stilistische Umgestaltung unbedingt geboten, und es gelang uns, Frau Ehlen von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen. Nachdem die briefliche Vereinbarung über alle Punkte rechtskräftig geschlossen war, kündigten wir den Beitrag an. Nun kehrte aber Frau Ehlen leider hinterdrein zu ihrer Überzeugung von der Wichtigkeit ihrer Einleitung, wie ihres Kommentars zurück, was wir nicht zugestehen konnten, weil diese Mitteilungen unseres Erachtens durch ihre Form, wie durch ihren Inhalt die Wirkung der Briefe des Dichters sehr beeinträchtigt hätten. Nun stand ihr ja allerdings das Recht nicht zu, den ungekürzten Abdruck ihrer eigenen Mitteilungen nachträglich zu verlangen, da die gekürzte und stilistisch vereinfachte Form vereinbart war, doch mochten wir in einen Rechtsstreit darüber nicht eintreten und schickten das Manuscript zurück. Natürlich sollen nun unsere Leser durch einen anderen Briefwechsel entschädigt sein, der nicht geringeres Interesse bietet. Nähere Mitteilungen behalten wir uns vor.

— „Zu zwölfter Stunde! Ehe es zu spät ist!“ Von Max Zellermeyer. Berlin. Fr. Wesemanns Verlag. „Die soziale Frage muß gelöst werden,“ sagt Herr Zellermeyer und so löst er sie denn auf 26 Seiten mit großer Gründlichkeit. Denn, wenn Onkel Bräsig recht hat, daß die Armut von der „Poverté“ kommt und aufhören muß, sobald wir der „Poverté“ ein Ende gemacht haben, dann hat auch Herr Zellermeyer recht, daß sein Mittel — „Assimilation der Klassen und Rassen“ — alle sozialen Kämpfe schlichtet. Im Ernst gesprochen: das Papier dieser Broschüre ist zwar sehr schlecht, aber es hätte sich doch etwas Vernünftigeres darauf drucken lassen.

K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

In der Schluchtmühle.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

Von den hohen Bergen her kommt das Wasser in springenden Fällen herab und sammelt sich mählich drunten im Thal zu einem starken Bach oder einem kleinen Fluß. Der hat sich seinen Weiterweg durch das Vorland gebahnt; Hügel wölbten sich ihm entgegen, die er nicht übersteigen konnte, so mußte er suchen, sich hindurchzugraben. Keine Überlieferung teilt mit, wie lange er dran gearbeitet, Menschenaugen waren nicht dabei zugegen. Aber Wasser ermüdet nicht; vor ungezählten Jahrtausenden hat es sein Werk begonnen und vollbracht, wie es heute vor dem Blick daliegt. Mehrere Stunden weit höhlte es sich einen breiten und tiefen Gang und, man sieht's, nicht leicht. Wie ein mühsam bei angestrengtem Graben sich Krümmender, hat der Fluß sich in vieldutzendfachen Krümmungen gegen das Erdreich gestemmt, die zu harte Felsmasse umbogen, zuweilen sein Bett fast ineinander verschlungenen Kettengliedern ähnlich gemacht. Nur ein Ringen des Wassers und der Erde in noch toter Öde war's, doch als ein Räthselwunder entsproß aus ihrer Umarmung das Leben und, sich weiterzeugend, erfüllte es in unzählbarem, unermeßlichem Gedränge die Schlucht. Großes und kleines, Jahrhunderte andauerndes und in einem Sommer vergehendes, von hochstämmigen Laub- und Nadelholzbäumen bis zum schmalen Halm und Moosgeflecht hinab. Immer schwindend und immer bleibend, denn Leben heißt in Einem vergänglich und unsterblich sein.

Steil, oft senkrecht fallen die etwa edeltannenhohen Wände der Schlucht nieder, die nur die Sonne besucht, nicht der Wind. Sturm mag droben über sie hinfahren, doch zu ihr kommt er nicht herunter. Sie liegt still und einsam, selten auch von einem Menschenfuß berührt, denn kein Verbindungsweg zwischen Ortschaften führt durch sie hin; nur ein Pfad schlängelt sich hie und da und verliert sich, nöthigt den, der ihm nachgefolgt, durch Strauchgewirr zum Gelände hinaufzuklimmen. So durchhallen wenig Töne die Stille, einer allein ist unterlaßlos beständig, der des Wassers. Es ändert seine Stimme danach, ob in den Bergen der Schnee schmilzt, oder Wetterstürze niedergegangen sind, dann rauscht es; in Zeiten der Trockenheit zieht es plätschernd, leise singend, dahin. Vogellaute klingen drein, Lockrufe, Gezwitscher, Werbelieder, das Hämmern der Spechte und Grillengezirp überschwirrt die hochblühenden Kräuter. Sonst gesellt sich den Tag über nur ein Geräusch noch hinzu und nur auf einer kurzen Strecke; hüben und drüben verfängt es sich bald an den Krümmungen der Wände. Kein melodischer Ton ist's, doch auch keiner, der disharmonisch die friedliche Ruhe zerstörte; das Ohr nimmt ihn sogar als in einem gewissen Einklang mit dem neben ihm stärker herabrauschenden Wasser auf. Wo einmal der Grund sich zu einer Rundung ausbuchtet, schneidet eine Sägemühle Bretter aus mächtigen Fichtenstämmen. Geruch von Holz und Harz füllt rundum die Luft. Die Dächer der „Schluchtmühle" liegen von breithohen Eschen überschattet, weiße Fliederblüten decken im Juni die Hauswände fast einem Schneehang ähnlich zu, und in kleinen, auf dem grünen Boden umher zerstreuten, sauber umhagten Gärtchen leuchtet dann ein Reichtum bunter Blumen.

Der Schluchtmüller ist ein wohlhabender Mann, von Wuchs ein Riese, mit braunem, bis über die Brustmitte fallendem Vollbart; wer allein ihm in abendlich dämmernder Waldeinsamkeit begegnet, wird leicht von ein bischen unbehaglichem Gefühl überkommen. Es gemahnt etwas an ein Zusammentreffen mit einem Bären, und seine Hände machen den Eindruck, daß ihnen nicht schwer fallen würde, ein gewöhnliches Menschenkind wie mit Bärenpratzen in Stücke zu brechen. Er ist auch kein geselliger Mensch,

der es sonderlich auf Umgang mit andern stehn hat; nur wenn der Sommertag allzuheiß war, steigt er mit seinen langsam=großen Schritten zum Schluchtrande hinan, sich droben in einer Wirthschaft zum Trunk zu setzen. Doch nicht für lange Dauer, er kommt am spätesten von den Gästen und geht als der früheste. Wortkarg sitzt er am Tisch; niemand kann ihm Unrechtschaffenes oder sonst Übles nachsagen, doch keiner steht in näherem Verhältnis zu ihm, oder richtiger gesagt, er zu keinem. Auch der rauflustigste Bursche, der über den Durst getrunken, wägt ihm gegenüber das Wort und meidet, was Händel veranlassen könnte. Der Schluchtmüller hat einmal gezeigt, er achte lange nicht drauf, daß man ihn reize, aber nicht gut gethan sei's, dies fortzusetzen, bis er es merke und in Zorn gerate. Am Ausgang der Fünfziger stehend, haust er allein mit einer einzigen Tochter, seine Frau ist schon früh und trotz der das Haus umgebenden frischgesunden Waldluft an der Auszehrung gestorben. Die Leute bezeichnen ihn in ihrer Ausdrucksweise als einen Sonderling; wie ich ihn zuerst gesehen und eine Frau befragt, wer er sei, schloß sie ihre Antwort: „Er hat einen Wurm in sich." Ich verstand's nicht und erkundigte mich, was es bedeute, doch sie erläuterte es nicht weiter als durch die Wiederholung: „Er hat eben einen Wurm," und mehr schien sie auch nicht zu wissen und sagen zu können. Mir kam, es heiße wohl, er sei nicht völlig richtig im Kopf, aber diese Auffassung erkannte ich bald als durchaus unbegründet. Denn ich traf selbst mehrfach mit ihm zusammen, nach ländlichem Brauch grüßten wir uns bei der Begegnung, und es ward Gewohnheit, daß wir stehen blieben, einige Worte mit einander zu tauschen. Nach seiner Art nur kurze, doch was er sagte, sprach zweifellos von ungetrübter Vernunft, nur schien er mir seine Schrullen zu haben, die ihn bisweilen in launenhafte und unumgängliche Stimmung versetzten. Obwohl die Entfernung zwischen unsern Wohnungen eine Viertelstunde beträgt, redete er mich ‚Herr Nachbar' an; so klang's mir auch eines Tags vor zwei Jahren an's Ohr, als ein Gang mich an der Mühle vorbeibrachte. Von ihr her trat der Schluchtmüller auf mich zu und begann ein Gespräch, das er länger als gewöhnlich fortsetzte; es regte mir eine Empfindung, als sei er in der Laune, mich anzuhalten. Von einer Bemerkung über die schwüle Luft des Tags ging er darauf über, die Hitze werde mich durstig gemacht haben und rief, ohne Erwiderung von mir abzuwarten, in's Haus hinein: „Nannerl, bring' ein Glas Wasser heraus!" Dann fügte er nach: „Unser Wasser hier kommt von oben herunter und ist gut." Gleich drauf kam mit dem Bestellten aus der Thür ein ungefähr vierzehnjähriges Mädchen hervor, das ich erstaunt anblickte. Sie trug ein einfaches, ländliches Arbeitskleid, doch ein so feines Gesichtchen hob sich drüber, wie ich es noch niemals in einem Bauerngehöft angetroffen, von einer zarten, duftüberhauchten Rosenfarbe und mit großen Augensternen wie die Ehrenpreisblüten am Wegrand; zwei schwere, goldbraune Zöpfe hingen ihr weit über den Rücken herab. Verwundert fragte ich: „Ist das Eure Tochter, Auffenberg?" und er bejahte, während ich willig das dargereichte Glas aus des Mädchens Hand nahm. Auch die war anders, feiner geartet, als sonst bei jungen Landdirnen, man sah, sie that keine grobe und schwere Arbeit. Mit Genuß trank ich das frische, kristallhelle Wasser; wie ich das Glas absetzte, sagte Gottlieb Auffenberg: „Finden Sie's nicht auch gut? — ich habe gehört, daß Sie auch ein Herr Doktor sind — nicht wahr, bei solchem Wasser muß man gesund bleiben?" — „Gewiß," antwortete ich, „dafür legt Euer und Eurer Tochter Aussehen das beste Zeugnis ab." Meine Augen hielten sich dabei auf das reizvolle Mädchengesicht gerichtet; der Schluchtmüller hob den Arm, faßte mit seiner gewaltigen Hand nach der meinigen und brachte aus den bärtigen Lippen hervor: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor — Herr Nachbar." — Er schien nicht recht zu wissen, was er sagen wolle, doch vollendete den angefangenen Satz dann: „daß Sie einmal bei mir vorgekommen sind." Ich hatte schon einigemal bemerkt, der riesenhafte Mann habe etwas Verlegenes, das ihm zuweilen einen wunderlichen Ausdruck in den Mund lege; so war's offenbar augenblicklich mit seiner Danksagung für mein Verweilen vor dem Hause gewesen, denn im Innern ruhte er sicher auf sich selbst, und es konnte nicht in Frage kommen, daß er in meinem Verhalten irgend etwas wie Herablassung zu ihm empfinde. Wir schüttelten uns freundlich die Hände und ich ging, von dem Gedanken begleitet: In ein paar Jahren wirst du dein Kind sorglich vor den jungen Burschen der Umgegend in Hut nehmen müssen.

Seitdem sind diese paar Jahre vergangen,

ohne daß ich, nur selten einmal an der Schluchtmühle vorübergerathen, das Nannerl wieder zu Gesicht bekommen. Wie immer, habe ich den letzten Winter in der Stadt zugebracht und dort nichts von der Nachbarschaft in meinem Sommeraufenthalt gehört. In der stillen verschneiten Landwelt befaßt sich niemand mit dem Schreiben von Briefen, es kommt keine Nachricht aus ihr.

Ein sehr langer und harter Winter ist's gewesen, der Schnee spricht davon, der noch die Berge beinah bis zu ihrem Fuß hinunter mit strahlendem Weiß zudeckt. Doch drunten über dem Vorland liegt jetzt die warme Maisonne und besonders in der windgeschützten Stille der Schlucht. Dort rollt sich das junge Buchenlaub aus den braunen Knospen, und überall sprießt und schießt das Pflanzenleben in grüner Fülle, vielfach schon hoch, vom Boden empor. Der Fluß rauscht noch nicht, zieht nur leise plätschernd hin, denn kaum erst beginnt es im Gebirg zu thauen. Hier aber ist's süßer, träumerischer Frühling, und wie von einer Fee mit dem Zauberstab berührt, breiten sich da und dort kleine Strecken und heimliche Winkel der Schlucht. Ein sammetweicher Mattengrund läßt kaum etwas von seinem kurzen grünen Gehälm aufschimmern, da Mehlprimeln, Blüte an Blüte, ihn völlig lichtrot überdecken, und tiefblau, wie vom Boden aufblickende Kinderaugen, leuchten tausende von Frühlingsgenzianen dazwischen. Sie nicken auch über den Rand des summend-singenden Wassers, in dem weiße ruhende Wolken sich spiegeln. Goldhelle Schmetterlinge gaukeln herüber und hinüber, ein anderer gesellt sich dazwischen, ein prachtvoller Falter, doch einem dunklen Schatten gleich kommt er durch die glimmernden Wellchen der Luft. Die „Grashexe", die zierliche Gartengrasmücke ist heimgekehrt; ebenso leicht wie rastlos beweglich, schwingt sie sich hin und wider, hält flüchtig an auf der Staude eines schon hochgeschossenen Kälberkropfs, wie gewichtlos, ohne die schwanke Pflanze zu beugen. Unabläßig mit dem Schwänzchen wippend, mit den neugierig klugen, vom weißen Federkranz umbogenen Äugelchen hierhin und dorthin lugend, zwitschert das Männchen sein Brautwerbelied; das Weibchen kommt herzu, wiegt sich einen Augenblick lang gleichfalls auf einer Dolde, und zusammen huscht das Pärchen, in den Sonnenstrahlen verschwindend, davon. Lauter schmettern sich aus Buchenwipfeln hüben und drüben zwei Edelfinkmännchen entgegen; der eine fragt beständig: „Wo, wo, wo ist denn der Bräutigam?" und der andere erwidert immer: „Siehst Du denn nicht, er sitzt ja hier!" Nur als leises Echo hallt dazwischen, von einer Schluchtwand zurückgetragen, der Ton der Sägemühle hierher, die gleichmäßig ihre Bretter schneidet.

Das alles sieht und hört ein junges Menschenkind um sich, nach seiner Art so frühlingsjung wie die roten Primeln und blauen Genzianen, zwischen denen es am vorüberspielenden Wasser dasitzt. Das Nannerl aus der Schluchtmühle ist's, oder vielmehr die Nanni, denn sie ist kein Kind mehr, wohl bis zur Grenze ihres Wachstums vorgeschritten. Ihre Züge sind die gleichen geblieben, nur noch mehr verfeinert; die blauen Augen scheinen noch größer geworden, das Gesicht hat einen durchgeistigten Ausdruck angenommen. Nicht daß es von dem spräche, was man in der Stadt höhere weibliche Bildung benennt; sie hat nur die Dorfschule besucht und wenig andres gelernt, als Lesen und Schreiben, von den Dingen in der Welt draußen, von dieser selbst weiß sie nicht viel. Doch was in dem stillen Grund um ihr Heimatdach ist, kennt sie, die Pflanzen und Tiere. Nicht, oder nur einzelne, bei ihren botanischen und zoologischen Namen, aber von kleinauf hat sie sich die Unterscheidungszeichen aller gemerkt und ist in ihrer Weise mit jedem auf's genaueste vertraut. Sie hatte immer viel freie Zeit, ihr Vater sah's am liebsten, daß sie sich den ganzen Sommer lang draußen aufhielt. So ist nichts ihr fremd, sie begrüßt alle Blüten bei der Wiederkehr als Bekannte, wie Freunde, ebenso die stets treulich sich einstellende Grashexe und das fröhliche Treiben des zierlichen Pärchens. Sie weiß nicht, daß der große prächtige Falter mit den dunkelbraunen, weißgeränderten Flügeln Trauermantel heißt, doch sie kennt auch ihn von jeher; alljährlich hat er wie jetzt seine schwebenden Kreise um sie gezogen. Nur ist's ihr heut', als falle ein kühler Schatten von ihm her auf sie, und wie er dichter um sie kreist, fast als wolle er sich auf ihr niederlassen, überläuft ihr in der warmen Sonne ein fröstelnder Schauer den Rücken.

Auch die Vogelsprache versteht sie, das, was die beiden Buchfinken immerfort wiederholen; im vorigen Jahr' ist's ihr gekommen, die Deutung in den Schlag hineinzulegen, und nun hört sie wieder die Frage: „Wo, wo, wo ist denn der Bräutigam?" und gegenüber die Antwort:

„Siehst du denn nicht, er sitzt ja hier.“ So bestimmt klingt's, aber wo denn?

Ein unsichtbarer Bräutigam muß es sein, den nur der Blick des Vögleins wahrnimmt. Doch ist's ihr, als weise dies mit seinem Ruf nach einer Stelle neben ihr, und zögernd-langsam dreht sie die Augen dorthin: Da ist nichts, nur ein Schatten, den ein grünender Wipfel über die roten Blüten legt und wieder geht ihr der leisfröstelnde Schauer vom Nacken herab.

Drüben geht die Säge durch einen dicken, ungewöhnlich kurz abgeschnittenen Fichtenstamm, den der Schluchtmüller ab und zu rückt. Er hat die beiden Gehülfen heut morgen zum Baumfällen fortgeschickt und besorgt selbst sein Geschäft. Doch seine wuchtige Hand zittert und greift manchmal fehl, wenn er die Säge einstellen muß; es ist, als habe er gegen seinen Brauch gestern abend den Durst in der Wirtschaft wohl etwas zu stark gelöscht. Während die Eisenzähne sich knirschend durch den Stamm nagen, bleibt er ganz unbeweglich stehn und sieht in den sonnenhellen Thalgrund hinaus; dann, wenn ein Brett fällt, fährt er zusammen, hebt es auf und trägt's in einen grauen, fliederumgrünten Holzschuppen hinüber. Dort lehnt er eins um's andre an die Wand, sieben oder acht giebt der kurze Stamm aus; wie er das letzte hingebracht, kommt ein ferner, in der Luft verzitternder Hall zur Schlucht herab. Die Uhr des Dorfkirchturms schlägt ein dutzendmal, es ist Mittagstunde.

Da kommt auch die Nanni von ihrem Lieblingsplatz zurück, nicht gelaufen und gesprungen, wie bis zum vorigen Jahr noch, sie ist ein erwachsenes Mädchen und setzt ruhig die Füße über den Grasboden vor, fast ein wenig auffällig langsam. Der Blick ihres Vaters hat schon eine Zeitlang auf der Buschecke gehaftet, um die sie täglich herumbiegt, nun geht er ihr, die Augen unverrückt auf sie fortgerichtet haltend, entgegen und fragt: „Ist's Dir gut, Nannerl?“

Sie antwortet: „Ja, Vater, seit's wieder Frühling ist, geht's mir jeden Tag besser. Mir kommt's vor, als müßt' ich bald beinah fliegen können, wie die Vögel.“

Der Schluchtmüller nickt: „Ja, die Luft ist so gut, da kann's nicht fehlen. Du bist wohl auch recht hungrig geworden?“

Die Lippe des Mädchens hebt sich zum Anflug eines Lächelns: „Wenn die Theres nur genug zu Mittag gekocht hat, Vater.“

Vater und Tochter gehen nebeneinander dem Hause zu. Er nimmt ihre Hand nicht, und sie legt nicht den Arm in den seinigen, keine zärtlichen Worte werden zwischen ihnen gewechselt. Das ist nicht ländlicher Brauch, und sie haben es niemals gethan. Aber ohne jedes äußere Zeichen rührt ein Empfinden an, daß Beide nur für einander leben.

Über die Schlucht schreitet der Frühling weiter, ändert rastlos an ihrem Bild, übermalt es mit immer reicheren Farben. Die Mehlprimeln und Genzianen sind verschwunden, erst im nächsten Mai wiederzukehren, doch statt ihrer leuchtet und flammt's tausendfältig wie von Gold und Purpur; mit weißen Binden umgürten Hollunder und wilde Schneebälle die Hänge, der Türkenbund wölbt seine märchenhafte Krone zusammen, hoch steht die braune, nickende Akelei, und mit den gleichgestalteten Blättern täuschend, beugt sich die dichte, feingefiederte Dolde der Wiesenraute, einem rötlichen Wölkchen ähnelnd, über den Fluß, der jetzt rauscht, denn die Sonne trägt auch von den hohen Berggipfeln den Schnee zu Thal. Es ist Juni geworden, auch andre Falter flattern über den Blüten, feurig funkelnde, und wundersam zarte Bläulinge, als steige aus den Blumenkelchen der Duft in himmelfarbige Schwingen verwandelt auf. Noch verzauberter ist die Sonnenstille und Einsamkeit des Schluchtgrundes.

Da sitzt das junge Menschenkind wieder auf seinem Platz, zum erstenmal seit Wochen, in denen unabläßig Regen aus schweren Wolken herabgestürzt ist. Hohe Halme und zarte weiße Dolden hüllen sie jetzt ein, aus der Weite erscheint's, als umkränze ein Brautschmuck ihr braunes Haar. Doch hat noch eine verspätete Mehlprimel verblassend sich neben ihr erhalten; nach der streckt sie die Hand, nicht pflückend, nur wie leise streichelnd, und sie denkt: ‚Wenn der Frühling im nächsten Jahr wiederkommt, kommen mit ihm auch die roten und blauen Blumen. Nun sehe ich sie nicht mehr — bis dahin.‘

Wie schmal und fein die Finger der Hand sind, eine vornehme Stadtdame würde sie drum beneiden. Auch um den schmächtigen Bau und die zarte Farbe des Gesichts, an dessen Schläfen die blauen Adern deutlich ihr Geflecht ausbreiten. Noch mehr vergrößert aber sehen die Augen aus dem weißen Antlitz hervor, und auch ihre Farbe haben sie verändert, sind dunkler

geworden. Sie gleichen nicht mehr dem Ehrenpreis, sondern der kurzgestielten, großen Genziane, die jetzt droben auf den Bergmatten blüht.

Zwei Gedanken gehen ihr durcheinander: Wie schön der Sommer und es hier zu sitzen ist, und zugleich denkt sie an den tiefen Winterschnee, der so lange um's Haus gelegen, ihr war's vorgekommen, wie noch niemals früher. Sie hatte solches Verlangen nach dem Frühling, wie gleichfalls noch nie, und so unsagbar langsam, kalt und düster schlichen die Tage. Immer gleich, und sie durfte nicht aus der geheizten Stube in's Freie; übrigens war der Doktor aus dem Städtchen auf einem Praxisweg zufällig an der Mühle vorbeigegangen und hereingetreten, sich ein Weilchen zu wärmen; der hatte verboten, daß sie in den Frost und Ostwind draußen hinausgehe. Und durch eine Bretterwand hat sie einmal gehört, daß der Arzt, wie er das Haus verlassen, ihren Vater gefragt: „Woran ist Eure Frau gestorben, Auffenberg?"

Daran muß sie denken und dazwischen immer: Wie schön ist's zu leben, wenn der Sommer gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Liebe.

Unsre Seelen blühen sich entgegen,
Wie zur Rose sich die Rose neigt,
Dornen starren rings auf allen Wegen, —
Meine, deine Seele — blüht und schweigt.

Auge will in Auge sich versenken
Bis in's Herz der Blick, wie träumend, steigt,
An die Welt mag er nicht länger denken,
In einander hängt der Blick und schweigt.

Und von Herz zu Herzen fühl' ich's wallen,
Und von Stirn zu Stirne leis es streicht,—
Laß die Welt in tausend Stücke fallen,
Meine, deine Seele liebt und — schweigt!

Börries von Münchhausen.

Zopf.

Ob „ersuchen" oder „bitten",
Ob „ergebenst", ob „gehorsamst"
Anzuwenden, überlege,
Wenn du vor des Zopflands Thor kamst!

In das Reich der Mandarinen
Wird man weigern dir den Zutritt
Oder nicht dich gelten lassen,
Trägt dein Kleid nicht ihren Zuschnitt.

Segensreich sind feste Formen;
Teurer Freund, hör' meinen Wahlspruch:
Hoch- und Hochwohl-, Wohlgeboren, —
Jedermann hat seinen Anspruch.

Und in vorgeschrieb'ner Länge
Lege lata mandarina
Seinen Titelzopf im Staate:
Deutschland ist Europas China.

Th. Vulpinus.

Saurier.

Eines Sauriers versteinte Haut
Hat man neulich ausgegraben;
Würde der getreut sich haben,
Hätt' er das vorausgeschaut!
Daß ihm nach viel tausend Jahren
Der Ruhm sollte widerfahren,
Daß man anstaunt rings in Gruppen
Seine Hörner, seine Schuppen!

Und er hätte dazu Recht,
Denn — kommt aus dem Erdenschooße
Spur vom menschlichen Geschlecht,
Zieht man Schwerter und Geschoße
Mit herauf zugleich als Kunden
Von uralten Todeswunden;
Saurier, zwar nicht sehr niedlich,
Nagten Urweltgräser friedlich.

Hermann Lingg.

Wer that's?

Erzählung von Konrad Telmann.

(Schluß.)

Severo nickte trübe vor sich hin. „Ich habe auch schon daran gedacht," sagte er, „aber es würde nichts helfen. Bei uns nichts. Wir kämen nicht davon los. Ich würde früher oder später doch wohl wieder denken müssen, daß —". Er fuhr sich unter dem Hutrand mit der Hand über die Stirn hin. Er wollte offenbar nicht wieder in sein altes, verzweiflungsvolles Grübeln zurückgestoßen werden. Das alles sollte fertig und abgethan sein und sie durfte nicht mehr daran rühren. Es war in ihm so still und friedlich gewesen, weshalb wühlte sie es wieder auf? Er hätte ihr ja sagen müssen, daß ihre blutbefleckten Hände —. Nein, nein! Er streckte die seinigen wie abwehrend gegen sie aus.

Serafina zuckte wie hilflos die Achseln. „Wenn Du nicht kannst" — schien sie sagen zu wollen.

„Laß uns weitergehen!" sagte er nach einem tiefen Aufatmen.

Und sie gingen wirklich, immer der langsam hinter den glühenden Kuppen zur Rüste gehenden Sonne zu. Nach einiger Zeit blieb aber Serafina abermals stehen und sagte, zwar kleinlauter, als vorhin, aber doch immer noch in mahnendem, dringlichen Ton: „Severo, es ist nicht gut, wenn wir gehen und uns ihnen ausliefern."

„Sie hat Furcht," dachte er, „je näher wir der Entscheidung kommen, desto mehr Furcht hat sie; vielleicht denkt sie gar, im letzten Augenblick werde ich sie im Stiche lassen, meinen Entschluß bereuen und ihr die Schuld allein aufbürden."

Und er sagte, um sie zu beruhigen: „Dich lassen sie nicht mit herein, Serafina."

Sie sah ihn groß an, fast überlegen. „Ich würde ihnen ja sagen, daß ich mitschuldig bin, — daß ich mit dabei gewesen bin."

Daran hatte er noch garnicht gedacht und es überwältigte ihn fast, daß sie das wollte. Dann freilich — dann konnten sie zusammenbleiben. Eine so einfache Lösung war ihm noch nicht eingefallen. Aber dann brachte er ihr ja auch kein Opfer, dann nahm er ihr garnicht ihre Schuld ab sondern nur einen Teil davon und half ihr sie tragen. Wahrscheinlich hatte die heilige Jungfrau es so gewollt, zumal er ja sicherlich eine innere Mitschuld an Serafina's That hatte und eine, die nicht gering anzuschlagen war. Ja, dann konnten sie ja wirklich zusammenbleiben. Nun wurde ihm wieder ganz licht und leicht zu Sinn. „Wir haben es alle beide gethan," konnten sie sagen und dann ließ man sie bei einander und sie logen nicht einmal eigentlich. Nur: daß Serafina das wollte, — das über sich brachte! Er hätte es nicht von ihr gedacht. Und deswegen hatte sie wahrscheinlich heute von Campino zu ihm herunterkommen wollen, — um ihm das zu sagen! Diese Zeit der Trennung hatte Wunder bei ihr gewirkt. Bei ihm ja freilich auch. Bloß, daß sie meinte, er könnte mit ihr in die weite Welt gehen und könnte vergessen, daß Blut an ihren Händen klebte, und sie könnten glücklich zusammen sein, war ihm seltsam.

Serafina hatte sich im Gestein am Hange niedergesetzt, sie schien müde zu sein. Er ließ sich neben ihr nieder und fuhr ihr leise mit der Hand über's Gesicht; es war ihm, als ob er ihr irgendwie danken und sie irgendwie zugleich trösten müsse, und Worte hatte er nicht. Sie schauten eine zeitlang in die sinkende Sonne, bis sie ganz hinter den Bergen untergetaucht war und ein purpurner Glanz nur noch über den Kuppen lag, der langsam zu verbluten schien.

Trotz des noch in blendendem Schimmer leuchtenden Westhimmels und der goldigen Klarheit in der Luft war's doch, als striche ein fröstelnder Schauer plötzlich über die Welt hin. Und in ihm erbebend, sagte Serafina mit einem Male: „Du weißt immer noch nicht, weshalb ich heute zu Dir kommen wollte, Severo. Und Du begreifst deshalb nicht, warum ich meine, wir sollten uns denen da unten nicht ausliefern, sondern es doch versuchen, uns irgendwohin zu flüchten, wo wir frei sind und alles vergessen können. Ich will es Dir sagen. Du wirst Vater werden, Severo."

Er sah sie eine Weile halb verständnislos an. Ihre Hand, die er immer noch in der seinen hielt, schien ihm mehr und mehr darin zu erkalten, als ob alles Blut ihr zum Herzen zurückflösse. „Serafina! Fina!" Er stieß das endlich halb entsetzt, halb jubelnd heraus. Er zitterte am ganzen Körper.

„Severo," sagte sie und sah ihn flehend und treuherzig an, „nicht wahr, Du wirst nicht glauben, daß — daß es nicht Dein Sohn wäre —? Du kannst das nicht glauben, — nie — nie? Denn sonst — wenn Du Deiner nicht ganz sicher wärest, Severo, — und ich will es Dir ja gern zuschwören mit allen heiligsten Eiden, bei der Madonna und bei meinem Schutzpatron und bei dem Grabe meiner Mutter, — wobei Du willst, Severo, wenn Du meinst, das machte Dich sicherer. — Dann siehst Du, dann will ich lieber gleich von hier herunterspringen, wie ich da bin, und da unten in den Steinen tot liegen bleiben, als daß ich dann noch mit Dir gehen und bei Dir bleiben könnte, — ich und Dein Sohn. — Das hat mich so gequält, Severo, und das wäre schlimmer für mich, als das, was Du gethan hast, — viel schlimmer."

Sie wollte noch immer mehr sprechen, es war, als ob plötzlich in ihr etwas entsiegelt wäre, als ob nun sein Strom über ihre Lippen brechen wollte. Aber Severo hatte seine Hand über ihren Mund gelegt. „Sprich nicht weiter," sagte er und auch seine Stimme zitterte jetzt, „ich will's nicht hören. Ich glaube an Dich. Bei der heiligen Mutter Gottes, ich glaube an Dich." Andächtige Empfindungen in ihm wechselten mit Jubelausbrüchen, tiefem Staunen, und trüber Verzagtheit. „Daß dies gerade jetzt kommen mußte, Serafina!" fing er dann endlich wieder an. „Was wir uns so lange wünschten — Die Madonna muß doch etwas Besonderes damit gewollt haben." Und er legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie noch enger an sich.

„Ja, ich habe auch schon daran gedacht," sagte sie, ihren Kopf an ihm bergend und mit geschlossenen Augen. „Gerade jetzt! Und ich habe eben darum gedacht: sie will nicht, daß Du es büßen sollst da drunten, — die Madonna."

Darauf schwieg Severo, denn das „Gerade jetzt!" das er noch einmal in fassungslosem, ehrfürchtigen Staunen in sich hineinmurmelte, konnte sie nicht vernehmen. Er überlegte. Nach dem Morde mußte es gewesen sein, daß die Madonna Serafina's Schoß gesegnet hatte, — nach dem Morde. Und also konnte sie ihr wegen desselben wohl nicht zürnen. Früher hatte sie alle ihre Gebete um diesen Segen unerhört gelassen. Und nun sollte dies Kind, das ihnen als ein Gnadengeschenk beschieden werden sollte, in der Strafanstalt das Licht der Welt erblicken. Serafina hatte Recht: dagegen mußte sich alles in ihr, wie in ihm selber, auflehnen, das konnte unmöglich der Wille der heiligen Jungfrau sein. Was aber sollte werden? Ihre Hände waren doch von Blut befleckt. Und wenn sie auch über's Meer damit flüchtete, dies Blut von ihren Händen würde sie nicht damit abwaschen. Severo sann und sann. Der Feuerschein im Westen begann zu verglühn, aber die Luft war so dünn und rein, daß man weit drüben in märchenhafter Ferne noch das Gezack der carrarischen Marmorberge erkannte, das wie ein Wolkengebilde sich in den Himmel hineinzeichnete. Nun fragte Severo plötzlich niedergeschlagen und mit kummervoller Miene: „Warum thatest Du es, Fina?"

Sie hatte sich längst wieder leise von seiner Schulter emporgerichtet, und, die Hände im Schoß gefaltet, vor sich hingeblickt. Sie begriff, daß er Zeit haben mußte, daß er Mühe hatte, sich in das alles erst zu finden. Nun aber bei seiner Frage sah sie ihn verständnislos an. Was meinte er? Mußte er nun doch wieder daran zurückdenken, daß sie sich mit Aristide Vomero oder mit Pietro Mariani oder gar mit allen beiden eingelassen hatte? Stieg der unglückselige Argwohn, der ihn schon einmal fast zu ihrem Mörder gemacht und der ihn sie so roh hatte beschimpfen lassen, daß sie von ihm gegangen war, — stieg er immer neu in ihm auf und war nicht zu ersticken und nicht auszutilgen? „Was fragst Du, Severo?" entgegnete sie ihm traurig. „Du weißt ja nun alles. Ich bin

rein geblieben. Ich wäre sonst heute nicht wieder zu Dir gekommen."

„Ja," sagte er. „Ich weiß. Aber Deine Hände sind doch blutbefleckt."

„Meine Hände?" Sie blickte ihn in einer jäh aufsteigenden Angst an. War er wahnsinnig geworden? „Severo! Besinne Dich doch! Du willst Dich ja dem Gericht anzeigen, weil Du Aristide Vomero erstochen hast."

Es war ihr nun doch herausgefahren, was sie niemals hatte aussprechen wollen, und sie bereute es in der gleichen Minute schon wieder. Wie hart und grausam und schneidend klang es! Und er hatte es doch nur um sie gethan, — ein Mord aus Liebe war es gewesen, den jedes Weib verzeihen kann. Severo hatte sie eine kleine Weile ganz wie erstarrt angesehen, dann sich mit dem Arm über die Stirn gerieben, — einmal, zweimal. Er wußte in diesem Augenblick wirklich nicht mehr, ob er wache oder träume. Es war ihm ganz unheimlich. Sie sagte das auch, was ihm alle andern sagten — oder doch von ihm glaubten? Sie? Aber sie wußte ja doch, — sie selbst — Alle seine Gedanken wirbelten durcheinander. Wollte sie auch ihm gegenüber — und noch in dieser Stunde — den Wahn aufrecht erhalten, sie habe die That nicht begangen? Glaubte sie am Ende gar, er wisse es gar nicht, er so wenig wie sonst irgend jemand? Oder hielt sie sich nur einfach daran, daß er ja auf dem Wege nach Florenz war, um sich als den Schuldigen anzuzeigen? Denn er war doch nicht etwa wirklich — er hatte doch nicht etwa im Traum —? Es durchrüttelte ihn. Wie kamen sie denn nur alle darauf, ihn, gerade ihn —? „Serafina!" schrie er auf, „bei der Gebenedeiten, ich wollte, Du wärest so unschuldig an diesem Morde, wie ich. Sie lügen ja alle, ich habe ihn nicht begangen!"

Sie erwiderte nicht gleich etwas darauf, es zog nur wie ein Wetterleuchten über ihr Gesicht hin. „Und doch willst Du die Schuld auf Dich nehmen?" fragte sie endlich sanft.

„Für Dich," gab er zur Antwort. „Und damit kein Unschuldiger leidet."

„Für mich!" Sie sagte das mit tiefem Erstaunen, sie lächelte dabei. Und dann wiederholte sie, wie aus einem schweren Traum erwachend: „Du hast es nicht gethan!" Sie schien es noch immer nicht zu fassen. „Weißt Du, Severo," sagte sie dann, auf ihre gefalteten Hände niederblickend, „wenn ich jetzt nicht Dein Kind — unser Kind unter dem Herzen trüge, vielleicht würde ich traurig sein, daß Du es nicht gethan hast. Denn ich habe es damals im Geheimen von Dir gefordert und war Dir gram, daß Du zögertest. „Wenn er mich liebt, wird er es thun," hab' ich gedacht, „er wird ein Ende machen, — und ein anderes giebt es nicht." Und dann atmete ich auf, dann war ich glücklich. Nur daß es an mir fraß, Du hättest es gethan, weil Du mich für schuldig hieltest. Und Du fragtest mich dann ja auch, wie weit ich mit ihm gekommen wäre. Und jetzt, wo Du Vater werden sollst, — jetzt möchte ich um alles in der Welt nicht, daß Du — Ach, Severo, wie unnötig haben wir uns das Leben verquält und das Glück zerstört, — um nichts, um nichts!"

„Weil ich dachte, daß Du, Fina, — Du —"

„Ich? Nicht einmal ein Gedanke ist mir je daran gekommen, Severo, dafür ist die Madonna mein Zeuge. Warum hätt' ich es auch thun sollen? Wenn es sein mußte, war es Deines Amtes. Und Du hast es auch gewollt, Severo, nicht wahr? Denn in jener Nacht standest Du auf. Ich sah und hörte Dich."

„Ich habe es gewollt," sagte er. „Am nächsten Tage, wenn er wieder von Dir gekommen wäre, hätte ich es gethan. Die Madonna hat es nicht zugelassen. Du aber beugtest Dich damals über mich, als wenn Du sehen wolltest, ob ich schliefe, und dann —"

„Ich wollte nur aus Deinem Gesicht lesen, ob es geschehen wäre. Und dann wollte ich alle Spuren vertilgen, die Dich hätten verraten können, jeden Blutfleck fortwaschen, und — Du solltest nie erfahren, daß ich es wüßte, Severo."

„Das hatt' auch ich mir gelobt," sagte er fast scheu und sah sie an, wie wenn er sie noch nie gesehen hätte, wie wenn sie ihm eine ganz andere geworden wäre. „Wir sind Thoren gewesen, Fina. Aber ich glaube: wir haben der heiligen Gottesmutter viel zu danken und wir haben uns doch immer sehr lieb gehabt, trotzdem wir schwiegen vor einander, — nein, gerade darum!" Er neigte sein Haupt.

Sie saßen eine Weile so stumm bei einander, als ob sie das ungeheure, daß ihnen wiederfahren war, noch immer nicht völlig begreifen könnten oder dadurch zu Boden gedrückt würden. Es kam ihnen beiden vor, als wären sie in einen schweren Schlaf verstrickt gewesen und daraus jetzt plötzlich wachgerüttelt und nun begriffen sie plötzlich nicht mehr, wie sie so hatten

schlafen und träumen können. Inzwischen war es vollends Abend geworden und die Luft strich kühl über die Hänge. Drunten vom Thal krochen die blauschwarzen Schatten höher und höher hinauf. Die Hände der beiden hatten sich wieder ineinander gefunden. „Laß uns jetzt gehen, Severo,“ sagte Serafina endlich.

Er fuhr zusammen, griff nach ihrem Bündel und stand auf. „Wohin?“ fragte er dann wie ratlos.

„Nach Hause, — in unser Haus, Severo.“ Sie sah ihn lächelnd an, sie rüttelte ihn mit beiden Händen an den Schultern. „Wach' auf, Du!“

Da stieß er einen Schrei aus, der rings von den Bergwänden zurückhallte und in dem er all' seinem Jubel Luft machen mußte, — einen Schrei der Befreiung, einen Schrei des Erwachens. Und mit diesem griffen seine Arme nach ihr und hoben sie vom Boden auf und schwenkten sie durch die Luft. Es war, als ob er sie der ganzen Welt zeigen wollte. Dann preßte er sie eng an sich, so eng, daß ihr fast der Atem verging. Und seine Lippen ließen die ihren nicht.

„Du Wilder,“ sagte sie und machte sich endlich los, „so darfst Du jetzt nicht mehr mit mir umgehen.“

Da begriff er, wurde rot und warf sich vor ihr nieder, um ihre Knie zu umschlingen. „Verzeih',“ murmelte er. „Du sollst mir von jetzt an wie eine Heilige sein.“

Dann gingen sie. Sie schritten rasch thalab, Hand in Hand, wie von einem geheimen Verlangen getrieben, wieder zu Hause zu sein. Nur in Pausen sprachen sie miteinander und immer noch wie von einem geheimen Schauer angerührt, der aus der Vorstellung, wie alles hätte werden können, wenn die heilige Jungfrau sie nicht zur rechten Stunde erleuchtet hätte, zu ihnen herüberquoll, als ob der Wind ihn ihnen nachtrüge. Die Dunkelheit wuchs inzwischen. Sie lag jetzt schon wie brütend zwischen den Bergen und schien aus der Tiefe emporzuwallen und erfüllte und durchdrang alles. Den beiden warf sie sich entgegen gleich einer feindlichen Macht und sie fühlten sie zuletzt, wie etwas Körperliches, das auf ihnen lastete. Aber sie drängten sich nur enger aneinander und meinten, durch lauter Duft und Helle zu wandern. Nur ihre Stimmen wurden immer leiser und erklangen immer seltener Nichts von Furcht war in ihnen, nur eine Empfindung von etwas Geheimnisvollem, das sie andächtig und ehrfürchtig stimmte. Sie hätten immer so weiter wandern mögen, und es war, als ob ihnen etwas hart und erbarmungslos durchrissen würde, als sie endlich Lichter schimmern und Stimmen ertönen hörten. Das mußte Siriano sein. Es war ihnen seltsam, daß sie nun schon wieder dort sein sollten, es war, als würden sie unsanft von etwas angepackt. Ihre Hände verschlangen sich nur noch fester ineinander.

Dann hatten sie die einzige Straße des Bergorts schon unbemerkt passiert, als plötzlich eine fette, keuchende Stimme hinter ihnen drein rief: „He! He! Um Gottes Jesu willen, nehmt mich mit, Ihr da, wer Ihr auch seid! Euch schickt mir die heilige Barbara oder ein ehrlicher Christenmensch hätte sich auf dem Heimwege Arme und Beine entzweigefallen. Ist das eine Dunkelheit, heilige Dreifaltigkeit! Und man holt sich den Tod um seiner lieben Mitmenschen willen, die einem auch noch um die paar Soldi für das mühseligste und verantwortungsvollste Gewerbe der ganzen Christenheit bestehlen möchten, — ist so 'was dagewesen? Daß Euch der Leibhaftige seinen Schwanz vor die Beine werfen möge, damit Ihr stolpern müßt, — wollt Ihr wohl steh'n bleiben, bis ich Euch nachgehumpelt bin! Habt's wohl gar so eilig, he? Brennt Euch die Abendsuppe an oder seid Ihr wo zu Gast gewesen, wo man Euch nicht eingeladen hatte? Mord und Raub gehören ja heutzutage zum Alltäglichen, und wen man am wenigsten in Verdacht hatte, ist der geriebenste Hallunke gewesen. Heilige Barmherzigkeit, ich glaube, diese dreimal verfluchten Nachtvögel wollen mich hier kaltblütig den Hals brechen lassen. He! Die Gendarmen sind hier oben in Siriano, ich schrei' Feuer, wenn ihr jetzt nicht gleich steht, ihr Galgenvolk. Wartet! Wartet!“

„Ich glaube wahrhaftig, wir müssen sie mitnehmen,“ sagte Servero, „sie schreit sonst das ganze Dorf wach.“

„Es ist Sora Gioconda,“ erwiderte Serafina. „Die hat sich natürlich wieder einmal oben verschwatzt.“ Und ihren Mund näher an sein Ohr bringend, setzte sie hinzu: „Wir dürfen sie jetzt ja nicht mehr rauh behandeln, Severo, sie würde sonst — Du weißt doch —“.

„Ja, natürlich, Du hast Recht, Du —“ Er strich ihr über beide Wangen hin, die heiß erglüht waren. Dann wandte er sich um. „Ihr seid's doch nicht etwa, Sora Gioconda?“ rief er mit erheucheltem Erstaunen.

Die Alte watschelte stolpernd und fluchend näher. „Teufel und alle Heiligen, wer soll's denn sonst sein? Wen jagt man sonst, wenn andere Christenmenschen schlafen, bei Nacht und Nebel in die Wildnis herauf, um sein Handwerk auf Tod und Leben zu treiben, he? Kennt Ihr sonst noch einen? Und es sind Zwillinge geworden, damit Ihr's wißt, ein Junge und ein Mädchen, und beide gesund und beide kräftig und diese Erzgauner, Diebe und Spitzbuben wollen nur die einfache Gebühr bezahlen, — he? was sagt Ihr? Geburt ist Geburt, schreien sie, auf die Zahl kommt's nicht an, und wenn's ihrer neun wären, wie in der Hundehütte oder im Schweinestall, wär's auch nur immer e i n e. He? Wie gefällt Euch das? Und zwischen den beiden Würmern war 'ne Pause von 'ner halben Stunde, — he, was? Einfache Gebühr! Als ob mir schon je einer so 'was geboten hätte! Und dafür in Nacht und Nebel sich die Glieder lahm fallen? Pfui!" Sie spuckte aus. „Nicht für hundert Lire wär' ich in der Räuberhöhle die Nacht geblieben. Was sie mir vorgesetzt haben? Spaghetti mit Pomi D'oro! Wenn man einen ganzen geschlagenen Sonntag, ohne in die Messe zu kommen, wie ein ehrlicher Christenmensch sonst, dazu verbrauchen muß, zwei Würmern —"

„Nun kommt nur, kommt, Sora Gioconda," unterbrach sie Severo, „es wird Zeit. Wollt Ihr mir die Hand geben? Oder soll ich Euch führen?"

„Ah! Ihr seid's, Sor Severo?"

„Ja. Ich habe meine Frau aus Campino zurückgeholt, wo sie zum Besuche war. Und wir möchten nach Hause. Es war ein weiter Weg und die Sonne heiß. Wir sind müde."

„Heiliges Erbarmen! Müde! Und Ihr seid beide jung und habt nichts gethan, als Eure Füße gebraucht. Aber ich — in meinem Gewerbe braucht's Kopf, versteht Ihr? Mit den Fäusten allein ist da nichts zu machen. Und dann kaum ein Glas Wein zur Erquickung! Und die Spaghetti waren kalt, — versteht Ihr das? Auch noch kalt! In das Nest da oben bringen mich zehn Pferde nicht wieder herauf. Lauter Diebe und Mörder. Sollen sich selber eine bezahlen, die ihnen zur Hand geht, wenn sich dies Gezücht denn durchaus noch vermehren muß. Ich hab' an denen von Borgunto gerade genug, — heilige Barbara! Über die wird ja nächstens auch noch Pech und Schwefel herabregnen müssen, denn die Nachsicht und Barmherzigkeit des Himmels mit ihren Schandthaten dürfte endlich erschöpft sein. He? Ihr wißt wohl noch garnicht, was geschehen ist? Und Sora Fina spricht überhaupt kein Wort? He? Haben sie Euch da oben die Stimme einrosten lassen? Giebt's noch viele Wölfe in Campino? Warum habt Ihr mir nicht einen mitgebracht? He? Diese Idee, nach Campino zu gehen!" Sie lachte höhnisch, stolperte mehrmals, ließ die verschiedenartigst gefärbten Laute von Zorn, Angst und Entsetzen hören und klammerte sich dazwischen immer wieder mit beiden Händen krampfhaft an Severo's Arm, um ihn dann fluchend abermals loszulassen.

„Was ist denn geschehen?" fragte Serafina. „Haben sie den Mörder Aristide Vomero's endlich gefunden? Hat Adriano Micca gestanden?"

Nun blieb Sora Gioconda mit den beiden eingestemmten Armen stehen und schlug eine rauhe Lache auf. „Ja, sieh' mal einer an! Hat sich 'was! Adriano Micca! Das wär' Euch wohl recht gewesen, Täubchen? He? In Campino halten sie wohl nicht viel auf Recht und Gerechtigkeit? Und was in der Welt passiert, erfahren sie wohl alles erst ein Jahr später? Haben zu viel mit der Wolfsjagd zu thun, nicht? Adriano Micca! Ja wohl, ja wohl! Morgen sitzt der wieder in seinem Weinberg und beschneidet seine Reben. Aber wer d'ran glauben muß, — wenn sie ihn fangen nämlich, denn auf und davon ist er, und überall hetzen die Gendarmen ihm nach, — wer d'ran glauben muß, mein Täubchen, ist Euer einarmiger Galan, der sehr ehrenwerte Sor Pietro Mariani, der Freund des Herrn Brigadiers und aller Behörden, auch des Herrn Kuraten und der hohen Geistlichkeit, — und nun gar der Eure, nicht wahr? Ja, der arme Sor Pietro. Denkt einmal an! Solch' ein reicher Mann, solch' ein biederer Mann, solch' ein beliebter Mann! An dem die tugendhaftesten, jungen Ehefrauen ihren Narren fraßen und zu Sünderinnen wurden, — so hat man wenigstens gesagt, ich weiß ja natürlich nichts davon, ich kümmere mich um so 'was nicht und was meine Augen gesehen haben, geht meinem Mund noch lange nichts an, — noch lange nichts — Ihr seid doch nicht etwa rot geworden, mein Täubchen? Heiliges Erbarmen, es ist gut, daß es so dunkel ist, es ist wirklich zu manchen Dingen gut. Aber auf Euch war es doch wahrlich nicht gemünzt, Sora Fina, an Euch wagt sich

niemand. Und man kann einen Galan haben in allen Ehren, man kann einen haben, dem man keinerlei Rechte einräumt, das versteht sich, damit ist noch garnichts gesagt. Und wenn er nur einen Arm hat, — um so besser, natürlich: um so besser —"

„Ihr wolltet uns erzählen, Sora Gioconda," fiel Severo hier endlich ein, da sie einmal Atem schöpfen mußte, „wie es herausgekommen ist, daß Pietro Mariani — Ihr begreift: es klingt so ungeheuerlich und unglaublich — Und wir, die wir heute —"

Die Alte ließ einen fluchenden Ton hören. „He? Unglaublich, sagt Ihr, Sor Severo? Ja, da geschehen noch viel unglaublichere Dinge in der Welt, Ihr liebe Unschuld! Und, die man für die Besten und Bravsten gehalten hat, das sind in neunzig Fällen auf hundert die ausgemachtesten Schurken. Solltet Ihr das noch nicht wissen, Ihr neugeborenes Kind? Heilige Barmherzigkeit, ich könnte Euch Beispiele davon erzählen, — Beispiele —"

„Wenn Ihr uns nur erst einmal erzählen wolltet, wie Pietro Mariani —"

Die Alte wurde giftig. „So? Also es eilt Euch? Sieh' 'mal einer an! Habt Ihr vielleicht mit ihm unter einer Decke gesteckt, daß Ihr gar so pressiert seid? Die liebe Neugier! Habt ihn vielleicht heimlich in Campino versteckt? He? Seht Euch vor, daß Euch die Gendarmen nicht aufgreifen als Komplizen und Hehler, meine lieben Kinder, seht Euch vor! Denn viel Umstände werden sie jetzt nicht mehr machen, wo sie sich vor Grimm mit den Fingernägeln die Haut blutig kratzen, daß ihnen der Vogel im letzten Augenblick nun doch noch entwischt ist, wo sie endlich den richtigen zu haben dachten. Ja, man muß früh aufstehen, wenn man so einen fangen will, der in allen Weltteilen das Fliegen gelernt hat. Und Pippo Lamberti hätte auch 'was Klügeres thun können, als daß er zu ihm gegangen ist und ihm gesagt hat, wenn er Adriano Micca nicht noch am heutigen Tage frei nach Borgunto zurückkehren sehe, würd' er dem Herrn Brigadier ein Geschichtchen davon erzählen, wie Aristide Bomero um's Leben gekommen sei, keine Stunde würd' er länger damit warten. Wie sollt' er Adriano Micca denn wohl freimachen, der einarmige Hallunke? Versucht hatte er das ja längst auf hundert Arten, offen und heimlich, so angst und bange wie ihm war, der könnte alles ausschwatzen, was er wußte, in seiner Furcht, sonst auf die Galeeren zu kommen. Bestechung hatt' er versucht, — auf Geld kam's ihm ja nicht an, dem dreifachen Spitzbuben, — und Lügen — ganze Lügengewebe, — und Gewalt, und ich weiß nicht was alles? War ihm ja furchtbar gegen den Strich gegangen, daß sie Adriano Micca schließlich doch noch eingeschlossen hatten, — bloß um nur einen zu haben, — nachdem sie ihn, wie alle andern, schon einmal freigelassen hatten, und er, der Einarmige, gemeint hatte, nun wär' alle Gefahr vorüber, und er könnt' wieder das Großmaul spielen, wie früher, er, der Freund des Herrn Brigadiers und des Herrn Kuraten. Muß ihm ja wie ein Schlag auf den Kopf gewesen sein. Und er hat wohl immer noch gemeint, zuletzt ließen sie Adriano Micca doch frei oder er, der Einarmige, könnt' einen anderen Unschuldigen verdächtigen, oder Gott weiß was. Wie aber Pippo Lamberti nun mit seiner Drohung gekommen ist, — denn daß Pippo Lamberti keinen Spaß versteht, weiß jedes Kind, — hat er die Flinte nur gleich in's Korn geworfen und ist auf und davon. Was war denn auch jetzt noch zu thun? Adriano Micca freimachen? Wie denn? Womit denn? War ja alles fehlgeschlagen, was er versucht hatte. Und Pippo Lamberti war damals dabei gewesen, wie er Aristide Bomero niedergestochen hatte, — aus Rache, aus Eifersucht, aus Jähzorn, — was weiß ich? Und Adriano Micca wußte es auch, daß er's gewesen war und kein anderer. Und sie hatten schweigen wollen, — natürlich hatten sie schweigen wollen. Wer wird denn mit den Sbirren gemeinschaftliche Sache machen? Nur ihnen selber durft' es nicht an den Kragen gehen, — das nicht. Sonst — he? Und da ist er eben auf und davon, der Vogel. Als der Herr Brigadier in eigner Person gekommen ist, um seinen lieben Freund zu verhaften, ist das Haus leer gewesen, und die alte Ottilia hat dem Herrn Brigadier gesagt: „Müßt schon anderswo nach ihm suchen, Sor Brigadiere; läßt Euch schön grüßen, der Sor Pietro, aber es gefiel ihm nicht mehr in Toscana, er müßt' schon einmal andre Luft haben." Nun, was sagt Ihr? He? Gefällt Euch das Geschichtchen, Sora Fina?"

Serafina murmelte nur etwas Undeutliches als Antwort. Aber ihr Arm hatte sich fester in den Severo's gehängt, an dessen andrer Seite Sora Gioconda stolpernd, schimpfend und

fauchend thalab wankte. Auch Severo blieb stumm. Sie hörten beide kaum mehr auf das, was die Alte unter allerlei Flüchen und merkwürdigen Lauten des Zorns und der Erbitterung ausstieß, sondern atmeten sichtlich erleichtert auf, als sie nun endlich ihr Haus erreicht hatten. Sora Gioconda fing hier zwar noch eine längere Rede über die beispiellose Rücksichtslosigkeit an, daß man sie von hier aus allein nach Borgunto hinabgehen lassen wolle, und machte Severo für jedes ihrer gebrochenen Gliedmaßen vor dem weltlichen und dem himmlischen Richter gleichzeitig verantwortlich, aber dieser umfaßte leicht ihre Schulter und flüsterte ihr in's Ohr: „Laßt's gut sein, Sora Gioconda, wir werden noch die besten Freunde. Bald kommt Ihr zu uns!"

Und damit drehte er sie um und setzte ihre schwerfällig watschelnde Gestalt durch einen gelinden Stoß langsam bergab in Bewegung. Ihr Rufen, Fragen und Schelten verhallte unter seinem immer wiederholten, fröhlich-übermütigen, halb singenden Tons ausgestoßenen: „Guten Abend, Sora Gioconda! Auf Wiedersehen, Sora Gioconda! Geruhsame Nacht, Sora Gioconda!"

„Aber Severo!" sagte Serafina endlich halb lachend, halb vorwurfsvoll.

„Laß doch!" rief er. „Morgen weiß ganz Borgunto, daß wir nicht allzulange mehr allein hier hausen werden, Fina!"

Und aufjauchzend schlang er seine beiden Arme um Serafina's Leib und trug sie in's Haus.

Begegnung.

Von des Tempels Stufen stieg sie nieder,
Züchtig raffend ihr Gewand,
Tief gesenkt die schönen Augenlider
Und die wonnesamen Glieder
Vom Gewebe weich und zart umspannt.

Damals sah ich sie zum erstenmale,
Lässig auf der Treppe Rand
Lehnt' ich an der bronz'nen Opferschale,
Wie durchzuckt vom Wetterstrahle
War von ihrer Schönheit ich gebannt.

Träumerisch den Blick zur Erde senkend
Schritt ich durch der Straßen Reih',
Ihr mein Sinnen und mein Hoffen schenkend,
Immer nur der Frage denkend,
Wie ein Blick aus ihrem Auge sei.

Alexander Baumann.

Weiter!

Ich war so weit gewandert —
Wie lange, weiß ich nicht —
Da sah von fern ich blinken
Freundlich ein Licht.
Ich habe meine Füße
Dem Scheine zugekehrt —
Ich sehnte mich zu rasten
Am trauten Herd.

Doch als ich nah getreten,
Kein Platz war leer,
Und ich muß weiter ziehen —
Die Füße sind mir schwer.
Wohin führt meine Straße?
Fernab vom Licht.
Muß ich noch lange wandern?
O braucht' ich's nicht!

H. Robertin.

Leid und Lied.

Mit der Zeit, mit der Zeit
Der Schmerz verglüht,
Aus dem Leid, aus dem Leid
Das Lied erblüht.

Bei Regenschauern
Und Sonnenbrand,
Wie froh gedeihet,
Wie grünt das Land!

Und Thränenregen
Und heißer Schmerz
Sind reicher Segen
Für's Menschenherz.

Frieda von Bülow.

Erzählende Gedichte

von

Robert Waldmüller-Duboc.

Vergessen und vergeben.

(Nach dem Persischen.)

Hossein war Sultan worden. „Sage mir,“
Sprach er zu Ali, seinem Großvezier,
„Was muß ich thun, damit sich diesem Land
Segnend erweise meine Herrscherhand?
Ein würd'ger Sohn des eifrigen Propheten
Möcht' ich dereinst vor Allahs Schemel treten“.

Der Großvezier verneigte sich und sprach:
„Du nanntest schon Dein Vorbild — folg' ihm nach!
Wie er das Schwert in fester Hand gehalten,
Streng und gerecht so laß' auch Du es walten“.

Und Herat blühte fort. Es wuchs der Mais,
Der Wein gedieh, die Sommer waren heiß,
Die Winter kühl. Geboren ward, gefreit,
Und Keiner lebte über seine Zeit.
Der Sultan sah die Jahre still verrinnen,
Nach Außen Friede, tiefe Ruh' nach Innen.

Da ist er einst — es hatte grad' geregnet —
Dem weisen Dschâmi vor der Stadt begegnet.
Der Sänger stand auf frisch getränkter Flur,
Versenkt in tiefes Anschau'n der Natur;
Gerührten Herzens schien er zu erwägen
Den rings umher gestreuten reichen Segen,
Die reife Frucht, die an den Ast sich schmiegte,
Die gold'ne Ähre, die im Wind sich wiegte,
Und Alles — Wiese, Anger, Feld und Au' —
Erquickt vom wundervollen Himmelstau.

„Gegrüßet, Liebling Allahs, seltner Mann,“
So sprach den Sinnenden der Sultan an,
„Kann einen Herrscher etwas schöner preisen
Als Freudentau im Auge eines Weisen?
Beglückt, ich weiß es, ist dies weite Land
Und Allah segnet gnädig meine Hand;
Streng' und gerecht, das soll mein Wahlspruch bleiben,
Ihn mag man einst zu Hosseins Namen schreiben.“

„O Herr,“ versetzte Dschâmi, „der Vezier,
Ich merk's an Deinen Worten, spricht aus Dir.
Nicht sann ich Deinem Herrscherwalten nach,
Als mich Dein Gruß im Sinnen unterbrach.
Des Himmels Segen war's, was mich gerührt,
Ich dacht' der Hand, die droben hoch regiert,
Und die, indem sie Unverdientes spendet,
Die Menschenherzen liebend zu sich wendet.
Ihr Gnadenfüllhorn träuft ohn' Unterlaß,
Als Manna hier, dort als erquickend' Naß,
Die sondert nicht die Guten von den Schlechten,
Die Auserwählten von den Ungerechten,
Die giebt — ob das Verdienst auch noch so schwach,
O Herr — die Hand da droben trägt nicht nach!“

„Thu' ich's?“

„Du fragst? Dein Wahlspruch schon verrät
Wohin Dein Sinn, wohin Dein Trachten steht.
Streng und gerecht? Ein schweigend Volk von Knechten
Wächst in dem Land des Strengen, des Gerechten.
Nur Allah ist gerecht, Du bist es nicht,
Du wägst mit leicht betrüglichem Gewicht,
Nur Teile siehst Du, nimmermehr das Ganze,
Gerechtigkeit ist keine Erdenpflanze.
Und doch, o Herr, rühmst Du, vermess'nen Worts
Der Strenge Dich als eines Segenshorts,
Als eines Schildes, den mit fester Hand
Du schirmend hältst ob diesem schönen Land.
Vergebens sucht der Wahrheit gold'nes Licht
Den Weg zu Dir, der Schild, er duldet's nicht.
Kaum hört Dein Ohr, was jeder Vogel singt,
Das Liebeswort, das durch die Schöpfung klingt.“

Ein Hänfling flog vorbei: Zibi, Zibi!
Der Sultan lauscht', doch war's vergeb'ne Müh',
Nicht ließ die Vogelsprache sich erkunden
„Was sang er?“ Aber Dschâmi war verschwunden.

Und Herat blühte fort. Es wuchs der Mais,
Der Wein gedieh, die Sommer waren heiß,
Die Winter kühl. Geboren ward, gefreit
Und Keiner lebte über seine Zeit.
Die in den Kerkern lagen, blieben drinnen.
Der Sultan sah die Jahre still verrinnen.

Doch mancher Tag und manche lange Nacht
Ward grübelnd ob dem Rätsel zugebracht:
Was nur die Vögel sängen und die Quellen,
Der Wind, das Schilf, der Bach, die Meereswellen?

Da traf der Sultan einst im Waldesfrieden
Den Sänger, der ihn lange Zeit gemieden.
„Gegrüßt, o Liebling Allahs, selt'ner Mann,"
So redet' er den Weisen liebreich an,
„Warum doch geizest Du mit Deinen Lehren
Und läßest Deines Rates mich entbehren?"
„Ich muß," sprach Dschâmî, „einst an Allahs Pforte
Ihm Rede stehn für jedes meiner Worte;
Warf ich das mir vertraute Samenkorn
Auf dürres Land, da strafet mich sein Zorn.
Du bist solch' Land. Wie heißt Dein Wahlspruch noch?"

Der Sultan schwieg, die Wange glüht' ihm hoch.

„Du hast erkunden wollen und erfragen,"
Fuhr Jener fort, „was all' die Laute sagen,
Die, fern dem Qualm, darin die Hauptstadt schwimmt,
Dein lauschend' Ohr in Wald und Thal vernimmt.
Der Neugier nicht erschließt sich die Natur,
Dem gleichgestimmten, lauter'n Forscher nur
Entschleiert sie ihr rätselhaftes Sein.
Sei ihrer wert, da weihet sie Dich ein."

Ein Hänfling flog vorbei: Zibi, Zibi!
Der Sultan lauscht', doch war's vergeb'ne Müh',
Nicht ließ die Vogelsprache sich erkunden —
„Ein Wort nur!" — Aber Dschâmî war verschwunden.

Und Herat blühte fort; es wuchs der Mais,
Der Wein gedieh, die Sommer waren heiß,
Die Winter kühl. Geboren ward, gefreit
Und Keiner lebte über seine Zeit.

Des Sultans Haupt ergraute allgemach,
Dem Rätselworte sann er treulich nach;
Noch fand er's nicht, doch war es ihm bisweilen,
Als zögr' es ungern, sich ihm mitzuteilen.
Denn seit zur Milde sich sein Geist gewandt
Und seit ein frischer Odem ging durch's Land,
Seit er die Kerkerthüren aufgethan,
Des Weisen eingedenk am Khorasan,
Seit jener Zeit verstand er hin und wieder
Den dunklen Rätselsinn der Waldeslieder;
Das Quellenrauschen klang ihm so vertraut,
So hold, so heimlich jeder kleine Laut,
Ihm schien so faßlich, was ihn rings belehrte,
Daß kaum er nach dem Worte noch begehrte.
Da trat ihm einst auf dunkeln Waldeswegen
Feht Abu, Mirzas ält'ster Sohn, entgegen.
„Kennst Du mich, Sultan? In des Kerkers Nacht
Ward Mirzas freie Lippe stumm gemacht.
Er starb, Du bist sein Mörder, ich sein Sohn:
Streng' bin ich und gerecht, hier ist Dein Lohn."

Den spitzen Dolch zuckt er nach Hosseins Haupt —
Doch hält er inne, eine Stimme glaubt
Er zu vernehmen . . . War's der Hänfling nur?
War's Warnungsruf der innersten Natur?
Zibi, Zibi! so lockt es von den Zweigen:
Vergiß, vergieb! — Und dann folgt tiefes Schweigen.

Und zu dem Sultan, der, wie halbberauscht,
An einen Baum gelehnt dem Klange lauscht,
Tritt Dschâmî. „Segen, Hossein, über Dich!
Nun ward das Wort Dir kund, vernahmst Du's? Sprich!"
— „Vergiß, vergieb!"

„Im Lied des Hänflings klingt's,
Es rauscht's der Bach, des Meeres Welle singt's,
Geschrieben steht's auf jedem Rosenblatte,
Es weht im Blumenduft der grünen Matte;
Des Waldes Blätter flüstern Dir's in's Ohr,
Jedwede gold'ne Garbe hält Dir's vor;
Vergiß, vergieb, vergiß, vergieb im Leben,
Damit auch Dir Vergessen werd', Vergeben!
O Herr, die Hand die eben Dich bedroht:
Dein Wahlspruch war's, der Rache ihr gebot.
Du sahst die Frucht des Korns, das Du gesät,
Wohl Dir, daß bess're Saat daneben steht.
„Nachtragen" heißt das Korn, das da verstockt,
Doch jenes and're Samenkorn daneben,
Das dürrem Grund selbst edlen Keim entlockt,
Das heißt, o Herr, „Vergessen und Vergeben".

Der Juden-Kirchhof.

An einem frostigen Dezember-Abend —
Schier vier Jahrzehnte sind seitdem verstrichen,
Es war im wunderlichen alten Krakau,
Wohin ein leid'ger Pflichtweg mich verschlagen —
An einem frostigen Dezember-Abend
Kam ich, von später Wand'rung heimwärts kehrend
Unweit der Stadt an einem Feld vorüber,
Das hohe Mauerreihen rings umgaben,

Auf dem sich aber — durch die off'ne Pforte
Konnt' ich's gewahren — trotz der späten Stunde,
Vom Schein der Lichter unbestimmt beleuchtet,
Noch Menschen emsig hin und her bewegten.

Ein schwarzer, kastenart'ger Wagen hielt
Dicht vor der Pforte; schwarzes Tuch bedeckte
Die beiden Pferde, die ihn hergezogen,
Und zwängte ihre eingenähten Ohren
Herab zu kläglich müdem Niederhangen.
Ein Mensch, mit Trauerflor an Arm und Hut,
Saß rücklings auf des Wagens hinter'm Rande,
Mit lautem Schnarchen bald vorübernickend,
Und bald von neuem mühsam sich ermunternd.
Ihm gegenüber stand im tiefen Sande
Ein schwarzer, leerer Sarg, aus dünnen Brettern
Gezimmert, ohne Inschrift, Schild und Deckel.

Ich trat durch's Thor, und nun befand ich mich
Auf einem unabsehbar langen Felde,
Bedeckt mit mannigfach geformten Steinen,
Doch keiner in der Kreuzesform. Hebräisch
War jede Inschrift; hin und wieder auch
Fand sich ein Stein, auf dem zwei gold'ne Hände
Zu sehen waren, Zeichen Erstgeborner,
Einander mit dem Daumen nur berührend,
Die andern Finger zwei bei zwei gen Himmel
Gerichtet, wie die Hände zum Gebete
Erhoben werden nach der Satzung Mose.

Vor einzelnen der niedern Hügel standen
Gebückte Menschen, leise Sprüche murmelnd,
Und einer wie der andre auf dem Grabstein,
Vor dem er eben stand, die Hände haltend.
Ein altes Weib nur, häßlich von Gesicht,
In schmutzig trödelartiger Bekleidung,
Verrichtete mit Wehgeschrei und Jammern
Das nämliche Geschäft auf mehr als einer
Der Hügelstätten; hart am Boden kauernd,
Und mit dem Munde fast den Sand berührend,
Schrie sie hinab in die gefror'ne Erde
Mit rauher rabenkrächzend heis'rer Stimme,
Als schrie von einem Ufer sie zum andern:
„Ist denn der Vater wach? he? schläft der Vater?
„Hört er? Die Rachel läßt dem Vater sagen,
„Er solle für den schwarzen Baruch beten!
„He! ist der Vater wach? He? schläft der Vater?
„Die Rachel läßt's ihm sagen: Für den Baruch,
„Den Baruch soll er beten; hört's der Vater?
„Nicht für den Jakob, für den schwarzen Baruch,
„Er hat das Fieber! Kann's der Vater hören?
„Hat doch wohl keine Steine in den Ohren?
„Jetzt wird's die Reha auch der Mutter sagen,
„Daß auch die Mutter für den Baruch bete.
„Der Baruch hat das Fieber! Hört's der Vater?!
„Jetzt geht das Totenweibel zu der Mutter."

Und so die letzten Worte scharf betonend,
Und scheinbar immer einer Antwort horchend,
Unheimlich anzusehen, schlich sie weiter,
Vom Grab des Vaters zu dem Grab der Mutter,
Von diesem zu dem Grab des Mutterbruders:
„He! schläft der Mutterbruder? Er soll beten!"
Bis sie die Botschaft ausgerichtet hatte.
Noch stand ich da und starrte unverwandt
Den Hügel an, vor dem das Totenweibel,
Auf platten Boden hingekauert, saß —
Denn unter den gefror'nen Schollen meint' ich
Den aufgeschrienen Toten sich bewegen
Und in der morsch geword'nen Brettertruhe
Die grade steife Lage mühsam ändern
Zu sehen, wie im Schlummer unterbrochen, —
Da öffneten mit knarrendem Geräusch
Sich hinter mir die Thüren eines Schuppens,
Und Lichterschimmer, aus dem Bretterhause
Zu mir herüberdringend, traf mein Auge.
Metall'ne Sammelbüchsen wurden dann
Geschüttelt, rasselnd milde Spenden heischend,
Und gleichsam diesem Zeichen folgend, brachen
Allseitig Jammertöne los und Klagen.
Denn aus dem Schuppen, drin die letzte Waschung
Nach jüdischem Gebrauche vorgenommen,
Trug man im off'nen Sarge eine Leiche:
Der Sarg, drei rohe Bretter und zwei Brettchen;
Die Leiche mit entblößtem Kopf und Händen,
In des Verstorb'nen bestem Unterzeuge;
Die Träger: Söhne und ihm sonst Verwandte.

Zehn Schritte vor dem Bretterhause hielt
Der Trauerzug. Die Bahre mit dem Sarge
Ward auf des Kirchhofs Sandweg hingestellt,
Und über dem Entschlaf'nen weinten nun,
Zum letztenmal, eh' ihn die Erde aufnahm,
Die Hinterblieb'nen; Jammerruf erfüllte
Die Luft, als gelte es aus seinem Schlummer
Den müden Greis noch einmal aufzuschreien
Und alle Thränenfluten zu erschöpfen.

Ein Mensch mit langem, ziegelrotem Barte
Stand in gemess'ner Ferne; beide Hände
Auf das Gesicht gedrückt und heftig weinend,
Wie halb gebrochen von der Wucht des Schmerzes,
Doch jeden Laut gewaltsam unterdrückend.

Als sich von neuem an der Bahre Seiten
Die Träger stellten, suchte er dem Toten
Noch einmal nah' zu kommen und die Menge,
Die um den Sarg sich drängte, zu zerteilen;
Die Träger aber wehrten ihm den Zutritt
Mit hartem Wort und drohender Geberde,
Die Fäuste hebend und die Zunge rührend,
Als sei ein Leichenräuber jener andre;
Und erst, als er sich wieder in das Dunkel
Des Seitenweg's zurück begeben hatte,

Wohin der Kerzen Flackerschein nicht reichte,
Nahm die Bestattungsfeier ihren Fortgang.

Am offnen Sandgrab angekommen, stiegen
Zwei Totengräber, weiße Kittel tragend,
Hinunter in die Grube, legten Bretter
Von rohem, weißem Holze an die Seiten
Der Gruft, und eines auf den sand'gen Boden.
Dann hoben sie in weißem Linnentuche
Den Toten aus der off'nen Brettertruhe,
In der er an dem Rand des Grabes lag,
Und trugen ihn hinunter in die Grube.
Als sich des kalten Körpers steife Glieder,
In ihrer starren, ausgestreckten Haltung,
Nur widerstrebend der Bewegung fügten,
Erhob von neuem sich das Weherufen,
Und Jammer schallte weithin durch die Lüfte.

Am Rand des Grabes lagen platte Steine;
Von diesen nahm der eine Totengräber
Die kleinsten fünf und reichte sie dem andern,
Der auf des Toten eingesunk'ne Augen
Und auf die Lippen drei derselben legte,
Die andern zwei schob er, nicht ohne Mühe,
Denn fest geschlossen hielten sich die Finger —
Dem Toten in die wächsern gelben Hände.

Dann deckte er mit einem breiten Brette
Die Leiche zu, stieg langsam aus der Grube
Heraus und während nun gleich d'rauf die Erde
In hartgefror'nen Stücken auf den Deckel
Herunterrollte, daß es donnernd dröhnte,
Und während Söhne und Verwandte halfen,
Zerschnitt den Söhnen er mit scharfer Feile
So Oberkleid wie Unterkleid, zum Zeichen,
Das jetzt ihr Trauerjahr begonnen habe.

Die Lichter waren größtenteils verloschen,
Und kaum erkennbar noch in äuß'rem Umriß
Die hin- und wiederhuschenden Gestalten,
Da wagte sich von neuem in die Nähe
Des off'nen Grabes jener Ausgestoß'ne
Mit rotem Bart; ich sah ihn einen Erdklos,
Bemerkt von keinem, in die Grube werfen,
Und dann sich unbeachtet in die Nähe
Des Totengräbers drängen, dessen Feile
Noch nicht mit Aller Kleidern fertig war.

Den roten Bart mit einer Hand bedeckend,
Und das Gesicht zur Seite wendend, hielt er
Des aufgeknöpften Tuchrocks eine Hälfte
Der Feile schon entgegen, als ihn plötzlich
Ein Arm ergriff und mit gewalt'gem Stoße
Rücküber auf den harten Boden stürzte.
Zu gleicher Zeit erhob sich wie vorhin
Verwünschung und Geschrei; in gellen Lauten
Und unverständlich abgeriss'nen Worten
Ergoß ein Strom von Drohung und Verhöhnung
Sich über den vom Falle halb Betäubten,
Der, kaum noch des Gebrauch's der Glieder mächtig,
Gleich einem Diebe scheu von dannen schlich.
Fast finster war es, ausgelöscht die Lichter;
Die Totengräber schaufelten mit Hast.
Vorüber war das Klagen und das Jammern,
Der Kirchhof leerte sich; mit lautem Schwatzen
Begaben sich die Juden auf den Heimweg;
Die einen von dem Türkenkriege redend,
Die andern, denn der kleine Schacher hatte
Vertreter hier in Menge, von dem Bettzeug
Des Toten, das Gewicht der Federdaunen
Erforschend und die Länge ihres Dienstes,
Und mit dem ältsten Sohne um den Kaufpreis
Wie um die Frist des Zahlens hitzig feilschend;
Indessen sich der jüng're Sohn bemühte,
Den unbequemen Brauch des Ladensperrens,
Wie ihn acht Tage nach dem Sterbefalle
Die Satzung vorschreibt, dadurch zu umgehen,
Daß seinen Kram er für die Trauerwoche
Den Trödelnachbar wahrzunehmen bat,
Der sich denn auch, nach manchen Schwierigkeiten,
Um Geldentschädigung dazu verstand.

Die Stimmen klangen ferner bald und ferner,
Und unverständlich wurden Wort' und Laute;
Nur noch das Schaufeln, wie es von dem Grab her
Eintönig sich, doch deutlich ließ vernehmen,
Und das Geklapper mit dem Waschgeschirre
Im Bretterschuppen, wo das Totenweibel
Noch bei dem letzten Lichterstumpfe schaffte,
Belebten ab und zu die tiefe Stille,
Mit der die Nacht sich auf den Friedhof senkte.

Unkenntlich waren Weg und Steg; zur Rechten,
So schien mir's, hatte ich beim ersten Kommen
Den Schuppen liegen sehen, dessen Helle
Mir jetzt in dieser dunkeln Gräberwüste
Als Leuchte dienen mußte; oder lag nicht
Das Grab zur Rechten, und das Haus zur Linken?
Ich horchte — links her klang der Schaufeln Dröhnen
Und nun — ich wandte rückwärts mich — wo hatte
Das helle Haus ich eben noch gesehen?
Wo war jetzt rechts? Wo links? Kein Licht mehr sichtbar,
Tief dunkel alles rings umher. — Ich tappte
Den schmalen Seitenpfad entlang, die Gräber
Im Vorwärtsgehen mit dem Stecken streifend,
Und meine frei geblieb'ne Hand mechanisch
Gleich einem Schneckenfühlhorn vorwärts streckend.

Da plötzlich faßt ich eines Menschen Haupt —
Im selben Augenblicke aber war mir's,
Als richte die Gestalt sich vor mir auf;
Ich fühlte zweier Hände tastend' Greifen,
Und da ich einen Schritt zurücktrat, heftig
Den Arm, an dem sie mich gefaßt, befreiend,

Hört' eine Stimme ich vom hohlsten Klange:
„Bist Du der Kain, der den Abel schlug? —
Was hast Du mich vom Sarge fortgestoßen,
Daß ich nicht, gleich den andern, meine Hände
Durft' über meines Vaters Leiche ringen,
Und Vater, Vater! rufen, wie es Brauch ist? —
Bist Du der Kain, der den Abel schlug? —
Was hast Du auf den Boden mich geworfen,
Als ich die Kleider, gleich den andern Brüdern,
Einschneiden lassen wollte, wie es Brauch ist,
Zum Zeichen, daß ich um den Vater trau're? —
Bist Du der Kain, der den Abel schlug? —
Was hast Du mich verspottet und gescholten,
Da noch das Grab nicht zugeschaufelt war,
Und nicht geschlossen noch des Vaters Ohren?
Ist er mein Vater nicht? Bin ich sein Sohn nicht?
Was hast Du um den Segen mich bestohlen,
Als gestern er nach seinem Jakob fragte?
Du weißt's, er hat nach mir gefragt; ich horchte
An seiner Sterbekammer Fensterladen,
Vorn an der Straße; als ich meinen Namen
Vernahm, da pocht' ich leise an die Scheiben,
Zwei-, dreimal; bei dem vierten Male kamst
Du scheltend aus dem mir verschloss'nen Hause:
Ob ich den Vater auf dem Sterbebette
Noch an den ungerat'nen Sohn erinnern,
Die Sterbestunde ihm erschweren wolle —
Ob nach des Vaters Fluch mich noch verlange?"
So triebest Du mich von der Schwelle fort,
Und bin doch fünfzehn Meilen hergewandert,
Weil mir's der Itzig mit der Post geschrieben:
Der Vater lieg' am Sterben. Fünfzehn Meilen
Im dünnen Rock, die Schuhe auf dem Rücken.
Und hab' alljährlich reuvoll doch gefastet,
Vom zehnten Kislev bis zum ersten Tebeth,
Und hab' vom Purim bis zum Passah-Ende,
Vom Neujahr, bis zum Lauberhüttenfeste,
Und außerdem an jedem Fasten-Tage
Nur Wasser, Brot und Knoblauch mir gestattet.
Ist über das, was ich begangen habe,
Denn immer noch in all den langen Jahren
Kein Gras gewachsen, oder hast Du Sorge
Getragen, daß es fleißig ward gemäht?
Hat denn der Regen noch nicht glatt gewaschen
Den harten Felsstein Eurer kalten Herzen,
Daß immer noch die böse Schrift zu lesen,
Und deutlich kenntlich? Oder hast Du Sorge
Getragen, daß sie fleißig ward erneuet?
Du bist der Kain, der den Abel schlug! —
Der Abel aber speit Dir vor die Füße,
Und reißt sein Kleid entzwei, und klopft den Staub
Von seinen Schuhen. Hat der Kain denn
Nicht Augen, um zu sehen, wie der Abel
Den ersten Erdklos auf des Vaters Sarg
Geworfen hat, was doch dem Kain zukam?
Meint er, die flachen Steinchen, die der Kain
Nach seinem Vorrecht aufgelesen hatte,
Um daß sie auf des Vaters Mund und Augen
Und in die Hände ihm geleget würden,
Sei'n in das Grab gekommen? Hat der Kain
Nicht Augen, um zu sehen? Überlistet
Hat ihn der Abel, jene Steinchen hat er
Vertauscht und andre, die er selbst gesammelt,
Sind auf des Vaters Mund und auf die Augen
Und in die Hände ihm gegeben worden.
Und wenn in Moses Schoß der Vater anlangt,
Ist alles, was er mitbringt, Abels Gabe!" —

Ein höhnisch Lachen schloß den Redestrom;
Verächtlich spie der Jude auf den Boden,
Zerriß sein Oberkleid und dann sein Hemde,
Daß mir's im Ohre klang, und war verschwunden.
Ich aber tappte in dem Dunkel fort,
Bis ich das Totenfeld im Rücken hatte. —

Abendglück.

Nun ist der Tag geschieden,
Mit seinem Weh und Ach,
Es weht ein stiller Frieden
Den Stürmen leise nach.

Mir ist, ich sei gedrungen
Durch Wolken, schwer und dicht,
Und habe mir errungen
Auch einen Strahl von Licht.

Mir ist, als sei gehoben
Die Brust aus aller Qual
Und alles Leid zerstoben
In diesem Erdenthal.

So frei, so licht, so fröhlich
Ist mir in Herz und Blut,
Den Busen, wonneselig,
Schwillt neuer Lebensmut.

Was ist denn nur geschehen,
Das mich so froh gemacht?
O laß es mich gestehen:
Ich habe dein gedacht.

Paul Driese.

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

In dem alten Schmeling'schen Hause in Gunthershausen hatte Käthe einen traurigen Sommer verlebt. Auf ihre alte Mutter hatten die Eröffnungen in dem Testamente ihres Schwagers Gottlieb einen seltsamen Einfluß ausgeübt. Fortan lebte sie nur noch in der Vergangenheit. Jene kritische Zeit ihres Lebens, als sie blind an dem Glückslose vorüberging, das Fortuna ihr bot, beschäftigte sie fortwährend. Aus ihrem Gedächtnisse tauchte alles wieder auf, was sie längst vergessen zu haben glaubte. Nur wußte sie die Vorgänge von damals in dem neuen Lichte, das sie empfangen hatte, jetzt besser zu deuten.

Von morgens früh bis abends spät unterhielt sie Käthe aus dem stets sich mehrenden Schatze ihrer Erinnerungen. Nie wurde sie müde zu erzählen, wie an einem bestimmten Abende sich Gottlieb verhalten hatte, wie Robert, — was ihr Vater gesagt habe, was ihre Mutter. Und sie vergaß nicht, dabei zu berichten, wie sie bei der Gelegenheit gekleidet war und was sie in der Küche zur Erquickung der beiden Gäste zubereitet hatte.

Käthe ertrug das Geschwätz ihrer Mutter mit geziemender Geduld; nach einiger Zeit indessen, als die alte Frau, die Ereignisse des Tages kaum beachtend, unermüdlich fortfuhr, zu dem Roman ihres Lebens neue, unwichtige Beiträge zu liefern, konnte Käthe mit ihrem nüchternen Sinn nicht verkennen, daß ihre Mutter in Geistesschwäche verfallen war. Es kam hinzu, daß Frau Schmeling garnicht davon sprach, zu ihrem kleinen Geschäfte zurückzukehren, das sie in der Obhut einer bezahlten Gehülfin gelassen hatte. Käthe erinnerte zuweilen daran. „Ja, ja, ich weiß schon," erwiderte die Greisin und war sofort wieder mit ihren Gedanken in der Vergangenheit.

Und auch ihr körperliches Befinden erregte Käthes Besorgnis. Die alte Frau war immer müde, und bei beständig gutem Appetit magerte sie sichtlich ab. Zum Ausgehen war sie nicht zu bewegen. „Ich fürchte mich vor den Leuten; sie schwatzen über mich," sagte sie. Und in dem Hause Gottlieb Schmeling's ging sie träumend umher, und bildete sich schließlich ein, daß sie als seine Witwe berufen sei, seine Hinterlassenschaft zu hüten.

Es wurde Käthe klar, daß ihre Mutter einer baldigen Auflösung entgegenging. Und damit wußte sie auch, was sie zu thun hatte. Sie veranlaßte ihren Schwager Karl Kurz, den Eisenbahnbeamten, für das Geschäft seiner Schwiegermutter einen Käufer zu suchen, und widmete sich ganz der Pflege der glücklichen Kranken, die, umgeben von den Schatten der Toten und mit ihnen verkehrend, wie mit Lebenden, friedvoll dem Grabe zuwandelte.

Hochsommer war vorüber, als sie an der Seite Gottlieb Schmeling's zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Käthe war die einzige anwesende Leidtragende. Thränenlos sah sie den Sarg in der Erde verschwinden. Viel näher als ihrer Mutter hatte sie dem Onkel Gottlieb gestanden, und selbst bei seinem Tode waren ihre Augen trocken geblieben. In Gunthershausen sagte man, sie sei noch härter als der verstorbene Schmeling. Man that ihr Unrecht. Sie haßte nur jede Schaustellung innerer Bewegung.

„Weinen ist eine Krankheit der Schwachen," pflegte sie zu sagen. Sie aber wollte stark sein und sich, so lange sie konnte, in ihrer Individualität gegen alle Welt behaupten, wie in einem Stahlpanzer.

Vierzehn Tage nach dem Tode von Lottchen Schmeling kehrte der Notar Brüninghaus von einer Badereise nach Gastein zurück, zu der ihn sein Arzt nur mit großer Mühe bewogen hatte. Am Abend nach seiner Ankunft ging er hinüber zu Käthe.

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, Notar," empfing sie ihn. „Lassen Sie nur. Wir beide, glaub' ich, verstehen es, uns in das Unvermeidliche zu schicken. Ich wünschte nur, Sie hätten meine Mutter gesehen, wie sie sich an alten Zeiten sättigte. Als sie hinüberging, wußte sie nicht mehr, wessen Weib sie eigentlich gewesen war, ob Roberts oder Gottliebs. Neben unserem Freunde wird sie auferstehen. Nun: Gott wird droben dereinst alles so einrichten, wie sich's für's ewige Leben am besten schickt. — Und wie ist's Ihnen ergangen, Notar? Haben Sie sich ein Quentlein neuer Jugend aus den Wildwassern geholt?"

Brüninghaus verzog leicht die Lippen.

„Sie belieben zu scherzen, Fräulein Käthe," erwiderte er. „Was ich Jugend nennen würde, verleiht kein Quell der Erde. Und ob ich hinreiste, wenn es einen solchen gäbe, das ist noch sehr die Frage."

„So? Sie sind wohl sehr zufrieden mit Ihrem ausgegohrenen Rest von Leben?"

„Danke für gütige Nachfrage. Ich nehm' es, wie es kommt."

„Und der Wein schmeckt noch?"

„So ziemlich."

Käthe erhob sich. „Warten Sie, Notar, wir beide wollen ein Glas miteinander trinken. Von Ihrer Lieblingssorte. Sie brauchen heut' abend nicht in's Wirtshaus zu gehen."

Fünf Minuten später saßen sie hinter der Flasche. Käthe nippte kaum, während Brüninghaus den köstlichen Trank mit Behagen schlürfte.

„Kommen Sie öfter, Notar," sagte Käthe. „Ich bilde mir manchmal ein, ich hätte Schmeling's Alter geerbt. Wir könnten die Freundschaft fortsetzen. Ich wenigstens stände mich gut dabei. Die Leute fürchten mich, und ausziehen, um mir jetzt noch ein paar gleichgestimmte Seelen zu suchen, mag ich nicht."

„Freuen Sie sich, daß Sie mit einer so ausgesprochenen Einsiedlernatur geboren worden sind."

„Geboren worden? — Das weiß ich nicht. Die Schale wird mir langsam gewachsen sein. Sie sind auch nicht im Pergamenteinband auf die Welt gekommen, Notar."

„Nein, aber ich hatte ihn bald bitter nötig. Sie wissen ja."

„Ich weiß. Sieben Jahre Brautstand und ein Jahr später Witwer — dabei gehen die Locken aus und das Herz verkrustet. — Hat Richard kürzlich wieder um Geld geschrieben?"

„Nein. Seit April hat er mich in Ruhe gelassen."

„Wo war er doch damals? War's nicht in Hamburg?"

„Ja. Heute hier, morgen dort. Es ist sein Fluch — und der meinige. Schuld kann zum Krebs werden, der unheilbar weiterfrißt. Sein Fall, wie es scheint. Als ich ihn damals aus dem Zuchthause abholte und nach Amerika expedierte, war ich nicht ohne Hoffnung. Er wollte ein neuer Mensch werden. Und er hätte es gekonnt — warum nicht? Mancher schon hat da drüben mit dem Schweiße seines Angesichts in redlicher Arbeit sich gereinigt und Gott hat ihn wieder zu Gnaden angenommen. Brauchte er im Pfuhl der Sünde stecken zu bleiben? Oder glauben Sie, Fräulein Käthe, daß er herausgekommen ist in den zwanzig Jahren, die er sich jetzt schon als sogenannter Künstler — als Taschenspieler, Jongleur — was weiß ich? — in der Hefe der Gesellschaft in allen Erdteilen herumtreibt?"

Käthe zuckte die Achseln. „Er sieht nicht danach aus," versetzte sie lakonisch.

Brüninghaus trank hastig einen Schluck; augenscheinlich erregte ihn der Gesprächsgegenstand. Unwillkürlich die Stimme dämpfend, fuhr er fort: „Seit er wieder in Deutschland ist — ich will es Ihnen nur anvertrauen — verfolgt mich der Gedanke, daß er, in eine verzweifelte Lage geratend, mich aufsuchen könnte. Solcher Begegnung wär' ich nicht gewachsen, das fühl' ich. Meine Kräfte reichen gerade aus, meinen Geschäftskarren auf dem gewohnten Geleise weiter zu schieben und daneben mit ein paar alten Bekannten ein Stündlein ruhig zu verplaudern. Schon die Vorstellung, daß mir mehr zugemutet werden könnte, ängstigt mich. Nach jenem letzten Briefe aus Hamburg ist mir mein alter gesunder Schlaf abhanden gekommen. Ich träume schreck-

liche Dinge, wache auf und liege stundenlang, unwichtige Sachen mit Anstrengung im Kopfe umherwälzend, um nur nicht von neuen Träumen gepeinigt zu werden. Es ist etwas besser geworden seit Gastein; aber ganz ist mir die Unruhe noch nicht aus dem Blute gewichen."

„Hirngespinnste, Notar!" sagte Käthe, und betrachtete ihn aufmerksam. „Sollte er kommen, der Lump, so haben Sie immer noch Mittel und Wege, ihn sich vom Leibe zu halten. Sie leben doch nicht auf offener Straße. Außerdem: in vier Monaten hat er nicht gebettelt. Es muß ihm gut gehen. Und ehe er's wagt, Ihnen vor die Augen zu treten, würde er doch erst wieder sein Heil mit Feder und Tinte versuchen. Das warten Sie mal ab. Dann ist's immer noch Zeit, ihm die Taschen zu stopfen. Weiter kann er ja nichts wollen."

„Das ist alles wahr," erwiderte Brüninghaus. „Ähnliches hab' ich mir schon hundertmal gesagt. Aber die Furcht ist geblieben. Mit Vernunft ist krankhaften Einbildungen nicht beizukommen."

Käthe hielt es für richtig, das Thema zu wechseln.

„Was giebt es Neues von Schmeling's Erben?" fragte sie.

„Voll gezogen haben Albert Malchien und Heinrich Kurz. Ersterer schon im Juni, letzterer heute. Kurz hat es nötig gefunden, mir zu erläutern, daß er es mit Nummer Sicher halte. Er geht im Oktober nach Berlin. Sein Vater hat sich gefügt."

„Reicht die Summe zum Studium?"

„Schwerlich. Aber er soll zu Ende studieren, ohne hungern zu müssen — auf alle Fälle. Ich helfe ihm."

Käthe sah ihn erstaunt an. „Sie, Notar?"

„Ja, ich. Sie wissen wohl nicht, daß der junge Mann damals bei mir war. Er hat mir sehr gefallen; es ist etwas in ihm, das mich an die eigene Jugend erinnerte — ein frischer Enthusiasmus, der mich anwehte wie ein Hauch aus alten Zeiten, als die Jünglinge sich noch nicht lediglich für den Tanz um's goldene Kalb vorbereiteten."

„Das ist lange her, Notar."

„So lange, daß ich's vergessen hatte. Nichtsdestoweniger ist es wahr. Auch ich, Fräulein Käthe, war einer von denen, die mit tausend Masten hinausschifften. Damals — wenn ich mich hätte sehen können, wie ich heute bin — ich weiß nicht, was ich gethan haben würde. Und auch Heinrich Kurz — Aber es ist einerlei. Er soll seine Chance haben. Voll und ganz. Alles Menschenlos ist unsicher."

Käthe schüttelte den Kopf: „Ich lerne Sie heute von einer neuen Seite kennen."

„Die Ihnen hoffentlich nicht mißfällt."

„Nein, Notar. Sie sind ein altes Juwel. Die Fassung hat arg gelitten, aber der Stein hat sein Licht behalten."

Sie reichte ihm die knöcherige Hand und nickte ihm zu mit einem Ausdruck, der ihre harten Züge merkwürdig verschönte.

Dann fuhr sie in ihrem gewöhnlichen Ton fort: „Und die beiden Mädchen? Haben sie sich auch etwas von Schmeling's Taschengeld kommen lassen?"

„Die eine ja — die hübsche Holsteinerin, deren der Präsident sich angenommen hat. Ich besitze ihre Quittung über tausend Mark. Von Klara Malchien, der andern, habe ich noch nichts gehört."

„Ich würde das Umgekehrte für wahrscheinlicher gehalten haben."

„So täuschen sich auch die Klugen. Das Landkind, in die Residenz kommend, wird plötzlich entdeckt haben, daß es nichts anzuziehen hatte."

„Wahrscheinlich. — Wollen Sie schon gehen, Notar?"

„Ich werde erwartet. — Auf Ihr Wohlsein!"

Er leerte den Rest in seinem Glase. Käthe geleitete ihn bis zur Thüre. „Die Gewohnheit ist doch im Alter die stärkste Kraft im Menschen," sagte sie anzüglich.

„Die Stammgäste im ‚König von Preußen' warten auf meine Erzählungen aus Gastein," entschuldigte sich Brüninghaus.

„Natürlich! — Der Teufel kriegte nur Schläge, als er keine Entschuldigung wußte. — Gehen Sie nur, Notar, aber kommen Sie bald wieder. Und noch eins — hören Sie — lassen Sie das dumme Träumen. Ich möchte Sie nicht auf den Weg geraten sehen, den meine Mutter gegangen ist."

Brüninghaus erzählte den Stammgästen von seinen Erlebnissen in Gastein. An diesem Abende verlangte er vor dem Aufbruch ein Glas heißen Grog, „aber stark von Rum." Und er schlief wirklich durch; sein ungeratener Sohn erschien ihm nicht und setzte sich rittlings auf seine Brust, mit langen, spitzen Messern Jongleurkünste ausführend.

Viertes Kapitel.

Mitte September kehrte Altrock von Heringsdorf zurück. Er war gekräftigt und fühlte sich um zehn Jahre verjüngt.

„Alles in Ordnung im Hause?“ erkundigte er sich bei seiner Frau, als sie allein waren.

„Es hat uns nichts gefehlt,“ erwiderte Sophie.

„Und Hilka — habt Ihr Euch besser zueinander gestellt?“

„Sie hat sich gewöhnt und ist mir recht behilflich gewesen. Ich würde sie ganz gerne länger im Hause behalten, indessen —“

„Nun — was steht denn da im Wege?“

„Ich hab' es Dir nicht geschrieben, um Dich nicht zu beunruhigen. Bernhard bemüht sich in auffallender Weise um sie. Er scheint nichts im Kopfe zu haben, als das Mädchen. Ich glaube nicht, daß es Dir passen würde, wenn sich etwas Ernsthaftes daraus entwickelte.“

„Es wird nichts weiter sein als eine Jugendschwärmerei — eine sogenannte erste Liebe, die sich in Gefühlen verpufft. Allerdings — Du hast Recht — die Tochter eines kleinen holsteinischen Gutsbesitzers würde mir als Schwiegertochter nicht eben willkommen sein. Wie verhält sich denn Hilka gegen ihren Verehrer?“

„Soviel ich beobachten konnte, durchaus korrekt. Sie zeigt ihm nicht das mindeste Entgegenkommen, vielmehr lacht sie über seine Artigkeiten und verspottet ihn, wenn er einmal überschwänglich wird.“

„Ja, ja — sie ist ein verständiges Mädchen . . . Aber wie sie entfernen? — Meine Einladung war an keine Frist gebunden . . . “

„Schreibe ihrem Vater, was sich hier anspinnt. Bei Ihrer Jugend kann er nicht wünschen, daß sie sich schon bindet — noch dazu an einen Studenten. Wenn er ein Mann von Einsicht ist, wird er sie zurückrufen.“

„Hm — gerne thu' ich's nicht. Aber ich will mir's überlegen.“

Am nächsten Morgen nahm der Präsident seinen Sohn ins Gebet.

„Du hast eine schöne, ruhige Zeit gehabt. Hoffentlich bist Du jetzt so weit, daß Du Dich in Deinem Wissen sicher fühlst.“

Bernhard wurde verlegen. „Ungefähr — ich glaube,“ stotterte er.

„Alle Vorbereitung muß einmal ein Ende haben“, fuhr Altrock fort. „Man kann auch des Guten zu viel thun. Laß sehen . . . der Oktober steht vor der Thüre . . . Ich wünsche, daß Du Dir das Thema für die schriftliche Arbeit aufgeben läßt. Damit bekommst Du festen Grund unter die Füße. Das wird Dir nach der Zersplitterung der Arbeit ein Labsal sein.“

Bernhard bekam keinen geringen Schrecken. Er konnte sich nicht zu dem Bekenntnis entschließen, daß er in den letzten sechs Wochen lernscheu gewesen sei und sich nur mit dem Vergessen erworbener Kenntnisse beschäftigt habe. Kleinlaut erwiderte er: „Wie Du meinst, Vater.“

Altrock sah ihn scharf an. „Ich erwarte, daß Du Deinem Namen Ehre machen wirst. Allotria hast Du genug getrieben — verteidige Dich nicht: ich weiß mehr, als Du Dir träumen läßt. Ich habe Dich Deine Studienzeit genießen lassen, weil ich an einen guten Kern in Dir glaube. Nun zeige, was Du im Ernstfalle wert bist. Hic Rhodus, hic salta.“

„Ich will mein Bestes thun,“ versprach Bernhard.

Als er ging, rief Altrock ihm nach: „Noch eins. Ich werde Hilka nach Hause schicken, falls Du fortfahren solltest, ihr Thorheiten in den Kopf zu setzen.“

Draußen auf dem Korridor begegnete Bernhard der reizenden Cousine, die auf beiden Armen einen Packen Wäsche trug.

„Laß mich Dir helfen!“ bat er galant.

„Halte mich nicht auf!“

Sie eilte an ihm vorüber; dann jedoch wandte sie sich um und fragte schalkhaft: „Hat es etwas abgesetzt da drinnen?“

„Ich danke — und ob. Frau von Altrock hat geschwatzt. Muß die aber spioniert haben!“

Hilka lachte. „Dein Vater sollte mich einmal fragen; ich würde ihm erst recht nette Geschichten von seinem ältesten Sohne erzählen können.“

Sie ging weiter.

„Du, Hilka!“ rief er ihr nach. „Ich soll nächsten Monat ins Examen steigen; der Alte will es.“

„Da möchte ich nicht in Deiner Haut stecken,“ gab sie zurück und verschwand dann in der Leinenkammer.

Mittags war Altrock sehr aufgeräumt. So gut wie heute hatte er an der Ostsee nicht gespeist. Und Sophie hatte einen kühnen Griff in die Tiefen des Weinschrankes gethan und zur

Feier der Rückkehr des Hausherrn einige Flaschen Scharlachberger geopfert. Als der dritte Gang aufgetragen wurde, sagte der jüngste Altrock mit strahlenden Augen: „Es ist man gut, daß Papa wieder da ist." — „Warum, mein Junge?" erkundigte sich der Präsident. — „Weil wir jetzt besseres Essen kriegen," sagte Jung-Berlin. Alles lachte, nur Sophie nicht. „Du undankbarer Bengel!" schalt sie. — „Recht wird er haben," meinte Altrock. „Gieb ihm nur ein großes Stück Pudding!"

Beim Nachtisch erzählte er, sich an Hilka wendend: „Ich habe noch ein Paar Deiner zahlreichen Vettern kennen gelernt — die beiden Sekonde-Leutnants Olden, Zwillingssöhne des Pastors, der damals in Gunthershausen so entrüstet über das Testament war, das ihm die Hände leer ließ. Sie stellten sich mir in Heringsdorf vor. Flotte Bursche; nichts von der geistlichen Herkunft zu merken. Sie stehen in Potsdam und wollen demnächst bei uns Besuch machen. Auseinander zu kennen sind sie nicht — ich wenigstens habe es nicht fertig gebracht. Glücklicherweise waren sie so rücksichtsvoll, mir jedesmal auf's Neue ihre Vornamen zu nennen: ‚Edmund — Theodor'. — Ich fürchte, der Pastor hungert ihretwegen; die Pfarre muß schon sehr fett sein, die zwei Leutnants auf's Budget nehmen kann."

Hilka berichtete von ihrer Begegnung mit Erich, dem Amerikaner. Als Altrock von Rabattini und Polly Pitt hörte, warf er seinem Sohne einen fragenden Blick zu. Dieser zuckte die Achseln und verzog die Lippen.

„Ich will hoffen," sagte Altrock ernst, „daß Herr Erich Malchien inzwischen seinen Weg zum heimischen Heerde zurückgefunden hat."

Dies war indessen nicht der Fall gewesen, wie Hilka sehr bald ausfinden ließ. Eines morgens wurde ihr ein Herr angekündigt, der sie zu sprechen wünsche. Zu ihrer peinlichen Überraschung fand sie den Vetter aus Chicago im Salon vor. So heruntergekommen sah er aus, in Kleidung sowohl als in Haltung, daß sie den Ausruf nicht unterdrücken konnte: „Vetter Erich — um's Himmelswillen — was ist mit Ihnen vorgegangen?"

Er drehte seinen schäbigen Filzhut verlegen zwischen den Fingern. „Das mögen Sie wohl fragen," versetzte er. „Ich kenne mich selbst nicht mehr, wenn ich mich im Spiegel ansehe. Mein Junge, der John — Sie wissen ja — ist ein Ungeheuer. Wahrscheinlich ist meine Frau im Bunde mit ihm. Sie haben mich auf dem Trocknen sitzen lassen. Gänzlich. Meine Brandbriefe werden nicht beantwortet. Es ist die höchste Zeit, daß ich nach meinem Besitze sehe. Aber ich kann nicht fort. Jetzt bin ich mit meinen Mitteln ganz zu Ende; fünfzig Pfennige habe ich noch im Vermögen, das ist alles."

„Aber das ist ja ein entsetzlicher Zustand!" rief Hilka.

„Es ist, um darüber aus dem Häuschen zu fahren. Am ersten Januar dieses Jahres wiesen meine Bücher ein Vermögen von zwanzigtausend Dollar auf. Ich bin ein wohlhabender Mann. Und dennoch — wenn mir nicht geholfen wird, muß ich mich heute von der Polizei als subsistenzlos aufgreifen lassen."

Hilka dachte nach. „Haben Sie sich noch nicht an Ihren Bruder in Westerfelde gewandt?" fragte sie.

„Ja, als mir die Not anfing, auf den Nägeln zu brennen. Vor acht Tagen. Bis dahin hoffte ich immer noch."

„Und Ihr Bruder — kann er nicht helfen?"

„Er könnte wohl, aber er will nicht. Ich würde ihm ja nach meiner Ankunft in Chicago sofort zurückgeschickt haben, was er mir vorstreckte — sogar mit einer Wucherprämie, wenn er sie gefordert hätte. Aber Fritz traut mir nicht — oder er stellt sich wenigstens so. Meine Angabe, daß meine eigene Familie das Portemonnaie gegen mich schließe, um mir die Rückkehr unmöglich zu machen, sei ganz und gar unglaublich. So schreibt er. Auf dergleichen amerikanischen Schwindel falle er nicht herein; da müßte ich mir schon einen dümmeren suchen. Und was mein Haus und Geschäft in Chicago betreffe, wovon ich ihm vorgeprahlt hätte, so sei er der Meinung, beide lägen einstweilen noch im Monde. Ich sei in meiner Jugend ein Thunichtgut gewesen, dessen sich die Familie habe entledigen müssen, und der Beweis, daß ich es wirklich zu etwas gebracht habe, stehe noch aus. Kurz: er habe kein Geld für mich übrig. Das war die Antwort, die ich empfing: mein einziger Bruder sagte mir in's Gesicht, ich sei ein Betrüger! Das mußte ich mir gefallen lassen!"

Er ging aufgeregt im Zimmer hin und her.

Plötzlich stellte er sich vor Hilka hin: „Halten auch Sie mich für einen Betrüger? Glauben auch Sie, daß ich mir durch unwahre Aussagen Kredit verschaffen will?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort, in eine weinerliche Stimmung umschlagend: „Daß ich betteln gehen muß — als Opfer einer infamen Verschwörung — ich — in meiner amerikanischen Heimat ein Mann — ein Mann von Einfluß in meiner Ward — ich, der ich drüben auf mein bloßes Wort ein paar tausend Dollar haben kann — Cousine Hilka — das ist eine so erbärmliche Lage — wahrhaftig, meinem ärgsten Feinde möchte ich sie nicht wünschen.“

Er setzte sich nieder, stützte den Kopf auf, und fing an zu weinen.

Hilka hatte ihren Entschluß gefaßt. Sie konnte diesen Verwandten nicht in seiner komisch-tragischen Verlegenheit stecken lassen, so lange sie die Mittel hatte, ihn daraus zu befreien. Der Notar Brüninghaus in Gunthershausen mußte nochmals heran.

„Beruhigen Sie sich, Vetter Erich,“ sagte sie. „Wenn Sie sich noch einige Tage gedulden wollen, kann ich Sie in den Stand setzen, Ihre Rückreise nach Chicago anzutreten.“

Erich hob den Kopf empor. Die Bitte, die ihm noch nicht über die Lippen gewollt hatte, war ihm bereits gewährt.

Ehe er danken konnte, fuhr Hilka fort: „Wieviel haben Sie nötig?“

Er rechnete verlegen: „Da sind außer den Überfahrtskosten noch einige Schulden ... Ich möchte doch gerne einen guten Namen hinterlassen ...“

„Natürlich. Nennen Sie dreist die Summe — sie darf nur nicht mein Guthaben in Gunthershausen übersteigen.“

„Tausend Mark müßte ich doch wohl haben ...“

„Das geht noch. Kommen Sie in drei Tagen wieder. Und warten Sie — zum Leben bis dahin müssen Sie auch etwas haben. Gut, daß ich daran denke.“

Sie zog ihre Börse und legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch. „Ich hoffe, es wird genügen. Mehr kann ich nicht entbehren — sehen Sie nur!“

So viel vorausdenkende Güte ging dem verirrten Manne zu Herzen. In den Kreisen, die ihn vor einigen Monaten angezogen und seitdem festgehalten hatten, gab es nicht dergleichen, — gab es auch keine Mädchenblüte, so rein und hold, so keusch und anmutig, wie diese junge Verwandte, die ihn so vertrauensvoll mit ihren blauen Augen ansah. In tiefer Zerknirschung empfand er in diesem Augenblick, wie weit er sich aus der Sphäre verloren hatte, in die er durch harte Arbeit emporgeklommen war. Er ergriff beide Hände Hilkas und stotterte, kaum der Sprache mächtig: „Ihnen wird, Ihnen muß es gut gehen im Leben ... Was Sie an mir thun, ist mehr, weit mehr, als Sie ahnen können ... Es wird wieder hell vor mir, und Gott weiß, es war die höchste Zeit ...“

Er rannte davon. Kopfschüttelnd sah Hilka ihm nach. „Wie wunderlich war er!“ sagte sie. „Er muß furchtbar gelitten haben, der arme Mensch.“

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Die Odyssee. Nachgebildet in achtzeiligen Stanzen von Hermann von Schelling. München, R. Oldenbourg 1897. Das Werk ist nicht der erste Versuch, und wird auch schwerlich der letzte bleiben, für die deutsche Nachdichtung der homerischen Epen, und namentlich der farben- und handlungsreicheren Odyssee eine Form zu finden, die unserem Sprachgefühl näher steht, als die alteingebürgerte von J. H. Voß, auch nicht der erste Versuch, dafür die Stanze zu wählen. Damit ginge freilich selbst für einen Meister der Übersetzungskunst mindestens ebensoviel verloren, als er gewinnen könnte, und Hermann von Schelling, der ehemalige preußische Justizminister, ist kein Meister. Dennoch soll das Buch nicht herabgesetzt sein; es ist die feinsinnige Arbeit eines hochgebildeten Mannes, und die langathmige Begeisterung, die er daran gewendet hat — sicherlich handelt es sich hier im buchstäblichen Sinn des Worts um ein Lebenswerk — hat in diesen hastigen Tagen etwas Rührendes. Auch ist sie an sich geeignet, Freunde zu finden, denn sie ist treu und die Verse fließen glatt, nur scheint sie uns trotzdem den Vergleich mit mancher früheren Übersetzung, namentlich auch der von Jordan, nicht gut auszuhalten. Eine Stelle sei hier zur Vergleichung ausgehoben. Vers 1—10 des 1. Gesangs übersetzt Jordan:

Lehre mich, Muse, das Lied vom bewanderten Mann, der am längsten
Irrfuhr, als er zerstört die heilige Veste der Troer,
Kennen so lernte die Städt' und die Sitten vieler der Menschen,
Doch auch Schmerzliches viel zur See durchlitt im Gemüthe,
Trachtend, das Leben sich selbst, den Freunden zu sichern die Heimkehr.
Aber umsonst war er eifrig bemüht die Genossen zu retten;
Denn es verloren die Thoren durch eigenen Frevel ihr Leben.
Weil sie die Kühe verzehrt des erhabenen Walters der Sonne,
Schnitt es der Gott ihnen ab, den Heimkehrtag zu erblicken.
Hebe von hier mit der Mär, o Tochter des Zeus, auch für uns an.

Bei Schelling lauten dieselben Verse, wie folgt:

Den Helden, den erfahrungsreichen, preise
Dein Lied, o Muse, der umhergeschweift
Von Land zu Land auf irr verschlung'ner Reise,
Nachdem er Troja's heil'ge Burg geschleift;
Er lernte vieler Menschen Denkungsweise,
Sein Aug' hat manchen Volkes Stadt gestreift,
Doch mußt' er, auf der See umhergeschlagen,
Des Leides viel in seiner Seele tragen;

Um's eigne Leben rang er und nicht minder
Um Rückkehr seiner Kriegsgefährtenschaar;
Doch nicht gelang sein Müh'n, denn sie in blinder
Vermessenheit vergaßen der Gefahr
Und schlachteten des Sonnengottes Rinder.
Doch der beraubte sie für immerdar
Des Tag's der Heimkehr; laß davon uns Kunde,
O Tochter Zeus', entschlüpfen Deinem Munde!

Wir möchten unsern Eindruck nicht erst aufdringlich nachweisen; auch giebt es in derlei Geschmacks- und Empfindungsfragen, kaum einen Beweis. Nur Eins sei betont, um Mißverständnissen vorzubeugen: daß sich Herr von Schelling nach schlichter, klarer, ungetragener Sprache müht, machen wir ihm wahrlich nicht zum Vorwurf. Übrigens ist ihm auch darin Jordan vorangegangen. Er hat es zuerst gewagt, in der Bitte der Neusikaa an ihren Vater (VI. 57) das „[illegible]" des Originals mit „lieber Papa" zu übersetzen. Schelling sagt sogar: „Papachen", worüber gewisse Zöpfe in noch viel heftigeres Wackeln kommen werden, als einst über Jordan's Ausdruck. —uz—

— Thomas Münzer. Ein Drama aus dem Bauernkriege in fünf Aufzügen von W. Kunno, Bonn, P. Hansteins Verlag. Eine schwache, zudem ungeübte Hand versucht sich hier an einem Stoff, an dem viel Stärkere, vor Jahresfrist auch Gerhart Hauptmann, jammervoll gescheitert sind. Das Drama zeigt, was der Autor nicht kann; ob ihm Anderes, Besseres glücken wird, läßt sich darnach nicht mit Bestimmtheit sagen; Einzelnes, so die Begegnung Götzens mit den Bauern im zweiten Akt, läßt uns aber darauf hoffen. — g.

— „Die Macht der Liebe." Erzählung von W. Frank (Frankfurt a. M., J. Kauffmann). Ein rührend wohlgemeintes Buch, das die Kritik entwaffnet. Es giebt da nur ausgezeichnete oder niederträchtige Menschen; die Guten werden glücklich, die Schlechten hängen sich auf. Die Erzählung wird, fürchten wir, der menschenfreundlichen Tendenz des Verfassers wenig nützen, aber schaden wird sie ihr gewiß auch nicht. K. B.

— Schwarzwald-Lieder von Oskar Eisenmann. Zweite, stark vermehrte Auflage. Kassel. Verlag von Th. G. Fisher & Co. 1897. Auf Seite 147 stimmt der wackere Dichter ein „Lob des Naturheilverfahrens" an:

„Hier lüstet's Niemand nach Arznei,
Nach Doktor nicht, noch Apotheker,
Wald, Wies' und Wasser sind die Pfleger,
Die neues Blut uns schaffen bei."

Er lobt aber auch den „Frühling im Schwarzwalde" (S. 10):

„Das ist ein Nicken, Grüßen rings,
Daß ich mußt' danken schlechterdings
Und schnell ein Lied zu deinem Lob
In mein Gedenkbuch einverwob."

Nicht minder lobt er das Murgthal (S. 75):

„Ein wilder Knabe, jagst du hin,
O Bach, der schon möcht' Jüngling heißen,
Zum Fluß, zum Meere willst du zieh'n,
Voll Ungeduld nur weiter reisen."

Er lobt aber auch Menschen, z. B. die „Schwarzwald-Dirne" (S. 4.):

„Du Dirnlein am Weg mir,
Du waldfrischer Sproß,
Du Wild im Geheg' mir,
Du Schwarzwalder Schoß."

Ferner „eine junge Künstlerin" (S. 141):

„Perlend, wie des Morgens Thau
Gleiten deine weichen Hände
Über des Pianos Bau,
Ihm entlockend zarte Spende."

Aber nicht minder lobt er einen stillen „alten Steinhauer" (S. 140):

„Das ist ein Mensch, dem geht es schlecht,
Doch hört man ihn nicht klagen,
Was dürften dazu Herr Liebknecht
Und die „Genossen" sagen?"

Und ebenso lobt Herr Eisenmann — aber der Leser wird mit Recht ungeduldig werden und sagen: „Wozu noch mehr, wozu sechs Proben? Ein stümperhafter Dilettant, der in schlechten Reimen alles bedichtet, was ihm in den Weg kommt — das haben uns schon die ersten Verse gesagt." Gewiß, aber diese Sammlung ist zum Unterschied von den unzähligen, gleich schlechten oder doch nicht viel besseren, die alljährlich erscheinen, von einem gewissen psychologischen Interesse. Der Verfasser ist kein junger Mensch, sondern nach Kürschners Litteratur-Kalender 1842 geboren, er ist auch kein verdienst- und namenloser Geselle, sondern ein Kunsthistoriker von gefestetem Ruf und Direktor der Casseler Galerie. Und dieser Mann schreibt nicht nur solche Verse, sondern läßt sie auch drucken. Das ist bei einem solchen Manne ein Mangel an Selbstkritik, wie man ihn doch nicht alle Tage findet. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaction zur Rezension zugekommen:

Heine, Anselm. Drei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 1896.

Ballestrem, Eufemia von Adlersfeld. Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1897.

Suttner, Bertha von. Einsam und arm. 2 Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 1896.

Syrutschek, Julius. Dorffrieden und Alpenwildnis. Geschichten aus den Tiroler Bergen. Dresden, Leipzig und Wien. 1897.

Polko, Elise. Verwehte und frische Spuren. Geschichten und Bilder. Dresden, Leipzig und Wien E. Piersons Verlag. 1897.

Voß, Richard. Villa Falconieri. Die Geschichte einer Leidenschaft, 2 Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Ohnet, Georges. Die Tochter des Abgeordneten. Aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Hopfen, Hans. Die Siegerin. Eine Wiener Geschichte. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Croker, B. M. Eine dritte Person. Roman in zwei Bänden. Aus dem Englischen von Theodor Behrens. Stuttgart. 1896.

Wilbrandt, Adolf. Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1896.

Poritzky, J. E. Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen? Eine psychologische Studie. Berlin, Carl Duncker. 1896.

Spitteler, Carl. Der Gotthard. Frauenfeld, J. Huber. 1897.

Pawlitschek, Anna. „Ob ich dich liebe —" Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. Wien, Karl Konegen. 1897.

Hinkeldeyn, Anna. Auf deutschen Pfaden. Dichtung. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1897.

Schelling, Herman von. Die Odyssee nachgebildet in achtzeiligen Strophen. München und Leipzig, R. Oldenburg. 1897.

Friedrich Rückerts Werke. Lieferung 7—20. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Levetzow, Hulda von. Lies und Lene. Die Schwestern von Max und Moritz. Eine Buschiade für Groß und Klein in sieben Streichen. Reich illustriert von F. Maddalena. Hamburg, R. Fritzsche o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.